

Irene, die Träumerin.
Roman in 3 Bänden
von
Philipp Galen.

ERSTER BAND.

ERSTES CAPITEL. EIN UNBEKANNTER REISENDER.

Es war am 16. Mai des Jahres 1870. Der von den Dichtern und Naturfreunden so oft gefeierte Wonnemonat, der eine Reihe von Jahren hindurch sich nicht als solcher gezeigt und dadurch seinen altbewährten Ruf bei Vielen eingebüßt hatte, schien in dem genannten Jahre, wenigstens in dem Landstrich, den wir zum Schauplatz unserer Erzählung gewählt, seinem alten Namen wieder einmal Ehre machen zu wollen und hatte von Anfang an so herrlich warme und sonnenklare Tage gebracht, daß alle Welt sich schon der Hoffnung hingab, er werde auch ferner halten, was er versprochen, und man könne sich getrost auf die Reise begeben, um einige Frühlingstage unbehelligt von Nässe und Kälte, in Gottes freier Natur zu verleben. Alle Bäume fast waren schon grün, tausend bunte Blumen und Blüthen sproßten in den Gärten und auf den Wiesen und in den lichten Höhen unter dem azurblauen Himmel sangen die Lerchen, wie in den Wäldern andere jubelnde Vogelschaaren ununterbrochen ihr ewig harmonisches und zauberhaftes Lied.

Allein diese frühe Freude sollte nur wenige Tage dauern. Schon in den ersten Morgenstunden des Tages, den wir oben genannt, bewölkte sich plötzlich der Horizont und von Westen her zogen gewaltige Wolkenmassen heran, die immer drohender wurden, bis sie sich endlich in

heftigen Regen auflösten, der unaufhörlich niederströmte und der kaum gefühlten Wonne ein trauriges Ende bereitete.

Wenn nun ein solches böses Wetter schon in der Ebene Bedauern und Unlust erzeugt, wo man in der zerstreungsreichen Stadt, im gemüthlichen Hause, bei der Arbeit oder in sonstiger alltäglicher Thätigkeit, sich dagegen schützen kann, um wie viel unbehaglicher ist es dem einsamen Wanderer, der sich, dem trügerischen Sonnenschein vertrauend, in die freie Natur hinausgewagt hat und die schönen Berge seines Vaterlandes aufsucht, um einmal ein paar freie Tage in sorglosem Genuß zu verbringen! Das sollte auch ein junger Mann empfinden, den wir bei so trübem Wetter in das Gebirge begleiten wollen und dessen Schicksale im Jahre 1870 und 1871 zu erzählen wir uns auf diesen Blättern vorgenommen haben. Er, der für den Augenblick noch keinen Namen für uns hat, war in den letzten zehn Jahren nur wenig auf Reisen gewesen; ernste Pflichten und gewichtige Geistesarbeiten hatten ihn an eine menschenreiche Stadt gefesselt, jetzt aber, da er einige Wochen für sich zu haben glaubte, hatte auch ihn der lachende Mai frühzeitig in's Freie gelockt und die herrlichen Berge, die das Herz Deutschlands schmücken, hatten ihn unwiderstehlich angezogen, so daß er den Wanderstab in die Hand genommen und fröhlich in die grüne weite Gotteswelt hinausgepilgert war.

So sehen wir ihn am Fuße eines etwa zweitausend Fuß hohen Berges angelangt, den er noch heute besteigen

wollte, nachdem er ihn schon oft und lange als das lohnende Ziel einer kleinen Sommerreise in's Auge gefaßt. Der Name des Berges thut eigentlich nichts zur Sache, eben so wenig der des Landes, unter dessen grünen Riesen er sich als der bedeutendste und schönste von allen erhebt; um ihn aber doch einigermaßen zu bezeichnen, wollen wir ihn den ›Thurmberg‹ nennen, welcher Name ihm schon wegen des imposanten Gerüstes gebührt, das man ehemals auf seinem Gipfel angebracht, aber auch darum, weil er sich inmitten vieler ähnlicher Berge als allerhöchster thurmartig in die Höhe streckt und bei klarem Wetter eine Aussicht gewährt, wie man sie nur selten in den schönen Gebirgsländern unserer Heimath finden mag.

Am Fuße dieses im Sommer von Reisenden aller Art vielbesuchten Berges ist ein kleines Landstädtchen gelegen und in dem einzigen Gasthaus desselben ›Zum Thurmberg‹ genannt, hatte der Reisende, der mit der Post von der nächsten Eisenbahnstation gekommen, seinen Koffer niedergelegt; nur eine Reisetasche, die einige Wäsche und die nothwendigsten Gebrauchsgegenstände enthielt, hatte er bei sich behalten, da er sich nur wenige Tage auf der Höhe des Berges aufzuhalten gedachte. Schon am Abend vorher, als er in das erwähnte Gasthaus getreten war und dem rothnasigen Wirth seine Absicht, den Berg zu ersteigen, verrathen hatte, mußte er leider von dem wetterkundigen Manne die Mahnung vernehmen, seine Steiglust noch auf einige Tage in Fesseln zu legen, denn das Wetter sei halt nicht wohl angethan und

es würde anhaltenden Regen geben, die Aussicht oben nicht lohnend und die Mühe des Steigens also eine vergebliche sein. Allein unser Freund hatte etwas wunderbar Beharrliches und Furchtloses in seinem Blut – wenigstens war das diesmal der Fall – und so leicht ließ er sich von einem einmal gefaßten und nach allen Seiten so schön ausgemalten Beschluß nicht abbringen. Ja, als der Regen schon um sechs Uhr Morgens leise zu rieseln begann und trotz des fühlbaren Windes immer stärker und stärker wurde, rüstete er sich dennoch zum Aufbruch und, von dem kopfschüttelnden Wirth nachdem er einen Führer zu nehmen abgelehnt, auf den rechten Weg gewiesen, trat er wohlgemuth und kühn den Aufsteig an und bald war er den ihm nachschauenden Augen der Wirthsleute in dem jungen Lärchenwalde entschwunden, dessen feine Nadeln eben ihre liebliche grüne Frische entfaltet hatten und aus dessen humusreichem Moosgrunde ein erquickender Duft aufstieg, den der lebensmuthige Wanderer mit einer Art nie gefühlten Behagens einzuathmen schien.

Eine Viertelstunde etwa schritt derselbe, ohne gerade besonders um das Wetter besorgt zu sein, die vor ihm liegende Anhöhe hinan; leichten, elastischen Schrittes kam er rasch vorwärts, denn noch führte der ziemlich breite und ausgetretene Weg, so lange wenigstens die Lärchenwaldung anhielt, bequem und nicht gar steil empor. Erst als die hellgrünen Nadelbäume mit Buchen und Eichen abwechselten und sich zu beiden Seiten schon moosbewachsene Felsgruppen zeigten, wurde der Weg schmaler

und steiler, bis an einem felsenthorartigen Engpaß auch die Buchen und Eichen aufhörten und der eigentliche Bergwald begann, der aus alten hochstämmigen Tannen bestand, die, wie der Wanderer bereits unten vernommen, bis zur höchsten Spitze des Berges reichen sollten.

Allmählig jedoch, je höher der einsame Bergsteiger kam, wurde die Aussicht auf besseres Wetter, was er noch immer gehofft, trüber und trüber. Der schmale Himmelsstreifen, den er, in der engen Baumgasse sich fortbewegend, über sich sah, wurde mit jedem Augenblick dunkler, der Regen fiel in größeren Tropfen nieder und der jäh berganführende Weg wurde oft so schlüpfrig, daß er nur langsam und vorsichtig vorwärts schreiten konnte. Dabei erhob sich der Wind zu einer sturmartigen Heftigkeit, weißwallende Nebelgebilde durchstrichen gespenstisch den immer düsterer und dichter werdenden Wald und vom Gipfel herab heulte der Wind in schauerlichen Tönen, als wolle er den Wanderer warnen, seinen Fuß in noch höhere Regionen zu setzen.

Indessen, diese Warnung, wenn es eine war, wurde von dem Winde selbst so recht eigentlich in den Wind gesprochen, denn unermüdet, unverzagt setzte der rüstige Fußgänger seinen Weg fort und nur dann und wann, wenn der schmale Pfad recht steil und schlüpfrig wurde oder das vom Wasser heruntergespülte Geröll seinem Fuß ein größeres Hinderniß bot, oder gar, wenn die vom Sturm geschüttelten Aeste der Tannen verdächtig über ihm knarrten und krachten, blieb er einen Augenblick stehen, um seinen Blick forschend in die Höhe zu heben,

ob er nicht etwa bald sein Ziel erreicht oder ob der düstere Himmel über ihm sich nicht endlich lichten wolle.

Glücklicher Weise hatte sich unser Freund schon unten im Städtchen gegen das drohende Unwetter genügend verwahrt, denn seine Kleidung war der Ungunst desselben vollkommen entsprechend. An den Füßen trug er feste, mit starken Nägeln beschlagene Bergschuhe und bis zum Knie hinan hatte er wasserdichte Gamaschen über die Beinkleider geknüpft. Ueber seiner Sommerkleidung, die man nicht sah, hatte er ein großes Plaid geschlungen und nur die Arme und Hände waren davon frei geblieben, in deren einer er einen seidnen Regenschirm und in der anderen einen kräftigen Bergstock hielt, dessen eiserne Spitze tief in den weichen Boden drang und sein immer mühsamer werdendes Emporklimmen bedeutend erleichterte. Auf dem Kopf trug er einen schwarzen Filzhut mit breiter Krämpe und über der rechten Schulter den festen Gurt, an dem seine lederne, gegen den Regen wohlverwahrte Reisetasche hing.

Haben wir nun seine äußere Erscheinung beschrieben, so weit uns dieselbe das seine hohe Gestalt fast ganz verhüllende Plaid sichtbar werden ließ, so wollen wir auch einige Worte über den Ausdruck seines Gesichts sagen, das wohl einer genaueren Betrachtung werth war und jedenfalls einen angenehmen Eindruck auf den Beschauer machen mußte. Offenbar war es das Gesicht eines höchst gebildeten, wenn nicht gelehrten Mannes, der die Mitte der dreißiger Jahre noch nicht überschritten haben konnte. Am frühen Morgen, als er nach einer im besten Schlaf

verbrachten Nacht das Gasthaus am Fuß des Thurmbergs verließ, war dies Gesicht zwar etwas bleicher als jetzt, wo es durch die Anstrengung des Steigens und die sich allmählig entwickelnde Wärme leicht geröthet erschien, aber, obwohl nicht gerade voll und blutreich, zeugte es doch von einer frischen Gesundheit, war ausdrucksvoll und geistig belebt und, wenn er einmal einen Augenblick still stand, den Hut abnahm und sich den Schweiß von der Stirn trocknete, zeigte diese Stirn jenen edlen Ausdruck, der uns gleichsam beim ersten Blick darauf zu sagen scheint, daß keine alltäglichen Gedanken dahinter schlummern, vielmehr tief ernste, das Gemüth und den Verstand zugleich in Anspruch nehmende Dinge den darin thronenden Geist beschäftigen. Denselben Ausdruck sprachen auch seine großen, klug und scharf umherspähenden Augen aus, die, von reiner blauer Farbe, treu und bieder blickten und wohl im Stande waren, den Beschauer noch länger zu fesseln und ihm das Geständniß abzunöthigen, daß man einem im Ganzen so ernsten Gesicht, welches solche Augen besaß, wohl vertrauen könne und daß der Geist, der daraus hervorleuchtete, mit einem Gemüth gepaart sein müsse, wie es nur ein Mensch haben kann, der die Menschen liebt, das Gute thut und vor allen Dingen seinem Schöpfer für alle seine Gaben dankbar und freudig ergeben ist. –

Immer höher aber hob sich der dunkle Berg vor dem Wanderer empor, immer dichter wurde der Wald, immer steiler, schwieriger der schmale Pfad und rastlos prasselte

der heftige Regen auf ihn nieder, als wolle er alles Mögliche thun, um den muthigen Bergsteiger von seinem heutigen Ziele zurückzuschrecken.

Das sagte sich unser junger Freund auch bisweilen selbst, als er von Zeit zu Zeit stehen blieb, um sich zu ruhen und seiner hochathmenden Brust einige Erleichterung zu gönnen. Ja, seine Brust hob sich mühsam, sein Herz pochte laut und der Schweiß rann ihm in hellen Tropfen von der Stirn unter dem Hut hervor. Aber dennoch setzte er sich bald wieder in Bewegung und ruhig schritt er weiter vor, im Stillen berechnend, ob er denn noch nicht bald die kleinen drei Stunden zurückgelegt, in welchen man, wie er unten gehört, den Gipfel des Berges erreichen könne. Allein er wußte es wohl, die kleinen Stunden der Bergbewohner dehnen sich in der Regel zu recht großen aus, und da er ein geduldiger, ausharrender und nicht so leicht zu entmuthigender Mann war, so schritt er langsam immer weiter und höher, ohne sich um den prasselnden Regen, den tobenden Wind und die dräuenden Nebel zu kümmern, die wie irrende Geister gespenstisch über seinen Weg huschten und ihm oft die Aussicht auf den dicht vor ihm liegenden Pfad verschlossen.

Endlich aber mußte er sich doch zu einer Erholung entschließen, denn seine Beine, des langen Steigens, namentlich unter so erschwerenden Umständen ungewohnt, begannen einige Ermüdung zu fühlen; sie zitterten wider seinen Willen und die schwer athmende Brust sehnte sich nach einer längeren Rast. Zu dieser lud ihn

auch endlich eine einsam unter einer dichtbezweigten Tanne stehende Bank ein und ungeachtet der Nässe ließ er sich darauf nieder, legte den nassen Schirm bei Seite und trocknete sich mit seinem Tuch die Stirn, die ihm zu glühen schien, wie auch alle seine Adern zu hämmern und zu klopfen begannen. So saß er einige Minuten still in dem dunklen nassen Bergwald und lauschte auf den sausenden Wind, der unaufhörlich durch die hin- und herschwingenden und laut rauschenden Nadeln fuhr und die weißen Nebelgebilde rastlos durch die stöhnenden Wipfel jagte.

Als er aber so eine Weile gesessen und seine Pulse sich beruhigen, seine Brust sich erleichtern fühlte, dachte er über sein heutiges Unternehmen einige Augenblicke nach und sagte dann mit lächelnder Miene in stillem Selbstgespräch zu sich:

»Eigentlich ist es eine kaum begreifliche Thorheit, bei solchem trostlosen Wetter diesen ungastlichen Berg zu ersteigen, blos um dort oben ein paar Stunden lang eine schöne Aussicht zu haben, die heute doch gewiß nicht vorhanden ist. Allein, ich weiß nicht, was mich wie mit magischer Gewalt unaufhaltsam nach dieser Höhe zieht. Wenn ich es mir aufrichtig gestehen soll, so ist mir zu Muth, als ob ich etwas versäumte, wenn ich diesen spitzen Gipfel heute nicht erreichte. Und da ich es auch nicht liebe, einen einmal begonnenen Schritt rückwärts zu thun,

ohne zum Ziele gelangt zu sein, so will ich dem unklaren Drange diesmal folgen, mich von keinem unfreundlichen Berggeist abschrecken lassen und wohlgemuth ausharren, bis ich am Ziele bin. Regen und Sturm können ja auch nicht ewig andauern; die Natur hat ihre wilden Leidenschaften, wie die Menschen sie haben, und sie wechseln stets mit sanfteren Regungen und Stimmungen ab. Also vorwärts und nicht länger gezaudert!«

Und er erhob sich schnell und mit frischen Kräften strebte er wieder den in schneckenartigen Windungen ansteigenden schmalen Saumpfad empor, der an verschiedenen Stellen durch den nackt zu Tage tretenden Fels gebrochen war, um dem steilen, seitwärts gähnen den Abhange, der allerdings mit Tannen und Gestrüpp dicht bewachsen war, nicht zu nahe zu kommen. Durch diese vielfachen Windungen jedoch dehnte sich der Weg noch viel länger aus und oft hatte der Wanderer erst in einer Viertelstunde eine Strecke zurückgelegt, die er, wenn es einen kürzeren Fußpfad gegeben, in wenigen Minuten hätte überwinden können.

Allmählig aber erreichte er doch eine bedeutende Höhe, und daß er weit über die schwülen Dünste des Thales hinausgerückt war, merkte er an der feineren frischeren Luft, die sich seinen Lungen schon lange wahrnehmbar gemacht hatte. An dem morastigen Wege, auf dem ihm an besonders engen Stellen förmliche Wasserbäche entgegenrieselten, an den hastig dahinhuschenden Nebelgestalten, an dem ihn mehr und mehr durchnässenden Regen aber nahm er keinen Anstoß mehr – er *wollte* hinauf

und so setzte er unverzagt seinen Weg langsam weiter fort.

Endlich aber schien er sich doch seinem Ziele zu nähern; das glaubte er aus verschiedenen, rascher auf einanderfolgenden Ruheplätzen zu entnehmen, die unter alten knorrigen Tannen hie und da angebracht waren und auf denen bei schönem Wetter zu sitzen eine große Annehmlichkeit gewähren mußte. Plötzlich, bei einer jähen Wendung des Weges, der gerade hier sehr steil anstieg, sah er die riesigen Tannen, die ihn bisher treulich auf seiner Pilgerfahrt begleitet, auseinander weichen und seltener werden, und noch einige hundert Schritte weiter vorgedrungen, hörten sie ganz auf, um einer umfangreichen Lichtung zu weichen, die jedenfalls auf dem Gipfel des Berges lag. Dies war auch der Fall. Auf einem weiten, hügelartig gebildeten Rasen- und Moosgrunde, einer Alm im Hochgebirge vergleichbar, auf der nur hier und da einzeln stehende gewaltige Tannen sich erhoben, lag die einsame Niederlassung des Thurmbergs und aus dem hier oben in dämonischer Wildheit vorüberhuschenden Nebelchaos tauchten zwei Gebäulichkeiten auf, von denen die eine offenbar eine Scheune mit Stallung, die andere aber die Wohnung des Wirths war, der hier, so abgeschieden von aller Welt, ein einsames Leben führte, das nur im Sommer auf einige Monate durch den Besuch stets willkommener Gäste aus der Ebene einige Abwechslung erhielt. Das zweistöckige Haus war aus dem nur dürftig behauenen Material des Felsens gebaut, aus dem

der ganze Berg bestand, schneeweiß getüncht, mit Schiefer gedeckt und stellte sich als ein ziemlich umfangreiches Bauwerk dar, das weiter keine äußere Zierde bot, aber geräumig genug schien, um dem sommerlichen Andrang der die lustige Höhe suchenden Thalbewohner zu genügen.

Der erste Bergbewohner, der dem langsam daher schreitenden Reisenden vor Augen trat, war ein großer weißer Wolfshund, der nicht gerade böse aussah und den Ankömmling mit heiserem Gebell in seiner Art freudig begrüßte. Bald nachdem er seine Stimme hatte erschallen lassen, kam aus der Thür des Wirthshauses ein kleiner wohlbeleibter Mann hervor, der sich um den Regen, den Nebel und Wind wenig zu kümmern schien, denn er ging in leichter sommerlicher Kleidung einher und trug nicht einmal eine Kopfbedeckung, die freilich bei ihm auch nicht so nothwendig sein mochte, da sein großer Kopf mit starken, schwarz und weiß gesprenkelten Haaren bedeckt war, die starr und dicht in die Höhe strebten und mit dem mächtigen, noch ganz schwarzen Vollbart einen genügenden Schutz gegen die unheimliche Witterung boten.

Mit langsamen, gravitatischen Schritten trat dieser Mann seinem bei so bösem Wetter Eintreffenden Gaste entgegen und, nachdem er dem noch immer bellenden Hunde Schweigen geboten, begrüßte er ihn mit freundlichem Gesicht und sagte, indem er sich höflich verneigte:

»Sie kommen zu keiner günstigen Stunde herauf, Herr, aber Sie sollen mir dennoch von Herzen willkommen sein.«

»Ich danke Ihnen,« entgegnete der Fremde, tief Athem schöpfend. »Sind Sie der Wirth vom Thurmberg?«

»Zu dienen, ja! Kilian, Fritz Kilian ist mein Name. Aber treten Sie nur erst näher, es ist heute nicht gerade sehr angenehm im Freien.«

Der Fremde folgte dem voranschreitenden Wirthe in ein zu ebener Erde gelegenes Stübchen, in dem sich nur ein großer runder Tisch und einige Strohstühle befanden; dann sah Letzterer seinen jungen Gast mit wohlwollenden Blicken an und sagte schmunzelnd:

»Womit kann ich Ihnen zunächst dienen, mein Herr?«

»Haben Sie ein leidliches Zimmer für mich, in dem ich mich trocknen und vom Schmutz des Weges reinigen kann?«

»O gewiß, Zimmer sind genug da. Für Sie und noch für viele Andere. Sie haben also die Auswahl und sollen sich das beste nehmen können, was ich habe.«

»Das ist mir lieb. So bin ich wohl heute Ihr einziger Gast auf dem Berge?«

»O nicht doch. Vor zwei Tagen sind zwei Damen mit zwei Kindern und einem Diener heraufgekommen, freilich bei besserem Wetter, als Sie es hatten. Heute aber haben auch sie Hausarrest und Sie selbst werden ihnen darin wohl Gesellschaft leisten müssen, denn ich glaube nicht, daß die Luft sich so bald aufklären wird.«

»Das ist kein guter Trost, aber man muß sich in das Unvermeidliche fügen. Bitte, führen Sie mich in das Zimmer und dann lassen Sie mir ein Glas Wein zukommen; ich fühle mich in der That etwas angegriffen von dem ungewohnten Bergsteigen.«

»Sie sollen bald Alles haben, was Sie wünschen und gebrauchen; bitte, folgen Sie mir nur.«

Mit diesen Worten schritt der höfliche Wirth dem jungen Fremden behäbig voran und führte ihn eine Treppe hoch in ein geräumiges Zimmer, welches allerdings, wenn der Horizont frei war, eine schöne Aussicht gewähren mußte, augenblicklich aber, wie alle übrigen, nichts als ein wogendes weißes Nebelmeer zeigte, welches kaum auf hundert Schritt weit den dicht vor und unter dem Hause liegenden Wald erkennen ließ.

»Da,« sagte der Wirth indem er eins der drei Fenster öffnete, hier haben Sie mit meinem besten Eckzimmer Alles, was ich Ihnen bieten kann, wenn auch gerade in diesem Augenblick nicht viel davon zu sehen ist. Sie blicken von diesen drei Fenstern aus mit geringer Mühe in vieler Herren Länder hinein. Zum Beispiel dort, gerade da, wo der Nebel so dick und ungefug ist, haben Sie ein hübsches Stück von dem schönen Lande Baiern mit seinen grünen Triften und Bergen. Da, den beiden großen Tannen fort, schauen Sie nach dem auch nicht üblen Hessen-Kassel hinüber, was glücklicher Weise jetzt preußisch geworden ist. Mehr rechts hin, jetzt sehen Sie freilich gar nichts davon, liegt das grüne bergreiche Thüringen, und dahinter, wenn Sie nachher vor die Thür gehen wollen, können

Sie, falls es Ihnen beliebt, in ein halbes Dutzend sächsischer Herzogthümer einen Blick werfen. Ist das nun nicht recht hübsch, mein lieber Herr?»

Der Fremde mußte unwillkürlich über die behäbige Miene des freundlichen Wirths lächeln, der sich augenscheinlich bemühte, seinen Berg in das beste Licht zu stellen, was zur Stunde auch sehr nothwendig war, denn in der That sah man von ihm herab nichts von der ganzen unter ihm ausgebreiteten Welt, als eben einen dichten, undurchdringlichen Nebelwall, der nirgends einen Anfang und eben so wenig irgend wo ein Ende zu haben schien.

Das sagte ihm der Fremde auch und vertröstete sich dabei selbst auf besseres Wetter, worin der Wirth einstimmt und sich dann entfernte, um den verlangten Wein zu holen. In wenigen Minuten kam er damit wieder zurück und brachte außerdem eine Zeitung mit, die der Postbote am Morgen gebracht hatte, und ferner einige hübsche Stahlstiche, die viele schöne Landschaftspunkte darstellten, welche rings um den einsamen Thurmberg in malerischer Aufeinanderfolge ausgebreitet lagen.

Als der gesprächige Wirth sich nun aber wieder entfernt und der Reisende sich an einem Glase Wein gelabt hatte, begann Letzterer damit, seine etwas mitgenommene Toilette in Ordnung zu bringen. Wenn wir dann aber eine halbe Stunde später wieder bei ihm eintreten, wo es uns erst vergönnt ist, seine ganze Erscheinung einer genaueren Musterung zu unterwerfen, so müssen wir uns gestehen, daß derselbe in seinem jetzigen Zustande uns

noch besser gefällt, als am Morgen, wo wir ihn, von seinem Plaid fast ganz eingehüllt, vom Regen triefend und vom Winde zerzaust, den steilen Berg hinaufsteigen sahen.

In der That, in dem modernen Reiseanzug und der feinen Wäsche, die wir jetzt an dem jungen Manne wahrnehmen, sah seine hochgewachsene, mehr schlanke als starke Figur gar stattlich aus, aber auch jetzt können wir ihm in nichts anmerken, welchem Stande er angehören mochte. In diesem Augenblick, wo die vom mühsamen Steigen herbeigeführte Aufregung nachgelassen hatte und sein Blut in geringerer Wallung war, sah sein ernstes Gesicht eher bleich als blühend aus. Aber diesem milden, stillen und gedankenreichen Gesicht verlieh ein wohlgepflegter kräftiger Backenbart von reiner dunkelbrauner Farbe etwas Männliches, obwohl Kinn und Oberlippe glatt rasirt waren. Einen noch milderen Ausdruck brachte die Art, wie er sein Haar trug, hervor, denn dies dichte und leicht gelockte dunkle Haar war in der Mitte des Kopfes gescheitelt und fiel etwas lang an den Wangen und in den Nacken nieder, wodurch es wohl an diese oder jene biblische Figur erinnern mochte, ohne daß wir beim ersten flüchtigen Blick im Stande wären, zu sagen, welchem Apostel des Herrn er am ähnlichsten gesehen. Dabei war seine Haltung frei und edel, sein Gang, der nie rasch war und etwas Gemessenes, wenn nicht Würdevolles an sich hatte, verrieth einen gewissen Stolz, den oft charakterfeste und überzeugungstreue Menschen haben und der allein schon hinreichend ist, uns zu sagen,

daß der Mann, der sich so trägt und so geht, kein Mann von gewöhnlichem Schlage ist. Auch in seinem Auge lag, wie er jetzt bald träumerisch, bald gedankenvoll in das wüste Nebelchaos hinausblickte, ein feuriger Glanz, als brenne in dieser Seele, in diesem Herzen ein stilles Feuer, das aber nichts Gefährliches an sich trug, sondern nur Wärme entwickelte, die eben so nach außen hin strahlte, wie sie das ganze Wesen des jungen Mannes mit einem wohlthuenden Schimmer umgab. Und um den charakteristischsten Zug seines so wohlgebildeten Gesichts zu erwähnen, müssen wir hinzufügen, daß derselbe in einem eigenthümlichen Schwung der Lippen bestand, den die Physiognomen den Zug des Pathos nennen und den wir oft bei Dichtern und Volksrednern finden, deren Mund mit Begeisterung von den Idealen spricht, die ihnen tief im Herzen, in der Ueberzeugung und im nie rastenden Geiste wohnen.

Als unser junger Freund mit Behagen die halbe Flasche Wein getrunken, die ihm der Wirth gebracht, ergriff er die Zeitung und legte sich auf das Sopha seines für diesen abgelegenen Berg ganz wohl ausgestatteten Zimmers. Aber nicht lange las er, denn bald mochte ihn wohl Müdigkeit heimsuchen, und ohne von irgend etwas gestört zu werden, schlief er sanft und ruhig ein. Im Hause war und blieb Alles still; nur dann und wann, wenn irgend ein Knecht über den Hof ging, bellte oder knurrte der große Wolfshund, sonst regte sich nichts. Das Haus, der ganze Berg lag wie ausgestorben da, nur die immer dichter werdenden Nebelwolken, so daß sie eine fast

greifbare Gestalt annahmen, ließen, vom sausenden Winde getrieben die Tannennadeln wie in einem geheimnißvollen Flüstern erzittern und von Zeit zu Zeit prasselte der Regen gegen die Fenster, als ob er sich vorgenommen habe, dem Fremden gleich am ersten Tage zu zeigen, wie ungastlich er auf dieser einsamen Höhe toben könne.

Nach einer Stunde ruhigen Schlafes desselben aber wurde der Regen heftiger denn je und von dem Geräusch, welches er jetzt verursachte, indem er gewaltsam gegen die Fensterscheiben schlug, erwachte der junge Mann, orientirte sich sogleich und stand rasch auf, um an das Fenster zu treten und dem draußen tobenden Unwetter einige Aufmerksamkeit zu schenken.

»Nun,« sagte er wieder zu sich; »das wird ja immer hübscher und verlockender. Nach Allem, was ich bis jetzt hier oben sehe, werde ich es sehr langweilig finden und doch habe ich mir ein so großes Vergnügen von dem Besuch dieses mir so viel gerühmten Berges versprochen. Aber hier hilft kein Wünschen und kein Hoffen, man muß sich eben in die Lage finden. Nun, das hat mich das Leben hinreichend auch in anderer Weise gelehrt und über die Schülerjahre, wo man darin noch zu lernen hat, bin ich ja lange hinaus. Wohlan denn, guten Muth, Wolfgang! Nur *einen* Blick will ich, wenn diese Nebel verflogen, auf die Umgegend werfen und dann in Gottes Namen wieder in die Ebene hinabsteigen und meinem weiteren Ziele entgegengehen. Aber da unten – das sagt mir ein unbestimmtes Vorgefühl – wird es auch nicht immer Sonnenschein für mich geben und so will ich mich hier oben in

aller Stille rüsten und wappnen, die neuen Lebensnöthen zu ertragen, ohne die ja einmal kein Mensch in das Leben greift, wenn er wahrhaft wirken und schaffen, streben und ringen, helfen und nützen will. Also ja, guter Gott da droben, wie Du willst – ich beuge und füge mich und bin selbst mit diesem Nebel zufrieden, in dem mir, je länger ich ihn betrachte und seine phantastischen Gestalten studire, seine um so tiefere Poesie zu liegen scheint. So lebt man doch einmal mitten in und über den Wolken und das ist wahrhaftig auch kein alltäglicher Genuß!«

Kaum hatte er dieses kurze Selbstgespräch gehalten, so klopfte eine Hand bescheiden an seine Thür. Auf seinen Hereinruf trat eine Magd in's Zimmer, knixte höflich und sagte:

»Wenn der Herr sich vielleicht in's Speisezimmer begeben will, so werde ich ihn dahin führen. Die anderen Herrschaften werden auch bald erscheinen und die Kinder haben schon gefragt, ob noch nicht angerichtet wird.«

»Ja so,« sagte der Fremde zu sich, »es sind ja noch Gäste im Hause! Das hatte ich beinahe vergessen. – Wissen Sie vielleicht,« wandte er sich an die Magd, »wer die Damen sind, die hier oben wohnen?«

»Ach nein, Herr, ich weiß es nicht und bekümmere mich auch nicht darum. Aber sie werden Ihnen wohl alle Beide gefallen, denn sie sind wahrhaftig sehr nett, obwohl sie mit den Kindern mitunter eine Sprache sprechen, von der ich kein Wort verstehe. – Wenn es gefällig ist – hier ist die Thür. So!«

Während die phlegmatische Magd dies ungemein langsam sprach, war ihr der Fremde auf den Hausgang gefolgt und nachdem sie ihm eine Thür geöffnet, trat er in den Speisesaal ein, in dem er sich vor der Hand noch ganz allein befand.

ZWEITES CAPITEL. DIE DAMEN OHNE NAMEN.

Der sogenannte Speisesaal auf dem Thurmberg war ein mäßig großes und sehr bescheiden ausgestattetes Zimmer im oberen Stockwerk des ziemlich geräumigen Wirthshauses. Die Wände waren mit einer alten, halb verblichenen, weiß und blau geblühten Tapete überzogen, an deren einer nur die beiden Lithographien des Landesvaters und der Landesmutter hingen, die einigermaßen trübselig auf den noch leeren Tisch herabschauten, der in der Mitte stand und mit reinlichem Linnen und einfachem, aber genügendem Geräth bedeckt war. Nur in der Mitte desselben erhob sich in einer porzellanenen Vase, auf der ein von einem Pfeil durchbohrtes Herz abgebildet war, ein einsamer Rosenstock, der diese unwirthliche Höhe nur mit Widerstreben zu bewohnen schien, denn die eine halb aufgeblühte Rose, die daran zu sehen, hielt ihr Köpfchen schon gesenkt und drohte jeden Augenblick, ihre losen Blätter vor Entkräftung und Mangel an Wärme und Licht auf die Decke fallen zu lassen. Sonst war außer diesem größeren Tisch nur noch ein mit Tellern und Gläsern besetzter Schänktisch und ein kleiner von runder Form vor einem in einer Ecke am Fenster stehenden Sopha, zwischen den beiden Fenstern

aber ein ziemlich blank geputzter Spiegel in Goldrahmen zu bemerken, und auf der Console unter dem letzteren stand eine alte Uhr im Alabastergehäuse, deren Zeiger gerade auf Eins deuteten, als unser Freund in das Zimmer trat.

Bis jetzt befand er sich also noch darin allein, aber daß er nicht allein speisen würde, sah er an den fünf Couverts auf dem ovalen Tische, von denen vier nahebei einander gelegt waren, während das fünfte durch einen bedeutenden Zwischenraum von den zwei äußersten jener getrennt, einem nicht zu der Gesellschaft der vier Personen gehörenden Gast bestimmt schien.

Einige Male schon war der junge Mann nachdenklich und erwartungsvoll um den Tisch herum geschritten, als die Thür aufging und still und mit kaum hörbaren Schritten ein ältlicher Mann hereintrat, der seiner Kleidung nach zu urtheilen, der Diener irgend einer vornehmen Herrschaft war. Er trug einen einfachen hellbraunen Rock mit silbernen Knöpfen, kurze Beinkleider und Gamaschen von demselben Stoff und eine steife weiße Halsbinde, aus der sich sein glattgeschorenes Gesicht mit einer eben so bescheidenen wie sanften Miene erhob. Sein Haar war schon stark ergraut, der Ausdruck seiner Züge außerordentlich gutmüthig, aber es sprach sich darin eine große Zurückhaltung aus, wie denn der junge Fremde an diesem Tage kein Wort aus dem Munde des Mannes vernahm, obwohl er später mit seltener Aufmerksamkeit und hingebender Dienstfertigkeit seine Herrschaft

bediente, während der neu angekommene Gast an diesem Tage allein von dem Wirth und dessen Magd seine Speisen erhielt.

Der Diener trug, als er hereintrat, eine Flasche Rothwein in der Hand und setzte sie vor das eine der vier Couverts, musterte dann den Tisch und rückte die beiden seitlichen Teller noch etwas mehr von dem fünften alleinstehenden ab, als ob ihm der Zwischenraum zwischen seiner Herrschaft und dem neu hinzugetretenen Fremden noch nicht groß genug vorgekommen wäre.

Endlich trat auch der Wirth in das Zimmer und gleich hinter ihm brachte die Magd die Suppenschüssel, die auf den Schänktisch gestellt wurde, wo auch die Füllung der Teller erfolgte. Der Wirth verneigte sich höflich gegen den Fremden und wies ihm das abgesondert stehende Couvert als das seinige an, worauf er ihn Platz zu nehmen bat und ihm schon im Voraus eine gesegnete Mahlzeit wünschte.

Ohne Weiteres und von einem natürlichen Appetit angeregt, befolgte der Gast diese Einladung, ohne auf die anderen Gäste zu warten, und bald aß er seine Suppe, die er schmackhaft fand und die also von der auf dem Thurmberge gepflegten Kochkunst nicht gerade Schlechtes erwarten ließ. Während er aß, brachte auch der herrschaftliche Diener vier gefüllte Suppenteller für seine noch abwesende Herrschaft heran und als er dieselben mit einer gewissen Sorgfalt niedergesetzt, stellte er sich bescheiden hinter dem einen bedachtsam vom Tisch abgerückten Stuhl auf und blickte erwartungsvoll nach der

Thür, die sich noch immer nicht öffnen wollte, um die unbekanntenen vier Gäste einzulassen.

Auch unser Freund theilte einigermaßen diese Erwartung und schon mehrmals hatte er nach der hartnäckig geschlossen bleibenden Thür geblickt, als diese endlich aufging und eine junge Dame mit zwei Kindern hereintrat, die etwa sieben und acht Jahre alt sein mochten. Alle Drei waren anscheinend in Halbtrauer gekleidet, aber in einer Art, daß man wohl auf einen bevorzugten Stand bei ihnen schließen konnte, obgleich nichts Prunkhaftes oder gesucht Elegantes an ihnen wahrzunehmen war.

Werfen wir zuerst einen Blick auf die ältere Dame, die offenbar die Erzieherin der beiden Kinder war, so finden wir in ihr eine im Ganzen und Einzelnen höchst liebe und wohlthuende Erscheinung. Sie war klein und zierlich gebaut, hatte ein hübsches, intelligentes Gesicht und namentlich ihre seltsam blauen Augen, die beständig zu lächeln schienen, wenn das zarte, mit blühenden Farben bedeckte Gesicht auch ernst blieb, strahlten eine bescheidene Freundlichkeit aus, die Jedermann wohlthun mußte, sobald er nur die Augen darauf richtete. Was ihrer ganzen Erscheinung aber ein eigenthümliches Gepräge verlieh, das war die Art, wie sie ihr hellblondes Haar trug. Dasselbe war, ganz nach Männerart, kurz geschnitten und schräg gescheitelt, und wenn man diesen ohne alle Künstelei geordneten Kopfschmuck sah, der gerade durch seine natürliche Einfachheit auffiel, so mußte man sich gestehen, daß in dem ganzen Wesen dieser jungen Person, die kaum zweiundzwanzig Jahre zählen

konnte, ein kindlich anziehender, fast naiver Reiz lag, der durch die Unbefangenheit und Ruhe, mit der sie sich bewegte und sprach, noch mehr hervorgehoben wurde. Die beiden Kinder sahen in ihren einfachen schwarz und weiß gestreiften Kleidchen, über die ein zierliches weißes Jäckchen mit schwarzen Schleifen gezogen war, ungemein sauber, ja elegant aus. Sie waren dunkelhaarig, hatten aber Beide tiefblaue Augen, die, namentlich bei dem älteren, ungemein verständig umherblickten und einen frühzeitig entwickelten Geist verriethen. Ihre rosig angehauchten Gesichtchen strahlten reine kindliche Heiterkeit aus, nur auf dem der älteren Schwester war ein ernsterer Zug wahrzunehmen, der, wie wir sogleich sehen werden, auch auf den ihr gegenüber sitzenden Fremden einen ganz besonderen Eindruck hervorbrachte und ihm das Kind in manchen Momenten viel älter erscheinen ließ, als es wirklich war.

Die ältere Dame ließ bald nach ihrem Eintritt dem fremden Herrn, als sie sich bei Tische ihm so nahe befand, eine leichte stumme Verbeugung zukommen; auch die Kinder, nachdem sie einige Verwunderung gezeigt, daß sie nicht mehr allein bei Tafel sein sollten, knixten artig und dann setzten sich alle Drei nieder, nur den vom Tisch abgerückten Stuhl freilassend, hinter welchem der Diener stehen geblieben war und der dem Fremden unmittelbar gegenüber stand. Gleich darauf und die Ankunft der vierten Person nicht abwartend, begannen alle Drei ihre Suppe zu essen, ohne im ersten Augenblick irgend ein Wort zu sprechen. Aber dies Schweigen dauerte

nicht allzu lange. Bald von ihrer kindlichen Lebhaftigkeit fortgerissen, fingen die Kinder an zu plaudern, jedoch in englischer Sprache, wie auch die Erzieherin in demselben Idiom fließend antwortete, wahrscheinlich ohne Ahnung, daß der so plötzlich in ihren Kreis getretene Fremde dasselbe so gut wie sie verstand und sprach.

Dieser verhielt sich ganz still, und da er seinen Teller früher als die später Gekommenen geleert, beobachtete er nur mit wachsendem Interesses die kleine Gesellschaft, die über das böse Wetter sprach und ungeduldige Bemerkungen darüber laut werden ließ, während die Erzieherin sie zur Geduld ermahnte und mit der Hoffnung vertröstete, daß ja der Regen nicht mehrere Tage anhalten werde.

Indessen, weit mehr als auf diese interessante und angenehme Persönlichkeit hatte der Fremde sein Auge auf das ältere Kind gerichtet und je länger und aufmerksamer er es betrachtete, um so mehr schien es ihn anzuziehen und endlich sogar unwiderstehlich zu fesseln. Die Lieblichkeit der kindlichen Züge, die er vor sich sah, war es nicht allein, die ihn zum Nachdenken anregte, nein, es war etwas ganz Anderes. Das ganze Gesicht schien ihm immer bedeutender und intelligenter zu werden und mit jedem Augenblick kam es ihm bekannter und seiner Erinnerung näher gerückt vor.

»Wo in aller Welt,« sagte er im Stillen zu sich, »habe ich dieses freundliche, milde, weiche und geistreiche Gesicht schon gesehen? Es kann unmöglich vor kurzer Zeit geschehen sein, sonst wüßte ich es, und vor langer Zeit

auch nicht, dagegen spricht ja das Alter des Kindes. Also woran – ja, woran erinnert mich dieses bedeutungsvolle Kindergesicht?«

Unwillkürlich überließ er sich dabei seinen stillen Gedanken und ohne daß er es wußte, ging er in seiner Erinnerung zu früheren Tagen zurück, um darüber irgend eine Erklärung zu suchen, die er bereits eifrig zu begehren anfang. Allein, wie und wo er auch suchen mochte, er fand den Schlüssel zu dem ihm so plötzlich hingeworfenen Räthsel nicht und schon wollte er, unwillig über sein sonst so treues Gedächtniß, sich dem eifrig fortgeführten Gespräch der drei Personen von Neuem hingeben, als seiner Ungewißheit, seinem Grübeln ganz wider Erwarten durch eine neue Erscheinung ein schnelles Ende gemacht werden sollte. In diesem Augenblick nämlich ging abermals die Thür auf und herein trat, mit schwebendem, wunderbar leichtem Schritt, die vierte Person, eine Dame, die augenblicklich die ungetheilte Aufmerksamkeit des Fremden auf sich zog und ihn für die erste Zeit so fesselte, daß er alles übrige um ihn her Vorgehende vergaß. Als sie erschien und von dem Diener mit einer tiefen Verbeugung empfangen wurde, ließ sie sich, nachdem sie den Kindern, die sich lebhaft nach ihr umwandten, einen freundlichen Gruß zugewandt, auf den Stuhl nieder, den ihr der aufmerksame Diener leicht unterschob, wobei sie nach einem flüchtigen Blick auf den ihr so nahe sitzenden Fremden, sich gegen ihn stumm und höflich verneigte.

Auch diese Dame erschien in Halbtrauer, in einem dunkelgrauen, ausgeschnittenen Gewande, über welches

ein halbdurchsichtiger schwarzer Ueberwurf mit Perlenbesatz anmuthig geworfen war, so daß ihre Arme und Schultern erkennbar hindurchleuchteten. Diese Kleidung zeigte nichts Prunkendes, im Gegentheil war sie sehr einfach, aber höchst geschmackvoll und man merkte der Trägerin wohl an, daß sie wußte, wie gerade eine so einfache Tracht die natürlichen Reize, die sie besaß, erhöhen mußte. Schmuck trug sie nicht, nur blitzte an ihrer linken Hand außer ihrem Trauring ein in Brillanten gefaßter Smaragd, und vorn am Ausschnitt ihres Kleides trug sie eine frische rothe Geranie, die grell von dem schwarzen Ueberwurf, der ihre Büste einhüllte, abstach. Ihr dunkles Haar war nicht übermäßig modern, aber gefällig geordnet, denn auf den etwas nach oben gezogenen Scheiteln ruhte in Kranzform eine starke Flechte, die nach hinten hin von einem häubchenartigen Schleier bedeckt wurde, dessen Enden nach vorn bis zur Brust reichten und dort unter der vorher bezeichneten Blume einfach verschlungen waren.

Ihr Gesicht zeigte unläugbar eine große Aehnlichkeit mit dem ihrer Kinder, namentlich mit dem des älteren. Es war nicht gerade ein regelmäßig schönes, aber wunderbar liebliches und geistig belebtes Gesicht. In ihren tiefdunklen, fast veilchenblauen Augen lag ein innig weicher und dabei forschender Blick ihre Wangen waren zierlich gerundet und von einer feinen Röthe angehaucht; die zart geschwungenen Lippen drückten eine weiche, hingebende Gemüthsart aus, nur fiel dem fremden Beobachter ein eigenthümlicher stiller Schmerzenszug um den

Mund auf, der namentlich, wenn sie schweigend vor sich niedersah, hervortrat, und ein laut redendes Zeugniß ablegte, daß diese junge Frau, die kaum siebenundzwanzig Jahre zählen konnte, schon Manches erlitten und viel im Stillen geklagt, wie denn auch ihre Augen, die so liebevoll und doch so träumerisch vor sich hinblickten, schon manche Thräne vergossen zu haben schienen.

Im Ganzen war der Teint dieser Dame etwas mehr von der Sonne gebräunt, als man es bei Damen von vornehmem Stande zu sehen gewohnt ist, und daß sie zu diesem gehörte, verrieth jeder Blick, jede Bewegung, jede Miene auf der Stelle, sobald man sie sah, obgleich die Natürlichkeit und Ungezwungenheit selbst aus ihrem ganzen Wesen sprühte; so zeigten auch ihre reizend geformten Hände, daß sie sich im Freien wohl oft ohne die sonst unvermeidlichen Handschuhe bewegte, ein Zwang, dem sich viele, gern in der Natur weilende Menschen so gern entziehen, was in diesem Fall nicht gerade besonders für eine hervorstechende Eitelkeit der jungen schönen Frau sprach.

Denn schön im Ganzen und Einzelnen war diese Frau, das mußte sich der Fremde eingestehen, nachdem er sie kaum mit einem flüchtigen Blick betrachtet, und wenn er ein Liebhaber von einer majestätisch edlen Gestalt und von vollendet schönen weiblichen Formen war, so fand er auch in dieser Beziehung Alles bei seinem Gegenüber vor, was ein Mann nur an einem von der Natur bevorzugten Weibe wünschen kann.

Je länger der junge Mann aber im Stillen diese ihm noch unbekannte Dame beobachtete und je häufiger er ihr Gesicht mit dem ihrer ältesten Tochter verglich, um so bekannter schien sie ihm zu werden und gleichsam aus den Nebeln seiner Erinnerungen klarer und faßlicher hervorzutauchen. Bereits glaubte er auf der richtigen Spur zu sein, die ihn zu einem hier gewiß nicht gesuchten Ziele führte, aber noch hielt er an sich, noch traute er seinen eigenen Vermuthungen nicht, er beschloß vielmehr erst genauer zu prüfen, erst ruhig den Verlauf dieser seltsamen Begegnung abzuwarten und, bevor er seinen Wünschen und Hoffnungen einen Ausdruck gab, wo möglich das Incognito zu durchdringen, das über die Verhältnisse der liebenswürdigen Dame bis jetzt mit dichtem Schleier gebreitet war.

Unterdessen nahm das Essen seinen gewöhnlichen ruhigen Gang, nichts störte die Speisenden von außen her und die Erwachsenen sprachen aus eigenem Antriebe kein Wort. Nur die Kinder plauderten unverdrossen fort und die Erzieherin antwortete ihnen, wenn sie irgend eine Frage an sie richteten, stets freundlich und belehrend. Die Mutter dagegen, obgleich sie ihrem kleineren Liebling bisweilen einige Liebkosungen zukommen ließ, verhielt sich ziemlich schweigsam, wiewohl sie auf alles um sie her Vorgehende aufmerksam achtete. Nur dann und wann hob sie ihr seelenvolles Auge von ihrem Teller auf und ließ es einige Secunden über das stille, friedfertige Gesicht des Fremden gleiten, der seinerseits seine Beobachtungen nach allen Seiten fortsetzte, ohne bisher

ein einziges Wort gesprochen haben. Bald jedoch sollte auch er zu einer kurzen Aeußerung aufgestachelt und dadurch seine nähere Bekanntschaft mit der Dame und ihrer Familie eingeleitet werden, und das geschah ganz einfach durch den natürlichen Freimuth und die kindliche Lebhaftigkeit des älteren Mädchens, welches seine munteren Blicke schon lange auf den schweigsamen Fremden gerichtet hatte, als sehne es sich, zu Gunsten aller Anwesenden, nach einer lebhafteren Unterhaltung, als ihnen bisher zu Theil geworden war. Plötzlich nämlich ihr Glas über den Tisch nach dem Fremden hinstreckend und in deutscher Sprache um etwas Wasser bittend, da gerade eine Karaffe mit frisch geschöpftem Quellwasser vor ihm stand, sagte sie, als ihr Wunsch bereitwilligst erfüllt, mit unnachahmlicher Unbefangenheit, die aber doch eine gewisse Neugier und Lust zum Auskundschaften verrieth:

»Ich danke Ihnen. Sie sind erst heute Morgen auf den Berg gekommen, nicht wahr?«

»Gewiß, mein Kind,« erwiderte der junge Mann freundlich und mit stillem Lächeln, »und zwar bei einem recht bösen Wetter.«

»Da sind Sie gewiß sehr naß geworden?«

»Ich war ziemlich geschützt, mein Kind.«

»Sie hätten bei dem bösen Wetter unten bleiben sollen, da Sie sich doch sagen konnten, daß es hier oben noch schlimmer sein würde.«

Der Fremde lächelte noch freundlicher, dann sagte er ernst:

»Eigentlich wohl; aber ich glaubte nicht, daß es so anhaltend regnen würde, und sehnte mich doch so sehr, die so viel bewunderte Aussicht von diesem hohen Berge zu genießen.«

»Haha!« lachte das Kind. »Eine schöne Aussicht! Wir haben heute nichts als Nebel und Wolken und höchstens die grauen Umrise der nächsten Tannen gesehen.«

»So wollen wir hoffen, daß es bald besser wird, dann können wir in einer guten Stunde für alles bisherige Ungemach entschädigt werden.«

Bei dem ersten Klange der weichen und doch so volltönenden und mit ihren feinen Modulationen ergreifenden Stimme des Sprechenden schien die Mutter des also die Bahn der Unterhaltung brechenden Kindes mit weit geöffneten Ohren aufzuhorchen, und ihre schönen Augen ruhten einen Moment mit einer Art scheuer Verwunderung auf den sanften Gesichtszügen des jungen Mannes. Bald aber hatte sie sich wieder gesammelt, lächelte still vor sich hin und sagte mit einer anmuthsvollen Verbeugung zu ihm:

»Verzeihen Sie, mein Herr, daß meine lebhaftige Hildegard, die überall mit dem Wort bei der Hand ist, Ihr, wie es scheint, ernsthaftes Nachdenken mit ihren kindlichen Fragen unterbrochen hat. Kinder ihres Alters sind aber nicht anders und folgen nur ihren angeborenen Instinkten. Doch, da wir nun gehört, daß Sie der schönen Aussicht wegen auf diesen Berg gekommen und durch den Nebel und Regen um jeden Genuß hier oben gebracht

sind, so wollen wir Vier uns damit trösten, daß wir wenigstens einen Leidensgefährten gefunden haben, denn auch wir sind um unsere heutigen Hoffnungen betrogen und müssen mit Geduld auf besseres Wetter warten.«

Der junge Mann erwiderte höflich einige Worte, die auch, da er bisweilen das Auge auf die Erzieherin wandte, von dieser wie von der Mutter weitergesponnen wurden, so daß sich bald ein lebhaftes Gespräch entwickelte, wie man es bei Tisch gern hat, selbst wenn man sich in einer Gesellschaft befindet, in der man Niemanden bei Namen kennt. Besonders den jungen Mann schien das zumeist von der Mutter fortgesetzte Gespräch anzuziehen; er wurde mit jedem Augenblick schweigsamer und hörte mit sichtbar steigendem Wohlgefallen die treffenden Aeußerungen der schönen Frau an, wobei sich sein Gesicht allmählig mehr und mehr belebte, als freue er sich, daß sein suchender Geist bereits die Entdeckung gemacht, um die er vorher so eifrig bemüht gewesen war. Jedoch verrieth er auf keine Weise, was in ihm vorging, mochte er sich nun in seiner Meinung erst noch mehr befestigen wollen, oder zog ihn sowohl die Art und Weise, in der die Dame sprach, wie der reiche geistige Gehalt ihrer Worte sympathetisch an, denn das mußte er sich schon jetzt ehrlich gestehen: so schön, rein und klar, so verständig, besonnen und jedes Ding beim rechten Namen benennend, hatte er selten eine Frau sprechen gehört.

So kam es denn, daß, als nach Beendigung des einfachen Mahles die Erzieherin mit den Kindern sich zurückzog, die beiden Hauptpersonen in lebhaftester Unterhaltung begriffen waren und, um dieselbe, da sie Beiden angenehm zu sein schien, noch eine Weile fortzusetzen, blieben sie noch eine halbe Stunde im Speisesaale zusammen, wobei die Dame auf dem kleinen Sopha am Fenster Platz nahm, der junge Mann aber nicht weit von ihr entfernt auf einen Stuhl sich niederließ.

Und in der That, wenn, wie wir gesagt, diese Unterhaltung beiden Theilen angenehm war, so fühlte sich doch der Fremde am meisten von Beiden überrascht und zwar mit jedem Augenblick mehr und mehr, denn was er hier im eifrig unterhaltenen Gespräch vernahm, war ihm so neu, so interessant und kam ihm dabei so logisch richtig und auf eine wunderbar reiche Erfahrung begründet vor, daß er nicht Ohren genug zu haben glaubte, die wohl lautenden Worte einzusaugen, die hier so natürlich und ungezwungen, wie er es nie gehört, von so schönen Lippen flossen. Und ganz seltsam war es außerdem: Alles, was er hier vernahm – und er vernahm in kurzer Zeit sehr viel, da die Dame außerordentlich zum Sprechen aufgelegt schien – klang ihm merkwürdig bekannt, oder vielmehr, es kam ihm vor, als ob die Sprecherin, die unläugbar eine große Belesenheit und eine bei Frauen selten gefundene geistige Befähigung besaß, die Meinungen und Ansichten über allerlei Dinge und Verhältnisse aus seiner eigenen Brust abgelesen hätte. Was sie sprach, mit eben so viel innerem Verständniß wie mit einer wohlthuenden Milde

des Urtheils, drückte stets, seltsam genug, das aus, was er selbst über diese Dinge und Verhältnisse schon hundertmal empfunden, gedacht und gesprochen hatte. Was ihr, der Sprecherin, lieb, angenehm, willkommen schien, war auch ihm schon lange eben so lieb, angenehm und willkommen gewesen, und das erstreckte sich nicht nur auf ernstere Dinge des Lebens, sondern sogar auf alltägliche Kleinigkeiten, und als er Zeit dazu gewann, sprach er das ehrlich und offen aus, er bestätigte ihre Ansichten aus seiner größeren Erfahrung und geschulteren Menschenkenntniß, und so mußten Beide sich schließlich gestehen, daß in der Einsamkeit und Abgeschlossenheit, wie sie hier oben in den engen Wänden des von Nebeln und Wolken umtosten Berghauses herrschte, die Menschen sich viel schneller zu erkennen und die Geister viel rascher zusammenzuwachsen geneigt seien, als im geräuschvollen Treiben der Welt, wo ein Jeder Rücksichten auf Andere zu nehmen hat und selten im Stande ist, sein Inneres in wahrer Gestalt hervorzukehren und sich so zu zeigen, wie er wirklich ist.

Das beiden Theilen so angenehme Gespräch wurde endlich durch die jüngste Tochter der Dame unterbrochen, die ihre Mutter zu irgend einem Zweck nach ihrem Zimmer beschied. Als die Letztere sich erhob, verbeugte sie sich ungemein verbindlich gegen den jungen Mann, und dieser, von dem Gespräch lebhaft erregt, schied mit dem ehrlich gemeinten Wunsch von ihr, daß es ihm bald vergönnt sein möge, die Unterhaltung ein andermal da wieder aufzunehmen, wo sie so eben abgebrochen war.

Als er gleich darauf sein eigenes Zimmer betrat und in das noch immer düster und drohend wogende Nebelmeer hinausblickte, hatte er den letzteren Uebelstand fast ganz vergessen. In eine ganz neue Ideenwelt gerückt, zu tausend lange in ihm schlummernden Gedanken von Neuem ermuntert, kam ihm der Aufenthalt auf diesem jetzt so einsam und trostlos liegenden Berge gar nicht mehr so düster und traurig wie am Morgen vor, und selbst als die Dunkelheit rasch hereinbrach und der Regen wieder stärker denn je an die Scheiben schlug, fühlte er sich nicht im Geringsten mehr beklommen oder eingeengt, ja, er begann seinen jetzigen Zustand sogar als einen ganz neuen und angenehmen zu betrachten, der einmal von dem alltäglichen Leben weit abwich und ihm mancherlei Ernstes und Bedeutsames zu denken gab. Und seltsam, er, der so gern und viel las und studierte, er fühlte für den Augenblick nicht die geringste Lust dazu. Zwar hatte er ein mitgebrachtes Buch aus seiner Reisetasche auf den Tisch gelegt, aber er rührte es nicht an, sondern ging, in tiefes Nachdenken verloren und behaglich eine Cigarre rauchend, im Zimmer hin und her, wobei er oft nach der Uhr sah, als ob die rasch zunehmende Dunkelheit ihm angenehm sei und ihm nur schneller die Stunde herbeiführen müsse, zu der er im Speisezimmer mit der ihm so interessanten Gesellschaft wieder zusammentreffen könne.

Hatte nun die scharfe kräftige Luft, die auf dem hohen Berge wehte und von dem immer noch heftig blasenden Winde nur noch schärfer gemacht wurde, den Appetit des rüstigen Mannes so auffallend vermehrt, oder mochte irgend ein anderer Grund ihn aus seinem einsamen Zimmer vertreiben, genug, er fand sich an diesem ersten stillen Abend schon sehr zeitig im Speisezimmer ein. Diesmal aber sollte er nicht so lange wie am Mittag darin allein bleiben, denn bald nach ihm erschienen die vier Personen, die nebst ihm auf dem Berge wohnten, zu gleicher Zeit und begrüßten den fremden Herrn auf die freundlichste Weise. Ja, das jüngste Kind, welches die Mutter an der Hand hereingeführt, ließ dieselbe sogleich fahren, als es ihn sah und eilte hastig auf ihn zu, um ihm die Hand zu reichen, als ob sie schon lange Zeit genauere Bekannte wären, und doch wußte noch Keines von ihnen bis jetzt den Namen des Anderen. Allein Kinder in dem Alter von sieben bis acht Jahren haben ein feines ursprüngliches Gefühl in dieser Beziehung; sie wissen sehr bald, wer sie lieb hat und sich gern mit ihnen zu schaffen macht, und die freundlichen Blicke und das herzliche Wesen des jungen Mannes mochten wohl auch diesmal ihre anziehende Wirkung geübt haben. Man setzte sich wie am Mittag auf die bekannten Plätze und bald gab man sich der lebhaftesten Unterhaltung hin, ohne daß, wie aus innerer Uebereinstimmung, ein einziges Wort gefallen wäre, das auf die näheren persönlichen Verhältnisse des Einen

oder Anderen Bezug genommen. Nur Eins hätte dem jungen Mann auffallen können, wenn er aufmerksam darauf gewesen wäre: der ältliche Diener, der mit seltenem Geschick und stets schweigsam seine Herrschaft und namentlich die Mutter bediente, wandte schon an diesem Abend, – ob aus innerem eigenen Antriebe oder auf erhaltene Anweisung, dürfte schwer zu entscheiden sein, – dem fremden Herrn eine größere Aufmerksamkeit zu; er ging von Zeit zu Zeit um den Tisch, und wo er irgend helfend oder fördernd einschreiten konnte, lieh er willig seine Hand und sah dabei den Gast mit so wohlwollenden Blicken an, als sei er bereits ein Mitglied der kleinen Familie geworden und als freue er sich, daß dieselbe in so trüber Lage einen so angenehmen Zuwachs erhalten habe.

Natürlich wandte sich das Gespräch, als man den Thee trank und die bescheidenen Brodschnitte mit kaltem Fleisch dabei genoß, wieder dem Wetter zu, aber Niemand verrieth mehr darüber Ungeduld oder Unlust, als habe eine unsichtbare gütige Fee ihre Gemüther darüber beruhigt und sie zu ausdauernder Geduld vermocht. Als aber endlich darüber einige Worte von Seiten der Dame gefallen waren und sie geäußert, daß eine Lage wie die, in der man sich jetzt befinde, zwar nicht gerade wünschenswerth, aber doch erträglich sei, da es im menschlichen Leben ja wohl schlimmere Lagen gäbe, sagte der Fremde:

»Das ist auch meine Meinung, gnädige Frau. Ich habe mich bereits vollkommen in meine Lage gefunden und

will nun wirklich in Geduld abwarten, ob und wann die Sonne sich von den Wolken befreit, die sie hier so feindselig umgeben. Glücklicher Weise eilt es mit meiner Zeit nicht, ich habe noch eine ganze Woche für mich, und ob ich dieselbe hier oben oder unten bei schlechtem Wetter verbringe, ist einerlei, da der Regen ja wohl in der Ebene eben so andauernd sein wird, wie hier auf der Höhe.«

Die schöne Frau nickte beistimmend und schien diese Aeußerung nicht ungern zu hören, das verrieth wenigstens das freundliche Lächeln, womit sie den Redenden anblickte.

»Da sind wir wieder in gleicher Lage,« sagte sie auch sogleich. »Auch wir haben Zeit, und da man bei solcher Witterung nicht reisen kann, will ich einmal denken, daß uns vom Schicksal beschieden ist, gerade hier zu rasten und zu weilen, und das ist für mich immer und in allen Lebenslagen ein großer Trost gewesen.«

Der junge Mann warf ihr bei diesen Worten einen tief forschenden Blick zu und er besann sich eine Weile, ehe er mit einigem Zagen die Worte sprach:

»Da sind Sie wohl eine Fatalistin und glauben, daß auch in so kleinen Dingen eine gewisse Vorherbestimmung unsere Schritte leitet?«

»Ganz gewiß!« lautete die schnell gegebene und eifrig gesprochene Antwort. »Wenn das Wort der heiligen Schrift wahr ist, daß kein Sperling ohne den Willen des Herrn vom Dache fällt, so bin ich auch überzeugt, daß ein höherer Wille mich auf diesen Berg geführt und auf diesem Berge mir diese kleine Geduldsprobe auferlegt hat.«

Der junge Mann hatte die Augen niedergeschlagen und nickte unwillkürlich, aber er erwiderte kein Wort darauf und alsobald mischten sich die Kinder wieder in das Gespräch und man unterhielt sich während des Essens von gleichgültigen Dingen, wie sie Leute von Geist und Herz so leicht herbeizuführen verstehen, wenn kein leitender Gedanke ihren Willen in eine andere und bestimmte Richtung treibt.

Das trübe Wetter, der eilfertig an den Fenstern vorüberhuschende Nebel und der von schwarzen Wolken ganz bedeckte Himmel hatte eine frühzeitige Dämmerung herbeigeführt und schon als man noch bei Tische saß, brachte der Wirth zwei brennende Lampen herein, von denen er die eine auf den kleinen Tisch vor dem Sopha stellte, auf welchem die Dame am Mittag nach der Tafel gesessen hatte. Nachdem man noch einige Worte gewechselt, äußerte das jüngste Kind, daß es müde sei, und alsbald erhob sich die freundliche Erzieherin, um beide Kinder in ihr Zimmer zu führen, da sie, wie sie gegen den Fremden bemerkte, frühzeitig zu Bett zu gehen pflegten. Ehe die Kinder aber das Speisezimmer verließen, kamen sie von selbst zu dem Fremden herum, boten ihm kindlich herzlich die Hand und wünschten ihm eine gute Nacht.

»Gute Nacht!« sagte derselbe warm. »Schlafet wohl und Gott behüte Euch!«

»Bitten Sie ihn nur, daß er morgen besseres Wetter werden läßt!« versetzte das ältere Kind knixend und gleich darauf waren Beide ihrer Erzieherin aus dem Zimmer gefolgt.

Jetzt erhob sich auch die Mutter und nahm eine Tapissierarbeit zur Hand. »Wollen wir uns an diesen kleinen Tisch setzen?« fragte sie in vertraulichster Weise den Fremden. »Das scheint mir gemüthlicher zu sein.«

»Wie Sie befehlen, gnädige Frau!«

Sie ließ sich auf das Sopha nieder und begann mit niedergebeugtem Kopfe an ihrer Stickerei zu arbeiten. Gleich darauf aber erhob sie ihn wieder, blickte den jungen Mann fragend an, der auf einem Stuhl ihr gegenüber Platz genommen, und sagte:

»Oder spielen Sie vielleicht gern eine Partie Schach?«

Die Antwort wurde nur nach einigem Zögern gegeben und lautete:

»Ja, o ja, wenn Sie es wünschen, sehr gern.«

»Sehr gern? Das glaube ich Ihnen nicht, es kommt nicht ganz ehrlich über Ihre Lippen.«

»Offen gestanden, haben Sie Recht. Ich spiele wohl Schach, aber ich habe in diesem Augenblick nicht die gehörige Stimmung dazu. Wenn Sie es daher erlauben, bleibe ich hier noch eine Weile sitzen und wir plaudern. Ein solcher trüber Abend ist ja so recht dazu angethan, daß man sich geistig unterhält und das schweigsame Spiel in einem so stillen Zimmer dürfte leicht etwas Drückendes an sich haben.«

»Da haben Sie wieder Recht. Ja, plaudern wir, es wird mir unter diesen Umständen recht angenehm sein.« –

Man sprach über verschiedene Dinge ruhig fort, ohne daß ein ernsterer Gegenstand zur Sprache gekommen

wäre. Nach einer Viertelstunde aber legte die Dame ihre Arbeit auf den Tisch, stand auf und sagte:

»Emschuldigen Sie mich einige Minuten. Meine Kinder befinden sich zwar in den besten Händen, aber ich versäume es nie, bei ihrem täglichen Abendgebet gegenwärtig zu sein. Jetzt werden sie im Bette liegen und mich bereits erwarten. In zehn Minuten werde ich wieder bei Ihnen sein.«

Sie verneigte sich überaus freundlich und bald befand sich der junge Mann allein. Als sie die letzten Worte zu ihm gesprochen, hatte er ihr beistimmend zugnickt, jetzt aber ging er sinnend im Zimmer auf und nieder, als überlege er irgend einen dunkel in ihm aufdämmernden Plan, aber wenn er denselben schon heute auszuführen entschlossen schien, er sollte an diesem Abend noch nicht dazu gelangen, denn wie er auch geistig belebt und gesellig gewandt genug war, ein Gespräch nach irgend einem beabsichtigten Ziele zu lenken – die nie gesehene Art und Weise der jungen Frau, sich frei und ungezwungen zu benehmen und mit feinem weiblichen Takt die Unterhaltung zu leiten, beherrschte ihn bereits und er folgte unbewußt ihrer mächtigen Einwirkung, mochte nun ihr fester Wille oder der unberechenbare Zufall ihren Worten die Richtung anweisen.

In der That kam sie nach etwa zehn Minuten wieder in das Zimmer, nahm ihren Platz auf dem Sopha ein und ergriff ihre Arbeit, an der sie sogleich zu sticken fortfuhr, wobei sie mit niedergebeugtem Gesicht und einem unendlich glücklichen Ausdruck in der Miene innig sagte:

»Die Kinder haben gebetet und schlafen jetzt. Ja, Gott behüte sie! Das ist auch mein Wunsch alle Tage und alle Nächte. – Sie lieben die Kinder, wie es scheint?« fragte sie nach einer Weile, indem sie das reizende Gesicht zu dem sie schweigend Beobachtenden erhob und ihn mit ihren blauen Augensternen unendlich gütig anblickte.

»Ja, ich liebe Kinder von Herzen!« erwiderte er warm.

Und nun erging er sich in ruhiger Auseinandersetzung seiner Ansichten über Kindererziehung und sprach eine Weile fort, ohne daß er mit einem einzigen Wort von der Dame unterbrochen worden wäre. Allmählig aber schien er wärmer und lebhafter zu werden und, von einigen leicht hingeworfenen Fragen der Dame dazu veranlaßt, ging er auf ein anderes Thema über und dabei erhob sich seine markige seelenvolle Stimme immer mehr, und vielleicht ohne es selbst zu wissen, sprach er über verschiedene Gegenstände, in einer so lehrreichen, tief in die Verhältnisse der Welt eindringenden Weise und mit so glatt dahinfließenden Worten, daß dieselben eine immer größere Wirkung auf die Zuhörerinnen zu üben schienen. Vorher bei Tisch hatte fast nur sie gesprochen und er hatte dem leicht strömenden Fluß ihrer Rede mit warmem Antheil und steigendem Interesse zugehört; jetzt dagegen sprach nur er allein und der Antheil und das Interesse daran hatte sich in viel vergrößertem Maßstabe nach der anderen Seite gezogen. Ja, die Dame hatte von Anfang an aufmerksam zugehört, später war sie ganz Ohr und ließ ihre Arbeit unbewußt aus den Händen gleiten, und zuletzt hingen ihre Augen wie gebannt an seinen Lippen,

denn der Klang seiner mächtigen Stimme, die melodisch sank und anschwell, je nachdem der Gegenstand ihn befeuerte, schien eben so viel Sympathisches für sie zu haben, wie der geistvolle Inhalt seiner Worte sie hinzureißen die Macht besaß.

Endlich schwieg er und es trat eine längere Pause in der Unterhaltung ein. Die Dame versuchte es, ihre Arbeit von Neuem zu beginnen, aber ihre Finger versagten ihr den Dienst. So wickelte sie denn die Stickerei zusammen, legte sie neben sich nieder und lehnte sich tiefer und im Stillen nachdenkend in das Sopha zurück. Ohne eine Ahnung davon zu haben, war den beiden Sprechenden der lange Abend wie ein rasch vorüberrauschender Moment verstrichen, und erst als die Uhr unter dem Spiegel die zehnte Stimde schlug und zufällig der Wirth in's Zimmer trat, um sich nach irgend Etwas umzublicken, griffen beide Personen nach ihren eigenen Uhren, und wie von einem gemeinsamen Antrieb angestachelt, erhoben sie sich von ihren Sitzen, sahen sich eine Weile mit sichtbarer Betroffenheit an, bis sich endlich die Dame zuerst faßte und sagte:

»Es ist schon zehn Uhr, das dachte ich nicht. Der Abend ist mir wunderbar schnell vergangen und ich danke Ihnen, daß Sie ihn mir so schnell verschwinden gemacht, obgleich ich mich an Gesprächen, wie wir sie soeben geführt, unendlich gern betheilige. So wollen denn auch wir schlafen gehen, nicht wahr?«

»Ja,« klang es tief aus der Brust des jungen Mannes hervor, »das wollen wir. Und Gott behüte – auch Sie!«

»Ich danke Ihnen! Gute Nacht!«

Mit einer freundlichen Verneigung und einem noch freundlicheren Blick verabschiedete sie sich und gleich darauf befand sich unser Freund allein im Zimmer, das er nach einigen Schritten auf und nieder auch bald verließ, um sich in das ihm zugewiesene Gemach zu begeben.

DRITTES CAPITEL. EIN ERFREULICHES WIEDERERKENNEN.

Hier aber wollte die Ruhe, nach der er Verlangen tragen mochte, sich auch nicht so bald finden lassen. Augenscheinlich war er noch immer mit einem und demselben Gedanken beschäftigt, der ihn nun schon seit dem Mittag dieses Tages heimgesucht hatte. Auch sprach er ihn sich jetzt aus und er lautete:

»Wer mag diese Dame sein oder vielmehr, wie mag sie *jetzt* heißen, da sie doch ohne Zweifel vermählt ist? Denn wie sie, wenigstens mit ihrem Vornamen, früher hieß, glaube ich zu wissen. Oder sollte und könnte ich mich dennoch darin irren und nur eine seltsame, unbegreifliche Aehnlichkeit mich täuschen? Nein, das glaube ich nicht. Die Aehnlichkeit mit ihrer ältesten Tochter ist sehr groß und diese sieht ganz so aus, wie ihre Mutter vor siebenzehn Jahren ausgesehen hat. Ja, selbst aus ihrer wunderbar lieblichen und glockenreinen Stimme klingen mir bekannte Laute heraus und aus diesem veilchenblauen Auge leuchtet ein Blick, den ich nimmer, nimmer vergessen kann. Nun, warte ich es noch geduldig bis morgen ab. Der nächste Tag, wo möglich der trauliche Abend,

soll mir die Erklärung bringen und ich werde dann ohne Zweifel den Beweis in Händen haben, daß mein Gedächtniß mir, wie sonst, auch diesmal treu geblieben ist. – Aber warum mag sie Trauerkleider tragen?« fuhr er nach längerem stillen Sinnen fort. »Denn daß die Kleider solche sind, welche alle vier Personen so übereinstimmend tragen, unterliegt keinem Zweifel. Sollte sie schon wieder ein neues Unheil betroffen haben? Das sollte mir leid thun. So viel ich mich erinnere, litt sie schon in ihrer ersten Jugend an bitterem Mißgeschick. Sie war eine Waise, hatte weder Vater noch Mutter, als ich sie kennen lernte, und ihre fernen Verwandten bekümmerten sich so wenig um sie, daß sie bei fremden, freilich bei herzlich guten Leuten ihr Unterkommen suchen mußte. Hm, ja, das ist Alles, was ich von ihr weiß und es ist in der That wenig. Doch – warten wir es ab; morgen ist vielleicht ein freundlicherer Tag als heute und die goldne Sonne wird dann ihr Licht auch in diese Dunkelheit fallen lassen.«

Vom ungewohnten Bergsteigen mehr ermüdet, als er sich den Tag über hatte zugestehen wollen, suchte unser Freund gern sein Lager auf, das er wider Erwarten vortrefflich fand. Zwar hielt ihm der tobende Wind, der draußen um das einsame Berghaus heulte und das bis in sein Zimmer vernehmbare Rauschen der von ihm geschüttelten Tannen längere Zeit den Schlaf fern, als er sich aber nach einer Weile an diese ungewohnten Naturstimmen gewöhnt, schlief er fest ein und erwachte erst

gegen sechs Uhr, wo er sich sogleich erhob, um den neuen Tag mit neuer Hoffnung auf besseres Wetter zu beginnen.

Ja, es war auch etwas besser, wenigstens hatte es zu regnen aufgehört und nur ein dünner flockiger Nebel huschte noch an seinen Fenstern vorüber und bedeckte die weite Ferne, so daß immer noch nichts als die zunächst stehenden Bäume zu sehen waren. Indessen war er schon damit zufrieden, daß die Luft trocken war und als er bald darauf ein Fenster öffnete, strömte ihm zu seiner Verwunderung, denn es war am vorigen Abend fast kalt gewesen, eine warme, schwüle Luft entgegen, die allerdings eine Aenderung des Wetters andeutete, wenn dieselbe auch in Anbetracht der hohen Lage des Orts nicht gerade sehr günstig erschien. Allein er war doch froh, daß er wenigstens die freie Luft genießen konnte und da er sich nach Bewegung sehnte, kleidete er sich rasch an und trat vor die Thür, um, so weit es der nasse Rasen erlaubte, ein paar Schritte hin und her zu thun.

Alles war noch still in und rings um das Haus. Vom Winde war wenig zu spüren und der dünne Nebel lagerte in langsam dahin schwebenden Streifen zwischen den Bäumen, als fürchte er sich, in die freie Leere hinauszufattern und als hafte er gern an den festen Gegenständen des alten grünen Berges. Die Ferne und die Höhe aber waren und blieben für jetzt noch verschleiert, nirgends drang ein Berg, ein blauer Aetherfleck, eine grüne Ebene, ein blinkendes Wasser durch die weißliche Schicht, die

bleischwer die Atmosphäre erfüllte und die ganze Welt wie mit einem Trauermantel überzog.

Wohl eine halbe Stunde schon war der junge Mann näher oder ferner vom Hause und seinem Gehöft umhergestrichen und immer noch war er einsam geblieben. Indessen wenn er auch Niemanden im Hause gesehen hatte, er selbst war von munteren Augen schon längst wahrgenommen worden. Auch dauerte es nicht mehr lange, da hörte er fröhliche Kinderstimmen erschallen und als er sich nach ihnen umwandte, traten die beiden Mädchen, von dem alten Diener aus der Ferne bewacht, eben aus der Hausthür und, als hätten sie sich schon längst nach ihm gesehnt, sprangen sie ihm freudig entgegen, reichten ihm ihre Händchen und erkundigten sich neugierig, ob er auch recht gut geschlafen habe. Sie selbst, setzten sie hinzu, und auch die Mama, die sich eben ankleide, hätten ganz vortrefflich geruht.

Der junge Mann entgegnete mit der ihm eigenen Herzlichkeit die natürlichen Ergießungen der beiden lieblichen Kinder, nahm sie Beide an die Hand und schritt langsam mit ihnen auf den trockensten Wegen auf und nieder, nachdem er sich vorsichtig überzeugt, daß sie auch mit festem Schuhwerk versehen waren. Bald aber vermehrte sich die Gesellschaft, die junge Erzieherin erschien ebenfalls im Freien, gesellte sich zu ihnen und begrüßte auf's Freundlichste den jungen Mann, der ihr nach ihren Mienen und ihrem Benehmen zu schließen, auch bereits lieb und werth geworden war.

Indessen sollte dieser Morgenspaziergang nicht mehr lange dauern. Der Diener trat an die kleine Gruppe heran und fragte, ob es vielleicht gefällig wäre, zum Frühstückstisch zu kommen, die gnädige Frau werde auch sogleich im Speisezimmer erscheinen.

Alle vier Personen waren auf der Stelle bereit, dem Winke zu folgen; die Erzieherin ging voran und der Fremde, mit den beiden Kindern an der Hand, hinterher, die gar keine Lust zu haben schienen, sich so bald von dem liebgewonnenen Freunde, der noch keinen Namen für sie hatte, zu trennen. Als sie so in das Speisezimmer traten, fanden sie die Mutter schon darin vor und sie lächelte freudig, als sie das schöne Einverständnis zwischen ihren Kindern und dem jungen Fremden bemerkte. Sie begrüßte ihn fast mit Herzlichkeit und er mußte sich gestehen, daß ihr die Ruhe der Nacht neue Reize verliehen zu haben schien, denn ihr Gesicht war von einem rosigen Schimmer angehaucht, als sie ihm einen guten Morgen bot, ihre sprechenden Augen strömten eine innere Zufriedenheit aus und zum ersten Mal sah er den schmerzlichen Zug nicht mehr, der gestern noch ihre Lippen umschwebt hatte.

So saß man denn wieder beim Frühstück beisammen und in vertraulichster Weise flog das Gespräch hin und her, zumal die Freude allgemein war, daß das Wetter sich doch merklich gebessert, und daß man nun wirklich bald auf Sonnenschein und klare Luft zu rechnen habe.

Als die Kinder aber ihren ersten Appetit gestillt, fingen sie, die heut neben einander saßen, leise unter sich zu

flüstern an und dabei warfen sie forschende Blicke bald auf den Fremden, bald schauten sie fragend und bittend die Erzieherin an, die sich sichtbar vergebens bemühte, ihren jugendlichen Eifer in Schranken zu halten. Zwar gelang ihr dies auf einige Zeit, aber endlich durchbrach die natürliche Lebhaftigkeit die Fesseln, die die Erziehung um junge Kinder zu legen pflegt, und ohne sich weiter um das leisere Gespräch der Mutter und des Fremden zu kümmern, wandte sich das ältere Mädchen plötzlich an Letzteren und sagte so laut, daß die Mutter augenblicklich ihre Rede unterbrach und mit Staunen auf das neugierige Kind schaute:

»Ach, mein Herr, wir sind nun schon einen ganzen Tag beisammen und wir wissen immer noch nicht, wie Sie heißen. Wollen Sie nicht die Güte haben, mir Ihren Namen zu sagen und auch, woher Sie kommen und wo Sie wohnen?«

Fast erschrak die Mutter, als sie diese freimüthige Aeußerung vernahm, die nun nicht mehr zurückzuhalten war, aber sie konnte dennoch nicht unterlassen, einen wunderbar forschenden Blick auf den Fremden zu richten, gleichsam als wolle sie prüfen, wie er diesen Ausbruch kindlicher Neugierde aufnehmen werde. Dann aber sagte sie rasch, indem sie sich hoch erröthend zu dem jungen Mann wandte:

»Ich bitte für diese von mir unvorhergesehene Neugierde eines Kindes um Verzeihung, mein Herr. Sie erkennen daraus, daß ich und Fräulein Helene dort nicht ganz im Stande sind, das Temperament der Mädchen zu

zügeln; indessen hoffe ich, daß Sie nicht denken, daß irgend Jemand von uns Aelteren diesen Gedanken in meiner Tochter angefacht hat.«

Der Fremde verneigte sich lächelnd gegen die Dame, deren Gesicht wie das der Erzieherin mit einer dunklen Gluth überzogen war und in seiner Miene dabei lag allein schon die Antwort, die sie von ihm erwartet haben mochte. Dann aber wandte er sich sofort zu dem Kinde und sagte mit seinem wohlthuenden Ernst, in dem sichtlich eine ungemeine Herzlichkeit lag:

»Mein liebes Kind, ich habe durchaus keinen Grund, Dir meinen Namen zu verschweigen, wenn Du ihn gern hören willst. Aber bevor ich Dir sage, wie ich heiße, würde ich es gern sehen, wenn Du mir Deinen eigenen Namen nennen wolltest.«

Die Augen der Mutter hefteten sich voll zunehmender Verlegenheit auf das Gesicht der von Neuem erröthenden Erzieherin, dann sah sie das vorher sprechende Kind an und hielt mit einer an Athemlosigkeit gränzenden Spannung seinen Blick fest, bis er ausgesprochen hatte.

»Ich heiße Hildegard,« sagte sogleich das Kind, »und meine Schwester heißt Ilse.«

»So,« erwiederte der Fremde, »nun weiß ich es und ich danke Dir. So will ich Dir auch meinen Namen sagen. Ich heiße: Harder!«

Wenn der Sprechende, der in diesem Augenblick nur das Kind ansah, mit dem er sprach, sein Auge auf die

Mutter geworfen hätte, würde er in der That etwas Eigenthümliches wahrgenommen haben. Noch ehe er seinen Namen genannt, wurzelten die Augen der Dame fest auf ihm, ihre Lippen zitterten leise und eine große Aufregung gab sich in ihrem ganzen Wesen kund. Als der Name aber erklungen war, sah sie eine Weile nachdenkend und das Gesuchte doch nicht findend, vor sich nieder, dann athmete sie erleichtert auf und richtete den Blick wieder auf das Kind, das auf der Stelle zu sprechen fortfuhr.

»So,« sagte es, »also Harder heißen Sie! Und wo wohnen Sie denn?«

Der Fremde, auf diese Frage noch weniger vorbereitet als auf die erste, besann sich eine Weile, dann sagte er mit etwas leiserer und fast schwermüthiger Stimme:

»Ich habe in diesem Augenblick keine bestimmte Heimath, meine liebe Hildegard. Aber ich bin auf einer Geschäfts- oder Berufsreise begriffen, um mir eine solche wo möglich zu gründen. Auf meinem Wege dahin lenkte ich, da ich noch eine gute Woche Zeit hatte, wie ich schon gesagt, meine Schritte in diese schöne Gebirgsgegend, um mich ein wenig in der Welt umzusehen, was ich nur selten kann, und so haben wir uns hier oben getroffen, von einem gleichen Schicksal ereilt, was ich aber heute weniger beklage als gestern, wo ich im vollen Regen und ganz allein hier ankam.«

Die letzten Worte waren ohne Zweifel mehr für Andere als für das Kind berechnet, das gab auch sein auf

die Dame gerichteter Blick kund, zu der er sie hinübergesprochen, wobei er sich leicht gegen sie, die ihn mit voller Aufmerksamkeit betrachtete, verneigte.

»Ja,« nahm diese nun mit einiger Beklemmung das Wort, als ob sie sich im Stillen bemühe, das Gespräch von den so zufällig herbeigeführten Enthüllungen persönlicher Verhältnisse abzuleiten, »da haben wir wieder etwas Gemeinsames, mein Herr. Auch wir hatten ein paar Wochen Zeit für uns und da das schöne Maiwetter vor vier Tagen so verlockend war, wandten wir uns dieser Höhe zu, die ich schon oft in früherer Zeit vom Thale aus in's Auge gefaßt, hatte. – Aber sehen Sie da, ich habe eben das schöne Maiwetter citirt und da scheint es in der That wieder zum Vorschein zu kommen.«

Dabei deutete sie mit der Hand nach dem ihr gegenüberliegenden Fenster, dem der Fremde den Rücken zukehrte, und dieser drehte sich rasch herum und verließ dann seinen Sitz, was die Anderen ebenfalls thaten.

Die Dame hatte Recht gehabt. Als man an's Fenster getreten war, bemerkte man, daß ein leichter Wind sich erhoben hatte, der die letzten Nebelstreifen mit nachhaltiger Kraft in die Ferne trieb. Schon ließ sich ein Stück blauen Himmels sehen, die düsteren Tannen, deren Nadeln sich leise flüsternd bewegten, zeigten sich frei von dem Schleier, der sie so lange verhüllt, und in der noch leise von matten Dünsten angehauchten Ferne tauchten schon, in ihren dunkelblauen Umrissen erkennbar, waldige zusammenhängende Bergketten auf, zu denen

sich bald auch in der Tiefe grüne Felder von unermeßlicher Ausdehnung gesellten, ein Anblick, der ungemein ermuthigend und erfreulich war, nachdem man so lange nichts als ein wüstes Nebelchaos vor und um sich gehabt hatte.

Eine geraume Zeit standen die vier Personen schweigsam am geöffneten Fenster und schauten bewundernd und erfreut in die allmähig sich lichtende Ferne hin. Dann aber unterbrach die Mutter zuerst das Schweigen und sagte lebhaft, indem sie sich an den jungen Mann und die freudig aufblickende Erzieherin wandte:

»O, das ist ja herrlich! Kommen Sie hinaus, das können wir noch besser im Freien genießen. Das Bischen Nässe wird uns nichts thun, wir wollen uns mit festem Schuhwerk versehen und dann, so weit es geht, in der Umgebung umherstreifen. Ich sehne mich unendlich nach einem lebhaften Gange, ich bin daran gewöhnt und hier nur zu lange schon an die dumpfen Zimmer gefesselt gewesen.«

Das bestimmende Wort wurde gesprochen und es wurde augenblicklich befolgt. In wenigen Minuten fanden sich alle Theilnehmende vor der Thüre ein und sie hatten sich in der That rasch zu einem kleinen Unternehmen im Freien gerüstet. Mit festem Schuhwerk ausgestattet und das Kleid hoch aufgeschürzt, erschien die schöne Frau ohne Hut und Handschuhe vor dem Hause. Ihren Sonnenschirm benutzte sie als Spazierstock und nur zum Schutz gegen etwaigen Wind trug sie ein rothseidenes

Tuch über dem Arm. So trat sie mit ihrem leichtschwebenden Schritt und den anmuthigsten Bewegungen mit der ähnlich gerüsteten Erzieherin vor die Augen des sie bewundernd anschauenden Fremden und munter sprangen die Kinder auf dem Rasen voran, der geringen Nässe nicht achtend, die noch immer bemerkbar war, aber von der scharfen Bergluft bald aufgesogen wurde. Die ›Hele- ne‹ genannte junge Dame dagegen schloß sich, von ihrer Herrin dazu aufgefordert, den beiden älteren Personen an und bald war der kleine Zug in Bewegung, um endlich einmal seiner Sehnsucht nach der frischen Luft ein Genüge zu thun. Und kaum war man vom engen Hause entfernt, so flogen Aller Blicke in die grüne Weite, die wieder sichtbar und lebendig geworden war und, wie von einem lange bedrückenden Alp befreit, schlugen alle Herzen fröhlich auf und gaben sich dem unschuldigsten aller Genüsse, dem der freien Natur, mit sichtbarem Behagen hin.

Weit drangen sie jedoch an diesem ersten Morgen nicht vor, die Nässe hielt die Mutter, die um das Wohlsein ihrer Kinder besorgt war, noch in bestimmten Gränzen zurück; nur bis zum Rande des das Wirthshaus rings umgebenden Waldes gelangte man und hier erwartete Alle ein neuer Genuß, denn die so lange stummen Vögel ließen schon wieder ihre munteren Stimmen erschallen und namentlich die in dieser gebirgigen Gegend so zahlreichen Finken schmetterten ihre hell tönenden Gesänge weit in die immer klarer und reiner werdende Luft hinaus. Das schien denn die Kinder auch weiter und weiter

in den jäh abstürzenden Wald zu locken, und um sie zu bewachen, hatte der alte Diener, der sich der Gesellschaft schon längst angeschlossen, sich zu ihnen begeben, mit reger Sorgfalt bemüht, sie stets auf den trockensten Stellen zu halten und ihnen die singenden Vögel zu zeigen, die lustig in den duftigen Nabelzweigen umherhüpften. Als sie aber eine Weile den Augen der älteren Personen entschwunden, ging ihnen die aufmerksame Erzieherin langsam nach und so blieben die beiden Anderen ihrer eigenen Unterhaltung überlassen. Diese begann denn auch mit der Zeit ziemlich lebhaft zu werden und, wie es kam, wußte Niemand von Beiden zu sagen, aber ihr anfangs heiteres Gespräch wurde mit jedem Augenblick ernster und bedeutsamer, wobei die Dame, die gern zu sprechen und ihren Ideen freien Lauf zu lassen schien, zumeist das Wort führte und mit großer Geschicklichkeit bald diesen, bald jenen Gegenstand wählte, als ob sie ein großes Verlangen trage, das in langer Einsamkeit Aufgespeicherte laut werden zu lassen und ihr übervolles Innere gegen eine theilnehmende und sie verstehende Seele auszuschütten.

Der junge Mann an ihrer Seite hatte mit steigendem Wohlgefallen geraume Zeit ihren Worten zugehört, die sich bald auf die Politik des Tages, bald auf die verschiedenen Künste und Wissenschaften bezogen, nie aber ihre persönlichen Verhältnisse berührten, die sie mit großer Geschicklichkeit zu vermeiden verstand. Er mußte sich gestehen, daß Alles, was er hier hörte, ernstlich durchdacht und vollkommen zur Mittheilung reif war, und mit

jedem Augenblick hörte er gespannter, theilnehmender zu, bis er endlich, als die Sprecherin eine Pause eintreten ließ und ihn dann fragte, warum er so still sei und nicht seine eigene Meinung umständlicher entwickele, mit ruhiger und doch tief aus seinem Innern kommender Empfindung sagte:

»Ja, ich verhalte mich in der That schweigsam und ich muß es, da ich so viel Gutes und Schönes höre, was ich selten oder, ehrlich gesagt, noch nie aus einem weiblichen Munde vernommen habe. Ich mache dabei, wie schon gestern, eine seltsame Bemerkung. Wir stimmen in vielen Dingen über die Vorgänge des Lebens, über die Erscheinungen darin, über Politik, Kunst und Wissenschaft überein und Sie sprechen wunderbar genug immer das und zwar mit denselben Worten aus, deren auch ich mich bedienen würde, wenn ich mich über diese Gegenstände äußern sollte.«

Er hielt einen Augenblick inne und sah die langsam neben ihm Gehende mit forschendem Blick von der Seite an. Da stand sie still und erwiderte mit der größten Unbefangenheit und einem so ehrlichen Ausdruck in der Miene, daß an der Wahrheit ihrer Sprache nicht gezweifelt werden konnte:

»Das ist mir ganz eben so ergangen, wenn ich Sie, wie gestern, zu mir sprechen hörte. Wir scheinen eine seltsame Sympathie für dieselben Dinge zu fühlen, nicht allein, wie man sie denkt und empfindet, sondern auch wie man sie ausspricht. Ich habe das gleich bei Ihren ersten

Worten herausgeföhlt, denn ich begreife und empfinde schnell.«

»Ich sehe und erkenne es. O ja, das föhlt sich bald heraus, und mag die lebhaftere Einwirkung nun im Ton der Stimme, mit der ein Mensch zum andern spricht, oder im Ausdruck seiner Mienen liegen, genug, die Wirkung ist da und sie erfreut eben so sehr, wie sie erhebt und für viele Differenzen tröstet und entschädigt, in die man so oft in der kalten und trüben Welt mit Menschen verschiedener Gattung geräth.«

»Sagen Sie nicht,« unterbrach sie seine Rede, die er noch weiter fortsetzen zu wollen schien, »daä diese Wirkung allein im Ton der Stimme und im Ausdruck der Miene beruht, nein, sagen Sie lieber, sie liegt in der ganzen Erscheinung des Menschen, die ja doch nur, mögen wir es ansehen wie wir wollen, der sichtbare Ausdruck, die Widerspiegelung seiner Empfindungen, seiner geistigen Bildung und seiner seelischen Begabung ist. Doch, lassen Sie uns von der Ergründung dieser Wirkung abbrechen, mir liegt in diesem Augenblick etwas Anderes auf dem Herzen. Wir haben in unseren Unterhaltungen bisher genug über Kunst und Wissenschaft, über Politik und sonstiges Menschliche gesprochen; ich möchte jetzt das Gespräch einmal auf einen ernsteren Gegenstand richten und sehen, ob wir auch darin sympathisch sind, was mir, ich gestehe es offen, ungemein angenehm wäre.«

Des jungen Mannes ehrliche Augen wurzelten mit einem seltsam fragenden Blick auf den jetzt so heiter strahlenden Zügen der schönen Frau und er sagte:

»Die Gegenstände, über die wir bisher sprachen, waren meiner Meinung nach immer nur ernste – von welchen noch ernsteren könnten Sie jetzt reden wollen?«

Die Dame stand still, senkte die Augen zum Grasboden nieder, in den sie unbewußt die Spitze ihres Sonnenschirms tiefer einbohrte, und versetzte, befangener und langsamer als vorher sprechend:

»Ich möchte einmal über die Religion mit Ihnen reden und hören, ob wir auch darin in einiger Uebereinstimmung sind.«

Es erfolgte eine von der Dame vielleicht nicht erwartete längere Pause und als sie ihr Auge auf den schweigsamen Mann an ihrer Seite richtete, erschrak sie fast, denn eine solche Wirkung ihrer Worte, wie er sie jetzt unwillkürlich blicken ließ, hatte sie nicht erwartet. Kaum war das Wort ›Religion‹ an sein Ohr geschlagen, so stand er wie an den Boden gewurzelt still, hob sein bleicher gewordenes Gesicht hoch auf und starrte mit seinen sinnenden Augen in den Himmel hinein, der eben sein ganzes schönes Blau zu entwickeln begann und bereits von den durch die Wolken brechenden Strahlen der wiedergekehrten Sonne vergoldet und verherrlicht wurde.

»Religion!« sagte er mit einem aus der Tiefe seiner Brust kommenden Seufzer und einer das Herz seiner Begleiterin seltsam ergreifenden Stimme. »Also darüber soll ich zu Ihnen reden, gnädige Frau? Ach, entschuldigen Sie mich, in diesem Augenblick bin ich wahrhaftig nicht dazu aufgelegt. Mit der Religion soll man sich nur in den ihr

geweihten Stunden beschäftigen, wenn man sie auch immer und überall im Herzen tragen muß, und jetzt, in dieser Stunde, sind meine Lippen nicht im Stande, zu sprechen, was ich in meinem Herzen darüber fühle und was in meinem Geiste darüber vor sich geht. Ja, entschuldigen Sie mich, daß ich heute nicht darüber rede, nur so viel nehmen Sie als ausgemacht an, daß ich auch in diesem Punkte von Ihren Empfindungen und Ihrer Meinung gewiß nicht weit abweichen *kann*, ja daß, wenn irgend ein Zwiespalt darüber zwischen uns obwaltete, wir gewiß, sicher und gewiß, uns darüber verständigen würden, sobald Sie mir nur die Gelegenheit böten, Ihnen meine Ansicht über die Religion und – *was sich daran knüpft* – vollkommen in aller Muße darzulegen. So viel, nur so viel lassen Sie mich in diesem Augenblick über diesen Gegenstand sagen und sehen wir lieber nach den Kindern, deren muntere Stimmen ich dort unten zu vernehmen glaube, wo, wie ich mich zu erinnern meine, eine Bank steht, auf der sie Platz genommen zu haben scheinen.«

Damit war das Gespräch über diesen allerdings ernstesten Gegenstand an diesem Tage abgebrochen und die junge Frau, nicht etwa eingeschüchtert oder verwundert, obgleich von den eben gehörten Worten tief angeregt, war klug und freundlich genug, sich den Wünschen des so bedächtig sprechenden Mannes zu fügen, und so nickte sie ihm nur beistimmend zu und schritt schweigend an seiner Seite weiter, um bald die Kinder zu treffen, die sich in der That auf einer Bank niedergelassen hatten und

die bunten Gräser, die ihnen die dienstfertige Hand des alten Dieners gesammelt, zierlich in Büschel zusammenbanden.

Mit herzlicher Freude bewillkommneten die Kinder ihre herantretende Mutter und den ihnen so lieb gewordenen Fremden, und viele Fragen hatten sie an Letzteren zu richten, die er stets wohlwollend und auf das kindliche Gemüth schicklich eingehend beantwortete. Auch die sonst etwas stille Erzieherin mischte sich jetzt in das Gespräch, welches sich nach und nach zwischen den älteren Personen entwickelte, bis es wieder auf die verschiedenen Erziehungsmethoden zurückkam, in denen sich das fein gebildete Mädchen mit den Ansichten des Fremden in freudig erkannter Uebereinstimmung befand.

So vergingen rasch einige Stunden und gegen elf Uhr erst kehrte man in das stille Gasthaus zurück, mit der nun schon gesteigerten Hoffnung, daß man bei anhaltend gutem Wetter bald an größere Ausflüge denken könne und nun das so freundlich Gebotene mit Eifer ausnützen müsse. –

Erst Mittags sah man sich im Speisesaal wieder und bald nachdem man sich nach der mehrstündigen Trennung begrüßt, sagte die Mutter zu dem Fremden:

»Es scheint wirklich, als ob wir nun das Schlimmste auf unserem Berge überstanden haben; unsere Geduld soll also belohnt werden – meinen Sie nicht auch?«

»Wenn man wirklich Geduld hat und nicht zu eilfertig in seinen Wünschen ist,« erwiderte der Gefragte mit merklicher Bedeutung, »so kommt immer, wenigstens

sehr oft, alles Gute wie von selbst. Ich habe diese Geduld in der That und meine Wünsche beherrsche ich standhaft, wenigstens was die Eilfertigkeit ihrer Erfüllung betrifft. Ich habe mir vorgenommen, hier oben noch einige Tage auszuharren, da es mir unerwartet ganz wohl gefällt.«

»So geht es mir auch,« erwiderte die Dame, »auch ich bleibe, denn ich denke – ich sage, ich *denke* – noch wenigstens eine Woche für mich zu haben.«

Der junge Mann verrieth sichtbar eine große Freude darüber und wiederholte, daß auch ihn vor der Hand nichts von hier forttreibe, und so unterhielt man sich ruhig wie immer, obgleich es die Dame bedünken wollte, daß ihr neuer Bekannter an diesem Mittag nicht so gesprächig wie am Morgen sei, eine Bemerkung, die sie auch am Nachmittag wiederholte, als man abermals einen gemeinsamen Spaziergang unternahm und sich des anhaltend besseren Wetters erfreute.

So war wieder der Abend gekommen und man hatte sich im Speisesaal traulich zusammengefunden. Die Kinder plauderten in ihrer munteren Art lustig fort, die Mutter und die Erzieherin beteiligten sich lebhaft dabei, aber der Fremde war stiller und stiller geworden und Alle merkten ihm an, daß er irgend einen Gedanken in sich verarbeite, den er fest in sich verschloß, so viel Anregung, ihn auszusprechen, ihm auch von außen geboten wurde. Da er aber, ohne den sichtbaren Wünschen

der beiden Damen nachzugeben, in seinem schweigenden und nachdenklichen Wesen verharrte, gaben dieselben es endlich auf, noch mehr in ihn zu dringen und so unterhielt man sich gemächlich von alltäglichen Dingen, bis die Zeit kam, wo die Kinder zu Bett zu gehen pflegten.

Als sie vom Tisch aufgestanden waren und die Mutter zärtlich geküßt hatten, kamen sie zu dem Fremden herum, gaben ihm die Hand und sagten ihm auf eine so herzlich kindliche Weise gute Nacht, daß den jungen Mann fast eine weiche Rührung überkam. Er erwiderte ihren Gruß eben so herzlich und dann folgte er der Mutter an den kleinen Tisch, an welchem Beide auch am vergangenen Abend gesessen hatten, während die Erzieherin wie gewöhnlich sich mit den Kindern verabschiedete.

Bald auch wurde die trauliche Lampe wieder von dem Wirth auf den kleinen Tisch gestellt, aber die Dame griff nicht sogleich zu ihrer Arbeit, sondern sah auch etwas nachdenklich vor sich nieder, bis sie, vielleicht durch den stehen gebliebenen Wirth dazu veranlaßt, plötzlich aufstand, um sich, wie sie sagte, zu ihren Kindern zu begeben.

»Kommen Sie wieder, gnädige Frau?« fragte unser Freund, als sie bereits die Thür in der Hand hielt.

»In einer Viertelstunde bin ich wieder da!« erwiderte sie freundlich und gleich darauf befand er sich mit dem Wirth allein, da dieser die Neigung zu verrathen schien, noch in dem Zimmer zu verweilen, um vielleicht einige Worte an den ihm noch immer unbekanntem Gast zu richten.

Dieser, der sich schon lange nicht mehr verhehlte, daß er begierig geworden war, etwas Näheres über die auch ihm unbekannt gebliebene Dame und deren Familie zu erfahren, wurde durch den Wirth selbst zu einer Frage gedrängt, die er vielleicht, wenn ihm die Gelegenheit nicht so günstig geboten worden wäre, noch nicht über die Lippen gebracht hätte. Denn es widerstrebte ihm, irgend Jemanden zu fragen, wer die Dame sei, obgleich er es ja leicht bei irgend einer Veranlassung von der Erzieherin oder dem altem Diener hätte erfahren können, die ihm offenbar Beide mit großer Freundlichkeit begegneten und ihren Antheil an ihm durch Blicke und Mienen genügend verriethen. Jetzt aber schien der Moment gekommen zu sein, wo diese Frage laut werden sollte, denn kaum war die schöne Frau aus der Thür getreten, so sagte der Wirth, ihr lächelnd nachblickend, zu seinem Gast:

»Das ist eine hübsche Frau, nicht wahr, mein Herr?«

Dem Fremden wollte die zustimmende Antwort nicht laut über die Lippen kommen; er nickte blos verständlich mit dem Kopfe. Plötzlich aber raffte er sich zusammen und das Gesicht im Auf- und Niedergehen von dem Fragenden abwendend, sagte er, wie in Gedanken versunken:

»Wer ist diese Dame, Herr Kilian?«

Fritz Kilian blieb erstaunt vor dem jetzt in seinem Gange innehaltenden Fremden stehen, sah ihn mit weit aufgerissenen Augen an, als ob er eben etwas ganz Unerwartetes vernommen habe, und sagte:

»Ja, das weiß ich wahrhaftig nicht, mein Herr. Kein Mensch hier spricht ihren Namen aus und der Bediente, den ich schon mehrmals gefragt, sagt, er sei nicht befugt, darüber Rede und Antwort zu geben. Nun, darüber wundere ich mich eben nicht, denn es kommen ja oft Leute hierher, die es vorziehen, als ganz Unbekannte wieder von mir zu gehen; worüber ich mich aber in diesem Augenblick höchlichst wundere, ist daß *Sie* noch nicht einmal wissen, wer die Dame ist.«

»Wie so können Sie sich darüber wundern?«

»Nun, das ist ja sehr natürlich. Sie gehen und sprechen ja täglich mehrere Stunden mit ihr und da hätten Sie doch wohl schon längst erfahren können, wer sie ist und wie sie heißt.«

»O, da irren Sie,« versetzte der Gast mit einiger Verlegenheit. »Man fragt nicht so geradezu Jemanden, wie er heißt, wenn er es nicht von selbst sagt, und da diese Dame keine Neigung zu haben scheint, mir ihren Namen zu sagen, eben so wenig, wie sie mich nach dem meinigen gefragt, so ziemt es sich für mich, daß ich sie in ihrem beliebten Incognito gewähren lasse. Indessen Sie hätten ihren Namen doch schon längst ohne alle Mühe erfahren können. Haben Sie kein Fremdenbuch? Doch gewiß. Das brauchten Sie ihr ja nur vorzulegen, dann schreibt sie sich ein und – wir werden bald Beide wissen, wie sie heißt und wer sie ist.«

Der Wirth lachte fröhlich auf. »O mein Herr,« rief er, »so klug bin ich auch schon gewesen, aber mein alter Wirthskniff hat mir in diesem Fall sehr wenig geholfen.

Ich habe ihr und der jungen Dame das Buch schon zweimal vorgelegt, aber sie thaten Beide gar nicht, als ob sie es sähen oder meinen Wunsch verstünden, und zwingen kann ich doch Niemanden, seinen Namen in mein Buch zu schreiben.«

»Nein, das können Sie freilich nicht; man muß Jedermann darin seinen Willen lassen und es kann ja Fälle geben, wo es geboten ist, seinen Namen zu verschweigen. – Warum lachen Sie?«

»Befinden Sie sich vielleicht auch in einem solchen Fall?« fragte der Wirth mit heiterem Gesicht. »Denn Sie haben ja auch noch nicht Ihren Namen in das Buch geschrieben, das da in der Regel auf dem Tisch unter dem Spiegel liegt.«

Jetzt lächelte der Fremde den Wirth freundlich an und sagte:

»Nein, ich befinde mich nicht in einem solchen Fall, lieber Mann, und habe durchaus keinen Grund, meinen Namen irgend Wem zu verschweigen, wie ich ihn sogar schon selbst den Kindern jener Dame auf ihre Frage genannt. Geben Sie Ihr Buch her und Sie sollen sogleich wissen, wie ich mich nenne.«

Der Wirth sprang geschmeidig nach dem Buche, schlug es auf, tauchte eine Feder in das daneben stehende Tintenfaß und legte Beides auf den kleinen Tisch vor dem Sopha, wo die hellbrennende Lampe stand.

Der junge Mann ergriff die Feder und ohne weiter nachzudenken, schrieb er mit großer deutlicher Schrift den Namen ›W. Harder‹ ein.

Der Wirth, neugierig wie alle seine Collegen, stand neben dem ihn an Größe weit überragenden Mann und sich auf die Fußspitzen erhebend, sah er ihm über die niedergebeugte Schulter, als müsse er jeden Buchstaben aus der Feder fließen sehen. Als er aber nun las, was vor ihm stand und der Gast die Feder schon wieder niederlegte, sah er denselben etwas verwundert an und sagte höflich:

»Ah, ich danke. Aber verzeihen Sie, das ist bloß ein Name. Wollen Sie nicht die Güte haben, auch die Rubrik: ›Stand und Wohnort‹ auszufüllen?«

»Damit kann ich Ihnen leider nicht dienen,« erwiderte Herr Harder ruhig und mit freundlicher Milde, wie er fast immer sprach. »Für den Augenblick habe ich weder einen Stand, das heißt einen bestimmten Berufskreis, noch einen bestimmten Wohnort. Ich suche mir erst Beides und befinde mich eben deshalb auf der Reise.«

»Ah, verzeihen Sie, das ist etwas Anderes,« erwiderte der Wirth, sich höflich verneigend, nahm sein Buch, trug es nach dem bestimmten Platz und verließ gleich darauf das Zimmer, da in diesem Augenblick die namenlose Dame wieder eintrat.

Freundlich dem jungen Mann zunicke und ihren Platz einnehmend, griff sie wieder nach ihrer Arbeit und sagte dabei:

»So, sie haben ihre Pflicht gegen Gott und die Menschen erfüllt, das heißt, sie haben gebetet wie alle Abende und nun schlafen sie, die lieben Kinder. Ach! wer so rasch und ruhig einschlummern könnte wie sie, was wäre das für eine Wohlthat!«

»Schlafen Sie nicht rasch und ruhig ein?« lautete die Frage ihres Gefährten, aber mit einem so matten Ton gesprochen, als käme sie nicht ganz aus seinem Herzen oder als hätte er sich in Gedanken mit einer ganz anderen Frage beschäftigt.

Die Dame, die es wohl bemerkte, schaute einen Augenblick auf, dann sagte sie sichtbar erröthend:

»Bisweilen schlafe ich recht rasch und ruhig ein, wenn kein Kummer meine Seele belastet, wie zum Beispiel hier auf diesem stillen friedlichen Berge, zuweilen aber auch nicht, wie ja wohl jeder Mensch im Leben Nächte hat, die er mit Sorgen aller Art durchwacht. Doch – lassen Sie mich aufrichtig sein,« fuhr sie fort und ließ ihre Arbeit plötzlich in den Schooß sinken, lehnte sich im Sopha zurück und sah ihn mit ihren schönen schmelzenden Augen unendlich wohlwollend an – »dies Gespräch wollen wir lieber abbrechen, es scheint Sie nicht besonders zu interessiren und mir ist es auch nicht ganz angenehm. Sagen Sie mir lieber, was Sie seit heute Morgen bewegt, von dem Augenblick an, wo ich über Religion zu sprechen anfang. Ja, so ist es, verhehlen Sie mir das nicht, der Sie sich gegen mich von Anfang an so offen und ehrlich gezeigt. Ich habe es wohl bemerkt, daß Sie von jenem Augenblick an nachdenklich und schweigsam wurden und jetzt sind Sie es in noch weit höherem Grade. Habe ich Sie vielleicht damit unwissentlich verletzt, so bitte ich um Verzeihung, aber wie konnte ich ahnen, daß eine so unschuldige Frage einen so richtig urtheilenden und edel

denkenden Mann, wie Sie sich mir erwiesen, so aufregen und beunruhigen könnte.«

Diese Worte waren noch nicht zu Ende gesprochen, da bedeckte schon eine flammende Röthe das sonst so blasse Gesicht des jungen Mannes. Rasch aber faßte er sich und mit einem so warmen Ton, daß seine Rede an jedes Herz sympathisch anschlagen mußte, erwiederte er:

»Gnädige Frau, Sie irren, wenn Sie glauben, jene Frage habe mich besonders aufgeregt oder Sie hätten mich gar damit verletzt. Allerdings kam sie mir unerwartet und zu einer anderen Zeit hätte ich sie auch wohl gern eingehend und aus vollem Herzen beantwortet, allein sie enthält nicht den Grund, warum ich allmählig, nicht plötzlich, wie Sie meinen, so nachdenklich und schweigsam geworden bin, was ich allerdings, wenn ich offen reden soll, zugestehen muß, da ich es selbst fühle und sogar weiß.«

»Diese Antwort,« erwiederte die Dame mit eben so warmem Ton, »beruhigt mich einerseits, obwohl sie mir von der anderen Seite ein neues Räthsel zu rathen aufgibt. Sie haben nämlich nach Ihrer eigenen Aussage also doch einen Grund, warum Sie von Ihrer gestrigen Stimmung abgewichen sind. Darf ich vielleicht nach unserer so kurzen Bekanntschaft so dreist sein, etwas allzu neugierig nach diesem mir noch unbekanntem Grunde zu forschen?«

Herr Harder fuhr sich mit der rechten Hand über die Stirn, die ihm wunderbar heiß geworden war, dann hob sich auch seine Linke empor und er bedeckte sich einen

Augenblick mit beiden Händen das Gesicht, als wolle er unbeobachtet über irgend einen in ihm vorgehenden Gedanken nachsinnen. Plötzlich aber ließ er die Hände sinken, seine treuherzigen blauen Augen drangen tief in die schönen Augen der ihn verwundert betrachtenden Frau und er sagte mit seiner klaren Stimme, in der sich eine fast an Rührung gränzende Weichheit und aus dem Innersten strömende Milde aussprach:

»Gnädigste Frau, entschuldigen Sie mein seltsames Benehmen, aber es soll Ihnen sogleich erklärt werden. Ich bin nur einen Augenblick mit mir zu Rathe gegangen, ob ich alles Das, was mir vom ersten Moment an, da ich Sie sah, auf dem Herzen liegt, verrathen soll oder nicht. Und ja, ich habe beschlossen, zu reden, das lange Zaudern hilft zu nichts und ich liebe es nicht, wenn ich handeln will und muß, und so will ich ganz ehrlich gegen Sie sein und Sie werden es vielleicht auch sein, wenn ich mich in meiner Vermuthung nicht irre, auf die mich zuerst Ihr ältestes Töchterchen in Folge seiner Aehnlichkeit mit Ihnen und dann Ihre persönliche Erscheinung selbst gebracht hat. So hören Sie also, was mich schon seit gestern so nachdenklich macht und mir sogar heute, was bei mir selten der Fall, die Lippe verschlossen hat. Von dem Augenblick an, wo ich eben Ihre Tochter und dann auch Sie sah, habe ich an eine reizende Episode aus meiner Jugendzeit denken müssen, die ich Ihnen wohl erzählen möchte, wenn Sie mir die Erlaubniß dazu ertheilen.«

Jetzt war die Reihe, lebhaft zu erröthen, an die Dame gekommen. Ja, noch mehr, sie erbebte leise, sank noch

tiefer in ihren Sitz zurück, schloß die schönen Augen, so daß die langen schwarzen Wimpern ihre Wangen beschatteten, und sagte leise, als ob der beklommene Seufzer, den sie dabei hören ließ, ihre Worte erstickte:

»Erzählen Sie; ich bitte recht sehr darum.«

Durch diese, gleichsam aus dem innersten Herzen strömenden Worte nur noch mehr zum Sprechen befeuert, lehnte sich der junge Mann fest in seinen Stuhl zurück, schöpfte tief Athem und begann einfach und klar seine Erzählung, während sein lebenswarmes Gesicht das ganze innere Glück widerspiegelte, welches die Erinnerung an seine harmlose Jugendzeit in ihm hervorrufen mochte.

»Es ist freilich nur eine Art Idyll,« sagte er, »welches ich Ihnen vorzutragen habe, und macht keine Ansprüche auf besonderen Werth; für die näher Betheiligten dürfte es jedoch ein größeres Interesse bieten, und so bitte ich Sie um Entschuldigung, wenn ich wenigstens mich als einen sehr nahe dabei Betheiligten angeben und unmittelbar in den Vordergrund stellen muß. – Ich war ein halbes Jahr Student und hatte erst kurz vorher mein achtzehntes Lebensjahr zurückgelegt. Meine Eltern lebten auf dem Lande in einer fernen Provinz und auch ich war daselbst einfach, aber mit großer und treuer Liebe erzogen worden. Mein Vater hatte mich auf die Universität zu Berlin geschickt, einer Stadt, die ich wegen ihrer Menschenfülle und ihres geräuschvollen Lebens nie sehr geliebt, da sich meine ganze angeborene Neigung von Kindheit an

auf ein stilles, friedfertigcs Landleben gewandt hatte, obwohl ich damit nicht sagen will, daß mir die geistigen Genüsse gleichgültig geblieben seien, die eine so große Stadt mit ihren reichen Hülfquellen einem strebenden jungen Menschen bietet. Ich war zu den ersten großen Herbstferien gekommen und sehnte mich recht herzlich aus dem Gewühl fort, das mich in Berlin vom Morgen bis zum Abend umgab. Meine Eltern sollte ich erst Ende October besuchen und so war es mir recht erwünscht, daß ein befreundeter Studiengenosse mich einlud, vier Wochen mit ihm in einem der Hauptstadt nahe gelegenen Dorfe zuzubringen, wo sein Vater Pfarrer war. Das Dorf lag am Fuße mehrerer schöner grüner Berge von unbedeutender Höhe, aber ein duftiger Wald umgab es von zwei Seiten und ein spiegelklarer See nahm die dritte Seite ein.

»Wir wanderten zu Fuß nach dem idyllisch gelegenen Dörfchen hinaus, nachdem unsere wenigen Sachen schon einige Tage vorher dahin befördert waren. Bei dem Landpfarrer angelangt, ward ich wie ein Sohn willkommen geheißen und fand mich in wenigen Stunden schon so heimisch in dem Hause, als ob ich Jahre lang mit den schlichten Bewohnern desselben vertraut gewesen wäre. Leider war die Gattin des Pfarrers schon vor einem Jahre gestorben, die Wirthschaft wurde von einer älteren Verwandten geführt, aber eine dreizehnjährige Schwester meines Freundes half ihr schon wacker darin, denn sie war ein verständiges und von ihrem einsam lebenden hochgelehrten Vater sehr wohl erzogenes Mädchen.

Außer ihr« – hier hielt der Erzähler einen Augenblick inne und blickte bedeutungsvoll auf die schöne Frau hin, die mit ganzer Seele seinen Worten zu lauschen schien, dabei lebhaft athmete und durch die erhöhte Farbe ihres Gesichts den großen Antheil verrieth, den sie an den folgenden Worten nahm – »außer ihr,« fuhr der Erzähler in kürzeren Sätzen sprechend fort, als würde auch ihm der Athem etwas kurz, fand ich noch ein anderes junges Mädchen im Pfarrhause. Sie mochte etwa zehn oder elf Jahre alt sein, so genau weiß ich das nicht mehr. Sie war nicht mit der Pfarrersfamilie verwandt, sondern, wie mir schon mein Freund unterwegs berichtet, eine Pensionairin im Hause. Sie war eine Adlige, früh verwaist, zwar in Zukunft sehr reich, aber ihre Erbschaft konnte sie erst antreten, werm sie volljährig war. Da sie nun keine männlichen Verwandten mehr besaß, eine alte Tante aber sich mit ihrer Erziehung nicht befassen konnte oder mochte, hatte ihr Vormund sie dem Pfarrer, meines Freundes Vater, auf einige Zeit übergeben und dieser sorgte in der That für sie wie für sein eigenes Kind. Ich glaube auch,« fuhr der Erzähler mit leichtem Erröthen fort, »daß sie dieser Liebe werth war, denn sie war ein gutes herziges Kind, mit schönen Geistesgaben bedacht und – was ihre persönliche Erscheinung betrifft, so erinnere ich mich wenigstens nicht, jemals ein – lieblicheres Wesen gesehen zu haben.

»Nun, ich verbrachte die vier Wochen, die ich im Pfarrhause verlebte, auf eine sehr glückliche Weise so glücklich, daß ich lange, lange Zeit daran zurückdenken mußte und oft, recht oft die tiefste Trauer empfunden habe, daß es mir nicht vergönnt war, das junge Mädchen wiederzusehen, mit dem, wie mit ihrer Freundin, der Schwester meines Freundes, ich bald ein ganz eigenthümliches Freundschaftsband schloß.

»Und das scheint mir noch jetzt sehr natürlich zu sein. Mein Freund wie ich waren wohl erzogene und sittlich reine junge Leute. Wir waren schon auf der Schule fleißig gewesen und hatten viel gelernt, viel mehr, als ein junges Mädchen bis zu seinem zehnten oder dreizehnten Jahre lernen kann, und waren also in geistiger Entwicklung den beiden Freundinnen weit voraus. Dabei hatten wir Beide unsere kleinen Gaben von der Natur empfangen und wußten dieselben an die passendste Weise an den Tag zu legen. Mein Freund war bewandert auf der Drehbank, die er im Hause hatte, und schnitzelte und drechselte tagtäglich allerliebste Sachen, die er den jungen Mädchen herzlich gern überließ. Ich – ja, ich hatte eine andere Gabe. Ich war, was man auf der Schule einen Poeten nennt, obwohl ich nie, weder früher noch später, eine Feder angesetzt habe, um meine Fabeln auf das Papier zu werfen. Indessen mit Worten sprach ich gern meine innersten Gedanken und Empfindungen aus und meine Phantasie war so gestaltungsreich, daß, wenn ich zu sprechen und zu erzählen begann, wider mein Wissen

und ohne allen geistigen Zwang Alles sich zu lebensfrischen Bildegn gestaltete, und ohne mein Hinzuthun war irgend eine Erzählung fertig, die natürlich jedesmal einen günstigen Abschluß fand.

»Diese kleine angeborene Gabe, die meinem Freunde bereits längst bekannt war, hatten sowohl der Pfarrer wie auch die beiden jungen Mädchen sehr bald entdeckt und von Ersterem mehrfach aufgefordert, mir darin keinen Zwang aufzuerlegen, baten mich die lieben Kinder oft, ihnen immer fort und fort zu erzählen, da sie sich nie besser unterhalten hätten und gar zu gern meine Worte vernähmen. Sie schenkten mir auch stets die größte Aufmerksamkeit und sobald sie ein paar Stunden Zeit übrig hatten, was jeden Nachmittag und Abend vorkam, mußte ich ihnen Gesellschaft leisten, was ich auch, offen gestanden, von ganzem Herzen gern that. Aber nicht allein im Hause fanden diese unschuldigen Unterhaltungen statt; vom herrlichsten Herbstwetter begünstigt, schweiften wir vier junge Leute in der Nachbarschaft umher, saßen bald im schattigen Walde unter einem dichtbelaubten Baume, bald an der Höhe eines Hügels, von dem wir reizende Fernblicke in die umliegende Gegend genossen, wenigstens schien uns damals die einfache Umgebung des Dörfchens von unübertrefflichem Reiz zu sein. Dicht um mich geschaart, oft meine Hände haltend, als wollten sie mich so lange wie möglich an meine Aufgabe fesseln, saßen die beiden Mädchen voller Aufmerksamkeit und Theilnahme vor und neben mir, und auch mein Freund, der dabei in der Regel mit seinem Messer aus weichem

Holz Figuren schnitzelte, lieb meinen einfachen poetischen Ergüssen das aufmerksamste Ohr und wir alle Vier waren dabei so harmlos glücklich, wie es so junge Leute nur in diesem glückseligen Alter sein können.

»Genug, unter diesen Umständen kam mir das stille Dorf wie ein plötzlich aufgeschlossenes Paradies vor, nur – dauerte das herrliche Leben darin zu kurze Zeit und ehe ich es mir versah, hatte die Scheidestunde geschlagen und – ich ging vom Dorfe fort, nachdem beim Abschiede viele Thränen von allen Seiten vergossen worden waren. Ach, ich erinnere mich noch sehr deutlich des Tages und der Stunde dieses mich tief erschütternden Abschiedes. Ich sollte meinen Weg, zuerst nach Berlin, zu Fuß allein antreten und meine drei jungen Freunde wollten mich nur eine Strecke weit begleiten. Als wir das Pfarrhaus verließen, waren wir, nach dem ernstesten und mich ergreifenden Abschied des Pfarrers, den ich wie seine Tochter nie wiedergesehen, sehr schweigsam, und mit gedrücktem Herzen zogen wir unseres Weges dahin. Niemand sprach ein Wort, Niemand bat mich, in dieser schweren Stunde das Wort zu ergreifen und eine meiner zahllosen Geschichten zu erzählen, die mir stets, ich weiß nicht aus welcher Tiefe meiner Brust, über die Lippen quollen und von denen ich selbst heute noch einige weiß, da ich sie mehrmals wiederholen mußte, weil sie meiner Hauptfreundin, der jungen Waise, so außerordentlich gefallen hatten. Endlich jedoch war der Scheidemoment gekommen. Wir hatten einen grünen baumlosen Hügel erreicht, auf den wir uns eine Weile niederließen, um mit

umflortem Blick in die ferne Weite zu schauen, in der ich nun bald den Augen meiner Freunde entschwinden sollte. Stumm saßen wir bei einander, und jedes der an meiner Seite sitzenden Mädchen hielt eine von meinen Händen.

»Kaum wagte ich in ihre lieblichen Gesichter zu blicken, denn ich wußte schon lange, daß sie Beide weinten. Da, mich nicht mehr halten könnend und die innere Wehmuth mit Gewalt abzuschütteln versuchend, raffte ich mich zusammen. Ich erhob mich und sagte: ›Kinder, laßt mich endlich gehen, da ich ja doch nicht mehr länger bei Euch bleiben kann. Lebet wohl und behaltet mich lieb!«

»Kaum aber hatte ich es gesprochen, so schauerte ich vor Schmerz zusammen. Die beiden Mädchen brachen in lautes Schluchzen aus und mein Freund, dem die Trennung auch schwer ward und der sich vielleicht der in seinem Auge perlenden Thränen schämte, gab mir verstohlen einen Abschiedswink mit der Hand und trat mit langsamen Schritten allein seinen Heimweg an. Nicht so die beiden Mädchen. Ehe ich wußte, wie es geschah, lagen Beide schluchzend an meinem Halse und ich fühlte mich fest und immer fester von ihren jugendlichen Armen umschlungen.

»Doch« – fuhr der Erzähler nach kurzer Pause fort – »lassen Sie mich nicht länger bei diesem Momente verweilen. Ein Abschied auf lange, unbestimmte Zeit, vielleicht auf ewig, ist für den Menschen in jedem Lebensalter und unter allen Umständen immer ein bitteres Leid

und selbst damals in so jungen Jahren empfand ich den herbsten Schmerz darüber, wenn ich auch nur von jungen Freundinnen schied, da von einem anderen lebhafteren Gefühl ja nicht die Rede sein konnte. Indessen junge Mädchen von gewecktem Geist und reger Einbildungskraft sind heftig, ja leidenschaftlich beim Erwachen ihrer ersten jugendlichen Neigungen, und daß mir die der beiden Mädchen in Wahrheit zugewandt waren, darüber kann selbst jetzt bei mir kein Zweifel obwalten. Genug, nach wenigen Minuten hatte ich mich von ihnen, nicht ohne Mühe, getrennt und mit bebenden Gliedern und laut pochendem Herzen schritt ich den grünen Hügel hinunter, auf dem die Freundinnen zurückgeblieben waren. Erst nach einer Weile hielt ich im Gehen inne, denn wiederholte Zurufe, die kaum noch die Lüfte zu mir trugen, da ich bereits weit von ihnen entfernt, veranlaßten mich dazu. Als ich mich aber umkehrte und nach dem Berggipfel zurückschaute, sah ich, daß sie sehnsuchtsvoll die Arme nach mir ausgestreckt hatten und mir lebhaft mit ihren Tüchern zuwinkten. Ich that ein Gleiches, dann aber riß ich mich gewaltsam von ihrem Anblick los und – setzte meine einsame Wanderung nach der nicht allzu fernen Residenz fort, deren rastloses Gewühl mich bald wieder verschlang, wie die Wellen des Meeres einen Regentropfen aufnehmen, der aus den Wolken in sie niederfällt.«

–

Der von seinen Rückerinnerungen lebhaft angeregte Erzähler schwieg und schaute mit ruhigem, tiefdringendem Blick die vor ihm sitzende Frau an. Sie hatte ihm

mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zugehört und nur das lautere und lautere Athmen ihrer Brust hatte Zeugniß von ihrer inneren Theilnahme gegeben. Ihr Gesicht, anfangs auf das Gesicht des Erzählers gerichtet, hatte sich endlich von ihm abgewandt und, wie in sich selbst hineinblickend, hatte sie die sonst so strahlenden Augen gesenkt. Ihre schönen Hände hatten dabei unbewußt ihre Tapissierarbeit ergriffen und rollten sie unaufhörlich zusammen und aus einander. Erst als der Erzähler schon eine Weile schwieg, schien sie sich mühsam zu sammeln und die Augen voll gegen ihn aufschlagend, sagte sie, indem ihre Brust sich gewaltsam hob und einen tiefen Seufzer hören ließ:

»Ich danke Ihnen. Aber wissen Sie vielleicht noch den Namen des jungen Mädchens, ich meine den der Waise, die schon in so jungen Jahren Ihre Sie verehrende und aufrichtig ergebene Freundin geworden war?«

»Nur ihren Vornamen weiß ich noch,« erwiderte der Gefragte mit leise erbebender Stimme, »und den werde ich nie vergessen. Ihr Familienname dagegen, der damals auch nur selten ausgesprochen wurde, ist mir leider ganz aus der Erinnerung gekommen.«

»Und wie lautete der Vorname?«

»Sie hieß – *Irene!*«

Die schöne Frau schauerte freudig und doch tief ergriffen zusammen.

»Nun,« sagte sie nach einer Weile, als der junge Mann sich so schweigsam verhielt und die dadurch entstehende Pause etwas Drückendes für sie haben mochte, »was

weiter? Was für eine Folge, meine ich, hat diese reizende Episode Ihres Jugendlebens gehabt?«

»Keine, gnädige Frau, gar keine! Ich habe das liebliche Wesen, das mir nie aus dem Gedächtniß gekommen ist und an das ich mich noch heute mit einem unendlichen Wohlgefühl erinnere, nie wiedergesehen. Auch sie hat für mich die Welle des Meeres verschlungen, wie sie alle in sie fallenden Tropfen verschlingt.«

»So. Aber es ist doch nicht unmöglich,« fuhr die Dame fort, indem sie mit einem innigen Lächeln das strahlender denn je aufblickende Auge gegen ihn erhob, »daß Sie ihr wiederbegegnen. Sie wollten ja ehrlich sein, haben Sie im Anfang Ihrer Erzählung gesagt. Würden Sie sie denn nicht wiedererkennen, wenn Sie sie sähen? Freilich sind seitdem gerade siebenzehn Jahre verstrichen und in einer so langen Zeit verändern sich die unausgeprägten Züge junger Mädchen gewiß, wenn Sie jener Irene Züge überhaupt in Ihrem Gedächtniß behalten haben.«

»Ja, das habe ich,« nahm Herr Harder nun auch mit freudig aufblickendem Auge das Wort, »und um den Beweis zu liefern, daß ich ganz ehrlich bin, will ich Ihnen bekennen, was ich vorher schon angedeutet, daß ich, durch Ihre älteste Tochter, die Ihnen außerordentlich gleicht und der Sie in der Kindheit gewiß ganz ähnlich gesehen, bereits aufmerksam gemacht, in dem Moment, als Sie selbst in dieses Zimmer traten unzweifelhaft der Meinung war, jene Irene – in Ihnen vor mir zu haben.«

Das bisher mit großer Selbstüberwindung beherrschte Antlitz der schönen Frau veränderte sich in diesem Augenblick sichtbar. Es strahlte nicht nur eine lebhaftere Freude aus, sondern es hatte sich auch mit einer flammenden Röthe bedeckt, die es um viele Jahre jünger erscheinen ließ. Dabei war ihre innere Bewegung so groß, daß sie sich nicht erheben konnte, was sie zuerst thun zu wollen schien, und so blieb sie noch eine Weile sitzen, nickte bloß mit einem süßen Lächeln und sagte dann mit leise vibrierender Stimme:

»Ja, Sie haben Recht und Ihr Gedächtniß ist Ihnen treu geblieben. Ich bin wirklich diese *Irene* von *Trautenau*, denn so hieß mein Vater, und auch ich erinnere mich jener überaus seligen Zeit noch mit tausend Freuden und habe oft jenes jungen Mannes gedacht, der uns Kinder durch sein schönes Talent so namenlos glücklich machte. Indessen konnte ich ihn auch nur bei seinem Vornamen nennen, der mir damals zum ersten Mal in die Ohren klang und den ich nur zu gut behalten habe, da er in dem lieben Pfarrhause nur bei diesem genannt und von seinem Freunde oft genug also gerufen wurde. Dieser mir bis dahin noch nicht vorgekommene Name hieß *Wolfgang* und so weiß ich nun endlich, daß Sie *Wolfgang Harder* heißen. Wie sehr ich mich aber freue, Sie hier wiedergefunden zu haben, kann ich nicht mit Worten beschreiben und auch ich muß Ihnen bekennen, daß mir Manches an Ihrer Person, zumeist aber die Stimme und die Art und Weise, wie Sie sprechen, bekannt schien, daß

ich mich jedoch am ersten Tage vergeblich bemüht habe, die Spur aufzufinden, die mich aus der Gegenwart in die so weit hinter mir liegende Vergangenheit führte. Im Ganzen haben Sie sich allerdings bedeutend verändert, wie das nicht anders sein kann, in einzelnen Zügen aber finde ich doch Ihr früheres Portrait wieder heraus, und das freut mich ungemein. O, jetzt kann ich Ihnen erst recht für die hohen Genüsse danken, die Sie mir damals, dem eben zum Bewußtsein gekommenen Kinde, bereiteten. Es waren die ersten in dieser Art und darum mußten sie mir wohl unvergeßlich bleiben. Ach, Sie glauben nicht, wie wohl ich mich fühle, Ihnen in diesem Augenblick den Gedanken auszusprechen, den dies unerwartete Wiederfinden von Neuem in mir heraufbeschwört. Ja, es ist mir schon oft so vorgekommen, als ob das ganze Menschenleben nur eine Art Traum wäre, aus dem man zu Zeiten erwacht und dann wieder einschläft, um nach langer Zeit wieder zu erwachen und dann wieder weiter zu träumen. Nur weiß ich nicht recht, ob der Traum oder das Erwachen die Hauptsache in unserem armen Menschenleben ist. Ach, damals, als ich Sie kennen lernte, träumte ich zum ersten Mal einen wunderbar süßen Traum. Wenn ich Sie sprechen hörte, und Ihre Worte klangen noch viele Jahre in meinen Ohren nach, war mir ganz seltsam zu Muthe und ich befand mich in einer Art von geistigem Rausch. Dort in dem duftigen Walde oder auf den grünen Hügeln, wo wir so oft saßen und Sie bald wunderbare Märchen, bald ernste Geschichten aus diesem und jenem Menschenleben erzählten, ging mir ein

ganz neues Leben auf. Ihre weiche und doch so mächtige Stimme – ich höre sie immer noch über die Hügel schallen – drang tief in meine kindliche Seele ein. Mir wurde, wenn Sie sprachen, oft so beklommen zu Muthe, daß mir der Athem stockte und ich hätte Sie Tag und Nacht ohne Unterlaß anhören können. Ach, und als Sie uns verlassen hatten, da war mir nur noch die Erinnerung an jene schönen Stunden geblieben und von den Träumen im Walde und auf den grünen Hügeln lebte ich lange und eigentlich erwachte ich erst daraus, als ich in den Stand der Ehe trat. Aber das war leider kein schönes Erwachen. Doch – davon will ich lieber schweigen. Jetzt erst, da ich Ihre Stimme, wie einen lieben bekannten Glockenschlag aus meiner frohen Kindheit vernehme, jetzt glaube ich wieder aus dem unangenehmeren Traume zu erwachen, in den das bittere Leben so viele Menschen und auch mich versenkt, und wenn mir auch nur noch wenige Stunden beschieden sind, dies neue Erwachen zu empfinden, so will ich sie um so mehr mit ganzem Herzen und aus voller Seele genießen, vor allen Dingen Sie aber zuerst herzlich begrüßen und Ihnen die Hand drücken, die ich so lange nicht berührt und nach deren Druck ich mich doch so oft, ja oft genug und lange von Herzen geseht.«

Bei diesen Worten hoch aufathmend, als habe sie sich endlich einmal die Brust frei gesprochen, erhob sie sich und trat dem jungen Mann mit ausgestreckter Rechten entgegen. Er war auch auf sie zugetreten und bald lagen

die beiden Hände fest in einander und ihre Blicke verschmolzen in einander, als ob sie sich jetzt erst recht und völlig wiedererkannt hätten.

»Ja,« sagte sie, »Sie sind es, fast doch noch unverändert derselbe und jetzt wundere ich mich, daß ich Sie nicht auf der Stelle erkannt, denn Sie haben sich in der That weniger verändert als ich. O mein lieber Wolfgang Harder, wir sind ja schon in unserer Jugend Freunde, recht gute Freunde gewesen und warum sollten wir es jetzt in unserem vorgerückten Alter weniger sein? Ich finde keinen Grund dazu auf und nun frage ich Sie, wollen auch Sie wieder auf dem Fundament weiter bauen, das Sie früher so sicher gelegt, und wollen Sie mit eben so reinen und edlen Gefühlen wie damals auch heute mein Freund sein?«

Der mit süßem Lächeln und herzlichem Blick also Gefragte war von seinen augenblicklichen Empfindungen und der Erinnerung an eine so unvergeßliche Zeit seiner schönen Jugend so in Anspruch genommen, daß er, dem sonst so viele Worte zu Gebote standen, im Augenblick fast stumm war und blieb. Nur Weniges ließ er noch hören, aber sie verstand seine abgerissene Sprache, und gleich darauf saßen Beide auf dem Sopha neben einander, sich immer noch bei den Händen haltend, und tauschten ihre Gedanken über die längst verschwundene Vergangenheit aus, auf diese Weise noch einmal wachend durchträumend, was sie doch selbst einst wachend erlebt hatten.

Endlich aber weckte sie aus ihrem stillen Geplander die alte Uhr unter dem Spiegel, welche die elfte Nachtstunde schlug und nun erst trennten sie sich mit dem wiederholt ausgesprochenen Vorsatz, morgen einen recht glücklichen Tag zusammen zu verleben, ohne Ahnung, daß sie sich noch lange vor Tagesanbruch in einem ganz anderen Verhältniß wiedersehen sollten.

VIERTES CAPITEL. DIE STURMNACHT.

Schon während die schöne Erkennungsscene, die wir so eben geschildert, vor sich ging und das sich daran knüpfende Gespräch stattfand, hatte sich draußen im Freien ein neuer Luftkampf entsponnen und die von ihren Gedanken und Empfindungen ganz in Anspruch genommenen Personen hatten das schnell und immer schneller auf einander folgende Wetterleuchten nicht gesehen, welches den einsamen Thurmberg mit düsteren Flammen umzog, wie auf Sturmesflügeln immer näher herankam und ein ernstlich drohendes Ungewitter verkündete.

Erst als Wolfgang Harder sein dunkles Zimmer erreichte, bemerkte er die zackigen Blitze und nachdem er sich Licht angezündet, trat er an das geöffnete Fenster und schaute verwundert in die tief schwarze Nacht hinaus, die schwer und dumpf auf der ganzen Natur lag und Unheil über Unheil zu brüten schien.

Ja, die Nacht war ringsum tief schwarz und vom Firmament war keine Spur zu sehen; nur wenn das noch

ferne Wetterleuchten von allen Seiten herüberzuckte, traten die näheren Umgebungen deutlicher hervor und man konnte die dunklen Tannen jenseit der grünen Fläche, die das einsame Gasthaus umschloß, wie stille, pflichtgetreue Wächter stehen sehen, die voller Ergebung den nahenden Sturm erwarteten, der Jedermann, der dies nächtliche Schauspiel gewahrte, unausbleiblich erscheinen mußte. Dabei war die Atmosphäre seltsam schwül und dick, kein Lüftchen regte sich und ein so tiefes Schweigen herrschte ringsum, als ob alles Leben in der Natur für ewig erstorben wäre.

Wolfgang Harder stand, mit seinen scharfen Augen in die trostlose Oede hinausstarrend und doch eigentlich nichts vor sich sehend, lange am offenen Fenster. Sein Herz pochte noch immer laut, seine Nerven bebten, denn noch immer lebte er in der Erinnerung der so eben genossenen schönen Stunde, noch immer hörte er die glockenreine Stimme Irenens, der Jugendfreundin, an sein Ohr schlagen, noch immer sah er ihren herzlichen Blick sich in sein Auge senken und selbst den Druck ihrer feinen Finger glaubte er noch zu fühlen, als er neben ihr auf dem Sopha saß und dann Abschied nahm, um den glücklichen Tag zu erwarten, den sie ihm so freundlich verheißen hatte.

Endlich aber raffte er sich zusammen, schloß das Fenster, trat in das Zimmer zurück und ging, um Niemand zu stören, mit leisen Schritten längere Zeit und in Gedanken versenkt, darin hin und her. Ob er in diesem Moment glücklich war, ob er Freude empfand, fragen wir nicht,

denn sein Aussehen sprach nur zu deutlich von diesem Glück und von dieser Freude. Aber im Stillen Gott dankend, der ihn so zufällig nach diesem Berge geführt und an dies Haus gefesselt, legte er sich endlich, von einer plötzlichen Müdigkeit ergriffen, nieder, um fast augenblicklich dem Schlafe zu verfallen, als hätte ein unsichtbarer Traumgott sich seines Geistes bemächtigt und seine Seele mit magischen Fäden umspinnen, so daß sie selbst im Traume noch aufjauchzte und im unbewußten Zustand ein Glück empfand, wie er es im wachenden Leben noch niemals empfunden hatte.

Allein er mochte kaum eine Stunde geschlafen haben, als er entsetzt in die Höhe fuhr. Ein furchtbarer Donnerschlag machte das ganze Haus erbeben, so daß es in seinen Grundvesten zu wanken schien. Als er die Augen aufschlug und um sich her blickte, sah er sein Zimmer von endlosen Blitzstrahlen erleuchtet und das Glas mit Wasser, welches auf einem Teller auf seinem Nachttisch stand, zitterte und klirrte, als ob eine Geisterhand es in Bewegung gesetzt hätte.

Im nächsten Augenblick aber ließ sich schon eine andere und eben nicht angenehmere Musik vernehmen. Ein furchtbarer Sturm, wie ein Orkan auf der See laut brüllend, hatte sich erhoben und umtoste das Haus, bald pfeifend, bald blasend, und von den jetzt in Bewegung gerathenen Tannen, die das einsame Haus umgaben, tönte ein Brausen herauf, als ob die Welt untergehen sollte und kein fester Gegenstand mehr sicher im wankenden Boden wurzele. Dazwischen ließen sich noch andere

ungewohnte Geräusche hören. Zerdrückte Fensterscheiben, zu Boden fallend, klirrten, halb abgerissene Läden schlugen dröhnend gegen die Mauerwände und aus dem Unterhause herauf tönnten verschiedene Stimmen, als ob man sich gegenseitig zuriefe oder als ob man alle Schläfer weckte und warnende Rufe ausstieß, um die sanft Schlummernden aus ihren Lagerstätten zu scheuchen. Schon bei dem ersten heftigen Donnerschlage war Wolfgang Harder ganz munter geworden und hatte schnell sein Licht angezündet und sich in die Kleider geworfen. Als er damit zu Stande gekommen, trat er ohne augenblickliche Sorge um sich selber an die Fenster und sah, ob sie auch gut verwahrt seien. Er fand sie in bester Ordnung und nun horchte er mit angehaltenem Athem auf den immer stärker werdenden Sturm hinaus, und aus den Blitzstrahlen, die dicht um das Haus wiederholt in den Boden schlugen, die Tannen brachen und, mit dem rasch folgenden Donner gemischt, ein entsetzliches Getöse verursachten, erkannte er, daß das Gewitter gerade über dem Berge stand und das friedliche Gasthaus zum Tummel- und Zielplatz seiner elementarischen Gewalten ausersehen hatte.

Als er das erkannt, dämmerte doch eine Ahnung oder wenigstens eine Besorgniß vor einer nahen Gefahr in ihm auf und sein erster Gedanke war:

»Wohin retten wir uns, wenn einer dieser dämonischen Strahlen in das Haus schlagen sollte, da weit in der Runde kein anderes Obdach zu finden ist?«

Kaum aber hatte er diesem Gedanken einen Augenblick nachgehungen, so fiel ihm ein, daß er nicht allein in dem gefährdeten Hause sei und daß auch Andere darin athmeten, die wohl eine noch größere Sorge oder gar Angst ausstehen mochten, als er selber empfand.

»Irene!« sagte er laut, »und ihre Kinder! Mein Gott, wie wird ihnen zu Muthe sein? Soll ich mich nicht nach ihnen umsehen und ihnen wenigstens ein Trost zu sein versuchen, da ich viel zu ohnmächtig bin, ihnen einen nennenswerthen Beistand zu leisten?«

Die Ausführung seines ersten Entschlusses, den er nach diesem Gedanken faßte, sich in die Nähe der Zimmer zu begeben, welche die mit ihm auf dem Berge hausende Familie bewohnte, wurde noch einen Augenblick aufgehalten. Ein neues Getöse ließ sich vernehmen und das klang nicht weniger entsetzlich, als jene früheren, wenn es auch bei Weitem weniger gefahrvoll war. Der Sturm hatte eine rabenschwarze Hagelwolke gerade auf das Haus zugetrieben und sie schüttete nun ihren eiskalten Inhalt schmetternd auf das Dach des Hauses und seine erbebenden Wände nieder. Dabei folgte sich Blitz auf Blitz und Donnerschlag auf Donnerschlag, und das verschiedene Stimmengebrüll der entfesselten Natur und das Niederfallen der abgehobenen Schieferplatten des Hausdaches wurden so gewaltig, daß der menschliche Stimmlaut ohnmächtig dagegen erlosch und das Gemüth des Menschen durch die Wuth der kämpfenden Elemente auf das Höchste aufgeregt werden mußte.

Wolfgang Harder hatte sein Licht ergriffen und die Thür seines Zimmers geöffnet, die nach dem oberen Hausgang führte. Kaum aber trat er in denselben hinaus, so verlöschte der Zugwind seine Kerze und er sah sich eine Weile im völligen Dunkel, das nur durch die violett gefärbten Blitze von Augenblick zu Augenblick gehoben wurde. Als er aber die Kerze zum zweiten Mal angezündet und, vorsichtig den Hut davor haltend, abermals auf den Hausgang trat, hielt er im Gehen inne, denn in demselben Augenblick kam der alte Diener Irenens, völlig angekleidet und eine große Laterne in der Hand tragend, ihm entgegen und rief ihm mit angstverzerrten Zügen zu:

»Ach Gott, lieber Herr, was ist das für ein schreckliches Ungewitter! O, erbarmen Sie sich meiner gnädigen Frau und der armen Kinder, die vor Angst vergehen und vergebens nach Trost und Hülfe jammern. Sie fürchten sich ja immer bei jedem Gewitter so sehr und so eins wie dies hat noch Keiner von uns erlebt. Es ist ja gerade so, als ob die Welt untergehen sollte.«

»Beruhigen Sie sich,« erwiderte Herr Harder mit einer dem Diener fast unbegreiflichen Ruhe, »die Welt wird nicht untergehen und Gott wird uns wohl Alle vor ernstlichem Schaden bewahren. Stark und böse ist das Unwetter allerdings, indessen müssen wir geduldig darin ausharren. Aber wie, hat die gnädige Frau Sie zu mir geschickt, um mich zu ihr rufen zu lassen?«

»Nein, das hat sie nicht gethan, Herr, ich bin nur aus eigenem Antriebe hierher gelaufen, weil ich im Zimmer der gnädigen Frau hörte und sah, daß man in großer Sorge

sei und daß die Kinder riefen, ob Sie ihnen nicht helfen wollten.«

Der junge Mann wollte eben etwas erwidern, als eine neue Erscheinung auf dem Hausgange auftauchte und während eines heftigen Donnerschlags auf die beiden Männer zueilte. Es war Fräulein Helene, die Erzieherin der Kinder, die, im schnell übergeworfenen Morgenkleide, daher gelaufen kam und unendlich froh zu sein schien, als sie den jungen Mann schon in ihrer Nähe sah.

»Ach Gott, Herr Harder,« rief sie mit angstvoller Geberde und faßte unwillkürlich eine seiner Hänge, bitte, kommen Sie doch zu uns in's Zimmer. Die gnädige Frau, sonst so ruhig und gefaßt, ist wegen der Kinder auf's Aeußerste besorgt und wir Beide vermögen sie auf keine Weise zu beruhigen. Sie verlangen seltsamer Weise nach Ihnen und vielleicht sind Sie so gütig, ihrer und unserer Bitte so rasch wie möglich zu folgen.«

»Gern, von Herzen gern,« erwiderte Wolfgang Harder sogleich und eben wollte er die wenigen Stufen der Treppe ersteigen, die zu dem noch etwas höher gelegenen Zimmer der Damen führte, als der Wirth erschien und ihn noch einige Minuten auf seinem Gange aufhielt.

»Ah,« rief Herr Kilian mit laut erhobener Stimme, denn das Geprassel des niederfallenden Hagels und das fast fortwährende Rollen des Donners verschlangen die gewöhnliche Menschenstimme, »da sind Sie ja Alle schon auf den Beinen. Das ist gut. Aber nehmen Sie sich um Gotteswillen mit dem Licht in Acht. Ah, Sie haben eine Laterne, das ist recht. Ja, das Gewitter ist furchtbar und

so lange ich hier auf dem Berge wohne, habe ich noch nie einen solchen Sturm erlebt.«

Der Gast sprach einige Worte zu ihm, aber mit solcher Hast, daß der Wirth ihn kaum verstand, denn jetzt hatte er für den guten Mann keinen Augenblick Zeit, da er wiederholt nach den Zimmern Irenens gerufen war, wohin ihn auch sein eigener Wunsch und Trieb drängte. So ließ er den Wirth denn stehen, der sich sofort wieder in das Untergeschoß des Hauses begab, und eilte an der Seite der Erzieherin, die ihn noch immer angstvoll an der Hand hielt, als habe sie nur da einige Sicherheit, den Hausgang entlang und den Zimmern zu, welche die Mutter und ihre Kinder bewohnten.

Die Thür zu denselben stand auf, und rasch, von dem nacheilenden Diener gefolgt, traten die beiden Personen ein, von denen man namentlich der einen mit so großer Sehnsucht entgegen sah.

Die gnädige Frau hatte zwei Zimmer in Beschlag genommen, in deren einem sie selbst und in dem andern größeren die Erzieherin mit den Kindern schlief. Beide lagen neben einander und waren durch eine jetzt offen stehende Thür verbunden. Das erste Zimmer, in welches man trat, zeigte drei Betten, von denen zwei kleinere neben einander standen und nur durch einen geringen Zwischenraum getrennt waren. In diesen lagen die halb angekleideten Kinder, die sich vor Angst auf ihre Knie erhoben hatten. Zwischen ihnen aber, von jedem eine Hand fest in der ihrigen haltend, stand die Mutter, vergebens

nach Worten suchend, um die schreienden Kinder zu beruhigen, die sich vor Furcht kaum in den Betten erhalten ließen.

Wolfgang Harder konnte nicht umhin, seine Blicke einen Moment auf der hochaufgerichteten Gestalt der schönen Frau, seiner Jugendfreundin weilen zu lassen. Nie hatte er ein Weib in solcher Lage und Bekleidung, in solcher Schönheit und zugleich in solcher Sorge gesehen. Ueber ihr schneeweißes, mit Spitzen besetztes Nachtgewand hatte sie in der Eile ein weites leichtes Morgenkleid geworfen, aber ihre Haare zu ordnen hatte sie keine Zeit gehabt. Lang auseinander gekämmt hingen ihr die schweren schwarzen Seidenwellen, in der Mitte des Kopfes gescheitelt, über den Schultern und fielen tief und voll in den Nacken hinab. Den Ausdruck ihres aufgeregten Gesichts aber zu beschreiben oder ihn nur mit einem raschen Blick zu erfassen, wie er sich in diesem schweren Moment darstellte, wäre unmöglich. Hochaufgerichtet stand die stolze edle Gestalt vor dem jungen Mann da, das Antlitz von Sorge und Angst überfluthet, aber doch so verklärt dem ihr bestimmten Schicksal entgegenblickend, wie es nur eine mit festem Vertrauen auf Gottes Beistand hoffende Menschenseele thun kann. Als sie aber jetzt den jungen Mann bei sich eintreten sah, leuchtete ihr Auge noch einmal so freudestrahlend auf und, die Hände ihrer Kinder loslassend, die sich, von neuem Troste gehoben, sogleich dem Freunde entgegenstreckten, trat sie auf ihn zu, reichte ihm die Hand und sagte mit ihrer vor Angst

zitternden und doch so rührend und weich klingenden Stimme:

»Ich danke Ihnen, Sie kommen zu rechter Zeit. Helfen Sie mir meine Kinder beruhigen, sie hören nicht mehr auf mich. Meine Trostgründe sind erschöpft, ich bedarf einer werktätigeren und mächtigeren Hülfe.«

Schon während sie sprach, war sie bei Seite getreten und hatte außer der Lampe, die auf dem Nachttisch brannte, noch zwei daneben stehende Kerzen angezündet. Wolfgang Harder aber stand gleich darauf an ihrem Platz zwischen den Kinderbetten und alsobald hatten die beiden Mädchen seine Hände ergriffen, als könnten nur sie ihnen die gewünschte Hülfe gewähren. Angstgeschrei, Weinen und Stöhnen war von Beiden zu vernehmen, aber als sie endlich schwiegen, beugte sich der freundliche Mann wohlwollend zu ihnen nieder und nachdem er jedes Kind auf die Stirn geküßt, wonach sie sich mit hingebender Zärtlichkeit drängten, sagte er mit fester und wunderbar ruhiger Stimme, die schon in ihrem seelenvollen Klange etwas ungemein Besänftigendes hatte:

»Meine lieben Kinder! Warum zagt und bangt Ihr so? Zwar grollt der Himmel und zeigt Euch eine noch nie gesehene Macht und Stärke, aber er zürnt Euch deshalb nicht und Ihr dürft nicht glauben, daß er Euch erschrecken oder gar vernichten will. Gott ist und lebt in der ganzen Natur, denn diese Natur ist der große Tempel, in dem er seine Wohnung hat. Wir sehen ihn zwar nicht mit den Augen, aber wir fühlen und empfinden

ihn in jeder Faser unsers Herzens. Ich, der ich sein allmächtiges Walten besser als Ihr verstehe und begreife, sage Euch das, Ihr müßt Euch also nicht vor dem Grollen des Donners und dem Sprühen der Blitze fürchten. Nein, das dürft Ihr nicht. Vertraut vielmehr seinem allmächtigen Schutz und beruhigt Euch. Seht, Eure Mutter ist bei Euch und wir, Eure Freunde, unterstützen sie in ihren Biten. Glaubt mir, das Toben des Unwetters wird bald vorübergehen und Ihr werdet morgen früh die Sonne wieder freundlich und still am blauen Himmel strahlen sehen.«

Und als ob diese seine ermuthigenden Worte das Toben und Drohen in der äußeren Natur beschworen hätten, schwieg in diesem Augenblick das majestätische Rollen des Donners, das erschreckende Blitzen hörte eine Weile auf und auch der Hagel prasselte nicht mehr gegen die geschlossenen Fensterläden des Zimmers und auf das Dach des so schwer heimgesuchten Hauses.

Die Mutter aber, wie die Erzieherin und auch der alte Diener, alle Drei, wie Wolfgang Harder jetzt wohl sah, fromm und ihrem Gott ergeben, standen mit gefalteten Händen um ihn herum und blickten mit getrösteten Gesichtern auf den so ruhig und still sich abwickelnden Vorgang hin, der auf die bebenden Kinder sichtbar eine ungemein beruhigende Wirkung äußerte.

»O, ich danke Ihnen noch einmal,« nahm die Mutter das Wort und beugte sich zu den jetzt still weinenden Kindern nieder, die sie wiederholt küßte, »ja, Sie verstehen zu trösten, mein Freund, und ich sehe erst jetzt, wie wunderbar ein menschliches Wort wirken kann, das, wie

es aus dem Herzen kommt, auch zu dem Herzen, namentlich der Kinder, geht. Sie verzeihen mir doch, daß ich Sie in meiner Angst zu mir bescheiden ließ?»

»Gnädige Frau,« wandte sich der junge Mann zu der mit leuchtenden Blicken ihn betrachtenden Frau, »was hätte ich Ihnen zu verzeihen? Daß Sie sich nach Hülfe umsahen, wo irgend eine zu finden war, ist ja nur zu natürlich, aber ich bin ja leider auch nur ein schwacher Mensch und meine Hülfe besteht nur in dem einfachen Wort, das, ja, Sie haben Recht, aus dem Herzen kommt und sich auf die Güte und Barmherzigkeit des allmächtigen Schöpfers stützt.«

»O, das ist die wahre Kraft und der wahre Trost!« rief die angsterfüllte Mutter, »und ich danke Ihnen tausendmal dafür, daß Sie ihn uns gebracht!«

In diesem Augenblick erschütterte der letzte Donner Schlag noch einmal das einsam liegende Haus, dann aber wurde es wunderbar still ringsum, als hätte die grollende Natur wirklich ihre ganze Kraft erschöpft und sänke nun in stille Betrachtung der Wirkung ihrer Leidenschaft hin. Die Kinder aber, von Neuem durch den dröhnenden Schall erschreckt, fuhren wieder in die Höhe und umklammerten fest die Hände des jungen Mannes, der die ihrigen noch immer hielt und sich liebevoll, bald zu dem einen, bald zu dem anderen Kinde niederbeugte.

»Seid ruhig,« wiederholte er mit seinen weichsten Stimmtönen, die tief in die Herzen der Großen wie der Kleinen drangen, »es scheint vorüber zu sein und bald

werdet Ihr friedlich und ungestört einschlummern können.«

»O, Sie wollen uns jetzt doch noch nicht verlassen?« fragte Hildegard, das ältere der beiden lieblichen Mädchen. »Bitte, bleiben Sie noch und gehen Sie erst wieder fort, wenn der Donner nicht mehr brüllt und bis wir eingeschlafen sind.«

Wolfgang Harder blickte lächelnd und fragend die neben ihm stehende Mutter an, die aber kein Wort sprach, sondern nur beistimmend mit dem Kopf nickte, als wolle sie ihre Bitte mit denen der geängstigten Kinder vereinigen.

»Ich bleibe bei Euch,« sagte er gleich darauf, »bis Ihr eingeschlafen seid. Ihr müßt aber folgsam sein und auf die Worte achten, die wir Euch aus bester Absicht sagen.«

»Ja, das wollen wir,« nahm Hildegard wieder das Wort, »aber warum zürnt denn der liebe Gott so sehr, daß er uns und die Mutter so sehr in der Nacht erschreckt?«

»Der liebe Gott zürnt nie, mein Kind, oder nur dann, wenn der Mensch nicht das Gute und Rechte thut,« lautete die augenblickliche Antwort.

»Aber warum läßt er es denn so schrecklich blitzen und so laut donnern?« flocht die kleinere Ilse ein.

»Weil er es für nothwendig hielt, mein Kind, und weil er weiß, daß sich das böse Wetter, wie wir es so lange gehabt, am besten durch ein solches Gewitter vertreiben läßt. Es war sein Wille, daß es geschah, und wir Menschen müssen uns immer und überall in seinen göttlichen Willen fügen, so schwer es uns auch zuweilen werden

und so unbegreiflich uns sein räthselhaftes Walten scheinen mag.«

»So,« fuhr die verständige Hildegard fort, die sich unter der Einwirkung der Gegenwart und des milden Zuspruchs des älteren Freundes schon ganz beruhigt fühlte und sich bereits ihren ewig regen kindlichen Gedanken und Fragestellungen hingab, »also auf der Welt geht Alles nur auf Gottes Willen zu?«

»Alles, mein liebes Kind. Nichts geschieht, was er nicht wüßte und wollte, nichts Geheimnißvolles und Räthselhaftes für uns Menschen entwickelt sich, hinter dem nicht irgend eine uns oft verborgen bleibende Absicht liegt, die aber schließlich immer, wenn wir nur Geduld und Vertrauen haben, zu einem guten Ende führt. So ließ er auch heute das Euch so erschreckende Gewitter entstehen, um Euch morgen um so mehr mit dem goldenen Strahl seiner warmen Sonne zu erfreuen, und so entsetzte er Euch mit dem Donnerschall und dem Hagelschlag, um Euch zu belehren, daß dergleichen Vorgänge in der Natur zu ihrer Erquickung und der Menschen Erleichterung nothwendig sind.«

»So,« fuhr die aufmerksam zuhörende und den Sprechenden vollständig verstehende Hildegard fort, »also nichts geschieht ohne des Herrn Willen! Das ist recht schön, wenn man es weiß. Am Ende ist es auch sein Wille gewesen, daß Mama, Fräulein Helene, Ilse und ich auf diesen Berg kommen sollten, um das von Ihnen zu lernen, nicht wahr? Oder ist es nicht Gottes Absicht gewesen, daß wir uns hier treffen sollten?«

Der also Gefragte schwieg einen Augenblick nachdenklich. Die merkwürdigen Fragen geistig früh gereifter Kinder kannte er wohl, aber noch nie hatte eine so directe und ihn so nahe berührende Frage an sein Ohr geschlagen und er war in der That dadurch in einige Verlegenheit gesetzt. Endlich aber, nachdem die Mutter des klugen Kindes, deren Auge er unwillkürlich gesucht, ihm verständlich zugnickt, sagte er fest und klar:

»Ich glaube es zuversichtlich, mein Kind. Ja, ich glaube es gewiß,« fügte er mit inniger Betonung hinzu, »er hat *gewollt*, daß wir uns kennen lernten und so haben wir uns hier kennen gelernt.«

»Werden Sie denn auch wieder mit uns zugleich den Berg verlassen?«

Die Mutter, die noch näher an die Betten der Kinder herantreten war und in diesem Augenblick mit seltener Innigkeit zugleich an den fragend aufschauenden Blicken ihrer Kinder und dem Antlitz des zu ihnen redenden Mannes hing zuckte hier plötzlich wie im leichten Schreck zusammen und erhob die Hand, als wolle sie die Frage Hildegard's abwehren, wozu nun freilich keine Zeit mehr war. Nur starrte sie mit umflortem Auge auf den kaum wiedergewonnenen Freund hin, als ob sie ungemein begierig sei, zu erfahren, was er auf diese Frage antworten werde. Die Antwort kam sehr einfach und natürlich heraus und lautete:

»Auch das wird Gott entscheiden, mein Kind. Ich habe darüber noch nicht nachgedacht. Wenn der richtige Moment aber kommt – und kommen muß er ja einmal – so

werden wir Alle wissen, was wir zu thun haben, um unsere Pflicht zu erfüllen und dem Zwange der Nothwendigkeit zu folgen, dem wir Menschenkinder alle unterworfen sind.« –

Es trat eine längere Pause ein und die älteren Personen horchten nach den Vorgängen in der Natur hinaus, die sich endlich beruhigt zu haben schien, denn kein Laut von Außen drang in das verschlossene Zimmer, es war überall Friede und Stille eingetreten, und als der Diener, der noch immer mit gefalteten Händen an der Thür stand und aufmerksam auf das eben stattgefundene Gespräch gehorcht hatte, das ihm ganz seltsam in die Ohren klang, diese Stille vernahm, entfernte er sich leise, als habe er nun die feste Ueberzeugung, daß seine Herrschaft wohl aufgehoben und in den besten Händen sei.

Als er das Zimmer verlassen, zog Hildegard Wolfgang Harder an der Hand näher zu sich hin und so mußte er sich auf den Rand ihres Bettchens setzen, was er auch gern und willig that. Ilse aber gähnte laut und zeigte, daß sie von großer Müdigkeit befallen sei, nachdem die eben ausgestandene Angst siegreich überwunden war.

»Wollt Ihr jetzt nicht lieber schlafen, Kinder?« fragte der junge Mann sanft, noch immer die Hände beider Schwestern in den seinen haltend, die sie so bald loszulassen keine Neigung verriethen. »Es ist schon lange Mitternacht vorbei und in wenigen Stunden bricht der neue Tag an, der Euch die Sonne wieder in ihrem Glanze zeigen wird.«

»Ach ja,« sagte Hildegard, »aber ich möchte erst noch einmal beten, damit uns der liebe Gott auch ferner bewahrt.«

»Ja,« bemerkte die Mutter, »Ihr müßt ihm auch danken, daß er Euch bisher so gnädig beschützt hat.«

»Das wollen wir auch, liebe Mama, aber ach! ich kann nicht laut in Herrn Harder's Gegenwart beten. Vielleicht betet er für uns mit.«

Der bei seinem Namen Genannte erhob bei diesen Worten mit einer eigenthümlichen Geberde den Kopf und aus seinem blauen Auge fiel ein blitzender Strahl in das regungslos auf ihn geheftete Auge der Mutter. »Soll ich?« fragte ein Augenpaar das andere, und das ihre verstand das seine schon so gut, daß es ihm aus vollem Herzen die Gewährung zunickte.

»Ja,« sagte die Dame gleich darauf, »beten Sie mit den Kindern, mit uns Allen, dann sind wir in einem und demselben Gedanken in Gott vereint.«

»Gern. Aber welches Gebet spricht Ihr am liebsten, meine lieben Kinder?«

»Mama hat uns gesagt,« nahm hier plötzlich die sich halb aufrichtende Ilse das Wort, »daß das schönste Gebet das sei, welches Christus seine Jünger gelehrt, und darum beten wir es auch jeden Abend.«

»Ah,« sagte der junge Mann, »Ihr meint das Vaterunser. Wohl, so will ich es mit Euch beten!«

Und er löste sanft seine Hände aus den Händen der Kinder, senkte demüthig den edlen Kopf, faltete seine eigenen Hände fest zusammen und that, wie sie verlangten. Aber nicht mit jenem monotonen und schläfrigen Stimmfall, wie man es so oft sprechen hört, sprach er dies Gebet, nein, so melodisch und wechselreich seine Stimme auch war und so seltsam mächtig sie vorher schon in die Seele der Mutter der Kinder gedrungen sein mochte, so bedeutungsvoll und dem Inhalt der vorgeschriebenen Worte angemessen, hatte sie ihn noch nie sprechen gehört. Auch die Art und Weise, wie er jeden Absatz des wunderbaren und Alles umfassenden Gebetes durch eine kurze, inhaltvolle Pause bemerkbar machte, war von tief ergreifender Wirkung auf Alle, die ihn eben so andächtig wie staunend umstanden, und selbst die Kinder lauschten mit angehaltenem Athem, als hörten sie zum ersten Mal dies erhabene Gebet oder als fühlten sie zum ersten Mal, welche hohe Bedeutung in den sanft und doch schwungvoll dahinfließenden Worten lag. Fast noch mehr ergriffen davon aber waren die beiden älteren Damen und als der Betende endlich zum Schluß gelangte und die Worte: ›Denn *Dein* ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen!‹ mit einer unendlichen Innigkeit, einem unwandelbaren Gottvertrauen und einer aus seinem Herzen strömenden Kraft und Zuversicht sprach, schauerten sie Beide vor Andacht und Mitgefühl zusammen und Beide sprachen laut das liebe Amen mit, als wollten sie den Inhalt ihrer Seelen mit dem Ausfluß der Seele des Redenden vereinen.

Kaum aber hatte er das Gebet ausgesprochen, so streckten beide Kinder verlangend ihre Aermchen nach ihm aus. Er neigte sich zuerst zu Hildegard nieder und sie umschloß seinen Hals fest mit ihren Armen und drückte ihn lange zärtlich und innig an sich, wie nur ein liebes gutes Kind es kann. Als sie ihn aber endlich losließ, richtete er sich auf, setzte sich auf der kleinen Ilse Bett und nun wiederholte sich dasselbe Schauspiel noch einmal, bis auch ihre Arme ihn losließen, aber beider Kinder Hände wieder nach einer seiner Hände griffen und ihn auf diese Weise unwiderstehlich an seine Stelle auf dem Bettrande fesselten. Als er in dieser Lage die Augen erhob und nach den älteren Personen hinblickte, sah er, daß Beide leise vor sich hin weinten und daß eine tiefe Rührung, deren Grund er nicht ahnen konnte, ihre Herzen bewegte. Die Mutter aber nickte ihm wehmüthig lächelnd zu und dabei lag in ihren schwimmenden Augen ein Glanz, wie ihn selten eine Frau und nur eine tiefbewegte und dankbare Mutter für den Tröster ihrer Kinder haben kann. –

Das Gewitter war glücklich vorübergezogen, tiefe Stille herrschte in der noch so eben wild aufgeregten Natur und in dem traulichen Stübchen hörte man nur die ruhigen Athemzüge der sanft einschlummernden Kinder. Eine Weile war auf diese Weise vergangen und nichts hatte sich unter den Anwesenden verändert. Die Mutter der Kinder und Helene standen unbeweglich auf demselben Fleck, wo sie vorher gestanden und schauten mit fast andächtiger Hingebung auf das vor ihren Augen liegende

friedliche Bild, denn die eingeschlafenen Kinder hielten noch immer die Hände des ihnen so lieb gewordenen Fremden fest, als wollten sie sich seines so wirksamen Schutzes noch nicht berauben und auch im Schläfe behalten, was ihnen eben im wachenden Zustande so heilsam geworden war.

Da endlich hob Wolfgang Harder seine Augen gegen die Mutter der Kinder auf, als ob er sie frage, was er nun thun solle. Sie verstand ihn auch diesmal und wie vorher nickte sie ihm zu, daß er noch ruhig sitzen bleiben und seine Anwesenheit den nach ihm Verlangenden noch länger schenken solle. Er verstand und befolgte auch diesen stillen Wink und so saß er längere Zeit, ohne sich zu regen, wie auch die beiden älteren Damen unbeweglich auf ihrer bisher eingenommenen Stelle ausharrten. Endlich aber, als beide Kinder eine unwillkürliche Bewegung machten und eine andere Lage annahmen, löste er seine Hände sanft aus den ihrigen, dann, nachdem er noch einen Blick auf die wie schlummende Engel Daliegenden geworfen, stand er leise auf und trat mit unhörbaren Schritten auf die Mutter zu, die nun erst wieder Bewegung und Leben bekam, da sie wohl fühlen mochte, daß auch sie endlich von dem alten Bekannten, wenn auch nur auf kurze Zeit, Abschied nehmen müsse. Und als er nun dicht an sie herantrat und sie ihm herzlich die Hand bot und das Wort flüsterte: »Ich danke Ihnen!« und als er nun den sanften Druck ihrer weichen Hand fühlte, die diesen herzlichen Dank bestätigte, da neigte er sich still auf diese Hand und drückte einen warmen Kuß darauf.

Nun erst wandte er sich zur Thür, um vorsichtig schreitend das Zimmer zu verlassen, als sein Blick auf die Erzieherin fiel, die nahe bei der Thür stand, als wolle sie nicht unbemerkt ihn von sich scheiden sehen. Ihr klares frisches Gesicht war von einer höheren Farbe überstrahlt und ihr blaues Auge warf einen forschenden Blick auf ihn, der sagen zu wollen schien, was ihre Lippen nicht zu sprechen wagten:

»Und darf ich Ihnen denn nicht auch meine Hand zum Dank reichen?«

Fast als hätte er diese Worte sprechen gehört, so gut verstand er sie, und sie waren in der That zu keinem unerbittlichen Herzen gedrungen. Denn noch ehe er die Thür erreicht, hatte er seine rechte Hand der ihm entgegenkommenden des jungen Mädchens gereicht und auch sie drückte die seine warm und innig, als wollte sie sagen:

»Wir sind in kurzer Zeit gute, recht gute Freunde geworden und, will es Gott, so wollen wir es auch recht lange und treulich bleiben!«

FÜNFTES CAPITEL. EIN KURZER GLÜCKTRAUM.

Wenn schon die am vergangenen Abend zwischen Wolfgang Harder und der ihm bis vor wenigen Tagen noch so fremden Dame stattgefundene vertrauliche Unterredung ihr gegenseitiges Verhältniß wie durch einen Zauberschlag umgewandelt hatte und das seit so langen

Jahren zwischen ihnen bestehende unschuldige Freundschaftsband dadurch zu einem ganz neuen und voraussichtlich viel bedeutungsvolleren gediehen war, so waren die unvorhergesehenen Vorgänge in der letzten Nacht ganz dazu geeignet gewesen, dasselbe noch viel mehr zu befestigen und zu einem unausgesprochenen Seelenbündniß innigster und vertraulichster Art umzugestalten. Die Art und Weise, wie Wolfgang Harder sich den von ihrer Angst gepeinigten Kindern gegenüber benommen, wie er zu ihnen gesprochen und namentlich wie er das der Mutter so theure Gebet vorgetragen, hatte eine unbeschreiblich tiefe Wirkung auf den unläugbar frommen und christlichen Sinn der Letzteren ausgeübt und ihren inneren ahnungsvollen Blick mit neuer Sympathie auf den früheren Freund gelenkt. Das sagte er sich zwar nicht, als er sich von ihr getrennt und wieder in seinem Zimmer allein war, denn so eitel und selbstgefällig war er nicht, sich und seinen schwachen Leistungen eine so große Wirkung zuzuschreiben, allein es wehte ihn doch, wie ein süßer Hauch aus der Ferne, eine Art Ahnung davon an und wenigstens das konnte er sich ohne alle Anmaßung gestehen, daß er von jetzt an für sie kein Fremder mehr, kein ihr zufällig in den Weg gerathener Mensch, vielmehr ihr näher denn je getreten war, und obgleich er selbst noch nicht einmal ihren jetzigen Namen und Stand kannte, eine Unkenntniß, nach deren Beseitigung er mit jeder Minute ein größeres Verlangen trug und die er schon am nächsten Morgen zu heben hoffte, so fühlte er doch, wie sie es unzweifelhaft eben so von ihm

fühlte, daß sie ihm herzlich zugethan war und daß er sich von Neuem eine Seele errungen, die auf dieser so zufällig unternommenen kurzen Reise zu finden er am wenigsten erwartet hatte. In diesen Gedanken glücklicher und zufriedener denn je, legte er sich in dieser Nacht, nachdem der Sturm und das Gewitter ohne Schaden ganz vorübergezogen, in sein Bett und mit diesem glücklichen Gedanken erhob er sich am nächsten Morgen wieder, nachdem ihn der süßeste Schlaf heimgesucht und erlabt hatte. Mit einer wahren, inneren Erquickung schlug er die Augen auf und wurde er sich sogleich des erst seit wenigen Stunden Geschehenen bewußt, und eine um so größere Freude machte sein Herz laut aufschlagen, als er sah, wie draußen über die ganze Natur ein goldener Sonnenschein ausgebreitet war, wie ein azurblauer Himmel wolkenfrei über ihm lachte und die weithin sichtbare schöne Erde wie im Sonntagskleide funkelte, Licht, Leben und Lust spendend, die den suchenden Augen der Menschen so lange verborgen gewesen waren. Ja, die alte gute Sonne schien wieder über die Berge und die Thäler, siegreich über Wolken und Nebel thronte sie wieder an ihrem crystalreinen Himmel und fast augenblicklich hatte sie das Leben in tausend Gestalten hervorgerufen, das so lange wie in enger Kerkerhaft geschmachtet und geschwiegen hatte. Die ganze, mit würziger Wärme durchzogene Luft hallte wider von dem Gesange zahlloser Vogelschaaren, die schon früh ihre Schlupfwinkel verlassen hatten, in denen sie so lange getrauert; von den Wäldern herauf stieg, wie ein lieber Gruß aus der Ferne, ein wonnevoller süßer

Duft und wie von Millionen Diamanten und Rubinen funkelten das grüne Gras, die harzigen Nadeln der schlank gewachsenen Tannen und der moosige Grund des schönen Berges, der nun mit einem Mal alle seine wunderbaren Geheimnisse erschlossen hatte und dem Fuß des in die Weite strebenden Wanderers kein unüberwindliches Hinderniß mehr entgegensetzte. Auch die wohlgenährten Kühe und Rinder des wieder mit lachendem Gesicht erscheinenden Herrn Kilian hatten ihre sicheren Stallungen verlassen und weideten fröhlich auf den grünen Angern des Thurmberges, und ihre melodisch klingenden Glocken verkündeten weithin allen Ohren, daß die Stunde des Genusses für Groß und Klein, für Mensch und Thier von Neuem gekommen sei.

Wolfgang Harder war einer der Ersten der Bewohner des stillen Gasthauses, der an diesem Morgen im Freien erschien. Die Jalousieen der Zimmer, welche Irene mit den Ihrigen bewohnte, waren noch geschlossen und noch kein Laut hinter ihnen verrieth, daß die nach so trübseliger Nacht fest Schlummernden schon munter seien. Mit weit sich dehnender Brust und mit von unsäglicher Freude hoch aufschlagendem Herzen trat unser junger Freund seinen kurzen Morgenspaziergang an und was er sich schon in dieser Nacht vorgenommen, das beschloß er jetzt zur That zu machen und in die Jugendfreundin zu dringen, daß sie ihm nun endlich Aufschluß gebe, wie sich ihre Lebensschicksale gestaltet hatten, seitdem sie vor siebzehn Jahren von dem Jugendbekannten geschieden, wo sie wohne, wie sie heiße und warum sie

die Trauerkleider trage, die mit dem bisweilen um ihre Lippen erscheinenden schmerzhaften Zug in naher Verbindung zu stehen schienen. Wenigstens legte Wolfgang Harder an diesem Morgen sich das so aus. Ob er sich darin täuschte, das werden wir bald erfahren; aber nur Eins vergaß der sonst so besonnen denkende und handelnde Mann im Uebermaaß seines augenblicklichen Wohlbehagens ganz, daß er von der ihm einst so vertraulich ergebenen Jugendfreundin etwas verlangte, was er ihr selbst noch nicht geboten, denn auch er hatte es ja für ersprießlich gehalten, ihr aus seinen gegenwärtigen Verhältnissen ein Geheimniß zu machen, auch er hatte ihr nicht gesagt, wo er wohne, was er treibe und was für ein Ziel sich sein regsamer Geist in naher Zukunft erjage. Freilich, sie hatte ihn auch noch nicht danach gefragt; daß sie ihn aber nun bald danach fragen würde, setzte er als bestimmt voraus, und da war er denn gern geneigt, ihr sein ganzes Herz zu erschließen und ihr alle seine trüben Erfahrungen in der Vergangenheit, wie seine schönen Hoffnungen und Bestrebungen für die Zukunft ohne Rückhalt mitzutheilen.

Von solchen Gedanken bewegt, lief er wohl eine Stunde auf dem grünen Teppich in der Nähe des Hauses umher, aber den immer noch feuchten und doch so verlockend ihn anziehenden Wald betrat er noch nicht, den wollte er erst an ihrer Seite aufsuchen, die in so kurzer Zeit seines Geistes Ziel und seiner Seele Drang geworden war.

Als er nach dem Hause zurückkehrte, kam ihm der Wirth, der ganz stolz darauf war, daß sein alter schöner

Berg durch das aufgeklärte Wetter nun erst wieder zu Ehren kommen würde, mit freundlichem Gesicht Entgegen.

»Nun wird es hier bald anders aussehen,« sagte er schmunzelnd. »Die Sonne und die Luft werden in wenigen Stunden die kühle Nässe aufgesogen und ich werde in einigen Wochen Gäste in Hülle und Fülle zu bewirthen haben. Was sagen Sie jetzt zu der Aussicht von hier oben, Herr Harder, ist sie nicht lohnend und erquicklich?«

»Sie ist prachtvoll, ohne allen Zweifel.«

»Das wollt' ich meinen aber nun werden Sie doch nicht gleich wieder hinunterwandern, wie? O nein, das hoffe ich nicht, denn nachdem Sie einige so böse Tage hier oben ausgehalten, müssen Sie sich jetzt recht gemüthlich umsehen und sich und auch mir noch einige gute schenken.«

»Das ist auch meine Absicht,« erwiderte der Gast nach kurzem Bedenken, »aber dann schicken Sie auf der Stelle Jemanden hinunter in das Gasthaus zum Thurmberg und lassen mir meinen kleinen Koffer heraufholen, dessen Inhalt ich jetzt nothwendig gebrauche, da ich mich auf einen so langen Aufenthalt bei Ihnen nicht eingerichtet habe.«

»O, wenn es weiter nichts ist, das soll bald geschehen sein. Also den *kleinen* Koffer, nicht? Gut. Ich werde gleich einen Knecht mit einem Esel hinunterschicken, die Ihre Wünsche besorgen sollen und in wenigen Stunden schon soll er auf Ihrem Zimmer stehen.«

Freudig bewegt sprang der gute Mann davon und in der That fand Wolfgang Harder seinen kleinen Koffer

noch vor Mittag auf seinem Zimmer und nun erst fing er an, es sich bequem darin zu machen und sich mit den Gebrauchsgegenständen zu umgeben, die einem gemüthlichen Reisenden unterwegs so unentbehrlich wie zu Hause sind.

Als aber der Wirth vorher kaum den so rasch gewonnenen Gast verlassen hatte, erhielt dieser eine andere Gesellschaft in der Person des alten Dieners, auf dessen Gemüth die vergangene Nacht in Bezug auf seine Ergebenheit für den jungen Fremden eine bedeutsame und sichtbare Einwirkung geübt obgleich er ihm auch schon früher bei manchen Gelegenheiten ein großes Wohlwollen bezeugt hatte. Er trat jetzt bescheiden an den jungen Mann heran und indem er tief seinen Hut abnahm, sagte er mit heiterer Miene:

»Ich wünsche Ihnen einen recht guten Morgen, Herr Harder. Nun, die schreckliche Nacht ist ohne Schaden vorübergegangen und Ihre Prophezeiung in Betreff des besseren Wetters hat sich auch ganz und gar erfüllt. Na, da werden die Kleinen voll großer Freude sein und meine gute gnädige Frau und Fräulein Helene haben auch ihren Genuß davon. Gott sei dafür von Herzen gedankt! Ich habe in dieser Nacht eine entsetzliche Sorge um sie gehabt, aber als ich im Hausgang auf Sie traf, athmete ich förmlich wieder auf und Sie haben in der That uns Allen einen großen Beistand geleistet. Nehmen Sie es nicht übel, wenn auch ein armer Diener wie ich Ihnen dafür seinen unterthänigsten Dank sagt.«

Diese mit wahren Gefühl gesprochenen Worte wurden mit einer an Rührung streifenden Wärme vorgebracht und übten auf den Zuhörer eine sichtbare Wirkung aus. Er lächelte den grauhaarigen Mann freundlich an, reichte ihm die Hand und erwiderte:

»Nein, ich nehme Ihnen das gewiß nicht übel, Benjamin – so heißen Sie ja wohl?«

»Ja, Benjamin Miller heiße ich, und *meinen* Namen dürfen Sie immerhin wissen,« fügte er mit einer Art Selbstvergessenheit hinzu, auf die Wolfgang Harder nicht gerade zu achten schien, da er sogleich zu sprechen fortfuhr.

»Gut, also Benjamin Miller; nein, wie kann ich Jemandem es übel nehmen, wenn er mir einen so herzlichen Dank ausspricht, den ich jedoch in der That sehr leicht verdient habe. Doch – ist Ihre Herrschaft noch im Zimmer oben, oder schläft sie wohl gar noch?«

»O Gott bewahre! Sie sind schon Alle munter und Fräulein Helene kleidet nur eben die Kinder an, die ganz vergnügt sind und in wenigen Minuten zum Frühstück im Speisezimmer erscheinen werden.«

Wolfgang Harder nickte dem guten Mann wohlwollend zu und begab sich nun auch in das Haus, denn die frische Morgenluft hatte ihm Appetit gemacht und ersehnte sich von Minute zu Minute mehr, bei Tage die Gesichter der Menschen von Freude strahlen zu sehen, die in der Nacht von so viel Sorge und Angst umnachtet gewesen waren. Wenige Minuten nach ihm trat Irene mit

ihren Kindern und Helenen in das Zimmer. Mit holdseligem Lächeln kam die schöne Frau auf ihn zu und reichte ihm wie einem alten Freunde die Hand, was gleich darauf auch Helene that; dann aber sprangen die Kinder auf ihn zu, schlugen ihre Arme um seinen niedergebeugten Nacken und küßten ihn so zärtlich, wie nur wohlerzogene und empfindungsreiche Kinder es thun können. Als man aber jetzt in so traulichem Kreise am Kaffeetisch saß und Aller Gesichter von Heiterkeit und Zufriedenheit leuchteten, entwickelte sich bald ein munteres Gespräch, wobei Wolfgang Harder erwähnte, daß er sich seinen Koffer heraufbeschieden habe, um mit größerer Gemächlichkeit noch einige Tage auf dem in der That so herrlich gelegenen Berge verweilen zu können. Die Damen nahmen diese Aeüßerung mit sichtbarem Wohlgefallen auf und Irene versetzte mit anmuthiger Hast:

»Diese Mittheilung verursacht uns Allen eine große Freude, Herr Harder, und ich habe mich auch entschlossen, noch einige Tage hier oben zu verleben, da ich ja bis jetzt so gut wie gar nichts von der herrlichen Luft und der schönen Aussicht genossen habe.«

»O welches kindliche, harmlose Glück empfindet man, wenn man nach endlosen Regentagen einmal wieder die Sonne so freundlich und golden scheinen sieht, wenn man ihre wohlthätige Wärme fühlt und das melancholische trübe Grau des Himmels in eine leuchtende Bläue verwandelt findet. Das ist köstlich, das ist wonnig und ich bin mit einem Mal wie von Neuem aufgelebt und gebe mich dem Genuß des Augenblicks mit ganzem Behagen

hin. Nun wollen wir den Tag auch recht mit Dankbarkeit gegen Gott und fröhlichen Herzens genießen, und ich werde mich gleich nach dem Frühstück zu einem recht lebhaften Gange rüsten.«

»Dürfen wir auch mitgehen, liebe Mama?« fragte die aufmerksam zuhörende Ilse, die sich zu ihrer Mutter herüberbeugte und das dunkle Lockenköpfchen schmeichlerisch an ihren Busen lehnte.

»Ich nähme Euch gern mit, Kinder,« erwiderte die Mutter, »aber des Morgens so früh geht es doch wohl nicht. Wo würde denn der Unterricht bleiben, den Euch Fräulein Helene zu geben hat?«

»Das ist wahr, Mama,« nahm nun Hildegard das Wort. »Wir müssen noch viel lernen, Herr Harder, Sie können es glauben. Aber wenn wir fertig sind, dann dürfen wir doch gewiß im Freien spielen und Euch am Nachmittag auf einem weiteren Spaziergange begleiten, nicht wahr?«

»Gewiß!« erwiderte die Mutter, die immer glücklich aussah, wenn sie ihren Kindern eine Zärtlichkeit erweisen konnte, und so streichelte sie auch jetzt mit jeder Hand die dunklen Kinderköpfe, die sich beide an ihre Brust gelegt hatten. Ohne Widerstreben begaben sich die beiden Schwestern bald darauf mit der Erzieherin in ihr Zimmer, um den täglichen Unterricht zu empfangen, die Mutter dagegen erschien mit Sonnenschirm und leichtem Strohhut vor der Thür, um mit dem Jugendfreunde einen recht weiten Spaziergang zu unternehmen, wie sie sagte. Ruhig plaudernd traten sie ihn auch an, aber wie wunderbar erstaunt und doch hoch erfreut war unser Freund,

als sie plötzlich ganz vertraulich ihren Arm in den seinen legte, als ob sich das ganz von selbst verstände, und sagte:

»So, nun lassen Sie uns einmal so traulich und unbefangen über den Berg und durch den Wald streifen, wie wir vor siebzehn Jahren über die grünen Hügel und durch die duftigen Wälder unsers heimischen Dörfchens gewandelt sind. Ach, wie süß ist es doch, wenn so liebe theure Zeiten in unseren durch die Welt vertrockneten Herzen wieder aufleben und wir zugleich so glücklich sind, Diejenigen oder wenigstens Einen von ihnen in unserer Nähe zu haben, die einst mit uns jung und glücklich gewesen sind. Stimmen Sie auch darin mit mir überein?«

»Von ganzem Herzen. Jedes Wort, welches Sie darüber sprechen, klingt mir, als ob es aus meiner eigenen Seele flösse und es ist, als ob ein guter Geist beständig über uns geschwebt und unsere Gedanken immer beisammen gehalten hätte, so daß sie sich jetzt in so vielen Punkten berühren.«

»Ja, so mag es auch wohl sein. Wer kennt, wer begreift den inneren Zusammenhang, der zwischen Seele und Seele, zwischen Geist und Geist besteht, wer enträthselt die wunderbare Fügung, die Menschen zusammenführt, sie trennt und wieder vereinigt? Und doch muß es einen solchen Zusammenhang, eine solche Fügung geben – wenigstens ich glaube daran. Sie nicht auch?«

»Ich möchte wohl gern daran glauben, aber mein Glaube –«

»O, stocken Sie nicht,« unterbrach sie ihn, »sprechen Sie weiter von Ihrem Glauben!«

»Ach,« fuhr er nachdenklich fort, »mein Glaube ist durch viele trübe Ereignisse im Leben, durch manchen handgreiflichen Aber- und Unglauben, ja, durch den oft übermüthig auftretenden Zwangsglauben sich so dünkelfhaft geberdender Alleswischer, die am liebsten eine neue alleinseligmachende Kirche nach ihrem Geschmack auf Erden gründen möchten, für die nur sie allein die Schlüssel zu vergeben haben, wenn nicht wankend, doch zweifelhaft geworden, so daß ich jetzt eigentlich nur das glaube, was ich mit meinem Verstande begreifen und mir durch unwandelbare Naturgesetze, die mir und der ganzen denkenden Welt einleuchtend sind, erklären und zurecht legen kann. Doch, gnädige Frau, lassen Sie uns unser Gespräch in dieser Richtung nicht weiter fortsetzen, wenigstens jetzt nicht, ich bitte Sie herzlich darum. Kehren wir lieber immer wieder in unsere schöne Jugendzeit zurück, wo wir noch nicht nach den Gründen und Beweisen der Dinge fragten, sondern wo wir nur in dem Bewußtsein glücklich waren, daß wir Alles, was wir hatten und haben, dem allmächtigen Schöpfer verdanken, der da oben, wie wir glauben, in so heiterer Bläue über uns thront und mit seinem klaren Gottesauge uns liebend und segnend anblickt. Wollen Sie das?«

Sie hatte ihn, während er das mit überzeugender Wärme und innerer Erhebung sprach, eine Weile sinnend von der Seite angesehen, jetzt aber, wie mit Gewalt sich von

ihrem Gedankengange losreiend, sagte sie mit herzlichem Kopfnicken:

»Sei es denn so, ich füge mich Ihrem Wunsch. Ja, sprechen wir heute nicht über so ernste Dinge, sondern plaudern wir wie zwei glückliche Kinder; das mag freilich auch sein Gutes haben.«

Und bald waren sie wie zwei wirkliche Kinder in heitere Plauderei versunken, doch nicht gar lange, denn immer wieder kam die geistig so regsame Frau, in deren Innern es nach Erklärung höherer und überirdischer Dinge ghrte und kochte, auf ernstere Gesprchsgegenstnde zurück, die sich freilich meist in der Vergangenheit bewegten und mit einer wahren Scheu die Gegenwart zu vermeiden schienen, als ob alle ihre Wünsche und Hoffnungen nur in der ersteren wurzelten.

Namentlich vermied sie es wieder, wie auch schon früher, von ihren persönlichen Verhältnissen zu reden, sie knüpfte weit lieber an bestimmte sachliche Dinge als an Personen an, und so lief das interessante Gespräch in bunter Reihenfolge über alle möglichen Gegenstände hin, ohne sie gänzlich zu erschöpfen und einer weiteren Unterhaltung immer noch neuen Stoff und Spielraum genug übrig lassend.

Unterdessen waren sie, ohne ein bestimmtes Ziel zu verfolgen, weiter und weiter gegangen, wobei sie sich oft in größerem Kreise um das einsame Haus bewegten. Wolfgang Harder aber, der dies planlose Umherstreifen endlich bemerkte und ein anderes Ziel vor Augen hatte,

leitete die immer noch an seinem Arm Gehende langsam in eine bestimmtere Richtung, bis er endlich den höchsten Punkt des Berges erreicht, auf dem er schon am frühen Morgen gestanden und das große Panorama, welches sich hier den Blicken des Schauenden bot, mit Entzücken bewundert hatte. Er wollte auch Irene diesen herrlichen Fernblick genießen lassen, und wenn er sich schon im Voraus auf ihre Ueberraschung gefreut, da sie selbst noch nie hier gewesen, wie sie sagte, so sollte er es nicht vergebens gethan haben, denn kaum war er an die ihm bekannte Stelle gelangt, so hörte er einen lauten Ruf bewundernden Staunens über die Lippen der schönen Frau tönen und wie gebannt stand sie an seiner Seite still und gab sich ganz ihrer Betrachtung und ihrer Freude hin. In der That, das, was jetzt die Augen der beiden, die Natur und ihre Erscheinungen so schwärmerisch liebenden Menschen sahen, war groß und schön zugleich. Unter dem hoch emporragenden Bergkegel, auf dem sie standen, lag die ganze ferne Welt frei und offen vor ihnen ausgebreitet. In malerischer Pracht schlossen schöne bewaldete Bergketten, bald hoch emporsteigend, bald anmuthig sich senkend, eine weite grüne, mit zahllosen Städten, Dörfern, Villen und ländlichen Niederlassungen besäete Ebene ein. Hier und da blitzten größere oder kleinere Wasserspiegel auf, hier wie eine silberne Schlange sich langsam fortkrümmend, dort einen kleinen lausigen See zeigend, und über Allem wölbte sich der hellblaue, crystallklare Frühlingshimmel und die strahlende

Sonne blickte gleichsam lachend über die bunte Schöpfung hin, der sie allein Leben und Gedeihen, Segen und Freude spendete. Hoch oben auf dem Berge aber, wo die Schauenden standen, fächelte eine duftig süße und doch so kräftig erfrischende Luft, daß die Lunge sie nicht tief genug einathmen konnte, daß das Herz freudiger denn je unter ihrer mächtigen Einwirkung schlug und die von so manchen trüben Nachwehen zitternden Nerven der beiden hier so einsamen Menschen fröhlich wieder auflebten und sich dem Genuß der glücklichen Stunde mit einem Behagen ohne Gleichen hingaben.

Lange standen sie so auf dem eingenommenen hohen Punkt und, weniger sehnsüchtig als entzückt, blickten sie in die weite strahlende Ferne, bald Dies, bald Jenes bewundernd und Einer dem Andern zeigend, als habe hier jeder egoistische Selbstgenuß aufgehört und als ob der Eine nur beglückt und zufrieden sein könne, wenn auch das Auge und das Herz des Anderen sich an dem dargebotenen Schönen labe.

Nur mit großer Ueberwindung rissen sie sich endlich von der lange behaupteten Stelle los und noch immer in erfreuliche Rückblicke des Genossen versunken, richteten sie ihre Schritte wieder dem Hause zu, um von da aus den thalwärts führenden Weg zu gewinnen, wo sie sich auf der Bank länger ruhen wollten, die dem Heraufsteigenden wegen ihrer schönen Lage schon vom ersten Tage aufgefallen war und die er bereits Irenen als ein trauliches Ruheplätzchen bezeichnet hatte.

Bald hatten sie sie auch, eine Strecke bergabsteigend, erreicht und ohne es zu ahnen, daß diese Bank für die Zeit, in welcher sie noch auf dem Berge weilen würden, ihr viel beehrter und oft besuchter Lieblingsplatz werden würde, ließen sie sich darauf nieder und gaben sich unbewußt dem wunderbaren Zauber dieses abgelegenen, stillen und überaus heimlichen Platzes hin.

Diese rohe und nur etwa für vier Personen Raum bietende Bank stand vor einem breiten, nur durch die Natur selbst geglätteten und mit Moos bewachsenen Felsblock, der gewiß schon vor vielen Jahren von der steilen Wand herabgestürzt war, die sich mehrere hundert Fuß hoch dicht darüber erhob. Diese Wand war mit dunklen Tannen bewachsen, zwischen denen auf moosigem Untergrunde duftige Erdbeeren, mit tausend verschiedenen bunten Waldblumen untermischt, in überreicher Fülle wucherten. Vor der Bank lief der steinige steile Saumpfad thalwärts hinab, dicht an einem Abhange hin, der sich jäh in die Tiefe stürzte und ebenfalls mit mächtigen Nadelbäumen bedeckt war. Nur durch eine schmale, unmittelbar vor der Bank liegende Lücke sah man tief in das lachende Thal hinab, und gerade der Punkt, auf den das Auge am fernsten Horizont fiel, war ein spitz aufstrebender, malerisch von Gebüsch und Bäumen umgebener Kirchthurm. Sonst sah man von der Bank aus nichts, als eben nur den sie beschattenden wilden Wald und das über ihr emporragende, mit gelbem und grünem Moose überzogene Felsgestein. Dennoch war der Platz ein überaus anmuthiger und anziehender, denn es herrschte hier

stets eine liebliche, durch kein rohes Geräusch gestörte Stille, die nur dann und wann der melodische Schlag eines Finkenahns, oder das melancholische Girren einer Waldtaube oder selten auch der neckende Ruf eines Kukuks unterbrach. Aus dem jäh abstürzenden Abgrunde aber duftete es von dem massenhaft in ihm wuchernden Waldmeister und den harzigen Tannen lieblich und würzig herauf und die friskühle Luft, die hier im fast ewigen Berg- und Baumschatten von der Höhe herabwehte und selbst den heißesten Tag erträglich machte, lud den Wanderer, der vom schwülen Thale heraufkam oder sich aus der brütenden Sonne der oberen flachen Grashalde hierher rettete, nicht minder gastlich ein, hier eine Zeit zu rasten und neue Kraft zum Weiterklettern zu sammeln.

Hier also nahmen die beiden Spaziergänger heute zum ersten Male Platz, seitdem sie sich auf dem Berge gefunden, und augenblicklich empfanden sie die ganze bezaubernde Lieblichkeit des stillen Ortes, den Niemand betreten konnte, ohne daß man ihn schon aus weiterers Ferne nahen gesehen hätte.

»Sehen Sie,« begann hier Wolfgang Harder das Gespräch, »habe ich mir nicht ein heimliches Lieblingsplätzchen auserwählt? Diese Bank zog mich schon verführerisch an, als ich neulich im vollen Regen die Höhe erklimm, als hätte mich eine Vorahnung beschlichen, daß ich hier bald mit Jemandem sitzen würde, der mir seit langen Jahren lieb und werth ist und den ich hier wiederzufinden keine Hoffnung hegen konnte.«

Sie lächelte ihn bei diesen Worten herzlich an, nahm aber dann aus ihrer Tasche eine feine Handarbeit und begann emsig zu nähen, was sie nicht verhinderte, mit großem Eifer das Gespräch fortzusetzen, das sich sogleich zwischen ihnen entspinnen sollte.

»Ja,« sagte sie zuerst, »Ihr Lieblingsplatz gefällt auch mir und ich hatte ihn in der That früher noch nicht bemerkt, da ich, als ich selbst den Berg erstieg, wenig um mich schaute und mit nicht besonders angenehmen Gedanken beschäftigt war. Jetzt aber beginnt der Zauber dieses stillen Ortes seine magnetische Kraft auch auf mich zu üben und ich finde zu meinem Erstaunen, daß wir Beide wieder etwas gefunden haben, was mit gleicher Anziehungskraft auf uns gemeinsam wirkt. Das ist trostreich, das ist wohlthuend, ich gestehe es Ihnen – aber was ist das, hören Sie meine Worte nicht? Sie blicken plötzlich so nachdenklich vor sich in's Weite – zieht Sie vielleicht der Kirchthurm dort unten in der Tiefe mit noch größerer sympathetischer Zugkraft an?«

Der junge Mann bebte bei diesen so arglos gesprochenen Worten leicht zusammen, dann aber schnell sich sammelnd, erhob er das sinnende Gesicht und sich die wallenden Haare von den Wangen streichend, da er schon lange den Hut abgenommen, sagte er mit viel leiserer Stimme, als er gewöhnlich sprach, und mit einem eigenen wehmüthigen Ton, so daß Irene die Nadel sinken ließ und ihn forschend von der Seite anschaute:

»Sie haben meine Stimmung richtig bezeichnet, ja, ich bin in der That sehr nachdenklich geworden und ich habe wohl Grund dazu, da mich schon lange ein Gedanke beschäftigt, dem ich jetzt endlich einen Ausdruck geben möchte, wenn ich nur im Voraus wüßte, daß Sie mir nicht darüber zürnen werden.«

»Zürnen? Ich Ihnen? Nein, ganz gewiß nicht. Sie – das weiß ich bestimmt – können keinem Gedanken Ausdruck geben, der mich zu erzürnen im Stande wäre. So sprechen Sie ihn also dreist aus.«

Wolfgang Harder, als habe er etwas ganz besonders Schwieriges zu sagen, was es doch auf keinen Fall war, athmete tief auf, dann sich mit freundlichem Gesicht an seine Nachbarin wendend, sagte er mit bittendem Ton:

»Gnädige Frau! Wir kennen uns nun schon so lange, haben uns freilich viele Jahre nicht gesehen und nichts von einander gehört, aber das alte schöne Vertrauen, welches uns einst verband, ist Gottlob durch die lange Trennung nicht erloschen und so werden Sie mir ja wohl gestatten, in solchem Vertrauen eine Frage oder, wenn Sie wollen, eine Bitte auszusprechen, die mir schon seit der ersten Stunde, wo ich Sie wieder sah, schwer auf dem Herzen liegt.«

Er schwieg und schaute etwas verwundert auf sie hin. Sie sah ihn bei seinen Worten, die doch gar nichts Verhängliches enthielten, groß an, als erwarte sie etwas Unangenehmes oder sie wenigstens Betrübendes zu hören. Indessen sprach sie kein Wort und nur ihre Augen sagten

so deutlich, daß er den seltsamen Blick verstand: »Sprechen Sie weiter!«

»Gut,« fuhr er auch sogleich fort, »ich will es wagen, nur sehen Sie nicht so betreten und erwartungsvoll aus; was ich Sie fragen und um was ich Sie bitten will, ist nichts von Bedeutung für Sie, obschon es für mich doch wohl seine bestimmte Bedeutung hat. Also mit einem Wort: ich habe Sie hier oben nur von Ihren Kindern und deren Erzieherin begleitet gefunden, und Niemand weiß mir Ihren Namen zu sagen, den ich doch natürlich gern wissen möchte. Belehren Sie mich also selbst von Ihren gegenwärtigen Verhältnissen, sagen Sie mir, wo Sie wohnen, wie Sie leben und, vor allen Dingen, wie ich Sie nennen darf, wenn einmal irgend ein äußerer oder innerer Umstand mich dazu veranlassen sollte.«

Er hatte lange nicht ausgesprochen, da war schon eine Veränderung in ihrem ganzen Wesen und auf ihrem lebensvollen Gesicht vorgegangen. Ihre bisherige schöne Ruhe war einer merklichen Beweglichkeit gewichen, sie rückte auf ihrem Sitz unwillkürlich hin und her und um ihren Mund stellte sich augenblicklich der schmerzliche Zug wieder ein, den Wolfgang Harder gleich am ersten Tage bemerkt, in der letzten Zeit aber kaum noch wiedergefunden hatte. Aber sie besann sich nur wenige Sekunden, was sie auf seine Rede erwiedern solle, dann schüttelte sie mit wehmüthigem Lächeln den schönen Kopf, sah ihn tief bewegt an und sagte mit leiser, ihm bis an's Herz dringender Stimme:

»Mein lieber Freund, denn so darf ich Sie ja wohl jetzt mit vollem Recht nennen, lassen Sie diese Frage, wenn Sie mir gefällig sein wollen, lieber ungesprochen sein und schließen Sie Ihren stillen Wunsch wieder ganz leise in Ihr Herz ein. Als kluger Mann werden Sie längst daraus, daß Niemand hier Ihnen meinen Namen nennen kann, erkundet haben, daß ich selbst diesen Namen hier nicht genannt haben will. Für Sie bin und bleibe ich Irene von Trautenau und damit müssen Sie es sich vor der Hand genügen lassen. Namen thun ja überhaupt zur Sache nichts und Titel haben bei mir nur einen sehr geringen Werth. Mir ist am Menschen nur werth, wie er sich giebt und äußert, also wie er innerlich beschaffen ist, das allein hat für mich eine bestimmte und nachhaltige Bedeutung. Darum habe ich ja auch Sie noch nicht nach Ihrem Stande und Ihren Verhältnissen gefragt, die mir ja eben so unbekannt sind, wie Ihnen die meinigen. Nehmen Sie diese meine seltsame Gleichgültigkeit gegen dergleichen äußere Dinge als eine der vielen Eigenthümlichkeiten auf, die zu meinem Charakter und Wesen gehören und die Sie glücklicher Weise noch lange nicht ganz erforscht haben. Ich bin über diese vielen, mich in den Augen mancher Menschen ungemein entstellenden Eigenthümlichkeiten schon oft angeklagt und getadelt worden, man hat mich eigensinnig, launenhaft und Gott weiß wie sonst noch genannt. Selbst bei den mir jetzt durch Gottes Willen, dem ich mich beuge, zunächst stehenden Personen habe ich mit diesen meinen vielleicht wirklich tadelnswerthen Eigenschaften schon oft großen Anstoß erregt und ich habe

deshalb oft mit meinen mir aufgedrungenen Verhältnissen in heißem Kampf gelegen, der auch leider noch lange nicht vorüber ist und wahrscheinlich auch lange nicht vorübergehen wird. Indessen kann ich mich in meinem jetzigen Alter nicht mehr nach dem Wunsch Anderer ändern und umgestalten, namentlich wenn dieselben selbst an Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten kranken, die noch schlimmer, noch gefährlicher und verletzender als die meinen sind. Ich bin einmal als wildes und unrathenes Dorfkind aufgewachsen. Ich habe keine sanfte Mutter zur Führerin und Leiterin in meinem naturwüchsigem Gedankengange gehabt, und so bin ich stets nur meinem seltsamen Naturell, meinen ureigenen Trieben gefolgt. Daß diese mich nicht immer zu einem erwünschten Ziele geführt, will ich Ihnen nicht verhehlen, aber die äußeren Umstände beherrschten und bezwangen mich und zuletzt bin ich in – ja, dreist und ehrlich gesagt – in einer strengen Schule und unter einer bedeutungsschwer auf mir liegenden Hand das geworden, als was Sie mich jetzt vor sich sehen. Darum, mein lieber Freund, lassen Sie mich auch hier ganz unbekannt und unbenannt leben, und wollen Sie noch einen anderen stichhaltigen Grund für diesen meinen Wunsch hören, so will ich Ihnen ganz im Vertrauen sagen, daß es mir hier, in dieser für mich so glücklichen Stunde, nicht angenehm ist, an den Namen, den ich jetzt führe, erinnert zu werden. Ich bin einmal in die Welt gegangen, um fern und frei von allen mich bedrängenden Einflüssen mir selbst und meinen natürlichen Neigungen zu leben. Stören Sie mich darin

nicht, bleiben Sie mir, der theilweise auch für Sie Namenlosen, ein guter treuer Freund und thun Sie keine Fragen wieder, die ich nicht gern höre und die ich Ihnen nur mit innerem Widerstreben und einem Schmerz beantworten könnte, den ich einmal ganz – zu Hause gelassen haben möchte.«

Sie hatte bei diesen Worten seine neben ihr liegende Hand gefaßt und drückte sie warm. Aber die Wirkung davon war noch nicht ganz die, die sie erwartet hatte. Er schüttelte bedenklich den dunklen Kopf und sagte mit matter Stimme, die wider seinen Willen vielleicht einen stillen Vorwurf enthielt:

»Für das Vertrauen, welches Sie mir mit Ihren Worten geschenkt, danke ich Ihnen, klarer aber bin ich dadurch in keiner Weise geworden. Wie ich einmal bin, kann ich nicht begreifen, was Sie veranlaßt, mir in einem Punkte Ihr Vertrauen zu schenken und in dem andern es vollständig zu versagen. Sie sind der Meinung, daß ein Name nichts zur Sache thut. Gut. Im Allgemeinen mag das richtig sein. In diesem speciellen Fall aber thut es mir weh, nicht den Namen zu erfahren, unter dem ich Sie vielleicht später einmal in der Welt wieder aufsuchen könnte, da ich Sie ja sonst spurlos verliere, denn daß uns unsere Wege noch einmal so zufällig wie hier oben zusammenführen sollten, das glaube ich nicht, wenn ich es auch von ganzem Herzen wünschen muß.«

Bei diesen ernsten Worten blitzte ihr bisher verschleiertes Auge wieder hell gegen ihn auf.

»O,« sagte sie rasch, »da sprechen Sie etwas, was ich nicht als ganz richtig annehmen kann. Warum sollten uns unsere Lebenswege nicht noch einmal, zum dritten Mal zusammenführen, wie Sie es schon zweimal gethan? Glauben Sie wirklich, daß das der *Zufall* gethan, wie Sie eben gesagt? O, da habe ich einen anderen Glauben, eine bessere Zuversicht als Sie und Sie selbst haben ja gestern Nacht meinen Kindern gesagt, daß nichts in der Welt ohne Gottes Willen geschieht. Nun, sehen Sie, mein Vertrauen auf Gott ist so groß, daß ich auch darin der Ansicht bin, daß er allein es gewollt hat, daß wir uns hier wiedersahen, und eben so kann er es noch einmal wollen und auch vollführen, denn er ist eben so allmächtig, wie er allgütig ist.«

»Ja,« erwiderte er mit voll aufgeschlagenen und dabei flammenden Augen – allmächtig und allgütig ist das große Wesen dort oben, das erkenne ich jetzt so recht, wenn Sie sagen, daß er es war, der uns hier zusammengeführt. Aber glauben, glauben, ach! glauben – da haben wir schon wieder das räthselhafte und zweifelvolle Wort – daß er mich zum dritten Mal so glücklich machen sollte, das – das, nein, das kann ich beim besten Willen nicht. – Doch,« fügte er nach kurzer Pause hinzu, da sie den Kopf gesenkt hatte und mit ihrem zarten Finger eine Thräne in ihrem Auge zerdrückte, »ich sehe wirklich und zu meinem tiefsten Leidwesen, daß diese Gesprächswendung Ihnen nicht angenehm war. Lassen Sie uns also schnell davon abbrechen und lieber noch eine Strecke

den Berg hinabsteigen, um so vielleicht auf andere Gedanken zu kommen.«

»Ja,« sagte sie, schon von ihrem Platze sich erhebend, »das wollen wir, wir müssen hier andere Gedanken haben, als die eben besprochenen. Aber verzeihen Sie mir meine Unart, meine Eigenheit? Ach, Sie glauben nicht, ein wie schwaches und gebrechliches Weib ich bin, wie viele Fehler ich habe; wie oft ich Irrthümer über Irrthümer begehe, und gerade vor Ihnen möchte ich klar, rein und fleckenlos dastehen, denn wie mir scheint, muß einer Frau vor allen Dingen an der Achtung, der wahren schrankenlosen Achtung eines edlen Mannes gelegen sein. Lassen Sie mich also auf keine Weise Ihre Achtung verscherzen, es würde mich das tief, tief betrüben, mehr, als mich irgend etwas Anderes jemals in meinem nicht ganz wolkenlosen Leben betrübt hat.«

Er griff nach ihrer Hand, die sie ihm freudig hinreichte und sagte mit warmer Empfindung und einer sie überzeugenden Sicherheit:

»Da haben Sie Alles, was ich Ihnen mit diesem Handdruck an Achtung geben kann. Sie haben keinen Grund, zu befürchten, daß Sie sie auf irgend eine Weise verscherzt haben und was an mir liegt, soll immer geschehen, daß Sie die Ueberzeugung erlangen, daß nichts auf der Welt meine Achtung für Sie zerstören oder nur trüben kann. Daß Sie sich aber vorzugsweise schwach und gebrechlich nennen, ist doch wohl ein Irrthum oder wenigstens eine zu weit getriebene Bescheidenheit von Ihnen.

Im Allgemeinen sind wir Menschen alle schwach und gebrechlich, bei Ihnen aber ist gerade vielleicht das eine besondere Stärke und Kraft, daß Sie eben diese oder jene Schwäche an sich erkennen. Doch – auch davon wollen wir abrechnen. Kommen Sie. Athmen Sie lieber den Duft ein, der aus diesem Waldboden strömt, und ach! wie süß und erquickend ist die Luft, die durch diese Tannen weht. Nicht wahr?«

Sie nickte schweigend, dann legte sie wieder vertraulich ihren Arm in den seinen und Beide schritten langsam den steilen Saumpfad hinab, dem sie noch eine Weile folgten, bis sie auf demselben Wege wieder nach dem Hause auf dem Berge zurückkehrten, wo ihnen die Kinder fröhlich entgegengesprungen kamen, da ihre Unterrichtsstunde für heute überstanden war.



Am Nachmittage, nachdem man noch heiterer und zwangloser als sonst bei Tisch gegessen, rüstete sich die ganze kleine Gesellschaft zu einem weiteren Ausfluge. In munterster Laune wurde der schöne duftige Wald nach allen Richtungen durchstreift und auf den zahlreichen, eine gute Aussicht gewährenden Plätzen eine Weile geruht. Die Kinder pflückten Blumen, die in ungeahnter Fülle in den Felsspalten und im moosigen Grunde der Bäume wuchsen, und die älteren Personen ergingen sich in lehrreichen Gesprächen, in denen diesmal wieder Wolfgang Harder die Hauptstimme führte, wobei ihn

namentlich die junge Erzieherin, die ihn noch nie so anhaltend sprechen gehört, bewundernd anstaunte, denn selten hatte sie so ungestört mit einem Mann verkehrt, der so belesen, so unterrichtet, so geistreich war, und ihr in wenigen Stunden eine tiefe Einsicht in manche ihr bisher noch unklaren Lebensverhältnisse eröffnete. Daß aber der junge Redner, der von seinem großen Talent keine Ahnung zu haben schien, so lebhaft, so gehaltreich und oft sogar mit flammender Begeisterung sprach, hatte seinen guten Grund. Er war selbst auf das lebhafteste angeregt, in edler Weise entflammt und dazu bot ihm jeden Augenblick, ohne daß sie es selbst wußte, Irene die Veranlassung. Vor seinen Augen und seinen aufmerksam ihren geistreichen Bemerkungen lauschenden Ohren entwickelte diese seltsame und wunderbar begabte Frau eine nie gehörte Gedankenfülle, ein tiefes Erkennen menschlichen Lebens, Wollens und Schaffens, und die Art und Weise, wie sie das Alles zur Erscheinung brachte, war eine ganz eigenthümliche und den klugen, im Herzen der Menschen so erfahrenen Mann überraschende. Und dabei kam Alles, was sie sprach und that, so natürlich und ungezwungen, so vernünftig und klar zum Vorschein, daß es sich ganz von selbst zu verstehen schien. Was an einer anderen Frau vielleicht aufgefallen wäre, zum Beispiel ihr vertrauliches Eingehen auf seltener im alltäglichen Gespräch berührte Lebensverhältnisse, fiel bei ihr nicht im Geringsten aus. Sie war eben ganz anders geartet als Andere, ihr war Alles rein, edel und klar und von keinem Vorurtheil befangen, von ihrem warm

empfindenden Herzen stets auf den richtigen Weg geleitet, sprach sie mit der größten Ehrlichkeit und der treuherzigsten Offenheit ihre Gedanken und Empfindungen aus. So riß sie wider Vermuthen den so lebhaft empfindenden Mann an ihrer Seite zur reinsten Bewunderung ihres Genius hin und entflammte ihn selbst zu kühnem Geistesschwunge und rückhaltsloser Herzensergießung, und zuletzt kam es ihm vor, als ob ihr Inneres ihm völlig offenbar wäre, als ob er durch ein klares Glas in dasselbe zu schauen vermöchte, da sie die geheimsten Falten ihres Herzens, vielleicht eine einzige ausgenommen, die wir später auch noch ergründen werden, auf keine Weise zu verhüllen suchte und unbekümmert um das Urtheil der sie Hörenden den ganzen Inhalt ihrer schönen Seele ausströmen ließ.

So verging den im Freien Wandelnden und bald hier, bald da Ruhenden der Nachmittag ungemein schnell, und allmählig, ohne daß man es zu bemerken schien, sank die Dämmerung herein und hüllte den duftigen Wald in ihre traulichen und das Herz des Menschen immer mit Sehnsucht erfüllenden Schatten. Als aber Helene endlich zum Aufbruch mahnte, traten sie ungesäumt den Rückweg nach dem einsamen Hause an, das jetzt so unverhofft für Alle ein unglaublich friedliches Glück umschloß.

Als sie aber, von Benjamin Miller und dem ganz munter gestimmten Wirth bedient, ihr einfaches Abendbrod verzehrten, sagte Hildegard plötzlich zu dem jungen Mann, der jetzt still plaudernd auch die Kinder unterhielt, wie er früher die Erwachsenen unterhalten:

»Ach, lieber Herr Harder, kommen Sie heute wieder zu uns, wenn wir uns zum Schlafen niedergelegt, und beten Sie wieder mit uns wie in der vorigen Nacht?«

»Gern, mein Kind;« erwiderte der so herzlich Aufgeforderte, »wenn Ihr es wünschet und Eure Mama es erlaubt, werde ich mich nicht vergebens erwarten lassen.«

»Wie können Sie daran zweifeln,« erwiderte mit leuchtendem Blick die junge Frau, »Sie bereiten mit dieser feierlichen Handlung meinen Kindern einen eben so großen Genuß, wie Fräulein Helene und mir, denn nie habe ich einem ergreifenderen Gottesdienst beigewohnt, als er gestern Nacht in einem so kleinen Kreise stattgefunden hat. Ja, liebe Helene, gehen Sie immer mit den Kindern voran, wir folgen Ihnen bald und dann spricht uns Herr Harder wieder das schöne Gebet, und diesmal werden wir ihm mit geringerer Beklommenheit zuhören, da das Gewitter und der Sturm fehlen, die uns gestern so ängstlich und zaghaft gemacht haben.«

Nach etwa zehn Minuten forderte sie den jungen Mann auf, ihr nach dem Zimmer der Kinder zu folgen. Diese lagen schon im Bett und streckten liebevoll ihre Aermchen nach den beiden Eintretenden aus. Wolfgang Harder mußte sich wieder auf den einen Bettrand setzen und, Beider Hände haltend, sprach er noch einige Worte, bevor er sich zu dem Gebete entschloß.

Da sagte er endlich: »Hildegard, willst Du nicht einmal das Gebet sprechen, damit ich höre, daß Du es auswendig weißt und nicht mehr meiner Hülfe bedarfst?«

»Nein,« erwiderte das Kind mit bittender Miene, »heute noch nicht, erst muß ich es noch einmal von Ihnen sprechen hören, denn Sie sprechen es ganz anders und viel schöner, als alle übrigen Menschen. Morgen will ich und übermorgen soll Ilse beten, so haben es die Mama und Fräulein Helene uns schon gesagt.«

»So faltet andächtig die Hände, meine lieben Kinder, und schließet die Augen, denn dann sehet Ihr Gott in Euch selber wohnen, der ja in dem Herzen eines jeden guten Menschen wohnt.«

Kaum hatte er es gesagt, so wurde sein Wunsch befolgt. Die Kinder falteten die Hände und schlossen die Augen, die beiden Damen aber schlossen sie nicht, sondern richteten sie fest auf den redenden Mann, der nun selber in seiner sitzenden Stellung die Hände faltete und mit derselben Innigkeit und Wärme, derselben Kraft und Bedeutsamkeit wie am vorigen Abend, das unvergleichlich schöne Gebet des Herrn sprach.

Als er aber mit tief ergreifender Stimme das Amen gesprochen, da streckten sich schon liebevoll die Arme der Kinder nach ihm aus und eine Weile ruhten sie an seiner Brust und küßten ihn herzlich, wie sie gleich darauf die Mutter und Fräulein Helene küßten.

Dann aber legten sie sich, ohne noch ein Wort zu sprechen, zum Schlummer zurecht und bald, während die drei erwachsenen Personen erwartungsvoll, mit liebenden Blicken auf sie niederschauten, schliefen sie friedlich

und rasch ein, dem großen Gott in ihrem Innern vertrauend, der nach Wolfgang Harder's Ausspruch in dem Herzen eines jeden guten Menschen wohnen sollte.

»So,« sagte die Mutter, als sie die festschlafenden Kinder noch einmal auf die wolkenlose Stirn geküßt, »jetzt schlummern sie süß. Ich danke Ihnen, mein Freund. Jetzt aber wollen wir uns hinausbegeben, der Abend ist zu schön und verlockend, um ihn in einem engen und düsteren Zimmer zu verbringen. Kommen Sie, und Sie, liebe Helene, wollen Sie uns nicht begleiten? Benjamin kann heute bei den Kindern Wache halten, denn ich habe Ihnen für diesmal eine noch ungenossene Freude zuge-dacht.«

Dankbar sich verneigend, folgte Helene den aus dem Zimmer Tretenden und bald war Benjamin gefunden und hatte mit treu ergebenem Herzen die Wache bei den ihm so lieben Kindern übernommen. Die Damen aber, die sich mit warmen Tüchern versehen, begaben sich, von Wolfgang Harder begleitet, in's Freie hinaus und hier sollte ihnen Allen in der That ein hoher Genuß zu Theil werden.

Der traulichen Dämmerung war schon lange der dunklere Abend gefolgt, jedoch nicht ganz dunkel war es geworden, denn die mehr als halb gefüllte Mondsichel flammte am klaren Himmel und Millionen leuchtender Sterne unterstützten ihr Bestreben, der schönen Welt einen neuen Glanz und eine nie genug bewunderte Herrlichkeit zu verleihen. Ruhig und wengleich frisch, doch wonnig lau war die Frühlingsluft. Klar lagen die weiten

Strecken vor den Augen der Schauenden und ein bläulicher Duft hüllte die fernen Bergketten und die nur in allgemeinen Umrissen wahrnehmbare Ebene ein. Ringsum aber herrschte der traulichste Friede; keines Vogels Stimme, kein Insectengezirp ließ sich mehr vernehmen und nur das sanfte Geräusch des mild durch die Tannennadeln streichenden Nachtwindes tönte wie ein seufzerartiger Hauch durch die schlummernde Natur, die auch schon ihr süßes Abendgebet gesprochen zu haben schien.

Langsam, den holden Gottesfrieden genießend und oft zu den Myriaden Sternen am blauen Himmelszelt emporblickend, schritten die drei Personen, Wolfgang Harder in der Mitte, über die grüne Lichtung des Bergkegels. Da aber blieb die schöne Frau plötzlich stehen und als ob sie aus tiefem Sinnen erwache, sagte sie mit leise zitternder Stimme, während sie wieder ihren Arm vertraulich in den des neben ihr gehenden Freundes legte:

»Mein lieber Herr Harder, gestatten Sie mir einmal einen recht lebhaft in mir rege gewordenen Wunsch auszusprechen. Sie haben in dieser Einsamkeit eine so schöne Erinnerung an eine glückliche Zeit in mir geweckt, daß ich das herzlichste Verlangen trage, sie in ähnlicher Art noch einmal zu wiederholen. Denken Sie, ich und Helene, die Sie nun auch ganz kennen lernen soll, seien junge Mädchen, wie ich und Franziska, die Tochter unsers guten Pfarrers es damals waren, und kommen Sie nun mit uns auf unsere Lieblingsbank und erzählen Sie uns dort irgend eine reizende Geschichte, von denen Sie

ja schon damals einen so großen Vorrath hatten. Was für einen Gegenstand Sie uns vorführen, ist gleichgültig, Sie sollen vollkommen freie Auswahl haben. Wissen wir doch, daß wir etwas Gutes und Interessantes zu hören bekommen. Wollen Sie diesen meinen Wunsch erfüllen?«

»Gern, von ganzem Herzen gern, gnädige Frau, obgleich ich nicht im Geringsten auf eine solche Erzählung vorbereitet, kaum weiß, ob ich im Stande bin, Ihnen heute noch eben so zusagende Dinge zu erzählen, wie ich es damals that.«

»O, darüber machen Sie sich keine Sorge, wir sind mit Allem zufrieden. Nicht wahr, Helene?«

Diese bejahte es und bald waren sie vor der traulichen Bank angelangt und tießen sich darauf nieder, Wolfgang Harder in der Mitte Platz nehmend, nachdem er vorsichtig beide Damen in ihre Tücher gehüllt hatte.

Allein dieser erwärmenden Tücher bedurfte es kaum. Die Luft, nicht von dem geringsten Windhauch aufgeregt, war in diesem von Felsen und dicht stehenden Bäumen eng eingeschlossenen Hohlweg so lind und ruhig, daß es Allen, selbst wenn sie still saßen, im Freien ganz behaglich war. Vor ihnen aber schimmerte außer den Sternen, die über ihnen flimmertem nur ein einziger Lichtstrahl aus der Tiefe herauf, der vielleicht aus dem Hause des Geistlichen kam, das man nun erst an dem blinkenden Licht aus der Ferne, in der Nähe des am Morgen gesehenen Kirchthurms vermuthen konnte.

Eine Weile saßen sie schweigsam neben einander, nur ihre Augen in das waldige Dunkel senkend, das der Mond

von Zeit zu Zeit mit seinem dämmerigen Licht feenhaft durchblitzte. Dann aber richteten sich die Blicke der beiden Frauen erwartungsvoll auf Wolfgang Harder, der immer noch schwieg und nachzudenken schien, was für eine Erzählung er vortragen solle, um auch wirklich die beruhigende und erquickende Wirkung auszuüben, die von ihm erwartet werden mochte. Endlich aber glaubte er das Rechte gefunden zu haben und so sagte er ruhig und mild:

»Ich will Ihnen einmal eine Geschichte aus meinem eigenen Leben erzählen, die zwar sehr einfach ist, aber doch vielleicht zu Ihrem Herzen spricht.«

Und er begann eine in der That sehr einfache Geschichte, die aber durch den Vortrag selbst, durch die Klarheit seiner Darstellung und das tiefe Gefühl, womit er jedes Wort gleichsam zu umhüllen wußte, von ergreifender Wirkung war. Er sprach darin von seiner harmlosen Jugendzeit, wie er schon als Knabe sich ernstesten Bestrebungen zugewandt, wie er dann als Jüngling in das laut pulsirende Leben getreten und endlich als Mann manchen Kampf und Strauß zu bestehen gehabt, aus dem er sich immer noch glücklich frei gerungen habe, bis er zuletzt zu einer Stufe emporgeklommen, von der herabschauend ihm das Leben ganz anders und viel ernster vorkomme, als er es sich in der Jugend geträumt, daß er aber noch immer nicht verzage und mit frischem Muth in die Zukunft blicke, um endlich doch das schöne und befriedigende Ziel zu erringen, nach dem er von Jugend auf gestrebt – ein Ziel, wie es sich jedet denkende

Mensch vorstecken müsse, wenn er sich selbst und dem ihn vorwärts treibenden Genius genügen wolle.

Er hatte dabei nicht deutlich ausgesprochen, was für ein Ziel es sei, welches er in Zukunft vor Augen habe, aber es genügte seinen Zuhörerinnen doch vollkommen, so daß sie, zwischen seinen Worten lesend oder hörend, klar und deutlich in sein Inneres zu schauen glaubten. Und dabei wär er bisweilen, als er die einfache äußere Begebenheit, die er vortrug, mit seinen Reflexionen er-
wob, in eine solche flammende Begeisterung gerathen, daß viele seiner Worte mit blitzender Schärfe in die Herzen der beiden Frauen schlugen und eine Theilnahme in ihnen entzündeten, die er aus ihren Augen hätte strahlen sehen können, wenn es lichter Tag um ihn her gewesen wäre. Und wieder wie vor siebzehn Jahren horchte ihm Irene mit steigendem Wohlgefallen, ja oft mit vor Bewunderung hochklopfendem Herzen zu. Wieder schien ihr bisweilen der Athem stocken zu wollen und sie lauschte seinen tönenden Worten noch mit voller Hingebung nach, als sie schon lange verklungen waren und die stille Nacht mit ihrem beredten Schweigen sie allein umgab.

Als die Pause, die nach Beendigung der Erzählung entstand, lange genug gedauert hatte, raffte sie sich zusammen und ohne es vielleicht zu wissen, die Hand des jungen Mannes ergreifend, sagte sie warm:

»Ich danke Ihnen, Sie sind noch der Alte und haben es verstanden, in einem kleinen unscheinbaren Bilde ein Stück vom großen Leben zu zeichnen. Ja, ich danke Ihnen sehr, obgleich ich – da haben Sie ein kritisches Wort,

das ich aber mit recht freundlichem Gesicht spreche – es einigermaßen bedaure, daß Sie uns zwar das Ende Ihrer Erzählung, aber nicht den Aufschluß über das Resultat, den Zweck und das Ziel Ihres Lebens und Strebens gegeben haben, auf das ich von Anfang an am meisten gespannt war.«

»Vielleicht ein andermal,« erwiderte der so liebevoll Getadelte, »aber für heute, dünkte ich, hätten wir lange genug geplaudert und können uns nun der süßen Ruhe überlassen. Morgen ist auch noch ein Tag – meinen Sie nicht auch?«

»Ja, da haben Sie Recht, morgen ist auch noch ein Tag,« erwiderte Irene freudig und erhob sich schnell, »und die Tage, die uns hier noch geschenkt sind, wollen wir freudig und dankbar benutzen und uns immer nach dem Gebet der Kinder, das Sie nun schon jeden Abend sprechen müssen, eine ähnliche Geschichte vortragen lassen. Nicht wahr, Helene?«

Helene nickte, aber sie sprach jetzt kein Wort. Bald daran wanderten sie wieder heimwärts den Berg hinauf und in einer Viertelstunde waren sie in ihre Zimmer gelangt, um sich – vielleicht der ihnen verheißenen süßen Ruhe hinzugeben.



Schweigend und anscheinend von gleich tief greifenden Empfindungen bewegt, betraten die beiden Damen ihre Zimmer, deren Zwischenthür in der Regel, so auch

heute geöffnet stand und einer Jeden von ihnen leicht den Zutritt zur Anderen gestattete. Als der treulich bei den Kindern Wache haltende Benjamin seine wohlgelöste Aufgabe beendet sah und sich verabschiedet, dann aber die beiden Frauen sich überzeugt hatten, daß die Kinder im süßesten Schlaf lagen, winkte Irene die Erzieherin in ihr Zimmer, da sie, wie sie sagte, noch einige Worte mit ihr sprechen wolle. Als sie nun aber das junge Mädchen etwas zögernd bei sich eintreten und das helle Licht ihrer Kerzen, die, sie angezündet, auf das Gesicht desselben fallen sah, glaubte sie eine ungewöhnliche Rührung darin wahrzunehmen, ja es schien ihr sogar als ob Helene einige Thränen Spuren aus ihren unschuldsvollen Kinderaugen nicht so schnell hatte verwischen können, als es ihr vielleicht lieb gewesen wäre.

»Liebe Helene,« begann Irene, indem sie die Thür zum Nebenzimmer anlehnte, sich auf ihr Sopha niederließ und die Erzieherin an ihrer Seite Platz zu nehmen einlud, »kommen Sie und lassen Sie uns noch etwas plaudern. Und wenn ich Ihnen darin jetzt auch etwas unersättlich erscheine, so leben wir gerade in einer Zeit, einer Periode unseres Lebens, die nicht zu den gewöhnlichen gehört, die also auch ein ungewöhnliches Verhalten von meiner Seite rechtfertigen mag. Und nun sagen Sie mir zuerst ehrlich: sind Sie von dem heutigen Abend befriedigt und habe ich Ihnen zu viel von meinem Jugendfreunde erzählt?«

Das junge Mädchen war bei diesen so freundlich vorgebrachten Worten wieder fast nahe daran, in frische

Thränen auszubrechen, aber sie nahm sich zusammen, kämpfte heroisch die von Neuem in ihr aufwallende Empfindung nieder und sagte dann, indem sie die neben ihr liegende Hand der gütigen Frau ergriff und sanft zwischen ihren beiden Händen drückte:

»Ach, liebe gnädige Frau, wie sollte ich nicht von einem so schönen Abend vollkommen befriedigt, ja, ehrlich gesprochen, entzückt sein? Einen solchen Abend und eine solche Unterhaltung habe ich noch nie erlebt. Ach, was ist dieser Herr Harder für ein Mann! Giebt es denn wirklich solche Menschen auf Erden?«

»Doch wohl, Liebe,« erwiderte die Dame, »es muß wohl solche geben, denn Sie sehen ja einen von ihnen hier leibhaftig vor sich.«

»Ja, gewiß, aber bisher hatte ich noch keinen solchen gesehen, gnädige Frau.«

»Ich auch nicht, meine Liebe, als damals, wo ich ein zehnjähriges Kind, und jetzt, wo ich eine siebenundzwanzigjährige Frau bin. Er denkt richtig und spricht gut, nicht wahr? Haben Sie das nicht auch gefunden?«

»Ach, wenn es nur das wäre!« seufzte beinahe das junge Mädchen. »Jedes Wort, das er spricht, hat, wie man sagt, Hand und Fuß, verräth Kopf und Herz und scheint eine ganz andere, eine viel höhere Bedeutung zu haben, als wenn dasselbe Wort ein Anderer spräche. Schon der Ton seiner Stimme, wie er sich hebt und senkt, je nachdem er einen erhabenen Gedanken oder eine tiefe Empfindung ausdrückt, reicht hin, einem aufmerksamen Zuhörer das Herz in der Brust zu bewegen und ich habe

mich oft, schon während er sprach, vergeblich gefragt, worin eigentlich die Wirkung liegt, die er auf mich und gewiß auch auf Sie ausübte.«

»Diese Wirkung, mein Kind, liegt unläugbar in seiner eigenthümlichen Art und Weise, in seiner hohen Begabung von Innen und von Außen und in der innigen Verschmelzung seines Geistes und eines Herzens, die beide zu einer gleich hohen Entwicklung gelangt sind. Denn beide sind so rein, so edel, so selbstlos gestaltet und dabei zeigt er stets, so viel er auch weiß, eine solche Bescheidenheit, daß man nie merkt, daß er belehrt, bis man an sich selbst erkennt, was man von ihm wie im Fluge gelernt hat. So erschien er uns Kindern schon in unserer Jugend und so erscheint er mir auch jetzt, und mir ist bisweilen zu Muthe, wenn ich ihn wieder vor mir sehe und ihn sprechen höre, als ob die ganze lange Zwischenzeit, die zwischen damals und heute liegt, für mich nicht vorhanden oder als ob ich während derselben geistestodt gewesen wäre oder geschlafen hätte, um jetzt wieder von seiner machtvollen, ergreifenden Stimme erweckt zu werden und die wunderbare Einwirkung dieses seltenen Mannes auf mein Schicksal zu empfinden. Wenigstens auf die Ausbildung und die Erbauung meines inneren Wesens!« setzte sie erröthend und etwas eilig hinzu, da Helene bei ihren letzten Worten einen halb zagenden, halb forschenden Blick auf sie richtete.

»Ja,« versetzte die Erzieherin nach kurzem Sinnen, als ob sie zuvor jedes Wort ihrer Herrin in ihrem Innersten

auf die Goldwage gelegt hätte, »zu einer solchen Einwirkung ist dieser Mann fähig, das fühle und sage ich mir auch, und ich preise mich wirklich glücklich, ihn so zufällig hier oben kennen gelernt zu haben.«

»Das glaube ich Ihnen gern und auch ich bin recht glücklich darüber, mehr vielleicht, als ich mir selbst gestehen mag, denn ich schätze ihn in der That sehr hoch.«

»O,« rief Helene hier etwas lebhafter aus und ihr blaues Auge flammte von einem ihm ungewöhnlichen Glanz auf, »das ist das Wenigste, was man thun kann. Solche Menschen muß man lieben, man mag wollen oder nicht, und ich fühlte mich vorher, als wir in der stillen Nacht dort auf der Bank beisammen saßen und Gottes Sterne so geheimnißvoll über uns flimmerten, fast wie in einen engen Zauberkreis gebannt, den ich freiwillig nicht verlassen konnte und dessen magischem Walten ich mich willenlos hingeben mußte. Ach, wie warm strömten ihm alle seine Worte aus dem Herzen, wie klar entwickelte sich ein Gedanke aus dem anderen, wie perlartig schön reihte sich Bild an Bild, denn er spricht oft in Bildern und Gleichnissen, haben Sie es wohl bemerkt, gnädige Frau?«

»Ich habe das Alles bemerkt, schon früher als Sie, meine Liebe.«

»O, ich habe einen recht brennenden Wunsch auf dem Herzen,« rief das junge Mädchen mit einem plötzlichen Ausbruch seiner Gefühle aus, löste die Hand aus der der schönen Frau und drückte ihre zusammengelegten Hände fest gegen die Brust, »ja, ich habe einen solchen Wunsch, und doch, und doch muß ich mir sagen, daß

er so, wie ich ihn mir ausmale, nicht in Erfüllung gehen kann.«

»Was ist das für ein Wunsch?« fragte die Dame an ihrer Seite, die arglos das seltene Feuer betrachtete,« das wider ihr Wissen aus jeder Pore Helenens drang.

»Ich wünschte,« sagte diese leise vor sich hin lächelnd, »ach, verzeihen Sie meine kindischen Ausdrücke, gnädige Frau, Herr Harder wäre kein Mann, kein Mensch, sondern irgend ein anderer Gegenstand, den man sanft bei Seite legen und recht wohl eingehüllt mit sich in die Heimath nehmen könnte. Was für Genüsse würde er uns, wenn wir ihn sicher nach Hause gebracht, in unserer oft so einförmigen Einsamkeit bereiten!«

Irene fuhr fast erschrocken zurück. Und die erhobene Rechte abwehrend gegen das junge Mädchen ausstreckend, stieß sie in fast krampfhafter, aber schnell vorübergehender Heftigkeit die Worte hervor:

»Still! Darüber reden Sie kein Wort. Unsre heimische Einsamkeit, wie sie gerade gegenwärtig beschaffen ist, darf nie mit ihm in Berührung kommen. Sein fein organisirtes Herz, sein nur nach dem Höheren strebender Sinn würde sich nicht wohl fühlen bei uns, er würde an vielen, vielen Dingen, die ich Ihnen nicht anzudeuten brauche, Anstoß nehmen und wir würden seine frisch aufstrebende Kraft, sein reines, nur auf das Vollkommenste gerichtetes Wollen vielleicht wie eine Blume dahinwelken sehen, der es an der rechten Luft, dem rechten Licht und dem rechten Wasser fehlt. Nein, nein, lassen Sie ihn uns

allein hier, abgeschieden von aller Welt, unbeirrt von allem trüben Einfluß der – gewaltigen Herrscher der Erde, genießen und glücklicher Weise haben wir ja noch einige Zeit und ich erwarte noch nicht so bald den bitteren Augenblick, wo mich ein jäh aufflammender Blitz aus der lange ersehnten Ruhe meines jetzigen Friedens scheucht. – So, jetzt haben wir uns einigermaßen verständigt, mein liebes Kind, und jetzt wollen auch wir so süß zu schlafen versuchen, wie jene Kinder, obgleich uns nicht wie sie ein so aus voller Seele gesprochenes Gebet in Ruhe lullt. Gute Nacht, liebe Helene, und haben Sie Dank für Ihre herzliche Aufrichtigkeit!«

Sie umfaßte das junge Mädchen liebevoll, drückte es an ihren Busen und hauchte einen sanften Kuß auf ihre glühend heiße Stirn, hinter der sich an diesem seltsamen Abend Gedanken tummelten, wie sie sie noch nie in ihrem stillen Leben gehegt hatte.

SECHSTES CAPITEL. EIN SCHMERZLICHES ERWACHEN.

Wie dieser erste vollkommen schöne Tag auf dem fortan still bleibenden Berge glücklich für alle Beteiligten verflossen war, so hatte ihnen ein gütiges Geschick noch weitere acht Tage vorbehalten und sie nahmen sie Alle mit mehr oder minder laut geäußerter Dankbarkeit wie eine schöne von Gott gespendete Gabe hin. Keines von ihnen glaubte an ein bald mögliches Aufhören dieses glücklichen Zustandes, Keines dachte an eine doch

gewiß bald bevorstehende Trennung oder schien wenigstens daran zu denken, und doch, wenn Wolfgang Harder recht aufmerksam auf das Verhalten der alten Freundin gewesen wäre, würde er wohl bisweilen eine allmählig wachsende Unruhe an ihr bemerkt haben, die sie sogar oft zerstreut erscheinen ließ, wenn sie sich auch mit aller Kraft bemühte, den Augen des jungen Mannes und selbst Helenen die Besorgnisse zu verhehlen, die mit jedem schwindenden Tage stärker in ihr rege wurden, ihr Auge in seiner erheiternden Gesellschaft umflorten und sie sogar Nachts, wenn sie mit sich und ihrem Gott allein war, still geweinte Thränen vergießen ließen.

Am Auffallendsten trat diese ihre Unruhe und Besorgniß an einem der schönsten Tage hervor, den die kleine Gesellschaft noch auf dem abgelegenen Berge verlebt hatte. Es war ein Freitag und man hatte den Tag fast beständig in der frischen Luft, im Walde und auf weiteren Spaziergängen, wie sie die felsige Umgebung bot, zugebracht. Schon am Mittag hatte sich die schöne Stirn Irezens bewölkt gezeigt und Wolfgang Harder hatte es sogar bemerkt und sich aus allen Kräften bemüht, sie lebhaft zu unterhalten und zu erheitern, was ihm auch in der That, wie es ihn bedünken wollte, zum Theil gelungen war. Als nun aber der Abend mit seinen geheimnißvollen Schatten gekommen war, als feierliche Stille auf die sanft einschlummernde Natur herabsank, hatte die Unruhe der schönen Frau eine sichtbare Gestalt angenommen. Unwillkürlich bewegte sie sich hin und her, mechanisch und oberflächlich that sie, was sie sonst mit Bedacht zu thun

pflegte. Die schöne Arbeit, mit der ihre feinen Finger sonst so fleißig beschäftigt gewesen, wurde nicht mehr angerührt und oft starrte sie im Zimmer aus dem Fenster oder, wenn sie im Freien war, in die leere Weite, als ob sie ein Gewitter heranziehen zu sehen befürchte, dessen Wirkung noch viel zerstörender sein müsse, als das an jenem ersten Tage ihrer näheren Bekanntschaft mit Wolfgang Harder gewesen war.

Am späteren Abend endlich, als die Kinder zur Ruhe gegangen und diesmal jedes von ihnen das übliche Gebet gesprochen, welches dann für Alle zusammen Wolfgang Harder noch einmal wiederholt, forderte sie Helenen mit einer eigenen Hast auf, ihr warmes Tuch zu nehmen, um auch an diesem schönen Abend den beliebten Ruhesitz unter der Felsentanne mit dem Freunde zu suchen.

»Kommen Sie,« sagte sie zu diesem und legte ihren Arm hastig in den seinen, als sie vor die Thür getreten, »kommen Sie und lassen Sie uns eilig auf unsern Lieblingsplatz gehen. Mich zieht eine fast unwiderstehliche Gewalt dahin und ich glaube, mein Herz, das mir voll gepreßt von seltsamen Gefühlen ist, wird sich beruhigen, wenn ich wieder den balsamischen Duft der Tannen atme, Gottes Sterne über mir leuchten sehe und Ihre Stimme höre, die mir schon so oft süße Vergessenheit alles erduldeten Leids gebracht hat.«

Ohne ein Wort zu erwiedern, schritt Wolfgang Harder an ihrer und Helenens Seite nach der Bank und bald saßen sie wieder traulich beisammen, wie jeden Abend.

Aber seltsam, es wollte sich diesmal nicht wie sonst eine wohlthuende Unterhaltung entwickeln und da Irene sich schweigsam verhielt und ihren Freund auch nicht zu irgend einer Erzählung aufforderte, so blieben alle Drei still und gaben sich geraume Zeit ihren gerade nicht heiteren Gedanken hin.

Endlich aber glaubte unser Freund das peinliche Schweigen brechen zu müssen und so sagte er mit seiner immer so voll tönenden und sich an jedes Herz schmiegenden Stimme:

»Gnädige Frau, bitte, so reden Sie doch. Sie scheinen schon den ganzen Tag in bedrückter Stimmung zu sein und ich fühle mich selbst bedrückt, wenn ich Sie leiden zu sehen glaube. Haben Sie vielleicht irgend einen körperlichen Schmerz, der Ihre Lebensgeister außer Spannung setzt?«

Irene dachte einen Augenblick nach, dann faßte sie plötzlich des Redenden Hand, sah ihm, wie es ihm bei der matten Sternenbeleuchtung vorkam, tief in die Augen und sagte, während ein sichtbarer Schauer ihren ganzen Körper überrieselte:

»Nein, ich empfinde keinen körperlichen Schmerz, mein Freund, ich denke nur etwas zu viel an Dinge, die mir schon lange auf der Seele lasten und die ich beim besten Willen nicht von mir weisen kann. Lassen Sie mich lieber eine Frage thun und beantworten Sie sie mir nach besten Kräften, vom Licht Ihres Geistes beleuchtet, und, wenn es nothwendig ist, nehmen Sie sogar die Wissenschaft zu Hülfe, um mir Klarheit über gewisse Dinge zu

verschaffen, über die ich viel gegrübelt habe und die ich mir doch bis jetzt nie enträthseln konnte. Sagen Sie mir also aufrichtig: glauben Sie an bestimmte Vorahnungen von Glück oder Unglück, von Freude oder Leid, die uns bevorstehen, wenn wir mitten im Glück oder mitten im Leid begriffen sind?«

»Darüber ist schon viel gesprochen und geschrieben worden,« nahm Wolfgang Harder nach einigem Sinnen das Wort, »aber ich selbst habe noch keinen tieferen Blick in das Geheimniß dieser Ahnungen gethan. Es soll Menschen gegeben haben, zu allen Zeiten, die eine richtige Vorahnung von einem ihnen bevorstehenden Unheil hatten, und noch viel mehr Menschen giebt es, die unbedingt daran glauben, sich aber dadurch selbst um ihre Ruhe bringen, da sie sich schrankenlos ihren krankhaften Einbildungen dieser Art hingeben. Was mich persönlich betrifft, so glaube ich eigentlich nicht an diese Vorahnungen, ich habe sie auch noch nie an mir selbst kennen gelernt. Vielmehr halte ich sie nur für zufällige Stimmungen, oft allerdings durch äußere Verhältnisse veranlaßt, oft auch für vorübergehende krankhafte Wallungen des Blutes, die durch ein aufgeregtes oder angegriffenes Nervensystem hervorgerufen sind.«

»So. Mag dies sein, wie es will,« versetzte Irene mit etwas matter Stimme, »ich für mein Theil glaube an diese Vorahnungen, denn – ich leide selbst und ganz bestimmt daran. Mich haben solche Vorahnungen leider nie getäuscht und wenn ich mich ohne bestimmten äußeren

Grund innerlich bedrückt fühle, weiß ich sicher, daß mir irgend etwas Schweres bevorsteht.«

»Dann haben Sie allerdings Erfahrung darin,« erwiderte Wolfgang Harder, »und dann kann man Ihren Glauben daran begreifen und darf ihn nicht bestreiten. Wenn mich aber nicht Alles trägt, so sind Sie auch heute solchen Vorahnungen unterworfen, denn ich sehe und fühle, daß Sie wirklich schon den ganzen Tag recht ernstlich bedrückt sind.«

»Ja, ich bin es, mein Freund, ich bekenne es. Und nun, da Sie wissen, was mich bedrückt, vergeben Sie mir meine traurige Stimmung und wenn Sie mir einen Gefallen thun wollen, so stehen Sie mit uns auf und verlassen wir diesen Ort, dessen Traulichkeit und Reize vielleicht für uns arme Menschen erschöpft sind. Lassen Sie uns lieber oben im hellen Mondenschein noch eine Zeit lang auf und nieder wandeln und, wenn wir müde geworden, legen wir uns zur Ruhe, vielleicht schlafen wir gut und die neue Sonne scheucht mit ihrem strahlenden Licht den Kummer von unserer Seele fort.«

Es geschah, wie sie wünschte, und wohl eine Stunde lang spazierten sie Arm in Arm, stets von der treuen Helene begleitet, auf dem Rasen um das Haus hin und her, bis sich die Ermüdung bei ihnen bemerklich machte und sie sich nun in ihre Zimmer begaben, um im Schlaf das strahlende Licht der Sonne zu erwarten, das den Kummer aus ihren Seelen verscheuchen sollte.

Die Sonne war in der That am nächsten Morgen wie am Tage vorher strahlend über dem schönen Berge aufgegangen und vergoldete mit ihrem perlenden Licht die nach allen Seiten hin lachende Ferne und die stille Nähe, zur Freude Aller, die darin athmeten und wirkten. Allein in dem noch immer so wenig besuchten Hause des Thurmbergs wollte sich bei den drei älteren Gästen, deren friedliches Landleben wir bis jetzt geschildert, diese Freude nicht recht bemerken lassen, denn ein kleines Weh, einem leise verletzenden Stachel gleich, war selbst in dem vorurtheilsfreien und nicht von traurigen Ahnungen heimgesuchten Herzen Wolfgang Harder's aus den Gesprächen des vorigen Abends zurückgeblieben, und der wohlthuende harmonische Friede, das ihm so lauter erschienene Glück der letzten Woche war wie durch einen leichten Wolkenschatten getrübt, der sich auf sein Haupt niedergelassen und sein sonst so klar blickendes Auge wie mit einem von unsichtbarer Hand geworfenen Nebelschleier verdunkelt hatte.

Beim Frühstückstisch zwar, um den man wieder gemeinsam saß, merkte man anfangs nichts von einer abermals wiedergekehrten Verstimmung der drei Personen, denn das heitere Geplauder der Kinder, ihr friedlicher Genuß jeder ihnen dargebotenen Stunde zerstreute die Wolken um sie her, indessen war doch unverkennbar an die Stelle der Behaglichkeit, des sich unbeschränkt Gehenslassens in Unterhaltung und Laune ein stiller dumpfer Druck getreten, der sich, je länger man saß, um so empfindlicher spüren ließ, so daß alle Drei aufathmeten,

als Irene sich endlich erhob und den Freund zu einem Spaziergange aufforderte, während die Erzieherin wieder mit den Kindern ihr Zimmer aufsuchte, um ihnen den ihr obliegenden Unterricht zu ertheilen.

Allein auch auf diesem stundenlangen Gange, der sie wiederholt an alle ihnen lieb gewordenen Plätze führte, wollte sich die alte Gemächlichkeit und Unbefangenheit nicht wieder wie sonst einstellen; die schöne Frau war und blieb in sich versunken und ihr blaues Auge schweifte wie mit einer stillen Wehmuth oft von Ort zu Ort, von Ferne zu Ferne, als besorge sie, daß irgend wo ein Schatten auftauchen könne, der im Stande sei, das helle Licht zu verscheuchen, welches die schöne Welt rings um sie her mit seinem vollen Glanz erfüllte. Ob sie es selbst bemerkte und ob sie so zartfühlend war, den Gefährten nicht unter dem Druck ihrer unbesiegligen Stimmung mit leiden zu lassen, wollen wir nicht näher untersuchen, genug, sie dehnte den Spaziergang heute weniger lang als sonst aus und kehrte schon nach zwei Stunden still und beklommen in das Haus zurück. Nur an der Thür ihres Zimmers, bis wohin Wolfgang Harder sie begleitete, blieb sie einen Moment, gleichsam unschlüssig, stehen, suchte des Freundes Auge mit dem ihren auf, lächelte ihn mit ihrer alten Freundlichkeit an und sagte, indem sie ihm mit herzlichem Druck die Hand reichte:

»Sie verzeihen mir, ich weiß es. Aber ich kann nicht dafür, daß ich so bin, wie Sie mich heute sehen, denn mir preßt ein dunkles unbekanntes Weh das Herz zusammen. Vielleicht geht es bald vorüber und dann wollen wir

wieder wie alle Tage die Alten sein. Bis dahin leben Sie wohl und fällen Sie kein allzu hartes Urtheil über mich.«

Als Wolfgang Harder sich nach einigen herzlichen Worten verabschiedet, ging er noch einmal in's Freie, um über den seltsamen Wechsel im Gehaben der ihm so theurer gewordenen Frau nachzudenken, aber er kam zu keinem entscheidenden Resultat, da ihm ja alle Fäden abgeschnitten waren, die ihn in das Labyrinth ihrer vergangenen Tage, also vielleicht auch ihrer jetzigen Stimmung hätte führen können. So trieb er sich unstät in dem Walde umher, erklimmte bald einen höheren Felsvorsprung, bald kletterte er in einen Absturz hinab, nur um sich die nothwendige Bewegung zu machen und seine verdüsteren Gedanken von dem ihn beschäftigenden Gegenstande abzuleiten. Ob es ihm ganz gelungen war, wollen wir nicht so bestimmt entscheiden, als er aber zur Speisestunde in das Eßzimmer trat und die Gesellschaft schon darin versammelt fand, bemerkten Alle an ihm eine heitere Stirn, obgleich sein Gesicht von der ungewohnten Anstrengung auffallend geröthet war.

Die Augen Irenens und Helenens flogen rasch nach ihm hin und die Erstere sagte lebhaft:

»Sie sehen erhitzt aus wie nie. Wo sind Sie gewesen?«

»Ich bin im Walde umhergeklettert, da ich mich etwas müde machen wollte, und dieser Vorsatz ist mir in der That gelungen.«

»Sie sollten ein Glas recht kräftigen Wein trinken,« fuhr sie in einiger Erregtheit fort, »ich glaube, es würde Ihnen gut thun.«

»Wollen Sie mir helfen?« fragte er mit seinem freundlichsten Lächeln.

»Gern!« nickte der schöne Kopf und das strahlende Auge seines Gegenübers ihm zu und alsobald bestellte er eine Flasche edlen Rüdesheimers, den ihm vor einigen Tagen der Wirth selbst empfohlen und der Allen, die davon gekostet, vortrefflich gemundet hatte.

Der Wein kam und als die drei Gläser gefüllt waren, stieß man herzlich auf einen recht angenehmen Tag an und trank mit Behagen den herrlichen Wein, den sein Besitzer in Wahrheit nicht ohne Grund gerühmt hatte.

Die Mahlzeit war aber noch nicht zur Hälfte beendet und man fing eben an, in größerer Heiterkeit von dem Unternehmen des Nachmittags zu reden, da sollte der kaum erstandenen besseren Stimmung ein unerwartetes und plötzliches Ende bereitet werden.

Gerade zur Speisestunde pflegte der Bote, den Herr Kilian täglich nach dem am Fuße des Berges gelegenen Städtchen zur Einholung der nothwendigen Lebensbedürfnisse und der etwa auf der Post angekommenen Briefe sandte, zurückzukehren. So auch diesmal. Bisher hatte noch Keiner der Anwesenden, so lange sie beisammen gewesen, einen Brief erhalten, vielleicht, weil Niemand wußte, daß sie hier oben verweilten, vielleicht weil gerade bei Allen eine Correspondenzpause eingetreten war, wie das im Leben bei vielen Menschen, die sonst häufig schreiben, wohl bisweilen der Fall ist. Dagegen hatte wenigstens die Erzieherin einige Male Briefe abgesandt und Wolfgang Harder hatte selbst gesehen, wie sie eines

Tages einen solchen dem Wirth eingehändig, den dieser auch sogleich zu Thal befördern ließ.

Als sie nun jetzt bei Tische saßen, kam plötzlich Herr Kilian herein, einen Brief in der Hand haltend, und auf die Erzieherin zutretend und ihr den Brief vor die Augen führend, fragte er bescheiden:

»Ist das vielleicht Ihr Name, mein Fräulein, der auf diesem Brief geschrieben steht – Fräulein Helene von Winning?«

Die Gefragte griff nach dem Brief und kaum hatte sie einen Blick darauf geworfen, so rief sie erstaunt aus:

»Ah, er kommt von Hause! Ja, das ist mein Name, Herr Kilian. Geben Sie her!«

Die Augen Irenens hefteten sich bei diesen Worten mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Angst und Besorgniß auf das junge Mädchen und sie legte sofort das Messer und die Gabel nieder, die sie eben ergriffen hatte.

»Von Hause,« fragte sie mit zitternden Lippen und augenblicklich stellte sich der schmerzhafteste Zug um dieselben wieder ein. »O bitte, lesen Sie rasch und sagen Sie es, wenn der Brief etwas enthält, was auch mich interessirt.«

Helene hatte den Brief geöffnet und ihn zu lesen begonnen. Er bestand aus zwei beschriebenen Seiten. Bei Lesung der ersten Seite verrieth sich nichts in ihrem Gesicht, was etwas Bedrohliches hätte voraussetzen lassen, nur lächelte sie einmal leise auf und schüttelte fast unmerklich den blonden Kopf. Als sie aber die zweite Seite zu lesen begonnen, erschrak sie sichtbar und ihre blühenden Wangen bedeckten sich mit einer glühenden Röthe,

die so lange bestand, bis sie den Brief zu Ende gelesen und nun ihre Herrin mit einem forschenden Blick anschaute, der dem aufmerksamen Beobachter ihr gegenüber eben so wenig wie alles Uebrige entging.

»Nun, was enthält der Brief?« fragte die so tief bewegte Frau mit unsicherer und beinahe zitternder Stimme.

»Da, gnädige Frau, lesen Sie selbst!« erwiderte Helene sanft und reichte das Blatt der Dame hin, die schon die Hand danach ausgestreckt hielt.

Kaum aber hatte sie, flüchtig über die erste Seite hinweggehend, die zweite zu lesen angefangen, so erbebte sie am ganzen Körper und ihr edles Gesicht überzog eine auffallende Blässe, als sei alles Blut in ihr plötzlich allein nach dem Herzen geströmt. Als sie aber den Brief beendigt, legte sie den schwindelnden Kopf in die rechte Hand, als denke sie rasch über etwas nach, dann stand sie plötzlich auf und, den Brief mit sich nehmend, verließ sie das Zimmer, ohne auch nur ein einziges Wort weiter zu sprechen.

Es entstand eine unheimliche Stille im Zimmer, wo es eben noch so lebhaft hergegangen war. Selbst die Kinder sprachen nicht mehr, Helene schaute sinnend vor sich nieder und der alte Benjamin, der mit wehmüthigem Kopfschütteln seiner Herrin nachgeblickt hatte, schritt nach dem Fenster, um nachdenklich in die sonnige Luft hinauszustarren.

Wolfgang Harder konnte diesen ihm peinvollen Zustand nicht lange ertragen. Der Bissen quoll ihm im Munde und um so mehr Gewalt that er sich an, da er keine Frage aussprechen wollte und seinen unruhig hin und her tastenden Geist gewissermaßen in Fesseln legen mußte. Nur seine Blicke wurzelten fest auf der Erzieherin; diese aber, von einem sichtlich schmerzlichen Gefühl übermannt, vermied es, ihnen zu begegnen und so saßen Alle stumm und erwartungsvoll da, ohne sich einander irgend einen Aufschluß über die in ihrem Inneren vorgehende Bewegung zu geben.

Dies mochte etwa zehn Minuten gedauert haben, da hielt es Wolfgang Harder nicht mehr auf seinem Stuhle aus. Eine unwiderstehliche Gewalt riß ihn empor und mit ebenfalls erbleichtem Gesicht stand er mit einer leichten Verneigung gegen die Erzieherin auf und verließ das Zimmer.

Wohin ihn jene innere Gewalt wie der unbegreifliche Zug eines gequälten Herzens zog, darüber mochte er sich im ersten Augenblick vielleicht selbst keine Rechenschaft ablegen, aber plötzlich stand er vor der Thür des Zimmers, welches Irene bewohnte und, ohne sich weiter zu bedenken, klopfte er leise an.

»Herein!« tönte eine matte Stimme aus dem Zimmer ihm entgegen, und als er eintrat, sah er die junge Frau an einem Tisch sitzen und an einem eben begonnenen Brief flüchtig schreiben.

»Ah,« rief sie ihm entgegen und streckte ihm schon die Hand hin, die er sogleich ergriff, »Sie sind es, ich dachte es mir. Was wollen Sie?«

»Gnädige Frau,« sagte er mit seiner tiefen und jetzt noch weicher als sonst klingenden Stimme, »verzeihen Sie, daß ich mir die Freiheit nehme, Sie zu stören, Allein ich konnte dem Druck nicht widerstehen, der mir das Herz belastet, es zog mich gewaltsam zu Ihnen hin, um Sie zu fragen: haben Sie etwa eine traurige Nachricht erhalten?«

Sie hielt noch immer seine Hand fest und sah ihn mit einem Blick an, der bis in sein Innerstes drang und doch vielleicht nicht die Tröstung enthielt, die sie ihm sprechen zu wollen geneigt schien. Endlich aber nahm sie sich zusammen, rückte in eine Ecke des Sophas, auf dem sie saß und sagte mit wunderbar weicher und sein ganzes Wesen ergreifender Stimme:

»Setzen Sie sich einen Augenblick zu mir und hören Sie ruhig an, was ich Ihnen sagen will. Wir haben gestern Abend über Vorahnungen gesprochen und ich habe Ihnen gesagt, daß ich bisweilen dergleichen hätte. Gestern hatte ich sie, wie sie wissen, auch. Und diesmal habe ich mich leider wieder nicht getäuscht. Das Unheil ist eingetroffen und Sie sehen mich darunter tief und schmerzlich leiden. Aber bitte, fragen Sie mich nicht, Ihret- und meinerwegen, was für ein Unheil das ist. Dringen Sie auf keine Weise, weder mit Worten noch Blicken – denn Ihre Blicke sprechen stets für mich eine beredte Sprache

– in mich, ich will, ich kann, ich darf Ihnen keine Antwort darauf geben; Alles, was jetzt geschieht, muß fast augenblicklich geschehen und ich habe bereits in wenigen Minuten einen so festen Entschluß gefaßt, daß mich nichts auf der Welt, ich sage nichts, nichts davon abbringen kann.«

Wolfgang Harder saß tief bewegt und bang aufseufzend neben ihr. Er wagte kein Wort zu sprechen, da er sah, daß es bei dem festen Entschluß, der eben gefaßt war, sein Bewenden haben werde. Endlich aber, von ihrem Gesicht fort und nach dem Papier gleitend, welches vor ihr auf dem Tische lag und außer dem Datum des Tages erst wenige Zeilen enthielt, schöpfte er tief Athem, als wolle er die ihm fast zerspringende Brust von einem darauf lastenden Alp befreien und sagte matt:

»Sie wollen schreiben, sehe ich, ich darf Sie nicht davon abhalten und so will ich Sie wieder verlassen.«

»Ja, ich muß schreiben, nur wenige Zeilen, aber diese müssen wohl bedacht sein und keine Sylbe mehr enthalten als nothwendig ist. Schicken Sie mir nach zehn Minuten Helene herauf, die Kinder aber – Sie thun mir gewiß den Gefallen – beschäftigen Sie auf eine Stunde irgendwo. Wenn ich fertig bin und mit Helene Rücksprache genommen habe, die, wie Sie sehen, meine Vertraute in dieser mich allein betreffenden Angelegenheit ist, komme ich zu Ihnen und den Kindern hinab und dann wollen wir wirklich spazieren gehen, wie wir es uns kurz vorher vorgenommen hatten. Aber – auf unsere Lieblingsbank, das sage ich Ihnen jetzt gleich, gehe ich heute Abend nicht.«

»Warum nicht?« fragte Wolfgang Harder mit sehr natürlichem Erstaunen, da er sah, daß die gequälte Frau dabei mit einem ungemein schmerzlichen Lächeln den schönen Kopf schüttelte.

»Fragen Sie nicht!« lautete die mit innerem Widerstreben und großer Selbstüberwindung gegebene Antwort. »Aber die Bank – ach! die liebe, unvergeßliche Bank hat – ihre Schuldigkeit in vollem Maße gethan, sie hat mich beglückt und ein solches Glück darf man nicht zu oft und zu lange genießen, wenn man es ganz treu in der Erinnerung bewahren und nicht erleben will, daß an die Stelle dieses Glücks auch der Schmerz tritt, wie er so oft das arme Menschenherz verfolgt und quält, wohin es sich auch retten mag, um einmal ruhig zu schlagen und im stillsten Frieden eine ungetrübte Stunde zu genießen.«

Wolfgang Harder nickte, dann stand er auf und verließ das Zimmer, um der Erzieherin den ihm gewordenen Auftrag zukommen zu lassen und dann die Kinder in das Freie zu führen, wo er sich eine Stunde aufhielt und sie durch ein munteres Gespräch, das ihm wahrhaftig nicht leicht über die Lippen floß, zu unterhalten bemüht war.



Wie Irene es gesagt, so that sie. Nach Verlauf einer Stunde kam sie mit der Erzieherin, die ihr in der That mehr als eine Dienerin zu sein schien, aus ihrem Zimmer herab und fand ihre Kinder mit Wolfgang Harder auf einer schattigen Bank vor der Thür sitzen, wo sie

in fröhlichster Harmlosigkeit Kränze flochten, deren Blumen sie sich so eben aus dem sonnenbeschienenen Walde geholt. Die zärtliche Mutter, von tiefgreifenden Gefühlen bewegt, eilte mit offenen Armen auf die Kleinen zu, küßte sie innig und wiederholt, als hätte sie sie lange nicht gesehen, dann aber sich eine Tasse Kaffee bringend lassend, die sie rasch trank, forderte sie den sich ganz still verhaltenden Freund auf, mit ihr den verabredeten Spaziergang in Begleitung Helenens und der Kinder anzutreten. Und nie wie jetzt hatte dieser, der jeden Blick, jede Bewegung, jede Geberde der verehrten Frau mit scharfem Auge beobachtete, Gelegenheit gehabt, die ungeweihte Selbstbeherrschung zu bewundern, mit der sie sich in diesem Augenblick, der ihr vielleicht ein so schwerer war, benahm, indem sie mit anscheinend ungetrübter Ruhe auf das sogleich beginnende Gespräch einging, als ob es nichts auf der Welt gäbe, was sie noch vor Kurzem so mächtig erschüttert und aufgereggt hatte. War es ein fester Wille, war es eine durch lange Gewohnheit zur zweiten Natur gewordene Selbstverläugnung oder gar eine mit vielen geheimen Schmerzen erkaufte Resignation – genug, sie zeigte sich wunderbar heiter, als habe der vorher angedeutete Entschluß, nachdem sie ihn einmal gefaßt, ihre Seele gestärkt und ermutigt; ja sie war sogar unbefangen gesprächig und natürlich, und nur, wenn ihr Auge sich von dem alten Freunde einmal unbemerkt abwenden zu können glaubte, seufzte sie leise auf und ließ einen forschenden Blick nach dem blauen Himmel emporschweifen, als ob sie ihn fragen wolle, ob es denn

wirklich da oben über den Wolken beschlossen sei, daß sie ergebungsvoll ertragen müsse, was ihr von einem unabänderlichen Schicksal aufgebürdet war.

So brachte man den ganzen Nachmittag im Freien zu; als aber Irene am späteren Abend nach dem Abendessen, nachdem Wolfgang Harder den Kindern wieder das Gebet vorgesprochen und ihnen herzlich wie immer eine gute Nacht gewünscht, mit dem jungen Mann wieder allein war, sagte sie mit abgewendetem Gesicht zu ihm, indem sie auf dem erleuchteten Hausgang vor der Thür ihres Zimmers mit ihm stehen blieb:

»Ich weiß nicht, wie es kommt, lieber Harder, aber mich friert, wenigstens muß ich einmal über das Andere frostig zusammenschauern. Das begegnet mir nur selten, aber ich fühle mich keineswegs krank. Lassen Sie uns also heute nicht mehr in's Freie gehen. Helene bleibt bei den Kindern und so wollen wir, wie am ersten Abend unseres Zusammentreffens hier oben, im Speisezimmer sitzen bleiben und die trauliche Lampe soll wieder unser Gespräch beleuchten, wie damals, Wissen Sie es noch?«

»O, ich weiß es sehr wohl und werde es nie vergessen.«

»Nun denn, so lassen Sie uns hineingehen.«

Und sie legte ihren Arm vertraulich und fest in den seinen, als sie die kurze Treppe hinunter schritten, und bald saßen sie einsam wie damals um den kleinen Tisch, den die Lampe schon lange beleuchtete, während der fast volle Mond draußen am Himmel diesmal unbeachtet seinen

luftigen Weg wandelte und die liebliche Gegend mit seinen magischen Strahlen erhellte. Sie hatte zwar ihre Arbeit mit zur Stelle, aber sie schien sich nicht entschließen zu können, ämsig wie sonst daran zu sticken. Auch mochten sie ihre Augen schmerzen, wenigstens beschattete sie sie oft mit der Hand, aber doch nicht so ganz, um nicht durch die zarten Finger hindurch das ernst sinnende Gesicht des vor ihr Sitzenden zu studiren. Anscheinend ruhig floß das Gespräch zwischen ihnen dahin und doch waren sie Beide tief bewegt, sie, weil sie wohl bedeutungsvolle Gründe dazu haben mochte, er, weil er die werthe Frau leiden sah, denn daß sie wirklich litt, das fühlte er in seinem sympathischen Herzen, das ihr vielleicht nie wie in diesem Augenblick mit einer unbegrenzten Theilnahme entgegengeschlagen hatte. Nach einer Stunde etwa aber, als sie sich eben in ihren Sitz zurückgelehnt und die Augen wieder mit der Hand beschattet hatte, raffte sie sich zusammen und eine Weile ämsig ihre Arbeit aufnehmend, als wollte sie mit Gewalt die in ihr wogenden Gedanken zurückdrängen, fing sie von gleichgültigen Dingen zu reden an, bis die Uhr unter dem Spiegel die zehnte Stunde schlug.

Da rollte sie ihre Stickerei langsam und immer langsamer zusammen, legte sie vor sich auf den Tisch und wandte dem jungen Manne das volle Gesicht zu, sein Auge festhaltend, als wolle sie es bannen, daß es nicht so trübe blicke, wie den ganzen Tag seit Mittag schon. Sie schien in einem inneren schmerzlichen Kampf begriffen

zu sein, den sie nicht so bald beenden konnte; wiederholt nahm sie einen Anlauf, als wolle sie ihm irgend etwas Bedeutungsvolles sagen, immer wieder aber schlossen sich, wie durch ein sie beherrschendes Geheimniß gezwungen, ihre Lippen, bis sie sich endlich mit sichtbarer Anstrengung erhob, sich vor den aufgestandenen Freund hinstellte und ihm mit einem unendlich kummervollen Blick die Hand reichte.

»Lieber Harder,« sagte sie, kaum die Thränen zurückhaltend, die ihr aus der Seele nach dem Auge emporzuquellen begannen, »lassen Sie mich heute früher als sonst die Ruhe suchen. Ich glaube wirklich, daß mir nicht ganz wohl, wenigstens nicht so wohl wie sonst ist. Morgen – ja, morgen wird es gewiß besser sein. Schlafen Sie also wenigstens recht süß und – träumen Sie einen glücklichen Traum, wie er auch mich schon – recht oft – hier besucht hat.«

Bei diesen Worten sah sie ihm noch einmal tief in die so treuen Augen, drückte ihm mit einer seltenen Heftigkeit die Hand und glitt dann rasch aus dem Zimmer, von den Blicken des ihr Nachschauenden verfolgt, der sich ihr seltsames Wesen schon seit dem vergangenen Abend in keiner Weise enträthseln konnte.

Indessen hatte sie ihn doch mit ihrer inneren Unruhe und ihren trüben Ahnungen, an die er gestern noch nicht glauben wollte, angesteckt, das läugnete er sich nicht, als er nun auch sein Zimmer suchte und über den so seltsam vergangenen Tag im Auf- und Abgehen lag nachgrübelte. Endlich aber, als es schon elf Uhr war, wollte

er mit festem Willen den inneren Zwang abschütteln, der ihm das Herz zusammenschnürte; er nahm ein Buch zur Hand, das ihn oft durch seinen geistreichen Inhalt gefesselt, und versuchte darin zu lesen. Allein er fand heute keinen Sinn und Geist darin, er sah nur Buchstaben und las Worte, und als er das nach kurzer Zeit selbst merkte, legte er es bei Seite, kleidete sich aus und warf sich in's Bett, um vielleicht in einem wohlthätigen Schlaf dem seltsam unbekanntem Drange zu entrinnen, der in seinem Innern wühlte und alle seine Lebensgeister dergestalt in Bande schlug, daß er sich als ein ganz anderer Mensch vorkam, als er noch kurz vorher gewesen war.

Allein, wenn er auf einen wohlthuenden und schnell herbeikommenden Schlaf gerechnet, so hatte er sich bitter getäuscht. Nein, nun, da er still und unbeweglich lag, fing es erst recht an in ihm zu gähren und zu kochen und ein nie empfundenenes Wehegefühl, dem er keinen Namen zu geben wußte, machte sich von Minute zu Minute mehr bemerklich. Vergebens war sein Bemühen, diesem ihn verzehrenden inneren Kampfe zu entrinnen, vergebens rief er seinen Verstand zu Hülfe, der kommen und ihn von der Last befreien sollte, die auf ihm lag, bis er endlich durch ein langes Gespräch mit seinem Gott, welches die Menschen mit Recht ein Gebet aus innerster Seele nennen, in etwas beruhigt wurde. Allein dieser innere Kampf gegen ein geheimnißvolles Bedrängniß war von etwas langer Dauer gewesen, denn er wachte noch, als er die Uhr vom Speisezimmer herauf durch die stille Nacht die dritte Morgenstunde schlagen hörte und erst

lange nachdem der metallene Laut derselben ausgeklungen, schlief er wirklich ein und zwar so fest, daß er erst am Morgen erwachte, als die Sonne schon hell durch die Vorhänge in sein Zimmer fiel und er mit Erstaunen auf seiner Uhr sah, daß es bereits sieben Uhr war.

Fast erschreckt stand er sogleich auf und kleidete sich hurtig an, denn in den letzten Tagen waren an jedem Morgen um diese Zeit die beiden Kinder zu ihm gekommen, hatten ihm im Namen ihrer Mutter und Fräulein Helenens einen guten Morgen gewünscht und sich erkundigt, wie er selbst in der Nacht geschlafen habe. Fast in sich beschämt, daß sie ihn noch nicht ganz angekleidet treffen könnten, beeilte er sich mit seiner Toilette, als er aber damit fertig war und nun das leise Klopfen an seiner Thür erwartete, ließ es sich nicht hören, so scharf sein Ohr auch danach horchen mochte.

»Es wird doch Niemand krank geworden sein?« fragte er sich, »oder sie werden doch nicht, während ich noch schlief, dagewesen und jetzt schon im Freien sein?«

Er öffnete das Fenster und sah hinaus. Niemand war draußen zu sehen, den er hätte fragen können, und es kam ihm das ganze Haus mit seiner Umgebung so still vor, als schlafe noch Alles darin. Nur die Sonne lag mit ihren heitersten Strahlen auf der so lieblich vor ihm ausgebreiteten Welt, die Vögel zwitscherten lustig vom nahen Walde herauf und ein milder Südwind rieselte durch die flüsternden Tannennadeln, als wollte er ihn wenigstens mit seiner mildesten Stimme begrüßen und ihm einen guten Morgen wünschen.

Da hielt er es nicht länger im öden Zimmer aus. Rasch schritt er die Treppe hinunter und trat in's Freie. Aber auch hier, wie er auch umherspähnen mochte, bemerkte er Niemanden und das Haus und die ganze Umgebung brachte auf ihn den Eindruck hervor, als sei es ausgestorben und er allein als lebendiges Wesen auf dem stillen Berge zurückgeblieben.

Jetzt fing sein Herz, gleichsam von einem inneren Krampf befallen, wie er ihn nie gespürt, laut und immer lauter zu schlagen an und wie von einer plötzlichen Eingebung getrieben, stieg er rasch wieder die Treppe empor, ging nach den Zimmern, welche Irene und ihre Kinder bewohnten, und klopfte bescheiden an die Thür.

Allein keine liebe Stimme ließ sich von innen vernehmen und als er noch einmal stärker pochte, beinahe so laut, wie er sein Herz schlagen zu hören glaubte, blieb es immer noch im Innern so still wie zuvor.

»Wie,« dachte er, »sollten sie schon in frühster Morgenstunde einen weiteren Spaziergang unternommen haben? Und ohne mich davon zu benachrichtigen? Haben sie es mir vielleicht durch irgend Jemand sagen lassen und ich habe es verschlafen?«

Eine Beklemmung sonder Gleichen befiel sein Herz und eine Art Starrheit, wie er sie nie empfunden, bemächtigte sich seiner geistigen Fähigkeiten. Unwillkürlich, mechanisch schritt er wieder die Treppe hinab nach dem Zimmer, wo man stets frühstückte, aber wie erschrak er da! Sonst standen stets fünf Tassen auf dem Speisetisch – heute aber sah er nur eine stehen. Wie?

Sollte er allein bleiben – wollte man ihn in dieser jetzt so trostlosen Einsamkeit sich selbst und seiner inneren Bedrängniß überlassen? Plötzlich aber begann es in ihm zu tagen und eine Art Vorahnung – die erste, die in seinem Leben so mächtig und klar erkennbar auf ihn einwirkte – ergriff sein innerstes Wesen. Und daß er sich darin nicht täuschte, das sollte ihm bald bewiesen werden, denn eben, als er, mit trüben Sinnen auf das eine Couvert blickend, vor dem Tische stand, öffnete sich die Thür und Herr Kilian trat herein, mit seinem gewöhnlichen freundlichen Gesicht ihm einen guten Morgen bietend.

»Was bedeutet das, Herr Kilian?« fragte ihn der Gast mit bebender Stimme, auf die einsame Tasse deutend, vor der er noch immer stand.

Der Wirth zuckte die Achseln. »Ach,« sagte er, »es thut mir auch sehr leid, daß es so schnell gekommen ist. Aber die Damen mit den Kindern und Benjamin Miller sind schon heute Morgen um halb sechs Uhr abgereist, das heißt, sie sind Alle zusammen zu Fuß den Berg hinab gegangen, nachdem meine beiden Esel mit ihrem Gepäck schon vorher davongetrottet. Hier aber, Herr Harder, hat mir die schöne Dame einen Brief für Sie gegeben und mich gebeten, Sie recht, recht freundlich von ihr, den Kindern und Fräulein von Winning zu grüßen.«

Der junge Mann, wie aus allen seinen Himmeln geschleudert, griff mit zitternder Hand nach dem hingehaltenen Brief, der die Adresse ›Herrn Wolfgang Harder‹ trug.

»Aber mein Gott,« rief er, »wie ist denn das möglich! Ohne mir vorher ein Wort davon zu sagen? O, das ist – das ist – sehr, sehr traurig. Aber wie,« fuhr er plötzlich wieder lebhafter und wie in einer Art Selbstvergessenheit fort, »welchen Weg haben sie denn eingeschlagen?«

»Welchen Weg? Wir haben ja nur einen, Herr; durch die Bäume die Felsen hinab kann man doch nicht klettern.«

»Wohl, ja – aber wohin sind sie dann gegangen, wissen Sie das nicht?«

»Ich habe keine Ahnung davon. Vom Wirthshause am Fuß des Berges aus führen, wie Sie wissen, viele Wege nach allen Richtungen der Welt, und welche davon sie eingeschlagen haben, das kann ich Ihnen beim besten Willen nicht sagen.«

»Und Sie wissen auch wirklich nicht, wie die Dame heißt?« fragte er weiter, mit einer Angst im Gesicht, daß der Wirth sich nicht anders zu helfen wußte als zu sagen:

»Nein, bei Gott, ich weiß es nicht, aber ich glaube doch ganz gewiß, daß es diesmal in dem Briefe stehen wird, den Sie da in der Hand haben.«

»Ah, der Brief!« rief Wolfgang Harder tief aufathmend aus, und von einem letzten Hoffnungsstrahl erleuchtet, verließ er den Wirth ohne ein weiteres Wort, um sich nach seinem Zimmer zu begeben und den Brief zu lesen, von dem er noch den einzigen Aufschluß über den ihm so unerklärlichen und ihn so tief erschütternden Vorgang erwartete.

Mit zitternden Gliedern und laut pochendem Herzen kam er auf seinem stillen Zimmer an und hier öffnete er den für ihn so verhängnißvoll gewordenen Brief. Wie erstaunte er aber, als er, das Couvert abstreifend, nur auf einem feinen, einfach zusammengeschlagenen Briefbogen nichts als folgende Verse fand:

»Dies war die Zeit, da jeder Tag
Viel Tage galt in seinem Werth,
Weil man's nicht mehr erhoffen mag,
Daß so die Stunde wiederkehrt!« –

Geraume Zeit stand er, immer noch auf die wenigen Worte blickend und im innersten Herzen die Wahrheit begreifend, die in ihrem Inhalt lag, auf derselben Stelle. Dann hob er tief nachdenkend den Kopf und starrte, wie im Suchen nach einem ewig verschwundenen Glück verloren, trübselig vor sich hin.

»Wo habe ich diese Worte schon gelesen?« fragte er sich zuerst. »Ich kenne sie und doch weiß ich in diesem Augenblick nicht, wer sie geschrieben hat. Doch, das Citat ist gut, es trifft mich mitten in's Herz. Aber wer sie auch einst im Drange seiner Seele gesprochen haben mag, das ist ja in diesem Augenblick gleichgültig. Alles in Allem begreife ich nur das Eine: Sie ist fort, ohne Abschied, ohne die geringste Andeutung, wo ich sie wiederfinden kann und ob sie wünscht, mich wiederzusehen. O, sie muß sehr, sehr unglücklich sein, daß sie die Tragweite eines solchen Scheidens in Bezug auf mich nicht ermaß und nur an sich dachte, während ich doch auch

ein Mensch bin, der ein Herz in der Brust hat, das für andere Menschen empfinden und schlagen kann. O mein Gott, das ist hart, sehr hart!« –

Diese und ähnliche Gedanken in sich verarbeitend, stand er sinnend und schmerzerfüllt am Fenster und blickte mit umflorten Augen in den goldenen Morgen hinaus, der so träumerisch schön auf der wunderbar reichen und lieblichen Landschaft lag, die tief, weit, unermesslich weit vor ihm sich ausdehnte und ihm tausend Schönheiten und Herrlichkeiten mit liebevoller Hand zu bieten schien. Aber ach, so schön und herrlich diese Welt auch war und so sehr er sie von jeher geliebt – jetzt sah er nichts von ihr, denn wenn das Herz traurig und bis zum Tode betrübt ist, dann sieht das Auge von allem Glanz und aller Pracht nichts, was es sonst mit seiner wunderbaren Kraft zu fassen vermag.

Aber da raffte er sich empor und von seinen unholden Träumereien sich losreißend, schickte er sich zu einem anderen Thun an. Ein neuer Gedanke war in ihm aufgestiegen und augenblicklich folgte er ihm. Eilig, wie er nie in diesem Hause gegangen, lief er nach den Zimmern, die Irene mit ihren Kindern bewohnt, als zöge eine unwiderstehliche Gewalt ihn dahin, und als er die Thür hinter sich fest verschlossen, damit Niemand ihn stören könne, sah er sich scheu, suchend, mit allen Sinnen forschend rings in den beiden jetzt völlig einsamen Gemächern um. Tief wie selten aufgeregt und von einem unbezähmbaren Schmerz seine Brust zusammengepreßt fühlend, faßte er jede Kleinigkeit, die sich seinen Blicken bot, in's Auge.

Alles stand und lag noch so da, wie die so frühzeitig ihre friedliche Ruhestätte Verlassenden es um sich gesehen hatten. Die Betten, worin die lieben Kinder so süß geschlummert, in denen sie noch vor wenigen Stunden mit ihm so fromm gebetet, schienen ihm von ihrem Lebensblut noch warm zu sein und in dem Zimmer, welches Irene bewohnt, haftete noch an jedem Gegenstande, in der ganzen Atmosphäre, die er begierig einsog, jener mildsüße, berauschende Duft, den er stets an ihren Kleidungsstücken, wie an allen Dingen, die sie berührt und benutzt, wahrgenommen hatte.

»Ja,« sagte er zu sich, nachdem er sorgsam in alle Ecken gespäht und die offen stehenden Kasten der Möbel, in denen sie ihre Sachen verwahrt, wiederholt nach irgend einem Gegenstande, der ihm über das vor ihm liegende Dunkel Aufschluß geben kömte, untersucht, »es ist nur zu wahr und mir bleibt keine Aussicht, das, was ich jetzt allein erstrebe, zu ergründen. Sie ist spurlos verschwunden und hat mich mit meinem tief verwundeten Innern und in höchster Seelenqual in meiner trostlosen Einsamkeit zurückgelassen. Gott, mein Gott, also auch diese traurigste aller Prüfungen sollte mir nicht vorenthalten werden! Hast Du es wirklich also in Deinem unbegreiflichen Rath beschlossen? Soll mir denn *kein* Glück auf Erden, auch nicht das reinste, lauterste, bescheidenste, ganz und ungetheilt zufallen? Soll ich immer der Suchende, niemals der Findende, und wenn ich einmal etwas gefunden, was mir die Seele hebt und den Geist erquickt, wiederum bald der Verlierende sein? Ja, so

scheint es beschlossen zu sein. Aber, wenn es doch einmal so ist, was klage ich dann? Weiß ich nicht schon lange, aus tausend mich tief erschütternden Erfahrungen, daß Resignation mein irdisches Loos war und ist? Ueberall, wie oft ich die Hand ausstreckte, wich das Glück, nach dem ich rang, vor mir zurück, und faßte ich es einmal auf kurze Zeit, so floh es eilig, als sei bei mir sein Weilen nicht, als müsse ich ewig darben und ruhelos sein und immer wieder von Neuem das Suchen beginnen, bis endlich meine Kräfte erlahmen und mein sterblicher Bestandtheil in Asche und Staub zerfällt!«

Er blickte wieder zum blauen Himmel auf, als wolle er irgend wo an demselben die Bestätigung seiner Hoffnungslosigkeit, seines vergeblichen Ringens finden, aber da, als seine flimmernden Augen sich tief und tiefer in die blaue Leere bohrten, kam es plötzlich wie mit einer ihn erhebenden, ihm unbegreiflichen Allgewalt über ihn und, die Hand gegen sein laut pochendes Herz pressend, rief er, von neuer Hoffnung strahlend aus:

»Heiliger Gott, aber das kann, nein, das *kann* ja diesmal nicht sein! Ich sollte Irene nicht wiedersehen, die ich schon zweimal gefunden und zweimal verloren habe? Ja, wenn das so wäre, dann wäre ich, ich fühle es, für mein ganzes übriges Leben unglücklich, und dies Leben kann noch lange bestehen, denn ich bin jung, ich bin stark und meine Adern pochen noch von frischer ungebrochener Lebenskraft, da ich ihre Quellen nie verstopft und nie die köstlichen Lebensatome nach allen Winden vergeudet habe. Nein, nein, das kann diesmal nicht sein,

es darf es nicht. In mir ist ein Etwas, was mir sagt, mir wie eine Stimme von oben zuruft: Du wirst, Du mußt sie wiedersehen! Und ja, zum ersten Mal in meinem Leben habe ich eine bestimmte Vorahnung im Herzen und die ist – ja, die ist eine glückliche. O mein Gott, wie dankbar bin ich Dir dafür, und was ich immer bezweifelt, immer an Anderen bekrittelt habe, jetzt ist es in mir selbst eine Ueberzeugung geworden, daß es nämlich wirklich solche ahnungsvolle Gefühle giebt, wie auch sie – auch sie sie hatte, obgleich die ihrigen stets nur traurige und unglückliche waren!«

Und plötzlich von einem weichen Gefühl übermannt, setzte er sich, als ob er nicht anders könnte, auf den Platz im Sopha, in dem Irene zu sitzen pflegte, wenn sie im Zimmer war und wo er sie so oft lesend sitzen gesehen, auch neben ihr gesessen hatte, wenn er sie einmal besucht, was in den letzten Tagen häufiger geschehen war. Wie er aber so sinnend und still da saß und sich fest in die Ecke lehnte, an der auch noch der Duft ihres dunklen Haares haftete, überfiel ihn eine wunderbare, aus Melancholie und Sehnsucht gemischte Stimmung und wie aus einer unsichtbaren Quelle hervorströmend, drängten sich lange, nicht gefühlte Tropfen in seine Augen, bis sie sich zu großen Thränen ansammelten, die er, als schäme er sich vor sich selber, in dem Kissen zerdrückte, auf das nun auch er seinen schmerzenden Kopf gelegt.

Als er sich aber eine Weile ausgeweint, schien ihm die Kraft der Besinnung und des männlichen Widerstandes

zurückzukehren und zum ersten Mal war er im Stande, über sein augenblickliches Empfinden ernstlich und reiflich nachzudenken. Aber da erschrak er vor sich selber. Denn er erkannte nur zu deutlich, daß eine ihm bisher unbekannt gewaltige Leidenschaft in seinem Herzen Platz gegriffen und seine ganze Seele in flammende Gluth getaucht habe. Als er dies erkannt, versuchte er sich vor sich selbst zu rechtfertigen und das Unrecht, welches ihm, dem mit einem so zarten Gewissen Begabten, in dieser Leidenschaft zu liegen schien, zu bekämpfen. Ach, aber ein solcher Kampf ist hart und schwer, denn wo die Gefühle so laut und gebieterisch sprechen, da hat der Kopf seine widerstrebende Kraft verloren und wir kämpfen nur mit halber Aussicht auf Erfolg und Sieg. Nachdem er aber eine Weile nachgedacht, wurde er doch etwas ruhiger und in sich gefaßter dadurch und sagte sich wieder:

Aber was thue ich denn Böses, wenn ich diesem Gefühle nachhänge, das mir die ganze Seele erfüllt und mich in meinen eigenen Augen erhebt, da dies Gefühl kein gemeines und verbrecherisches ist? Nie ist mir in meinem Leben ein so hell strahlender Stern aufgegangen, wie sie, und ich habe mein suchendes Auge nur freudig und dankbar zu ihr emporgerichtet. Nie hat mir ein Mensch eine solche reine und heilige Empfindung eingeflößt und ich bin dieser Empfindung ohne jeden unreinen Gedanken nachgegangen. Nie habe ich mich zu einem so bevorzugten Menschen hingezogen gefühlt und ich habe nur

ihre Hand mit meiner Hand berührt, weil dieselben edlen Gedanken und Gefühle unser Beider Herzen bewegten. Ja, eine ganz neue Welt war mir in ihr und durch sie aufgegangen und vor ihrem flammenden Schein ist Alles verblaßt und hat sich in Nebel gehüllt, das mir früher golden und rosig erschien. So, ja so stand sie vor mir in ihrer Milde, ihrer Lieblichkeit. Sie war mein, mein, wie nur ein unangetasteter Engel es sein kann, mein durch Vertrauen, durch Freundschaft, durch die reinste Seelengemeinschaft. Ach, ich hatte mich so an sie gewöhnt, ich wußte nicht anders, als daß sie hier, an diesem stillen Orte, an meine Seite gehörte, daß wir uns Beide ergänzten und daß ich einmal eine Seele besaß, wie ich sie nie besessen und wie ich sie nie wieder besitzen werde. Und nun ist sie fort und ich weiß nicht wohin, nicht einmal weiß ich, welcher Kummer es war, der auf ihrer Seele lastete und den durch freudig gespendeten Trost, durch herzinnige Theilnahme zu lindern begonnen hatte. Denn kummervoll war sie, das ist gewiß, und nie – nie habe ich das so klar empfunden wie jetzt, da ich es selbst bin und weiß, was ich an ihr und mit ihr verloren habe.

»Aber still,« fuhr er nach längerem Nachsinnen bei Weitem beruhigter und gefaßter fort, »was hilft alles Klagen, alles Grübeln über einen und denselben unenträthselbaren Punkt! Wenn ich auch nicht weiß, was für ein Geschick sie in solchen Kummer und dadurch in solche Lage versetzt hat, daß sie mir, dem alten Jugendfreunde, den sie so glücklich und zu ihrer eigenen Freude – denn

das weiß ich gewiß – wiedergefunden, durch einen so abschiedlosen Abschied ein so großes Weh bereiten konnte, so weiß ich wenigstens an mir, in mir und durch mich selbst, was ich an ihr verloren habe. Ja, ich habe viel, sehr viel mit ihr verloren. Für den Augenblick mein Alles was ich besaß, denn besaß ich etwa außer ihrer Freundschaft, außer ihrem Vertrauen noch irgend etwas Anderes? Ist mir bisher nicht Alles, Alles auf der Welt, was ich liebte, wonach ich strebte, untreu geworden und hat mich verlassen, das Eine durch den unerbittlichen Tod, das Andere durch ein unbegreifliches Geschick, das sich an meine Fersen heftet, wohin ich auch treten mag und mir überall da, wo ich mit meinem Herzen, meiner Seele, meinem Geiste anpoche, die Thür verschließt? Nein, diese Freundschaft, o, schon so alt und doch wieder so neu, glaubte ich mir wenigstens bewahren zu können und nun – ist auch sie dahin und hat mir nichts zurückgelassen, als eine süße, eine nur zu süße, aber auch fast eben so bittere Erinnerung, weil ich ja keine Aussicht habe, wieder die edle Hand zu drücken, wieder das treue Auge zu sehen, die mir hier so namenlos wohlgethan haben.

»Doch still, Wolfgang, klage nicht länger so unmännlich und fasse Dich. Du hast ja schon manches Herzeleid erlitten, manche Trübsal erfahren, die jedesmal, wenn sie in's Leben traten, unbesieglich, unvergeßlich erschienen und Du hast Dich immer wieder von ihnen losgerungen, Du hast sie alle vergessen und sie quälen Dich nicht mehr. Aber wie, sollte es diesmal nicht doch etwas Anderes sein? Den Schmerz, das Leid die uns Andere bereitet, die

erblassen mit der Zeit, die verwischen sich, wie der Wind den Staub von der Erde bläst, aber das Glück, die Freude, die Uns ein Mensch gewährt, die vergißt man nicht. O, und da ich das weiß, so sollte ich doch nicht so ganz unglücklich sein! Habe ich doch in meiner Erinnerung einen unverwelklichen Genuß und diesen Genuß den kann mir kein Mensch, keine Fügung, kein Geschick nehmen, es müßte denn der allmächtige Gott meinen Geist mit Blindheit schlagen oder mich hinwegraffen vor der Zeit. Nun, dann, dann freilich, ist Alles aus –«

Er hielt plötzlich inne, als wäre ihm ein Gedanke des Zweifels aufgestoßen, und wie um diesem Gedanken mehr Spielraum zu geben, stand er von seinem Sitze auf und ging seltsam ungeduldig und wie mit sich selbst kämpfend, im Zimmer hin und her, bis er wieder zu sich zu sprechen begann:

»Sollte dann wirklich *Alles* aus sein? Nein, nein, nein, ich kann es nicht denken, nicht fassen, daß mit dem Abschluß des armen Erdenlebens Alles aus ist. Doch halt! Ich falle hier wieder in meine alten Kämpfe und Grübeleien und die wenigstens glaubte ich beendet für ewig. – Ewig? Was ist ewig? Ha, da haben wir es schon wieder, was ich nicht fassen, nicht denken, nicht glauben kann. Nein, weg, weg mit diesen Gedanken für jetzt, und Du, guter Gott,« – und bei diesen Worten sank er auf die Kniee und beugte seinen dunklen Kopf auf die Stelle nieder, wo Irene immer gesessen – »Du, guter Gott – sende mir einen Engel, gib meinem irrenden, tastenden Geiste auch hierin Licht, damit ich nicht mehr taste und irre,

damit ich glauben kann, was Andere glauben, auch wenn sie es nicht fassen und begreifen, wie ich es möchte, und was gewiß auch Irene glaubt, denn fromm war sie, wie man sich einen Engel fromm sein denkt, und wäre ich nur ihrem Winke gefolgt, den sie mir so oft gegeben, da sie so oft über die Religion zu sprechen begann, sie hätte mir vielleicht ihren Himmel erschlossen und ich wäre nicht mehr ein in schwankender Irre umherschweifender Pilger auf Erden!«

Nach diesen aus seinem innersten Herzen strömenden Worten erhob er seinen Kopf von dem weichen Sitz, nachdem er noch einen heißen Kuß darauf gedrückt. Dann stand er ganz auf, strich sich das wallende Haar aus dem Gesicht und sprach:

»So, jetzt habe ich meinen ersten Schmerz überwunden und will ihn begraben – hier in dieses Herz – und mich zu neuem Handeln einschließen. Von heute an kann der alte Kampf von Neuem beginnen und ich werde mich wieder in das laut brausende Leben zurückbegeben, denn daß ich keine Stunde länger hier oben bleibe, ist gewiß. Also hinaus, hinaus in des Lebens Drang und Kampf, ich habe hier lange genug geruht und fühle mich gestählt zu neuer Mühe, und die – die wird mir ja auch wohl dort unten nicht erspart werden, dort unten in dem Tummelplatz der Leidenschaften, dem seltsamen Schachspiel des Lebens, wo die Starken und Mächtigen die Schwachen

und Elendensoft mit Füßen treten und diese nur den heiseren Schrei ihres zerknirschten Herzens zu ihrem Schöpfer emporsenden, der zuletzt Alle, Alle, die Starken wie die Schwachen, in seine ewig geöffneten Arme nimmt!«

SIEBENTES CAPITEL. DAS ERSTE INCOGNITO FÄLLT.

Ja, nach den oben erwähnten, so plötzlich und unerwartet eingetretenen Vorfällen auf dem Berge hielt auch Wolfgang Harder nichts mehr in der Einsamkeit zurück, die ihm bis dahin ein so trauliches Beisammensein mit gleichgestimmten Menschen gewährt und sich zu einer kleinen glücklichen, in sich abgeschlossenen Welt gestaltet hatte; jetzt, da ihn daselbst nichts mehr fesselte, da aller Reiz, der ihn auf dem Berge umgeben, davon verschwunden war, erinnerte er sich, daß es auch noch andere Verpflichtung für ihn gebe, die ihn in das gewöhnliche Erdenleben zurückriefen, dessen Eintönigkeit, Unruhe und Rastlosigkeit für ihn nur durch den unvorhergesehenen längeren Aufenthalt auf der stillen Höhe unterbrochen worden war.

Indessen müssen wir hier wohl, bevor wir das Schicksal unseres Freundes weiter verfolgen, einen genaueren Blick in sein Leben, sein Sein und Wesen werfen und zu dem Ende zuerst das Incognito lüften, in dem er bis jetzt vor unseren Augen gewandelt ist.

Wolfgang Harder war, mit einem Wort gesagt, was auch sein verstorbener Vater gewesen, ein evangelischer Geistlicher. Von diesem redlichen, hochgebildeten Vater

war er in wahrer Gottesfurcht und Menschenliebe erzogen worden, aber von ihm war ihm auch von Jugend an der unwiderstehliche Drang nach geistiger und religiöser Aufklärung, das Streben nach Sichtung des Dunklen vom Hellen, des Wahren vom Falschen, des Glaubens an den todten Buchstaben vom Glauben an das durch die Geschichte und die Vernunft geläuterte lebendige Wort eingeflößt worden und so war bei ihm bei jedem Lernen gleich der Verstand mit in die Schranken gerufen und zum Prüfstein alles Dessen geworden, was auf der einen Seite der überlieferte Glaube dem Menschen als Gesetz vorschreibt, auf der andern dagegen die alle Tiefen menschlichen Lebens und Treibens ergründende Wissenschaft lehrt.

Seine Erziehung war in Allem und Jedem vortrefflich gewesen; nicht allein in den elementaren Wissenschaften, auch in der Literatur, Kunst und Geschichte hatte er sich große und umfassende Kenntnisse erworben. Wissen, wissen, lernen, lernen, dahin allein stand immer sein nie nachlassender Trieb und so war er, von noch anderen Talenten reichlich bedacht, in den Augen Vieler schon frühzeitig ein kleines Licht gewesen von dem man behauptete, er werde einst, oder er habe wenigstens das Zeug dazu, ein noch bei Weitem größeres werden.

Das hört man allerdings oft von jungen talentvollen Leuten behaupten und oft bestätigt es sich, oft auch nicht. Hier bei Wolfgang Harder hatte es sich bis jetzt nicht bestätigt; er war nichts Großes, nichts Bedeutendes geworden, wenigstens nichts, was die Welt so nennt, die

ja immer nur – leider! – nach der äußeren Stellung des Menschen, nach seinem Rang und dem Glanz urtheilt, womit die Großen der Welt einen solchen Mann zu umgeben lieben.

Was seine übrigen, so reichlich angesammelten Kenntnisse betrifft, berührt uns hier nicht, wir haben es vor der Hand nur mit seinem Charakter und dann mit der Stellung zu thun, die er als Geistlicher einnahm, so weit dieselbe mit zu dem Standpunkt gehört, den wir ihn alsbald werden einnehmen sehen.

Was seinen Charakter anbelangt so hätte es wohl wenige oder gar keine Menschen unter seinen näheren Bekannten gegeben, die gegen ihn irgend einen Stein hätten aufheben können. Nein, darin waren Alle, selbst die ihm durch die Abweichung in Glaubenssachen gegnerisch Gesinnten einig. Fest und klar von Natur angelegt, ragte dieser ächt männliche Charakter auf glänzende Weise unter den gebildetsten und besten Männern seiner Zeit hervor und dabei schlug in seiner Brust ein für alles Gute und Schöne warmes, ja oft glühend begeistertes Herz. Treu in allen seinen Vorsätzen, treu gegen Andere und sich, treu gegen Freund und Feind, blieb er sich immer gleich und niemals hätte man ihm, dem Biedermann, den Vorwurf machen können, aus reiner Parteilichkeit oder Liebedienerei das Rechte für unrecht, das Wahre für unwahr, das Edle für unedel gehalten zu haben.

Haben wir nur diese wenigen Worte über seinen tadellosen Charakter anzuführen, so müssen wir über den

Standpunkt, den er als Geistlicher einnahm, etwas ausführlicher werden, da gerade hierin seine augenblicklichen Verhältnisse wurzelten und er gerade dadurch an einen Standpunkt seines Lebens gerathen war, der ihn so zufällig auf den Weg nach dem Thurmberg führte, auf welchem wir an jenem Nebelmorgen begegnet sind.

Sein Studium war gerade in die Zeit gefallen, die wir gegenwärtig Lebende genau kennen zu lernen manche Veranlassung gehabt haben. Es war die Zeit des mehr oder minder offenen und ehrlichen Kampfes des Orthodoxismus mit einer freisinnigeren Anschauung, nicht allein in allen politischen, sondern vorzugsweise in theologischen oder vielmehr kirchlichen Dingen – mit einem Wort also die bedeutungsvolle Zeit, wo der reine, wahre, fromme Gottesglaube mit dem von herrschsüchtigen und alleinseligsprechenden Priestern künstlich geschaffenen Kirchenglauben um die Palme rang. Wolfgang Harder hörte die Lehren beider Richtungen mit großem Eifer und ruhiger Besonnenheit an; als er sie aber beide in sich aufgenommen und begriffen hatte und nun die Wirkungen davon auch in der Außenwelt sah, da begann er mit seinem klaren Verstande zu prüfen, zu sichten, zu forschen, bis er endlich zu einem Endresultat kam, das, einmal für das allein richtige und wahre erkannt, auch für ewige Zeiten von ihm festgehalten werden mußte, da es sich während er es aus sich heraus arbeitete, mit seinem innersten Wesen und Sein auf das Innigste verschmolzen

hatte. Wohin bei seiner Erziehung, bei seiner klaren Verstandesentwicklung die Schale seiner Entscheidung neigen würde, ist nicht schwer einzusehen und so war er, wenn wir es mit einfachen kurzen Worten sagen wollen, ein im Herzen frommer Mann geworden, der seine Frömmigkeit aber nicht, wie einen sichtbaren Heiligenschein, in der Miene und auf der Zunge trug, sich damit auf den öffentlichen Markt stellte und vor den herbeigetrommelten Andächtigen Wunder verrichten wollte. Nein, nur der unverfälschte reine Gottesglaube hatte einen Thron in seinem Herzen gefunden, aber der heilige Zorn der nur in der von ihnen selbst geschaffenen Kirchengucht lebenden und wehenden Kirchenherren fand darin keinen Widerhall und immer weiter, je mehr er in der Menschenkenntniß fortschritt, traten in seiner Achtung Diejenigen zurück, die mit ihren hierarchischen Zwecken und Zielen die Menschen zu verblenden und zu verdummen suchen und ihnen einen Gott predigen, der in Wahrheit nur in den beschränkten Köpfen dieser modernen Weltweisen existirt.

Lessing's unvergeßlicher Ausspruch: ›Eine Religion kann, so lange deren Priester das Denken ersticken, durchaus nicht zur Wahrheit führen, sondern nur verwirren,‹ wurde fortan sein unantastbarer Grundsatz, auf den er alle seine späteren Forschungen im Glauben baute und so konnte er nur glauben, was er zu begreifen vermochte, und weit von ihm entfernt lagen die trüben Gränzen alles Dessen, was man Wunderglauben, Mysticismus und Alleinseligmacherei nennt. So war er, frei von

jeder Menschenfurcht, nur ein Mann voller reiner Gottesfurcht; klar, sonnig, rein war Alles an ihm und in ihm. Aber die Gottesfurcht hatte bei ihm nur den guten und erhebenden, nicht den schlimmen und verwirrenden Sinn, den ihr so viele, selbst wohlmeinende Priester von der Kanzel herab beizulegen liebten: er kannte nur den guten, erbarmenden, immer gerechten und versöhnenden, nicht aber den allein strafenden, richtenden und rächenden Gott, mit dem so viele Priester Kindern und alten Weibern drohen, und eben so sah er in Christus nicht den vom heiligen Geist Empfangenen, nicht den zu Fleisch gewordenen Gottessohn, sondern nur den unreinen, gottbegabten, sittlich hohen und erleuchteten Mann, der allein durch sein erhabenes Beispiel lehrte und durch eigene Aufopferung seines irdischen Gutes und Leibes der Vermittler zwischen der irrenden Menschheit und dem allliebenden Vater geworden war.

Schon bald nach Ablauf seiner Studienzeit hatte er den Grad eines Doctors der Philosophie und später nach abgelegten Prüfungen auch den eines Doctors der Theologie erworben, Titel, auf die er nicht im Geringsten eitel war und die er sogar selten seinem Namen versetzte, die er sich aber dennoch errungen, um auch in äußerer Geltung den höher Gebildeten seines Fachs und Berufs gleichzustehen.

Vielleicht hätte er als Lehrer an einer Universität den für ihn geeignetsten Platz gefunden und mehrfach hatte man ihn auch einen solchen zu suchen oder einen bereits dargebotenen anzunehmen veranlaßt. Allein die

Richtung und Strömung der Zeit schien ihm, dem freisinnigen, geistesklaren Mann, nicht günstig für eine solche Stellung zu sein, er wollte sich nicht in geistige Schnürstiefel schrauben lassen, nein, er wollte frei, unabhängig und möglichst unangefochten und friedlich leben, lehren und reden können und so hatte er sich nach reiflicher Erwägung aller ihn umgebenden Verhältnisse zum Kanzelredner bestimmt.

Durch ein unläugbar oratorisches Talent und durch die hervorragenden Eigenschaften seines Geistes, die mit einer ungemein günstigen körperlichen Begabung Hand in Hand gingen, war es ihm ein Leichtes gewesen, schon in jungen Jahren den Ruf eines großen Kanzelredners zu gewinnen. Die leicht vom wahren Guten und Schönen begeisterte Jugend, denkende Männer und klar urtheilende Frauen strömten ihm mit lautem Beifall zu, und so erlangte er als Prediger eine Stelle in einer großen Stadt, die sich von jeher durch ihren Glanz, ihren Reichthum und die Intelligenz ihrer Bewohner ausgezeichnet hatte. Allein auch in dieser Stadt grollte und wühlte eine kleine, aber durch ihren Anhang und Einfluß sehr mächtige Partei und bald befand er sich wider seinen Willen mit dieser in einer stillen Fehde, die ihm vieles und großes Weh verursachte und ihm die innere Ruhe nahm, auf die von jeher sein ganzes Sinnen und Trachten gerichtet gewesen war. Jahre hindurch dauerte diese erst still und geheim geführte Fehde, bis sie zum offenen Krieg ausbrach, der mit einer lauten Denunciation endete, die auf den Kopf des harmlosen Pfarrers geschleudert wurde und

ihm bei dem täglich wachsenden Anhang jener Dunkel-
männer mehr und mehr den Boden unter den Füßen zu
entziehen drohte. Es fand eine Untersuchung, eine Prü-
fung des jungen freisinnigen Doctors der Theologie statt,
aus der er zwar äußerlich siegreich hervorging, aber hat-
te man ihn nicht durch öffentlichen Anklage stürzen und
beseitigen können, so fing man jetzt an, im Geheimen
seine Stellung zu untergraben, ihn sogar als politisch all-
zu Freidenkenden zu kennzeichnen und dann und wann
in erkauften Tagesblättern das gewissenlose Wort auszu-
sprechen: er verderbe die Jugend, er buhle mit den De-
mokraten, er mißbrauche seine amtliche Stellung zu pri-
vaten Zwecken und das ›Wort Gottes‹ könne durch einen
solchen, so vielfach gebrandmarkten Mann in einer so
verkehrsreichen und bedeutenden Stadt mit dem allein
beabsichtigten Erfolg ferner nicht gelehrt werden.

Durch alle diese gehässigen und so unverdienten An-
griffe, die allmähig einen größeren Umfang annahmen
und dem still für sich und nur seinem Berufe lebenden
Mann fast jede Stunde verbitterten, fühlte sich derselbe
mit der Zeit nicht mehr glücklich in der ihm einst so Viel
versprechenden Stellung in der Stadt. Wie von tausend
feinen Nadelstichen beunruhigt, sah er sich in seinem
Wirkungskreise gehemmt, in allen seinen Empfindungen
und Bestrebungen gekränkt und so verlor er allmähig die
Lust, fernerhin auf dem mit so großer Liebe und so siche-
rem Vertrauen übernommenen Posten auszuharren. Des
ewigen Streites und Kampfes müde, sehnte er sich allein

nach Ruhe, um sich der Entwicklung seines Geistes wieder ämsiger hingeben zu können, aber es verging wohl ein halbes Jahr, ohne daß er eine wünschenswerthe Aenderung seines Schicksals herbeizuführen die Möglichkeit vor sich gesehen hätte.

Da kam ihm in seiner Verlegenheit zu rechter Zeit eine Hülfe von einer Seite her, von der er sie in der That nicht erwartet hatte. Ein reicher und im Schooße der Regierung hoch angesehener Edelmann, der schon mit seinem verstorbenen Vater seit seiner Jugendzeit befreundet gewesen war und der durch die öffentlichen Blätter von den gegen ihn angestifteten Umtrieben Kenntniß erhalten, trat aus eigenem herzlichen Antriebe mit ihm in Verbindung und es entwickelte sich eine lebhaftes Correspondenz zwischen den beiden Männern, die die ferneren Aussichten und Wünsche des in seiner Stellung so gefährdeten Geistlichen zum Zielpunkt nahm. Endlich, als der hochstehende Herr sich vollständig von den Geistesgaben und den reinen Bestrebungen des jungen Mannes überzeugt zu haben glaubte, machte er ihm einen Vorschlag, der bei dem bescheidenen und anspruchslosen Wesen Wolfgang Harder's von vornherein Aussicht auf Erfolg zu haben versprach und dankbar von ihm angenommen wurde. Der alte Herr trat als Vermittler zwischen dem jungen Geistlichen und einem seiner Verwandten, einem reichen Landedelmann und Patronatsherrn auf, der einen

Geistlichen für seine schon einige Zeit leer stehende Pfarre suchte und vergebens sich nach einem Manne umgesehen hatte, der seinen Wünschen zu entsprechen vermochte. Es war dies nun zwar nur eine Dorfpfarrstelle, die ihm durch den Vermittler so unverhofft angetragen wurde, aber sie lag in einer reichen und als anmuthig bekannten Gegend, noch dazu in unmittelbarer Nähe einer bedeutenden und großen Handelsverkehr treibenden Provincialstadt. Wie wir aber wissen, hatte gerade Wolfgang Harder von Jugend auf eine besondere Passion für das Leben auf dem Lande gehabt und da die sonstigen Bedingungen, die der unbekante Patron jener Kirche ihm stellen ließ, ihm genehm waren, obgleich sie ihm, wenn er sehr wählerisch und etwas weniger bescheiden gewesen wäre, etwas auffallend hätten erscheinen sollen, so nahm er sie dennoch ohne weiteres Bedenken an.

Auffallend vor Allem war, daß die Verhandlungen zwischen dem Patron der vakanten Pfarrstelle im Dorfe *Rabenbrück* mit dem begehrten Geistlichen nicht von Ersterem selbst, sondern stets durch die Vermittlung des hochstehenden Beschützers und Freundes des Letzteren gepflogen wurden. Wolfgang Harder kannte nur den Namen und Wohnort des adeligen Herrn, des Grafen von *Brandhorst*, der in unmittelbarer Nähe jenes Dorfes auf dem Schloß *Rabenburg* lebte; die Handschrift des Mannes selbst hatte er noch nie gesehen und so war er auch über

die Persönlichkeit desselben und seine sonstigen Verhältnisse wenig aufgeklärt. Nach der Mittheilung des Gönners Wolfgang Harder's sollte er zwar ein, wenn nicht allzu reicher, doch gewiß wohlhabender Landedelmann von noch jugendlichem Alter, aber zugleich auch ein in kirchlichen Dingen ziemlich indifferenter Herr sein. Im Ganzen jedoch verhielt er sich für das Interesse des jungen Geistlichen warm eingenommene Gönner einen stillen und freundlichen Aufenthalt in dem schön gelegenen Dorfe, da die Bevölkerung desselben eine aufgeklärte und freidenkende wäre und es ihr eben so wenig an Wohlhabenheit, wie an gutem Willen und friedlichem Sinn gebräche.

So waren also die Aussichten, die Wolfgang Harder vor Augen lagen, ziemlich günstig, wenn ihm auch *eine* dabei gestellte Bedingung anfangs nicht gerade angenehm gewesen war. Diese Bedingung nämlich, die ihm der Patronatsherr von Rabenbrück noch nachträglich hatte stellen lassen, lautete dahin, daß der neue Geistliche sein Amt nicht definitiv übernehme, sondern erst ein halbes Jahr auf Probe die Dienste eines Seelsorgers in der Gemeinde versehen solle. Gefalle er dem Patron oder der Gemeinde in dieser Zeit aus irgend einem Grunde nicht oder hege der Geistliche selbst den Wunsch, von seinen provisorisch übernommenen Pflichten entbunden zu werden, so solle Keiner von beiden Theilen in seinem Handeln beschränkt sein und wie der Geistliche aus eigenem Antriebe die Stelle aufgeben könne, so habe auch der Patron das Recht, ihn von derselben zu entlassen.

Auch diese Bedingung, so sehr sein feineres Gefühl sich anfangs dagegen gesträubt hatte, gleichsam versuchsweise den unberechenbaren Ansprüchen eines unbekanntes Mannes gegenüber zu treten und sich von der Laune und Stimmung eines möglicher Weise befangenen oder oberflächlich urtheilenden Gutsherrn abhängig zu machen, nahm Wolfgang Harder endlich an, da er überzeugt war, daß man, wie krittlich, hochtrabend und vielverlangend der Herr Patron auch sein möge, dennoch mit seiner Thätigkeit, seinem Eifer und seiner Begabung zufrieden sein würde, und so hatte er das ihm durch seinen Gönner zugesandte und ihn bindende Schriftstück unterschrieben und war seit etwa sechs Wochen zeitiger Pfarrverweser im Dorfe Rabenbrück geworden.

Die Trennung von seiner städtischen Gemeinde, in der er viele Freunde und ihn warm verehrende Gönner gefunden, war ihm freilich nicht ganz leicht geworden und von einzelnen Familien war er sogar mit großem Herzeleid geschieden. Dennoch mußte er sich in das Unvermeidliche finden und er hatte sich endlich darin gefunden, wie ja ein Mann, der eine für ihn bedeutungsvolle amtliche Stellung verläßt und in eine andere tritt, was so oft geschieht, sich so manchem unbequemen Verhältniß unterwerfen muß, das ein durch Vermögen unabhängiger, von allen dienstlichen Verpflichtungen freier Mann nie kennen lernt.

Auf dem Wege nach Rabenbrück nun sind wir ihm begegnet, und da die Zeit ihn nicht drängte, hatte er unterwegs jenen kleinen Abstecher nach dem schönen Gebirge

gemacht, das ihn freilich länger gefesselt, als er vorausgesehen, indessen hatte er den Ausflug nicht allein seines Vergnügens halber unternommen, sondern auch weil er der Meinung war, eine solche kleine Erholung werde ihm wohlthätig, ja nothwendig sein, da er sich von dem letzten in der Stadt erlittenen Mißgeschick erst sammeln und auf seine neue Amtsthätigkeit in einem viel beschränkteren Kreise vorbereiten zu müssen glaubte.

Was für ein Glück oder auch für ein Unglück ihm auf diesem so harmlos unternommenen Ausfluge die Vorsehung in den Weg geführt, haben wir auf den vorliegenden Blättern erfahren. Ganz mit seinen jüngst überwundenen Kümernissen und mit der Erwartung des ihm bevorstehenden Geschicks beschäftigt, war ihm zum ersten Mal in seinem Leben ein menschliches Wesen entgegengetreten, das sein Herz lauter schlagen und sein Blut schneller kreisen machte. Sein bisher nur auf den gewählten Beruf gerichteter Geist war plötzlich wie aus einem langen und tiefen Schlummer geweckt, er sah etwas vor sich liegen, was er noch nie gesehen, und die Welt hatte wie durch einen Zauberschlag eine ganz andere Gestalt für ihn gewonnen. Fortan gab es nicht blos Studium, Arbeit und Gottesgelahrtheit in dieser Welt, sondern auch der Mensch selbst, die Einwirkung des Einen auf den Anderen, die Bedeutung des Einen für den Anderen, war ihm in den Vordergrund seiner Betrachtung getreten und zum ersten Mal hatte sein bisher nur der

Wissenschaft geweihtes Herz und sein menschliches Auge auf einem weiblichen Wesen mit Wohlgefallen und einer, wenn auch uneingestandenem, doch unendlich tief gewurzelten Zärtlichkeit und Hingebung geblickt.

Nachdem wir dies vorangeschickt, wird uns die Stimmung vollkommen erklärlich sein, in der unser Freund jetzt Abschied von dem ihm plötzlich so einsam gewordenen Berge nahm. Wenn er eine Wunde erhalten, und das gestand er sich in seiner ehrlichen Selbstbeschauung ohne Zweifel ein, so war es freilich keine tödtliche, seinen Geist lähmende und ihn durch den Schmerz zur Verzweiflung treibende, aber tief und schmerzlich war sie doch, und so blickte er mit stiller Wehmuth in einer sein ganzes Wesen erfüllenden Sehnsucht nach den oft so trügerischen Lichtbildern einer besseren Welt nach liebevollen Menschen und einem durch Freundschaft und Theilnahme beglückter Leben hinüber, das freilich für den Augenblick noch in trübe Schatten gehüllt war und mit eiserner Schwere, wie eine beängstigende Klammer, auf seinem Herzen lastete.

Anfangs hatte er beabsichtigt, sobald er den Berg verlassen, noch einen kleinen Umweg zu machen, bevor er nach Rabenbrück sich begab, um einen alten Studienfreund zu besuchen, der im Thüringer Lande auch eine ländliche Pfarre besaß, allein jetzt hatte er diesen seinen ersten Entschluß ausgegeben und wollte sich nun direct seinem nächsten und hauptsächlichsten Ziele zuwenden. Er hatte mit einem Wort alle Lust zu weiteren Reisen verloren und die ruhige Gemüthsstimmung, sich mit einem

gleich besaiteten Genossen freundschaftlich zu unterhalten, war ihm abhanden gekommen. Ach, die Welt, mochte sie so schön sein, wie sie wollte, lockte ihn nicht mehr, ja sie hatte alle Reize für ihn eingebüßt; fortan wollte er nur in Ruhe sein, in eine neue Thätigkeit gelangen, um auf andere Gedanken zu gerathen, denn die, die ihn jetzt erfüllten und beschäftigten, waren zu schmerzlich und schwer, da für ihn die Zeit noch nicht gekommen, wo bloß die süße Erinnerung an vergangene schöne Stunden seinen Geist und sein Herz besuchten und so allein das bewirkten, was er sich in den ersten Tagen seines Zusammentreffens mit der einstigen Irene von Trautenau von ihrem Umgange und ihrem traulichen Verkehr verheißen hatte.

Daß ihm aber der Abschied von dem stillen Berge, der jetzt endlich an ihn herangetreten war, so unendlich schwer fallen würde, wie es wirklich geschah, hatte er nicht vermuthet. Er hatte also sein Gefühl für Irene, so heiß es auch in ihm brannte, dennoch unterschätzt. Als er jetzt, in der letzten Stunde seines Verweilens auf der grünen Höhe, den trüben Blick auf alle die Stätten warf, auf denen er so glücklich gewesen, wo er an ihrer Seite in traulichstem Gespräch gesessen und Arm in Arm mit ihr umhergewandelt war, da überfiel ihn eine furchtbare innere Beklemmung und es war ihm zu Muthe, als ob es ihm unmöglich sei, sich von den theuren Orten loszureißen. So oft er sich dennoch mit innerer Selbstüberwindung und einem festen Willen gehorchend von ihnen abwandte, immer wieder kehrte das blutende Herz und

das thränende Auge zu ihnen zurück und tausendmal rief er ihnen allen ein klagendes Lebewohl zu, das leider Niemand erwiderte, wie auch kein theilnehmendes Wesen in seiner Nähe weilte, das seinen Kummer, seinen Schmerz ganz und innig verstanden hätte.

Endlich aber mußte es doch geschieden sein und nachdem er noch einmal ganz allein auf der theuren Bank gesessen, auf der er so unvergeßliche Stunden mit den beiden Damen verlebt hatte, kehrte er in das einsame Haus zurück, um seine kleine Reisetasche zu holen nachdem ein Träger mit seinem Koffer und Plaid schon eine Stunde vorher nach dem Städtchen am Fuße des Berges vorangeschritten war.

Herr Kilian machte ein sehr betrübtes Gesicht, als der junge Herr ihm die Hand zum Abschied bot und den herzlichsten Dank für die ihm erwiesene Gastfreundschaft aussprach.

»O,« sagte der gute Mann, der seinen Gast sehr lieb gewonnen, da dieser immer so leutselig mit ihm verkehrt und mit Allem stets zufrieden gewesen war, »o, Sie denken wohl, ich werde Sie den ganzen Berg hinunter allein gehen lassen? Nein, das ist meine Absicht durchaus nicht. Vielmehr werde ich Sie ein gutes Stück begleiten, damit Ihnen die Zeit doch nicht gar zu lang wird.«

Wolfgang Harder war dieses unerwartete Angebot anfangs nicht ganz recht, er wäre, namentlich auf den ersten Absätzen des terrassenförmig absteigenden Berges, sehr gern allein gewesen, um mit fast jedem Baum, jedem Felsblock und erst recht mit jeder Bank über die

erst kürzlich vergangene Zeit die letzte Zwiesprache zu halten. Allein er mußte sich diesmal fügen, da er den freundlichen Mann, der es so gut mit ihm meinte, nicht aus seiner Nähe weisen konnte, und das war vielleicht recht gut, denn die Plaudereien des Bergbewohners verkürzten ihm nicht nur die Zeit, sondern sie leiteten auch seine brütenden Gedanken von dem Gegenstande ab, der ihn, so lange er in der Umgebung war, die Irene durch ihre Gegenwart für ihn geweiht, ganz und gar beschäftigte und jeden Augenblick mit neuer Trauer erfüllte.

Schweigend schritt er jetzt an der Seite des redseligen Mannes den Berg hinunter und bald hatte er die Stätten hinter sich gelassen, an denen er so oft mit Irenen geweiht. Er athmete ordentlich frei dabei auf, als sei er nun von einer Art Bann erlöst indessen sollte er doch bald merken, daß die Erinnerung, die leblose Gegenstände in ihm hervorriefen, nicht die einzigen Wecker seiner Empfindungen waren, nein, die Gestalt, die Augen, das Wesen der so schnell Verlorenen waren tiefer in sein Gemüth gedrungen und saßen bereits so fest darin, daß nichts auf der Welt im Stande war, sie daraus zu verdrängen.

Endlich war Herr Kilian mit seinem Gaste an die Stelle gelangt, wo er sich von ihm verabschieden wollte, indessen hier gab er ihm ohne alle böse Absicht doch noch einen bitteren Stich. Es stand unter einer alten Tanne daselbst eine rohgezimmerte Bank, die erste, die auf dem Bergwege von unten her den Wanderer zum Ruhen einzuladen pflegte. Hier blieb der gute Mann stehen und sagte mit seinem allerfreundlichsten Schmunzeln:

»Sehen Sie, Herr Harder, hier auf dieser Bank habe ich zum ersten Mal die schöne Dame gesehen, die uns heute Morgen so schnell verlassen hat. Als sie mit ihren Kindern den Berg heraufkam, um bei mir Wohnung zu nehmen, ging ich gerade hinunter und hier saß sie und traf ich sie. Sie gefiel mir gleich auf den ersten Blick so gut, daß ich meinen Vorsatz, nach der Stadt hinunterzugehen, aufgab und mit ihr umkehrte, um ihr meine Zimmer zu zeigen. Doch – nun habe ich Ihnen genug vorgeplaudert und jetzt will ich mich von Ihnen trennen. Gott behüte Sie auf Ihrer Reise und lassen Sie sich recht bald auf dem Berge wiedersehen.«

Dabei drückte er ihm herzlich die Hand, konnte aber nicht umhin, noch einen Augenblick stehen zu bleiben und den jungen Mann mit einiger Verwunderung zu betrachten, dessen heute den ganzen Tag schon bleiches Gesicht eine sichtbare Rührung verrieth, wie er denn auch sogleich den Kopf schüttelte und mit einer nicht zu verkennenden Traurigkeit sagte:

»Wiedersehen? Mich, auf dem Thurmberg, Herr Kilian? O, das ist mehr als zweifelhaft. Ich glaube nicht, daß mich das Schicksal noch einmal den Weg da hinaufführen wird.«

»O, sagen Sie das nicht, lieber Herr,« fuhr Herr Kilian ermunternd fort. »Wenn es auch für Sie etwas zweifelhaft sein sollte, für mich ist es das durchaus nicht. Ich habe es schon oft erlebt, daß Leute, die einmal bei mir gewesen, wiedergekehrt sind, wenn sie es auch nicht beabsichtigt; aber sie *mußten*, lieber Herr, die Sehnsucht trieb sie her,

das Schöne noch einmal zu sehen, was der Berg ihnen zu bieten hat. Und Sie, Sie haben doch doppelt und dreifach hier oben Schönes gehabt. Habe ich nicht Recht?« und dabei sah er den jungen Mann mit einem Blick an, der ungemein freundlich war, diesem aber doch gegen Herrn Kilian's Vermuthung tief in die Seele schnitt.

»Ach ja, Sie haben wohl Recht, lieber Herr Kilian, aber das ist es ja eben, was mich zu Ihnen zurückzukehren abhalten wird. Es war zu schön, was ich so unverhofft bei Ihnen fand und da ich dasselbe nicht zum zweiten Mal wiederfinden würde, komme ich lieber gar nicht, denn es würde mir ohne die mir allein zusagende Gesellschaft oben sehr einsam vorkommen.«

Der Wirth drückte ihm noch einmal die Hand und lächelte verschmitzt dabei:

»Nun,« sagte er, »mag es so sein, wie Sie sagen, aber wir wollen ruhig abwarten, wer von uns Beiden diesmal Recht behält. Und nun Gott befohlen, lieber Herr, und beeilen Sie sich nicht so sehr, damit Sie nicht zu warm unten ankommen. Der Wagen, der Sie nach der Eisenbahn bringen soll, ist von dem Träger schon bestellt und Sie können, ohne sich aufzuhalten, einsteigen und davonfahren. Leben Sie wohl und noch einmal: Gott behüte Sie!« –

Wolfgang Harder war zufrieden, als er wieder allein war und nun, seinen Gedanken mit Ruhe nachhängend, langsam den Berg hinunterschreiten konnte. Es war ein drückend heißer Tag und die Sonne sandte ihre Strahlen sogar in den schattigen Wald hinein, der ihre Gluth

festhielt und sobald nicht wieder entließ. Noch dazu war es in der zweiten Nachmittagsstunde, denn Wolfgang Harder war unmittelbar nach Tisch aufgebrochen, da er noch vor Abend die nächste Eisenbahnstation zu erreichen wünschte, von der aus er unmittelbar seinem Ziele entgegenfahren wollte. So kam er gegen vier Uhr in dem Städtchen am Fuße des Thurmberges an und wurde freundlich von dem Wirth des Gasthauses bewillkommenet, dem er seinen Koffer zur Aufbewahrung überlassen.

»Na,« empfing ihn der gesprächige rothnasige Mann, »Sie sind mir ja recht lange untreu geblieben. Sie wollten nur einen Tag auf dem Thurmberg zubringen und es sind ihrer – straf mich Gott, wenn es nicht wahr ist – elf oder gar zwölf geworden. Na, wenn es der Blocksberg wäre, so würde ich wirklich glauben, Sie seien oben von einer Hexe gefesselt worden, so aber giebt es deren auf dem guten alten Thurmberge nicht.«

Wolfgang Harder erröthete bei diesen Worten, und als ob er es selbst merkte, sagte er rasch: »Wie, sollte ich wirklich so lange oben gewesen sein?«

Der muntere Wirth sah ihn mit seinen blinzelnden Augen erstaunt an.

»Nun, mein Gott,« erwiderte er, »wenn Sie das nicht selbst wissen, wer sollte es dann wissen? Aber ich sehe, Sie spaßen nur, und ich, ich freue mich, daß es Ihnen auf unserm schönen Berge bei meinem Vetter so gut gefallen hat.«

Jetzt nickte der junge Mann; als er sich aber gleich darauf eine Tasse Kaffee bringen ließ und, während er sie

trank, durch das Fenster seine Koffer auf den bereits vorgefahrenen Wagen tragen sah, fragte er den neben ihm stehenden Wirth mit abgewandtem Gesicht, ob an diesem Morgen zwei Damen mit zwei Kindern und einem Diener bei ihm eingekehrt wären.

»Ja, o ja,« erwiderte der Wirth. »Es sind just dieselben, die ein paar Tage vor Ihnen hinaufgestiegen sind und mit Ihnen gemeinsam das böse Wetter ausgehalten haben. Nun, Sie sind auch Alle zusammen nachher dafür entschädigt worden und haben Sonnenschein und Wärme genug gehabt. Als aber die Herrschaften heute Morgen kamen, hatten sie es viel eiliger als neulich. Sie nahmen sich kaum Zeit, ein wenig zu frühstücken, die Expresspost, die ich bestellen mußte, fuhr sogleich vor und rasch war Alles eingepackt und eingestiegen und sie fuhren davon, daß die Funken nur so aus den Steinen stoben.«

Wolfgang Harder schaute bei dieser Erzählung nachdenklich vor sich nieder; plötzlich erhob er den Kopf, sah den Wirth mit einem unbewußt bittenden Blick an und fragte:

»Wohin die Damen gefahren sind und wie sie heißen, wissen Sie wohl zufällig nicht?«

Der gutmüthige Wirth ließ sein funkelndes Auge verwundert auf dem Fragenden ruhen.

»Na,« sagte er, »wenn Sie auch das nicht wissen, wie sollte ich dazu kommen? Sie sind doch gewiß lange genug oben zusammen gewesen und haben Zeit in Hülle und Fülle gehabt, darüber zu schwätzen. Aber nichts für

ungut, Herr! Da Sie es wirklich nicht zu wissen scheinen, so will ich Ihnen sagen, daß ich es auch nicht weiß. Sie fuhren mit Extrapost ab, nach der Eisenbahnstation M. . . , das ist Alles, was mir bekannt. Und hier haben Sie Feuer, Sie wollen sich doch wohl Ihre Cigarre anbrennen. So. Und da kommt der Kutscher und der Wagen ist fertig. So kann es denn losgehen und heute Abend um Sieben sind Sie in M. . . . Dann haben Sie eine Stunde Zeit, sich zu erholen, und um Acht können Sie die Reise nach L. . . antreten.«

Obgleich unser Freund gar nicht beabsichtigte, nach L. . . zu reisen, wie der Wirth es aus eigener Phantasie anzunehmen schien, so nickte er doch zustimmend, dann zahlte er seine Schuld, reichte dem Wirth dankend die Hand und bald darauf saß er im bequemen, von zwei starken Gäulen gezogenen Wagen, um rasch seinem unvermeidlichen Ziele näher zu kommen und dann in voller amtlicher Thätigkeit den Schmerz niederzukämpfen, der jetzt noch in allen seinen Adern pulsirte und sein Herz so wehmüthig zusammenpreßte, wie es bisher noch kein anderer Schmerz bei ihm gethan.

ACHTES CAPITEL. DER EMPFANG AUF DER RABENBURG.

Die verkehrsreiche und stark bevölkerte Stadt, von der unser nächstes Ziel, das Schloß *Rabenburg* und das Dorf *Rabenbrück*, etwa eine gute Meile entfernt liegt, hat eine der schönsten Lagen, die man sich in einer von Bergen und Wäldern reich bedeckten Gegend nur denken kann.

An der lang sich hinziehenden Wand eines sanft ansteigenden Berges amphitheatralisch aufgebaut, strahlt sie dem aus günstiger Richtung kommenden Fremden schon aus weiter Ferne mit ihren alten gothischen Kirchen, ihren prachtvollen Palästen und ihren thurmartig in die Höhe strebenden Speicherhäusern entgegen, denn sie ist eine bedeutende Handelsstadt und wenige nur kommen ihr darin an Reichthum, Glanz und Geltung nahe. Aber nicht nur der Geschmackssinn und die Wohlhabenheit ihrer Bewohner hat sie durch die Kunst reich geschmückt, auch die Natur hat sie in keiner Beziehung vernachlässigt, denn rings um sie her ziehen sich malerische blaue Bergketten, mit herrlichen Buchen- und Eichenwäldern besetzt in solcher Fülle und Schönheit, wie man sie selten noch in der Nähe großer Städte findet. Um sie, die eine große Garnison beherbergt, und ihre lebenslustigen Bewohner, die in Fülle und Freuden leben, aber noch mehr zu begünstigen, hat die Natur noch ein Uebriges gethan, sie hat einen gewaltigen Fluß in ihre Nähe geleitet, den die betriebsamen Bürger wohl zu benutzen verstanden und der nun die Hauptbetriebsquelle des großen Handels geworden ist, der sich von hier aus in alle Welt erstreckt. Dieser Fluß, nachdem er die jenseits der nächsten Berge ausgebreitete Ebene in mannigfachen Krümmungen durchströmt, zwängt sich zwischen zwei weit auseinander klaffenden Felswänden in die unmittelbare Nähe der Stadt, beschreibt noch einmal, bevor er sie berührt, einen schön geschwungenen Bogen und tritt dann in die nördliche, dem Berge abgewandte Stadtseite ein, um hier der

Schiffahrt und dem Handel dienstbar zu sein, ehe er sich in die Ferne verliert und zuletzt wieder hinter den blauen Bergen verschwindet, die am Horizont auftauchen und das schöne Rundgemälde abschließen, welches man von den nächstgelegenen Bergen und Hügeln aus vor sich hat.

In diese Stadt war Wolfgang Harder, nachdem er einen Theil der Nacht im Eisenbahnwaggon zugebracht, am nächsten Morgen nach seiner Abreise vom Thurmberge etwa um neun Uhr gekommen und er hielt sich in dem ersten besten Gasthause nur so lange auf, um nach der langen Reise ein kräftiges Frühstück einzunehmen und dann die hellen bequemen Reisekleider mit dunklen, seinem geistlichen Stande mehr angemessenen zu vertauschen, obgleich er nicht zu den Männern gehörte, die sich schon durch ihre äußere Erscheinung, durch den altfränkischen Schnitt ihres Rockes und die gesuchte Steifheit ihrer übrigen Toilette das Ansehen eines dem Herrn geweihten Priesters zu geben lieben.

Als er um zehn Uhr sein Frühstück und seine Toilette beendigt hatte, ließ er sich einen bescheidenen Einspänner holen, seine Koffer aufpacken und fuhr dann in Gottes Namen seinem endlichen Ziele zu, das er in anderthalb Stunden, wie der Kutscher ihm sagte, zu erreichen gedachte.

Schon als unser Freund diese schöne Stadt, die er zum erste Mal betrat, sah und namentlich einen flüchtigen Blick auf ihren lebhaften Handelsverkehr der Flußseite warf, fühlte er sich freudig belebt und erfrischt, denn

so glänzend und vielversprechend hatte er sich dieselbe nicht vorgestellt, obgleich er oft von ihrer Blüthe und ihrem Reichthum hatte sprechen hören. Jetzt aber, nachdem er sie nach so kurzem Aufenthalt wieder hinter sich gelassen und sich nun mit jedem Schritte seinem Ziele näherte, verdrängte die Erwartung desselben jedes andere Interesse, seine innere Spannung wuchs von Minute zu Minute und weit öffnete er seine Augen, um Alles und Jedes in sich aufzunehmen, das sich ihm Neues und Nie-gesehenes bieten würde.

Und in Wahrheit, er hatte vom ersten Moment an Viel zu sehen. Gleich nachdem er die Brücke passirt, die von dem Kai der Stadt aus über den mächtig wallenden Fluß führte, den zahllose Segelschiffe und Dampfer belebten, begann das Terrain allmählig in die Höhe zu steigen und bald war er in die Bergregion gelangt, die er schon vom jenseitigen Ufer aus wahrgenommen hatte. Hier gab es nun manches Interessante für ihn und an Abwechselung der baum- und farbenreichen Gegend fehlte es nicht. Bald zog sich die Landstraße, auf der er fuhr, durch jäh zu beiden Seiten aufsteigende Abhänge dahin, die mit den herrlichsten Buchen, Eichen und Tannen bestanden waren, bald schlängelte sich der Weg, der oft steil bergan stieg und dann wieder eben so rasch fiel, an einer Bergelehne entlang, die meist zur rechten Hand blieb, aber zur Linken bisweilen dem Blick eine wohlthuende Aussicht in die malerisch mit Landhäusern und Schlössern geschmückte Gegend offen ließ. Wohl eine halbe Stunde schon hatte die Fahrt gedauert und der Weg wollte dem

Reisenden fast weiter erscheinen, als er angenommen, da er das, wie ihm gesagt, zur Linken liegende Schloß des Grafen von Brandhorst noch nicht hatte mit den Augen erreichen können, so verlangend er auch schon eine Weile danach ausgeschaut.

Als er endlich deshalb eine Frage an den Kutscher richtete, sagte dieser, der ein unterrichteter Mann zu sein und gern zu sprechen schien:

»Gedulden Sie sich nur noch ein Weilchen, Herr, die alte Rabenburg wird erst sichtbar, wenn wir den Berg da vor uns im Rücken haben. Sie liegt sehr schön auf einem breiten grünen Hügel, dicht an diesem großen Walde, der sich von der rechten Seite der Chaussee nach der linken hinüberzieht, und wenn Sie auf dem Hügel oder gar im Schloß selbst stehen, können Sie bis nach der Stadt und ihren Häusern und sogar den Fluß mit allen seinen Schiffen sehen, denn über die dazwischen liegenden Anhöhen ragt die alte Burg hinweg, die früher ein ritterliches Raubnest und dann der Sitz eines katholischen Bischofs gewesen ist, aus dessen Händen sie endlich an die protestantischen Erben kam, von denen sie der Graf erhalten und die ihr ihre jetzige Gestalt gegeben haben.«

Der Reisende erwies sich dankbar für die gern gegebene Unterweisung und that noch einige weitere Fragen, die sich auf das Gut Rabenburg und das Dorf Rabenbrück bezogen, wobei er die Schönheit der Gegend pries, durch die der rüstige Braune ziemlich rasch den leichten Wagen zog.

»O ja,« fuhr der Kutscher zu sprechen fort, »schon diese Landstraße ist mit ihren Aussichten und Bergen zu beiden Seiten an und für sich recht hübsch, das muß man sagen, aber nun sollten Sie einmal erst da oben zwischen den Bäumen auf dem Fußsteige wandeln, der von der Rabenburg nach der Stadt führt und viel näher ist, dann würden Sie erst eine recht große Freude haben, wenn Sie einen endlosen Wald mit herrlichen Bäumen und lustigen Vogelgesang lieben. Sehen Sie, das Alles, was hier vor uns und um uns liegt, nennt man den Rabenwald und er gehört dem Herrn Grafen Brandhorst, dem die Stadt ihn schon längst für ein gutes Stück Geld abgekauft hätte, wenn er ihn nur lassen wollte oder dürfte – na, das weiß ich so recht nicht. Aber der Herr scheint durch Erbschaftsverhältnisse nicht ganz frei über sein Eigenthum schalten walten zu können und außerdem ist er auch ein gewaltiger Jäger und so leicht giebt er sein bestes Gehäge nicht aus den Händen. Seine übrigen Ländereien hat der reiche Herr – wenn er wirklich so reich ist, wie man sagt – verpachtet, denn mit der Landwirthschaft giebt er sich nicht ab, dafür hat er keinen Sinn und gewiß versteht er auch nichts davon. Viel lieber jagt er mit den Cavalieren aus der Stadt umher, die ihn fleißig besuchen und ganz gut zu dem lebenslustigen Herrn passen, der früher auch ein Cavallerieoffizier, ein Ulan gewesen ist und bei demselben Regiment gestanden hat, welches noch heut in der Stadt hinter uns in Garnison liegt.«

In ähnlicher Art plauderte der gute Mann noch lange fort, so daß Wolfgang Harder schon jetzt einen ziemlichen Einblick in die Verhältnisse seines neuen Patronats Herrn gewann. Auf seine Frage, die er endlich an den Redseligen richtete, ob er vielleicht den Grafen persönlich kenne und was für ein Mann derselbe wohl sei, antwortete der Kutscher, der in diesem Punkt vielleicht nicht so gut unterrichtet war oder auch mit der Sprache nicht recht herauswollte:

»Ob ich ihn kenne! Na, den kennt ja jeder Fuhrmann in der Stadt, da er eben so oft dahin kommt oder so viel daselbst lebt, wie auf der Rabenburg selbst. Und was für ein Mann er ist? Nu, er ist eben ein vornehmer Herr, mit dem man es nicht so genau nehmen muß, und wenn er bezahlt, was er gebraucht, so ist schon alle Welt zufrieden mit ihm und sieht ihm so Manches durch die Finger. Ein lustiges Leben führt er, das soll wohl wahr sein, aber er hat ja das Geld dazu. Und jung ist er auch, also warum sollte er sich immer in seinen Bau verkriechen?«

»Wie alt mag er wohl sein?« warf Wolfgang Harder ruhig hin, der aufmerksam der Erzählung des Kutschers zugehört hatte.

»Nu, er mag wohl so dreißig oder zweiunddreißig Jahre alt sein, aber älter ist er gewiß nicht, denn eben als er Rittmeister geworden war und die Rabenburg erbte, hat er seinen Abschied genommen und das ist noch gar nicht lange her. Aber halt!« unterbrach sich der Erzählende und zeigte mit der Peitsche links nach einem Punkte hin, der sich eben aus den Bäumen erhob, die von jetzt

an auf der linken Seite aufhörten und eine hügelreiche Landschaft frei ließen, »da haben Sie schon die Rabenburg – ja, das ist sie. Vier Thürme bilden die vier Eckpfeiler und dazwischen liegt im regelmäßigen Viereck das Schloß oder wie wir lieber sagen, die Burg. Und was Sie da Grünes in der Mitte sehen, das ist ein Vorbau vor der oberen Etage in der Vorderfront, die etwas zurücktritt und wo man nun eine Art schwebenden Gartens angebracht hat, den vorn die weißen Säulen tragen. Na, ich habe das zwar noch nicht aus der Nähe gesehen, aber hübsch soll es sein und der ganze Garten soll aus Orangenbäumen, Myrthen und dergleichen bestehen.«

Wolfgang Harder hielt sein Auge gespannt auf das alte Gebäude gerichtet und fand Alles, was der Kutscher gesagt, vollkommen bestätigt. Vier massive Thürme, von hier aus sah man allerdings nur die beiden vordersten davon, bildeten die Strebepfeiler des Ganzen und zwischen ihnen, die mit ihren spitzen Giebeln weit über die umliegenden Parkbäume emporragten, zogen sich die Schloßmauern hin, die in ihren zwei Stockwerken eine Fülle von in der Sonne blitzenden Fenstern zeigten, so daß man daraus auf die Größe des Bauwerks schließen konnte. Im Ganzen sah es altersgrau und von Weitem nicht gerade sehr prunkvoll aus, aber es mochte in der Nähe wohl anders aussehen und die bedeutenden Räumlichkeiten, die ja sogar einst einem gewiß sehr genußsüchtigen Bischof gehört hatten, mochten Bequemlichkeit und Gemächlichkeit in Fülle bieten. Seinen schönsten Schmuck verliehen

ihm ohne allen Zweifel die prächtigen es von allen Seiten umgebenden Parkbäume und die weite Fernsicht, die von dem Balkon oder der Veranda mit dem schwebenden Garten ausgezeichnet sein mußte. Daß dieselbe mit grünem Blattwerk besetzt war, sah Wolfgang Harder mit seinen guten Augen schon jetzt und sogar die Schlinggewächse, zumal den saftig grünenden Epheu, die sich um die vier weißen Säulen wanden und üppig wuchernden Blätterketten glichen, konnte er allmählig unterscheiden, als er sein Fernglas zur Hand genommen hatte und den Wohnsitz seiner jetzigen Herrschaft so genau wie möglich musterte.

Es mochte dem jungen Pfarrer gefallen, was er sah, denn er wurde ganz still und gab sich eine Weile seinen innersten Gedanken hin. Plötzlich aber wurde er wieder durch den Kutscher daraus geweckt, der sich etwas hastig nach ihm umdrehte und fragte:

»Soll ich Sie vor die Burg fahren, Herr? Den Eingang können wir von hier nicht sehen, er liegt nach der Nordseite, uns also gerade entgegengesetzt.«

»Nein,« erwiderte der Geistliche, »fahren Sie mich nicht vor die Burg, sondern lieber nach dem Dorfe, das ja wohl unmittelbar dabei liegt, nicht wahr?«

»Ja wohl, Herr. Es liegt dicht am Park und ist nur durch einen kleinen Bach davon geschieden, über den eine Brücke führt und davon eben heißt es Rabenbrück. Aber was haben Sie denn im Dorfe zu thun?« fragte der Mann etwas neugierig weiter.

Wolfgang Harder besann sich nicht lange und glaubte ihm die Wahrheit sagen zu können.

»Ich bin der Geistliche,« sagte er freundlich, »der nach dem Dorfe berufen ist, und so können Sie mich gleich vor das Pfarrhaus fahren, in dem ich ohne Zweifel wohnen werde.«

Der Kutscher drehte sich rasch nach dem Redenden um, nahm ehrerbietig den Hut ab und sagte mit einem äußerst bescheidenen Ton:

»Ah, verzeihen Sie, das habe ich nicht gewußt, Herr Prediger, sonst hätte ich ja nicht so vorlaut mit Ihnen gesprochen. Aber ach, Sie haben mich eigentlich doch mit Ihrem letzten Wort erschreckt, denn, wissen Sie, vor das Pfarrhaus im Dorfe kann ich Sie wohl fahren, aber darin wohnen werden Sie vor der Hand gewiß nicht können.«

»Warum denn nicht?« fragte Wolfgang Harder mit einiger Verwunderung, da sich in der That ein sichtbarer Schreck auf den Zügen des Kutschers aussprach.

»Ach Gott, Herr, Sie wissen das freilich nicht, wie es scheint, und so will ich es Ihnen sagen. Vor vier Wochen ist in dem Dorf ein großes Feuer ausgebrochen und das Pfarrhaus ist mit den Nebenhäusern und Scheunen bis auf den Grund niedergebrannt.«

Wolfgang Harder schwieg betroffen und sah mit erregter Miene in das ihm ehrlich zunickende Gesicht des Berichterstatters, der ihm hier eine ganz neue und unerwartete Mittheilung machte.

»Ja,« fuhr der Kutscher eifrig fort, »Sie können sich schon auf meinen Bericht verlassen. Es ist Alles, wie

ich sage, und ich bin erst vor vierzehn Tagen mit einigen Herren nach dem Dorfe gefahren und habe mir die Brandstätte mit eigenen Augen angesehen. Jetzt bauen sie schon wieder daran, und das Pfarrhaus haben sie zuerst in Angriff genommen, wahrscheinlich damit Sie es schon im nächsten Jahre wieder bewohnen können.«

»Das beunruhigt mich einigermaßen,« konnte sich Wolfgang Harder nicht zu sagen enthalten, »aber wo werde ich nun mein Haupt niederlegen?«

»O, das werden Sie gewiß in der Burg am besten erfahren und wenn ich Ihnen rathen darf, Herr Prediger, so bringe ich Sie gleich dahin; der Hausmeister des Grafen, der früher der Kammerdiener der alten Besitzerin der Burg war, Herr *Striez*, ist ein ganz prächtiger alter Herr und der wird schon wissen, wo er Sie einstweilen unterbringen soll.«

»Nun, dann fahren Sie in Gottes Namen vor die Burg!« erwiederte der Geistliche gefaßt und verhielt sich von nun an schweigend, denn er war sichtlich überrascht, daß das Haus, in welchem er gemüthlich wohnen zu können geglaubt, so unerwartet durch einen Brand vom Erdboden verschwunden war. »Aber so geht es ja immer im Leben,« sagte er still zu sich. »Was man nicht erwartet, das geschieht, und worauf man fest baut und hofft, ach! das zerstören die Elemente oder des Schicksals Macht, was eigentlich Eins und Dasselbe ist. Nun, ich soll, wie es scheint, auch hier mein Amt nicht mit der Ruhe beginnen, auf die ich endlich so sicher gerechnet. Meine Rechnung durchkreuzt des Geschickes Allgewalt sehr oft

auf sehr seltsame und sich widersprechende Weise. Erst führt sie mir so ganz unerwartet – ach! – Irene in den Weg und gewährt mir ein Glück, das kurz wie ein Meteor am Horizont erscheint, und nun stürzt sie mich in eine neue Verlegenheit, indem sie mir das friedliche Dach über meinem Haupte nimmt, unter dem ich mich von meinen vielen Schicksalsschlägen zu erholen gedachte. Doch, lieber Gott, das ist einmal so und der Mensch muß sich unter alle Umstände beugen, die er nicht abwenden kann, und ich – ich beuge mich. Ja!«

Unterdeß war man dem alten Schlosse allmählig näher gekommen und unser Freund mußte sich gestehen, daß die Verhältnisse desselben immer größere Dimensionen annahmen. Bereits hatte der Kutscher sein Fuhrwerk in den dasselbe umgebenden Park gelenkt. Es ging ziemlich steil bergan in Zickzackwegen hinauf, aber immer durch die herrlichsten Baumgruppen, die sich weit um das Schloß erstreckten, bis sie zuletzt in den dunklen Bergwald übergingen, der sich auf seiner höchsten Höhe etwa fünfzehnhundert Fuß über die Thalsohle erheben mochte.

»Ach,« sagte der Reisende zu sich, als er von Minute zu Minute eine klarere Einsicht in das Besitzthum seines neuen Herrn gewann, »das Alles ist sehr schön, sehr vornehm, sehr edel und reich, aber dort oben auf dem stillen Berge, wenn jene sympathische Seele an meiner Seite saß, selbst in dem öden Eßzimmer, war es doch viel schöner und herrlicher. Doch vorbei, vorbei ist das Alles und nie, nie kehrt es so wieder, wie es gewesen ist.«

Und er wiederholte sich im Stillen die vier schönen Verse, die sie ihm als einzigen Abschied gesandt, und dachte längere Zeit wehmüthig, schmerzerfüllt noch einmal darüber nach, was die Schreiberin zu solch eigentümlichem Abschied vermocht haben könne.

Plötzlich aber fuhr er aus seinen Träumen auf und sagte zu sich:

»Und wie wird nun meine nächste Zukunft beschaffen sein? Werde ich dort vor mir, in dieser paradiesischen Gegend wirklich – nicht das Paradies, denn das giebt es auf Erden nicht – doch die Ruhestätte finden, nach der ich schon so lange suche und nach der mein Herz so stürmisch verlangt? Werde ich endlich einmal den Streit und die Kümmerniß, die mich lange genug verfolgt, abstreifen und mich einem friedlichen Stilleben hingeben können, wonach ich allein schon Jahre lang trachte und schmachte? Ach ja, ich sehe es immer deutlicher: schön ist diese Gegend, dieses wunderbar alte Schloß, aber werden sie mir auch so viele inneren Reize enthüllen, wie sie nach außen hin vor meinen Augen entwickeln? Das sind Fragen, die mir hoffentlich bald das Schicksal beantworten wird und auf diese Antwort will ich mich mit Ruhe und Ergebung vorbereiten. Wohlan denn, vorwärts, da sind wir ja schon und nun führe mir Gott zuerst ein wohlthuendes Menschenantlitz entgegen, denn ich gebe viel auf das erste Augenpaar und das erste Wort, die mir an einem neuen Aufenthaltsorte entgengetreten.«

Diese aus innerster Seele gesprochenen Worte schienen Der, zu dem sie emporgedrungen, erhört zu haben, – wenigstens führte er ihm wirklich ein freundliches Gesicht entgegen, und die ersten Worte, die auf der Rabenburg an ihn gerichtet wurden, lauteten nicht minder freundlich und wirkten außerordentlich beruhigend auf das durch so mancherlei Weh bestürmte Gemüth des Ankommenden ein. Denn kaum hielt der Wagen, der vom Schlosse aus schon früher bemerkt und mit seinen beiden Koffern, die neben dem Kutscher ihren Platz gefunden, aufgefallen sein mochte, so trat ein älterer, in einen schwarzen Frack gekleideter Mann mit grauen Haaren und einem unendlich gutmüthigen Gesicht aus dem hochgewölbten Portal des alten Schlosses und näherte sich, ehrerbietig grüßend, dem Insassen des Wagens, dessen angenehmes und nicht alltäglich erscheinendes Aeußere er sogleich mit sichtbarer Spannung musterte, als ob er bereits vermüthe, wer so eben vor der Rabenburg angelangt.

»Wen habe ich die Ehre, vor mir zu sehen?« fragte der alte Mann mit dem bescheidensten Wesen und verbeugte sich noch einmal vor dem Fremden, dessen Miene und Aussehen ihm augenscheinlich gefiel und dessen wirklichen Stand er nach kurzer Musterung aus seinem ganzen Gehaben errathen hatte.

Der Gefragte sagte ihm, wer er sei und wie er so eben erst zufällig gehört, was für ein Unglück im Dorfe geschehen und daß er deshalb vor das Schloß gefahren sei, um hier einige nähere Erkundigungen einzuziehen und

zu fragen, wohin er nun seine nächsten Schritte wenden solle.

»O, da sind Sie ja ganz an den rechten Ort gekommen, Herr Prediger,« erwiderte der Mann, der in der That der Hausmeister Striez war, und öffnete bereits den Schlag. »Steigen Sie nur gefälligst aus, wir haben Sie schon mehrere Tage erwartet.«

Wolfgang Harder nickte dem ihm vom ersten Augenblick an zusagenden alten Mann herzlich zu und wandte sich dann zuerst an den Kutscher, dem er seinen Fuhrlohn bezahlte, nachdem derselbe die Koffer und das sonstige Reisegepäck vom Wagen gehoben und einem herankommenden Diener übergeben hatte.

»Ja,« fuhr der Hausmeister, als das geschehen, zu sprechen fort, »Sie haben recht gehört, Herr Prediger. Ihr hübsches Häuschen in Rabenbrück ist leider ein Raub der Flammen geworden und das Schulhaus ist auch abgebrannt. Aber man wird beide schnell wieder aufbauen und bis dahin werden Sie Ihre Wohnung im Schlosse haben. So hat es unsere Herrschaft bestimmt und die näheren Befehle darüber sind mir schon lange gegeben. Treten Sie jetzt nur gefälligst näher, ich werde Sie gleich nach Ihrer Wohnung führen, die längst in Stand gesetzt ist und wo Sie hoffentlich Alles zu Ihrer Bequemlichkeit vorbereitet finden werden.«

Während er dies mit ungemeiner Herzlichkeit sprach, nahm er dem jungen Geistlichen das Plaid und den Regenschirm ab, den derselbe noch außer seinem Reisestock in der Hand hielt, und schritt ihm in das Schloß

voran, das auf den Ankömmling bei jedem Schritt einen bedeutenderen Eindruck machte. Denn Alles, was er um sich her sah, war, wenn nicht elegant und dem modernen Geschmack in der Bauart entsprechend, doch großartig angelegt und zeugte davon, daß früher, als die ehemaligen Vergoldungen an den Capitälen der die Corridore und Treppen tragenden Säulen noch neu waren, eine große Pracht hier geherrscht haben müsse. Jetzt war freilich Alles ziemlich veraltet, verfallen aber war nichts, sogar im besten Stande erhalten, wengleich die alten Granitquadern des Fußbodens, über welche man durch den weiten Hof schritt, im Laufe vieler Jahrhunderte, seitdem das Schloß bestand, stark ausgefahren und getreten waren.

Nachdem nun der Hausmeister den jungen Mann über den ziemlich geräumigen Hof geführt, den die Mauern des Schlosses mit ihren Thürmen vollständig einschlossen, trat er mit ihm in die Vorderfront ein, die vorzugsweise von der jetzigen Schloßherrschaft bewohnt zu sein schien, während die derselben entgegengesetzte Seite die Stallungen, Remisen und die Wohnungen für die zahlreiche Dienerschaft verrieth. Hier in dem eigentlichen Haupttheil des ganzen Schlosses herrschte schon ein größerer Glanz, denn die schöne marmorne Treppe, deren breite, mit Teppichen belegte Stufen bequem in die Höhe führten, zeigte ein noch immer reich vergoldetes

Geländer, und die Steinfiguren, die hier und da aufgestellt waren, ließen erkennen, daß der einstige Erbauer oder Restaurator des alten Gebäudes mit eben so viel Mitteln wie Geschmackssinn begabt gewesen sein müsse.

Indessen diese Treppe brauchte Wolfgang Harder bei seiner Ankunft nicht sogleich zu ersteigen, vielmehr leitete ihn sein Führer in das nur wenige Stufen über dem Erdboden gelegene Untergeschoß, trat in einen mächtigen, ebenfalls mit weichen Decken belegten Corridor, dessen Gewölbe in gothischen Spitzbogen zusammenliefen, und öffnete bald ein Zimmer, dessen Weite, Höhe und Tiefe sammt der darin enthaltenen Ausstattung einen ungewöhnlichen Eindruck auf den Beschauer hervorbrachten.

»So,« sagte der Hausmeister, »dies ist die für Sie bestimmte Wohnung, Herr Prediger, bis Ihr eigenes Haus fertig ist, und nun, bitte, machen Sie es sich bequem. Dies Zimmer nebenan ist Ihr Schlafcabinet und das auf jener Seite steht auch zu Ihrer Disposition. Wie Sie sehen« – er lud den jungen Mann mit einer höflichen Handbewegung ein, ihm dahin zu folgen, – »ist das die eigentliche Bibliothek der Rabenburg, allein sie wird leider jetzt nur wenig als solche benutzt. Nur die Frau Gräfin bringt hier täglich einige Stunden zu, um irgend etwas zu lesen oder sich ein Buch aus den alten Schränken hervorzusuchen, und wenn sie einmal Lust hat, zu studiren, wird sie es Ihnen gewiß sagen lassen, da sie nicht die Frau ist, die einen Geistlichen in seiner Arbeit und ruhigen Betrachtung stört. Uebrigens,« fuhr der alte Diener fort, der

heute einmal lebhaft sprach, was sonst nicht seine Gewohnheit war, »wohnen Sie gerade unter den Zimmern der Frau Gräfin, und hier, diese Tapetenthür führt auf einer Wendeltreppe, wie Sie sehen, aus der Bibliothek unmittelbar in ihre Gemächer hinauf. Sie können die Thür nach Ihrem Belieben schließen, die Frau Gräfin hat selbst einen Schlüssel, der sie von innen öffnet. Jetzt indessen ist sie verreist und wird erst in einigen Tagen von uns erwartet. Auch dem Herrn Grafen können Sie im Augenblick nicht Ihre Aufwartung machen, denn er ist ausgeritten und wird erst in einer Stunde zur Frühstückszeit zurückkehren. Bis dahin sind Sie Ihr eigener Herr, ich werde aber nicht unterlassen, Sie von der Ankunft des Herrn Grafen zu unterrichten und Sie selbst zu ihm zu führen, damit Sie so bald wie möglich sich in dem weitläufigen Schlosse in Bezug der verschiedenen Wohnungen orientiren.«

»Wohnt denn der Herr Graf nicht auch in der Nähe seiner Gemahlin hier dicht über mir?« fragte der Geistliche.

Der alte Hausmeister schüttelte mit einer etwas trüben Miene den Kopf, sah den Fragenden mit seinen gutmüthigen Augen zaghaft an und sagte:

»Ach nein, lieber Herr Prediger, der Herr Graf wohnt nicht auf dieser Seite des Schlosses. Er liebt es, für sich allein zu sein und so hat er den rechten Schloßflügel bezogen, da drüben, nachdem er ihn sich nach moderner Art hat einrichten lassen. Er ist kein Freund von altherkömmlichen Möbeln, wie Sie sie hier bei sich sehen und

auch bei der Frau Gräfin finden werden, denn diese stammen alle noch aus der Hinterlassenschaft der alten Dame her, die früher die Besitzerin der Rabenburg war und von der die Frau Gräfin die ganze Besitzung geerbt hat.«

»Ah, also die Rabenburg ist nicht der Stammsitz der Grafen von Brandhorst gewesen?«

»O bewahre! Die Brandhorsts sind nur eine arme Familie, wenigstens nicht so reich, wie sie es wohl gewünscht hätten, vielmehr stammt Alles, was Sie hier sehen, aus dem Besitz der Frau Gräfin her. Doch das werden Sie ja bald hier erfahren und Ihnen wird so leicht nichts verborgen bleiben, was sich zwischen diesen alten Mauern zugetragen hat und noch zuträgt.«

Bei diesen mehr geflüsterten als laut gesprochenen und etwas dunklen Worten sah er den ihn erstaunt anblickenden Geistlichen mit einer Miene an, die schwer zu entziffern gewesen wäre. Es lag eben so viel Vertrauen zu dem ihm ganz unbekanntem, aber ihn ungemein ansprechenden Geistlichen, wie auch ein tief inneres Bedauern darin, daß die Verhältnisse im Schlosse nicht von solcher Beschaffenheit seien, wie man wohl wünschen möchte. Wenigstens glaubte unser Freund das aus seinem Gesicht abzulesen und wahrscheinlich irrte er sich auch nicht.

»Für jetzt verlasse ich Sie,« sagte der alte Hausmeister noch und verbeugte sich schon, worin er in seiner Stellung als Diener so vornehmer Herrschaften eine außerordentliche Virtuosität erlangt hatte, denn die Bewegungen seines doch schon gealterten Körpers geschahen so rasch und deuteten eine so große Geschmeidigkeit an,

daß dieselbe nur in Folge einer lange Jahre fortgesetzten Uebung entstanden sein konnte. »Ja, für jetzt verlasse ich Sie, aber ich werde Ihnen den Casper schicken, der Sie für's Erste speciell zu bedienen hat, und wenn Sie ihn einmal rufen wollen, so ist dort die Glocke dazu.«

Nach diesen Worten verließ er das Zimmer und Wolfgang Harder hatte nun Zeit genug, seine neue Wohnung zu betrachten und über das, was er eben gehört, eine Viertelstunde nachzudenken. Und in der That, diese Wohnung war ganz nach seinem Geschmack, denn, ohne luxuriös zu sein, konnte man sie gediegen, werthvoll und zugleich angenehm nennen. Sie bot eben so viel Raum und freie Aussicht in der Richtung nach der fernen Stadt, obgleich man diese selbst aus dem unteren Stockwerk der davorstehenden Bäume wegen nicht in's Auge fassen konnte, als sie auch mit alterthümlichen Möbeln und Geräthen auf das Stattlichste ausgerüstet war. Hoch wölbte sich die mit reicher Stuccatur verzierte Decke über dem zu ihr Emporsehenden und die Wände waren mit gepreßten, ehemals zierlich vergoldeten und geblühten Ledertapeten bekleidet, wie sie in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts Mode gewesen waren. Die Möbel waren alle aus dunklem Holz geschnitzt, die Sophas seltsam weich, bequem und mit grünseidenem, etwas verblichene Damast überzogen und eben so ließen die halb weißen, halb grünseidenen Vorhänge an den beiden breiten und hohen, aber tief in der Wand liegenden Fenstern nur ein mattes, gedämpftes Dämmerlicht in das Innere fallen.

Ein ehrwürdiger großer Schreibtisch, von derselben Schnitzarbeit wie die übrigen Möbel, stand in der Mitte des geräumigen Zimmers und zu seiner Verwunderung fand Wolfgang Harder auf demselben eine Fülle Papiers jeder Gattung, ferner ein frisch gefülltes Tintenfaß und das dazu nöthige Material liegen, eine Aufmerksamkeit, von der er nicht wußte, ob er sie dem gefälligen Hausmeister oder irgend einem anderen wohlwollenden Herzen im Schlosse zu verdanken habe.

Ganz mit der Einrichtung dieses Wohnzimmers übereinstimmend, zeigte sich auch das nebenan liegende Schlafcabinet, welches jedoch nur durch *ein* Fenster erleuchtet war. Tapeten, Vorhänge, Teppiche, Möbel waren von gleicher Arbeit und gleichem Stoff und nur das ungeheuer breite Bett mit seinen grünseidenen Vorhängen und Decken kam dem bescheidenen Priester fast zu gewaltig vor, da er noch nie auf einem solchen luxuriösen Lager geschlafen hatte, Nachdem er aber auch dies Cabinet mit steigender Verwunderung betrachtet und sich innerlich gestanden hatte, daß er hier wahrscheinlich besser logirt sei, als er es in seiner eigenen dörflichen Behausung gewesen wäre, begab er sich noch einmal neugierig in die an das Wohnzimmer stoßende Bibliothek, denn eine solche übt auf einen Gelehrten und die Wissenschaften liebenden Mann ja immer eine besondere Anziehungskraft aus.

Auch wurde seine Neugierde auf angenehme Weise befriedigt, denn er fand in alten, bis zur Decke reichenden Regalen und Schränken eine Unzahl gut gebundener

Bücher, die aus allen Zeiten stammen und allerlei Wissenschaften umfassen mochten, wenigstens sah er vielen von ihnen an, daß sie alt und dabei wenig gebraucht waren, während die ebenfalls vorhandenen neueren Klassiker und die Werke der allerneusten Literatur auch reich genug vertreten und an ihren Einbänden verriethen, daß sie viel häufiger als jene in die Hand genommen worden waren. Ein einziges Buch, in rothen Maroquin mit Goldschnitt gebunden, lag auf einem kleinen runden Marmortisch am Fenster, vor dem ein bequemer, mehr zum Liegen als zum Sitzen eingerichteter Sessel stand, und als er es aufnahm, sah er, daß es Goethe's Faust war, der also wahrscheinlich zuletzt hier irgend einen Bewohner des Schlosses beschäftigt hatte. Was den neuen Bewohner dieser drei Zimmer aber ganz besonders anzog, war ein eigenthümlicher Duft, wie wir ihn häufig in alten Schlössern mit so ehrwürdiger Ausstattung finden und der aus den Hölzern zu stammen scheint, die man zu den vorhandenen Möbeln benutzt hat, und mit dadurch erhalten und vermehrt wird, daß die frische Luft nur selten Zutritt zu solchen Gemächern hat, da sie ja nur zu Zeiten bewohnt werden, meist aber in ungestörter Ruhe und Einsamkeit verharren, was ihnen ebenfalls als könne man ihnen das ansehen, ein eigenthümlich anziehendes und romantisches Gepräge aufdrückt.

Als Wolfgang Harder mit der genaueren Betrachtung seiner jetzigen Wohnung, die ihm mit jedem Augenblick besser gefiel und behaglicher dünkte, gerade zu Stande gekommen war, trat der ihm verheißene Casper, ein in

einen braunen Livreerock gekleideter stattlicher Bursch von etwa vierundzwanzig Jahren herein, der mehr für die Bedienung im Stall als für die Aufwartung eines Gelehrten geschult schien, und meldete sich bis auf Weiteres zum Dienst des Herrn Predigers bereit. Auch trug er, ohne auf den Befehl dazu zu warten, die beiden Koffer des Herrn, die er mit hereingebracht, sogleich in das Schlafcabinet, hob sie auf ein herbeigeholtes Gestell und öffnete sie, nachdem er sich dazu anheischig gemacht und zu dem Behuf die Schlüssel von dem Geistlichen erhalten hatte.

»Soll ich Ihnen Ihre Sachen auch gleich in die Comode und die Schränke packen?« fragte er den Herrn, der seinem Thun mit einer eigenen Bedachtsamkeit zusah, da er sich diesen Dienst stets selbst zu verrichten gewohnt war.

»Nein, ich danke Ihnen, das werde ich selbst thun,« lautete die mild gesprochene Antwort.

Der junge Diener, wahrscheinlich an eine vollkommene Hülfsleistung gewöhnt, sah den stattlichen und so bescheiden auftretenden neuen Hausgenossen etwas verwundert an, dann nickte er und fragte zuvorkommend weiter:

»Haben Sie sonst vielleicht irgend einen Wunsch, den ich Ihnen erfüllen könnte?«

»Daß ich nicht wüßte; ich will mich nur umkleiden, um mich zu der Vorstellung vor dem Herrn Grafen vorzubereiten.«

Casper lächelte mit seinem verschmitzten Gesicht ziemlich vergnügt, als sei er zufrieden, hier nicht viele Dienste verrichten zu müssen, dann verbeugte er sich und ging, aber in der Thür, als er sie schon in der Hand hielt, blieb er wieder stehen, drehte sich herum und sagte:

»Ach ja, beinahe hätte ich es vergessen: das Frühstück, soll ich Ihnen sagen, würden Sie wohl mit dem Herrn Grafen einnehmen, wenn er von seinem Ritt zurückkehrt. Aber eine kleine Stunde wird wohl noch vergehen, bis er kommt, denn der gnädige Herr liebt die etwas weiten Ritte und heute hat er ein ganz neues Pferd bestiegen und das wird er wohl ordentlich probiren wollen. Herr Striez wird Sie aber selbst benachrichtigen, sobald er kommt und Sie empfangen will.«

»Ich danke Ihnen und das Letzte wußte ich schon.«

Eine Viertelstunde später hatte Wolfgang Harder sich in seine besten Kleider geworfen und als der blitzende Spiegel über dem alten schwarzen Marmorkamin seine hohe und kräftige Gestalt zurückwarf, hätte er sich sagen können, daß er selten einer so stattlichen männlichen Figur, einem so edlen ausdrucksvollen Gesicht mit einer so ernst gefaßten und ruhig sich beherrschenden Miene diesen mühelosen Dienst erwiesen habe.

Aehnliches mochte auch wohl Herr Striez denken, als er eine halbe Stunde später bei dem neuen Geistlichen eintrat, denn er blieb verwundert einen Moment vor ihm stehen, blickte ihm, still mit dem alten Kopfe nickend, in das wohlwollende, von dem schönen dunklen Haar so

reich umwallte Gesicht und als er endlich dasselbe ihn freundlich anlächeln sah, so freundlich, wie hier nur selten Jemand lächelte, verbeugte er sich höflich und sagte:

»Ah, Sie sehen jetzt ganz anders aus als vorher in Reisekleidern. Nun, ich habe immer gefunden, daß ein Mann, der im Aeußeren etwas auf sich hält, auch innerlich für sein Bestes sorgt. Doch verzeihen Sie, daß ich Ihnen dies sage. Aber ich bin ein närrischer alter Mann, ein wahrer Kindskopf, wie sie in Sachsen sagen – und ein ehrlicher Sachse bin ich – und spreche immer aus, was ich denke, wenn ich es glaube sagen zu können. Indessen bin ich von meiner früheren Herrschaft, bei der ich von Jugend an gewesen, und der jetzigen Frau Gräfin, ihrer Nachfolgerin in der Rabenburg etwas verwöhnt. Die Letztere läßt mich auch reden, was ich will, und fragt mich sogar oft noch mehr aus, als ich sagen will. Es ist das eine herrliche Dame, Herr Prediger, und Sie werden Ihre wahre Freude daran haben.«

»Und Ihr Herr der Graf?« fragte Wolfgang Harder lächelnd, der an dem heute so gesprächigen Alten schon Wohlgefallen zu finden begann.

Der alte Hausmeister machte eine seltsam abwehrende Geberde mit der Hand, als wollte er sagen: »Ach der! Mit dem spricht man am liebsten gar nichts!« Aber er sagte nur laut: »Ach so, ja, da bringen Sie mich auf meine eigentliche Meldung: der Herr Graf ist so eben gekommen und man trägt ihm schon das Frühstück auf sein Zimmer. Wenn es Ihnen also gefällig ist, folgen Sie mir und

da werden Sie – den Herrn Grafen gleich aus eigener Anschauung kennen lernen.« –

Herr Striez führte den ihm langsam und mit gemessenen Schritten Folgenden, denn derselbe war sich bewußt, daß er einen für sein ferneres Leben wichtigen Gang vor sich habe, durch einen langen Corridor der Hauptfront in dem nach Westen gelegenen Schloßflügel, stieg hier eine breite, ebenfalls mit Teppichen belegte Steintreppe hinauf und blieb dann auf einem gewölbten Gange stehen, dessen Wände, welche nur ein gedämpftes Licht durch die schmaleren Fenster auf der Hofseite empfangen, alte Gemälde bedeckten, die Personen darstellten, deren verschiedenes Costüm verrieth, daß sie bis in das tiefe Mittelalter hineinreichten, da sammtne Gewänder und Al-longeperrücken eben so reich wie eiserne Rüstungen mit drohenden Waffen vertreten waren. Wahrscheinlich stellten diese Bilder die Reihenfolge der Besitzer der alten Rabenburg dar, und daß dies der Fall, erfuhr der Geistliche später, als er sich erst um solche Dinge in dem seltsamen Schloß bekümmern konnte.

Nach einigen weiteren Schritten aber blieb der Hausmeister vor einer breiten Flügelthür stehen, vor der ein großes Bärenfell ausgebreitet lag und von deren Gesims ein ungeheurer Hirschkopf mit reichem Geweih niederblickte, und sagte:

»So, Herr Prediger, hier warten Sie gefälligst einen Augenblick, ich werde Sie sogleich anmelden, denn hier wohnt der Herr Graf.«

Wolfgang Harder blieb nur wenige Minuten allein, dann that sich die Thür wieder auf, Herr Striez trat heraus und sagte, mit einem überaus ernstern Gesicht auf die offen gelassene Thür deutend:

»Bitte, treten Sie ein, der Herr Graf erwartet Sie.«

Der Geistliche von Rabenbrück schritt mit hoch erhobener Gestalt und ernstem, mild blickenden Gesicht über die Schwelle und befand sich nun in einem hohen, geräumigen und im modernsten Geschmack möblirten Zimmer, in dem auf einem mit blauem Sammet überzogenen Divan der Herr Graf von Brandhorst vor einem reichlich bestellten Frühstückstisch saß. Daß man auf die Theilnahme eines Mitspeisenden gerechnet, bewies ein zweites, noch unangerührtes Couvert, welches dem des bereits speisenden Herrn gegenüber lag. Der Graf blieb, als der Geistliche ruhig vor ihn hintrat und sich höflich verbeugte, nachdem er sich einen Augenblick nachlässig erhoben und seinen dunklen Kopf zu einer kalten Verneigung gezwungen, sitzen; dann, einen kurzen raschen Blick aus seinen graubraunen Augen über den ihm fremden Mann gleiten lassend, der besagen zu wollen schien: »Ich muß ihn mir doch wenigstens ansehen!« fuhr er ungenirt im Essen fort, während Wolfgang Harder ihn scharf musterte und sich auch nicht darin stören ließ, als sich sogleich das nachfolgende Gespräch entspann, welches jedoch zumeist nur von dem Grafen geführt wurde.

Der Herr Graf war so eben vom Pferde gestiegen und trug eine Kleidung, in der ihn Wolfgang Harder von jetzt an fast alle Tage sehen sollte und die er den ganzen

Tag nicht ablegte, auch später bei Tisch nicht, als seine Gemahlin angekommen war. Sie bestand aus einem dunkelgrünen kurzen Reitrock, dessen Schöße durch silberne Haken nach hinten zurückgehalten wurden, aus weißen hirschledernen, sehr eng anschließenden Beinkleidern und bis zu den Kniee reichenden blank lackirten Stulpstiefeln mit großen silbernen Sporen. Aus einer schwarzseidenen offenen Weste tauchte überaus feine Wäsche und eine schwere goldene Uhrkette hervor, an der ein ganzes Bündel modernster Berloquen hingen. Um seinen aufrecht stehenden Hemdkragen war ein blauseidenes Tuch lose geknüpft, dessen Zipfel in der Mitte der Brust eine von einem schönen Solitair funkelnde Tuchnadel zusammenhielt. Auf dem Mittelfinger der linken Hand blitzte ein von Brillanten umgebener blauer Stein, in den ein kleines Wappen geschnitten war, sonst trug er an beiden Händen keinen anderen Ring. Auf einem Nebentisch endlich stand sein grauer moderner Cylinderhut, aus dem graue lederne Reithandschuhe und eine schwere Reitgerte hervorsahen.

So weit der Geistliche den etwa zweiunddreißig Jahre alten Herrn in seiner sitzenden Stellung beurtheilen konnte, war er, was sich auch später bestätigte, ein gut und schlank gewachsener Mann, der von Wolfgang Har-der nur um wenige Zoll an Größe überragt wurde. Seine Hände waren nicht eben klein, aber ungemein sauber gehalten, und offenbar lag etwas aristokratisch Militairisches in seiner ganzen Erscheinung, wie er ja auch, wie wir bereits wissen, Cavallerieoffizier gewesen und diese

Stellung erst aufgegeben hatte, als seine Gemahlin die Erbin von den Rabenburg'schen Gütern geworden war. Daß er in seiner Jugend flott und schnell gelebt, erkannte man an dem matten Ausdruck seines hageren Gesichts, das fast schläfrig aussah, zumal er die etwas schweren Augenlider selten erhob und meist vor sich hin sprach, ohne die Personen, zu denen er sprach, anzublicken, als halte er es nicht der Mühe werth, sich ihretwegen irgend einen Zwang aufzuerlegen oder sich durch sie aus seiner vornehmen Ruhe bringen zu lassen. Im Ganzen war sein Gesicht stark gebräunt, nur die Stirn war auffallend weiß geblieben. Sein dunkles Haar war ganz kurz geschnitten, seine hageren Wangen glatt geschoren, dagegen war der noch schwärzer gefärbte Schnurrbart stark entwickelt und lief in zwei lange Spitzen aus, und vom Kinn hing ein dichter Knebelbart herab, der in einer eben so scharfen Spitze endete und das ganze Gesicht etwas langgezogen erscheinen ließ. In seinem Blick, wenn er einmal sichtbar wurde, lag eine eisige, gefühllose Kälte, die auch in diesem Augenblick durch kein warmes inneres Gefühl angeregt wurde, und um seinen sinnlichen Mund zeigte sich beim Sprechen ein spöttischer, sarkastischer Zug, als ob der vornehme Herr Alles, was nicht zu seinem Ich paßte oder nicht nach seinem Geschmack war, geringzuschätzen berechtigt wäre.

Im Ganzen machte dies langgezogene, magere und abgelebte Gesicht gleich beim ersten Blick darauf einen unangenehmen Eindruck, denn der maßlose Hochmuth und die Verachtung alles Dessen, was unter seinem Stande

lag, die aus jedem Zuge sprachen, verliehen ihm jenes blasirte und dünkelfhafte Gepräge, welches um so herber und verletzender wirkt, wenn, wie hier, kein geistiger oder gemüthlicher Hauch es belebt und in dem nur dem Ehrgeiz und dem Streben nach Oben ergebenen Herzen eines solchen Menschen keine weiche Empfindung thront.

So war es denn sehr natürlich, daß der weiche, herzenswarme, geistreiche, auf Nichts eingebildete und sich in Alles fügende Geistliche gleich bei den ersten Worten seines neuen Patronatsherrn etwas sich gegen denselben Kehrendes, Widerwärtiges, ja Abstoßendes empfand, zumal seine Worte mit einem gleichgültigen näselnden Ton vorgebracht wurden und beim Sprechen kein Zug in diesem kalten Gesicht sich veränderte, kein freundlicher Blick ihn traf und keine ihn willkommen heißende Miene sichtbar wurde. Vielmehr gab sich nur von Augenblick zu Augenblick mehr eine ungemessene Vornehmthuerei an ihm kund, die mit absichtlicher Berechnung hervorgekehrt und behufs größerer Wirkung mit starken Farben aufgetragen ward.

Das erste Gespräch zwischen beiden Männern war, was das Geschäftliche betraf, von gar keiner Bedeutung, da der Herr Graf auch innerlich nur mit seinem Frühstück beschäftigt und von dem neuangekommenen Geistlichen und dem daraus entspringenden Nutzen für seine Gemeinde nur sehr geringe oder gar keine Notiz zu nehmen schien; weit mehr erstreckte es sich dagegen, ganz wider Erwarten Wolfgang Harder's, auf andere Dinge, die

gleich an diesem Tage in Betracht gezogen zu finden, ihn in eine stille Verwunderung versetzte, da er etwas ganz Anderes von seinem Gutsherrn zu hören geglaubt hatte.

»Sie verzeihen,« begann derselbe, nachdem er sich kalt verneigt, »daß ich mich nicht stören lasse. Ich habe einen weiten Ritt gemacht und bin hungrig und durstig nach Hause gekommen. Haben Sie schon gefrühstückt?« und dabei lud er ihn nicht einmal ein, Platz zu nehmen, obwohl bereits ein Sessel vor das zweite Couvert gerückt war.

»Ja,« erwiderte Wolfgang Harder mit seiner tiefen melodischen Stimme und ohne seinen furchtlosen Blick von dem unheimlichen Gesicht des lebhaft Essenden abzuwenden, »ich habe in der Stadt gefrühstückt, in der ich mich eine Stunde aufgehalten habe.«

»Gut, dann fordere ich Sie nicht auf, an meinem Mahl Theil zu nehmen, denn ein gebildeter Mensch pflegt ja nicht zu essen, wenn er satt ist. Aber – was ich zuerst sagen wollte – ja, wir haben Sie schon einige Tage erwartet. Wie ich höre, wissen Sie schon, daß Ihr Haus im Dorfe abgebrannt ist. Das wird der Gemeinde und auch mir einiges Geld kosten. Nun, da Sie doch, bis es wieder hergestellt, irgend wo bleiben müssen und im Dorfe selbst kein passendes Unterkommen zu finden ist, werden Sie einstweilen hier auf dem Schlosse wohnen. Betrachten Sie sich so lange als meinen Gast und seien Sie von vornherein überzeugt, daß ich Sie in Ihrem Behagen niemals und nirgends stören werde. Ruhen Sie sich einige Tage, sehen Sie sich in Ihrer neuen Gemeinde um

und dann beginnen Sie allmählig Ihren Dienst. Nächsten Sonntag erwarte ich Ihre Antrittspredigt. Sie wird wahrscheinlich für unser künftiges Verhältniß entscheidend sein. Um es Ihnen aber gleich zu sagen – ich bin kein eifriger Kirchengänger und liebe die Kanzelberedsamkeit nicht, noch weniger das Disputiren über kirchliche Dinge in meinem Hause. Diesmal aber werde ich Ihre Predigt anhören. Nur Eins noch möchte ich Ihnen sagen. Bei Tische vermeiden Sie es, über die Religion zu sprechen, ich liebe das nicht. Etwas was sich von selbst versteht, bedarf keiner Erläuterung. Uebrigens ist es möglich, daß Sie gerade zu solchen Disputationen hier herausgefordert werden. Eine solche Gelegenheit, wenn Sie sich Ihnen bieten sollte, weisen Sie stets von der Hand. Denken Sie immer an diesen meinen Wunsch, der ein für allemal gesprochen ist. – Nun, da Sie schon gefrühstückt haben, und ich zu einer weiteren Unterredung gerade nicht aufgelegt bin, machen Sie es sich bequem. Um vier Uhr speisen wir, heute noch allein, da erwarte ich Sie also hier. Aber den kurzen schwarzen Rock da, den ich nicht liebe, legen Sie nicht wieder an. Nur wenn Gesellschaft im Hause ist, mögen Sie so erscheinen. Heute sind wir, wie gesagt, ganz unter uns und da will ich mehr mit Ihnen reden. Meine Familie ist noch abwesend, aber ich erwarte sie bald. Guten Morgen!« –

Der neue Geistliche von Rabenbrück, als er nach diesen ihn rasch verabschiedenden Worten das Zimmer des vornehmen Herrn verließ, mußte sich gestehen, daß er

einen solchen Empfang noch nie erlebt und auch an diesem Orte nicht erwartet hatte. Im Ganzen hatte er kaum zehn Worte gesprochen und er hätte es auch, wenn er es gewollt, nicht thun können. Der Herr Graf hatte allein geredet, ihn nach nichts gefragt, vielleicht auch nichts von ihm hören wollen und keine einzige Bemerkung über das von ihm zu verwaltende Amt oder über die ihm zugewiesene dörfliche Gemeinde gemacht. Ferner hatte der Graf ihn beim Frühstück sitzend empfangen und es nicht einmal der Mühe werth gehalten, sich davon zu erheben, ihm entgegenzutreten und ihn auf eine Art und Weise willkommen zu heißen oder wenigstens zu begrüßen, wie ein Gutsherr seinen Pfarrer begrüßt, dem er selbst gesagt, daß er schon erwartet sei. Zwar hatte er ihn gefragt, ob er schon gefrühstückt, in der Absicht, ihn sein Mahl theilen zu lassen, wenn er seinen Appetit noch nicht gestillt, aber diese Absicht konnte unmöglich ernstlich gehegt worden sein, sonst würde er ihn wohl lebhafter aufgefordert haben, sich an seine Seite zu setzen, während er ihm nach der Bejahung jener Frage, über die er sich förmlich zu freuen schien, nicht einmal einen Stuhl angeboten hatte.

Alle diese Gedanken schwirrten dem jungen Mann durch den Kopf, als er sich jetzt, etwas enttäuscht über seine Stellung im Rabenburger Schloß, nach seinem Zimmer zurückbegab, sich in andere Kleider warf und dann in sich selbst versunken aus dem Fenster in die frische Luft hinausstarrte, ohne im ersten Augenblick irgend etwas zu sehen, was unmittelbar vor ihm lag. Traurig zwar,

oder gar unglücklich, war er über diesen unerwarteten Empfang nicht, dazu war er viel zu verständig, zu aufgeklärt und seine Menschenkenntniß hatte ihn schon lange belehrt, daß es in der an Menschen so reichen Welt auch närrische Käuze gebe, und daß man sich nicht darüber verwundern dürfe, wenn man einmal einem solchen auf seinem Wege begegnete.

»Was geht es mich weiter an,« sagte er sich, »wenn dieser vornehme Herr sich nicht viel aus einem Geistlichen macht? Seinetwegen bin ich nicht hierhergekommen, und er wird ja auch wohl nicht der Einzige sein, mit dem ich zu verkehren haben werde. Kümmert er sich nicht um mich, so werde ich mich noch viel weniger um ihn bekümmern und die paar Stunden, die ich täglich mit ihm bei Tisch zuzubringen habe, werden sich ja wohl ertragen lassen, zumal ja nun bald seine Familie eintreffen soll, die vielleicht und sogar wahrscheinlich ganz anders geartet ist, als er, wenn dieser alte Hausmeister in seiner Bemerkung Recht hat, die er mir, wie es scheint, vorher nicht umsonst gemacht. Ha, ich werde ferner aufmerksam auf dergleichen Bemerkungen sein. Es widerstrebt mir zwar, die Diener über ihre Herrschaft auszuforschen; wenn ich es aber meiner hiesigen Stellung wegen thun muß, werde ich mich nicht enthalten, alle Quellen zu studiren, die mich hier weise und erfahrungsreich machen, also mir auch meiner selbst wegen nothwendig sind.«

Als er in seinem Selbstgespräch so weit gekommen war, schaute er wie nach einem reiflich erwogenen und festgefaßten Entschluß gleichmüthiger als vorher in die

vor ihm liegende Welt hinaus, und um ihn noch ruhiger und froher zu stimmen, ließen sich in den Gebüsch des vor seinem Zimmer liegenden Gartens die Stimmen zahlloser Nachtigallen hören, deren schmelzenden Tönen er von jeher mit einer an Andacht gränzenden Lust gelauscht und die ihn auch jetzt mit der trüben Lage veröhnen zu wollen schienen, in der er sich augenblicklich befand. Um ihnen noch näher zu sein und sich im Freien zu ergehen, was er, seitdem er den unvergeßlichen Thurmberg verlassen, nicht gethan, brannte er sich eine Cigarre an und begab sich in den Garten vor das Schloß, wo er dieses selbst von allen Seiten im Einzelnen betrachtete und sich dabei gestehen mußte, daß es nicht gerade im modernen Sinne schön und anziehend, wohl aber in seiner altersgrauen Bauart, seinen bedeutenden Räumlichkeiten und seiner ehrwürdigen im Innern und Außen in die Augen fallenden Pracht, vor allen Dingen aber wegen seiner zauberhaft schönen Lage ein wünschenswerther Besitz und daß es doch nicht übel sei, ein begüterter Herr zu sein, dem es seine Mittel möglich machten, frei und unumschränkt auf solchem zu hausen und das Leben auf eine Weise zu genießen, wie es nicht vielen Menschen auf dieser Erde geboten ist.

Von den schönen Anlagen des nach allen Seiten sich weithin erstreckenden Parkes angelockt, hielt sich unser Freund länger als er gedacht, im Freien auf und nachdem er auf verschiedenen anmuthigen Stellen, hier auf einer Bank unter einer Hängebirke, dort in einem Hollundergebüsch, das eben seine Wohlgerüche entfaltete, oder im

Schatten einer alten Linde oder Kastanie gesessen, begab er sich langsam in das Schloß zurück, um sich nun gemüthlich in seinen schönen Zimmern einzurichten, die ihn bereits, er wußte nicht warum, mit einem an ein heimathliches Gefühl streifenden Wohlbehagen erfüllten.

Als er auch dies Geschäft zu Stande gebracht und von dem herbeigerufenen Casper seine Koffer hatte entfernen lassen, wunderte er sich, daß der Tag schon so weit vorgeückt und die Stunde nahe sei, wo er sich wieder dem seltsamen Gebieter der romantischen Rabenburg gegenüber sehen würde.

In einem Anzuge, der außer der dunklen Farbe des modernen Oberrocks nichts Priesterhaftes verrieth, da ja der Herr Graf diese priesterhafte Kleidung so wenig liebte, daß er gleich beim ersten Zusammentreffen eine verständliche Bemerkung darüber hatte fallen lassen, begab sich dann Wolfgang Harder um die festgesetzte Zeit und als die Glocke im Hause, worauf der Hausmeister ihn kurz vorher aufmerksam gemacht, die Speisestunde verkündete, nach den Gemächern, wo der Graf wohnte und wo er jetzt, so lange seine Familie abwesend war, auch zu speisen pflegte. Auf dem mit Ahnenbildern geschmückten Corridor kam ihm Herr Striez schon entgegen und lud ihn ein, näher zu treten, da der Herr Graf auch sogleich erscheinen werde.

Wolfgang Harder trat in ein großes Gemach, das zum Speisesaal für Junggesellen eingerichtet zu sein schien, und in der That war dies der Fall, denn hier bewirthete der Graf seine Gäste, wenn er dieselben allein genießen

wollte und seine Gemahlin an der Gesellschaft der Jäger oder Offiziere nicht Theil nahm, die den Besitzer der Rabenburg häufig besuchten und mit ihm lustig lebten, wie sie früher wohl gelebt haben mochten, als er selbst einer ihrer muntersten Kameraden gewesen war.

Heute nun waren die beiden Männer, wie schon gesagt, allein, nur der Hausmeister war zugegen, stand jedoch entfernt von dem Tisch an einem gewaltigen Büffet, um der Winke seines Gebieters gewärtig und überhaupt bei der Hand zu sein, wenn einmal der die Tafel bedienende Lakai abwesend war, was stets der Fall, wenn er die zu servirenden Speisen aus der nahen Küche im Erdgeschoß holte. War er aber nicht von seinem Herrn in Anspruch genommen, so stand der alte Mann unbeweglich am Büffet; nur seine Augen waren unablässig bald auf seinen Herrn, bald auf den jungen Geistlichen gerichtet, als ob er sie Beide mit haarscharfem Blick vergleiche; daß er aber auch ihr Gespräch hörte und verstand, was ohne Zweifel der Fall, verrieth er mit keiner Miene und nur einmal zuckte er unwillkürlich mit den Achseln, als der Graf im Lauf des Gesprächs, wie wir sogleich hören werden, seiner abwesenden Gemahlin Erwähnung that.

Unmittelbar nach Wolfgang Harder war der Graf in's Speisezimmer getreten und sein erster Blick streifte mit etwas größerer Neugierde als vorher über den stattlichen Mann, der heute zum ersten Mal mit ihm am Tisch sitzen sollte. Jedoch schien er sie sehr rasch befriedigt zu

haben, denn sein Auge folgte bald einer anderen Richtung und nahm sich die Tafel zum Ziel, als ob er sie mustern und erkunden wolle, daß auch Alles nach den bei ihm herrschenden Regeln aufgestellt sei. Bei diesem kritischen Blick, den der Graf, wie Wolfgang Harder bald erfahren sollte, alle Tage bemerken ließ, trat der Hausmeister näher an ihn heran, als sei er begierig, zu erfahren, was von dem gnädigen Herrn etwa beliebt würde; als jedoch keine Aeüßerung desselben erfolgte, trat er hinter seinen hochlehnigen Sessel, schob ihm denselben unter und in dem Augenblick sagte der Graf zu dem ihm gegenüberstehenden Gast:

»Nehmen Sie Platz. Wenn ich allein speise, bete ich nicht; ist meine Familie anwesend, thun es die Kinder und – man wird Sie bald dazu auffordern, ihnen irgend ein neues Gebet – zu fabriciren. Genug davon, jetzt wollen wir speisen; ich bin kein Freund vom vielen Sprechen bei Tafel und überlasse das gern Anderen. Wenn eine Pause zwischen zwei Gängen eintritt, reden wir; während des Essens aber hörte ich am liebsten eine rauschende Musik, wie es bei Hofe oder militairischen Festen Sitte ist. Die kann ich aber leider nicht haben, so reich bin ich nicht. Und nun bedienen Sie sich – da haben Sie Bordeaux und da Rheinwein. Gesegnete Mahlzeit!«

Wolfgang Harder verneigte sich und, über den seltsamen Mann vor ihm nun schon weniger verwundert als am Morgen, goß er sich ein Glas Rothwein ein, wie es auch der Graf that. Den Wünschen desselben aber pünktlich folgend, sprach er kein Wort, während man

speiste, und so verlief die Tafel ungemein einsylbig, so daß selbst der die Herren unausgesetzt beobachtende Hausmeister bisweilen den Kopf schüttelte und sich lächelnd abwandte, um nicht auf einen Blick des Geistlichen zu treffen, der mit seinem ruhigen Blick zuweilen nach ihm herübersah. Endlich aber sagte der Graf, nachdem er sich in der ersten Viertelstunde nur mit Essen und Trinken beschäftigt, in einer Pause zu seinem Gast:

»Sie müssen sich nicht wundern, daß ich so still bin. Ich bin meist so und spreche eigentlich nur, wo es durchaus nothwendig ist. Das mag Ihnen für den Augenblick unangenehm sein, aber ich kann es nicht ändern. Ich gehöre nicht zu den Leuten, die über jedes Kribbeln in der Haut glänzende Worte machen können und ich bin derselben Ansicht, wie mein unerreichbares Vorbild, der Fürst Talleyrand, daß die Worte auch zu nichts nütze sind, als die wahren Gedanken, die man hat, dahinter zu verstecken. Nun, Sie werden jedoch nicht lange in so langweiliger Gesellschaft sein. Sie werden sogar viel zu sehen und zu hören bekommen und es wird sich bald ein gut Stück großer Welt hier vor Ihren Augen abrollen.«

Wolfgang Harder sah den mit einiger Bedeutung und hoch emporgezogenen Augenbrauen Sprechenden fragend an, sagte aber nichts, da er die Lust, mit diesem Herrn sich über gewöhnliche Dinge zu unterhalten, bereits verloren hatte. Er wollte nur sehen, wie lange derselbe in seinem jetzigen Verhalten ausharren und ob ihm

nicht die Gelegenheit geboten werden würde, auch einmal ein Wort mitzureden oder seine Stimme hören zu lassen, deren sonoren Klang und gewaltige Fülle zu vernehmen der seltsame Herr noch gar nicht in der Lage gewesen war. Allein er sollte vergeblich darauf warten, heute wenigstens wurde ihm diese Gelegenheit nicht geboten, der Graf wollte seinem neuen Gaste nur den Genuß bereiten, ihn selbst sprechen zu hören und so sagte er, als wieder zwischen den Gängen eine Pause eingetreten war und während er sich ungenirt die Zähne stocherte:

»Ja, in der nächsten Woche wird es hier lebhafter zugehen. Ich erwarte vornehmen Besuch aus der Stadt. Wir werden eine Jagd abhalten und einige Hirsche schießen müssen, das zahlreiche Wild thut den Landleuten und meinem Pächter zu vielen Schaden. Aus diesem Grunde und um nicht allein die Honneurs machen zu müssen, habe ich auch meine Frau benachrichtigen lassen, daß sie bald komme, sie hätte sonst so lange sie wollte, in der Welt umherschweifen können. Sie hat nämlich stets ihren Kopf für sich, müssen Sie wissen –«

Bei dieser Stelle war es, wo der Hausmeister, wie wir vorher erwähnt, die Achseln zuckte und einen fast Mitleid erregenden Blick auf den unbeweglich zuhörenden Geistlichen richtete, der diese Bewegung wohl bemerkte, aber sein Auge gleich wieder auf den weiter redenden Grafen wandte.

»– und einen recht starren Kopf und ist dabei ein wenig sentimental. Ich sage Ihnen das lieber gleich im Anfang,

weil ich in ihrer Anwesenheit vielleicht keine Gelegenheit dazu finden würde, und damit Sie ungefähr wissen, was Sie von Ihrer Herrin zu erwarten haben. Ja, sie ist etwas sehr sentimental und das mag ihre mir sehr wenig zusagende Erziehung verschuldet haben. Sie ist nämlich, so viel ich weiß, in einer Pensionsanstalt gewesen, wo man die Seelen der jungen Mädchen mit krankhafter Empfinderei und frühzeitigem Weltschmerz zu mästen liebt. Nun, das hat bei ihr reichlich Frucht getragen, sie schwärmt und träumt gern von unerreichbaren Idealen, wie man das bei Frauen, die nichts zu thun haben, so häufig findet. Ich hindere sie darin nicht und lasse sie schwärmen und träumen, so viel sie will. Mag sie sich amüsiren, wie sie kann, ich amüsire mich auch. Leben und leben lassen, ist von jeher mein Wahlspruch gewesen. Man kommt am besten in der Ehe aus, wenn man sich gegenseitig keinen Zwang auferlegt. – Sie sind natürlich nicht verheirathet?«

»Nein!« sagte der Geistliche mit kurzer, klarer Stimme, ohne ein einziges Wort hinzuzufügen, da er wohl sah, daß der Graf seine Expectoration noch nicht beendet hatte.

»Das ist gut, das ist recht,« fuhr er auch sogleich fort. »Besinnen Sie sich zweimal, wenn Sie es einmal thun wollen, und lieber dreimal, denn ich will die höchste Wette eingehen, daß ich keinen Mann auf der Welt finde, der mir nicht, wenn er ehrlich ist, eingesteht, daß er es schon nach den ersten drei Jahren seiner Ehe bereut

hat, sich jemals diesen festesten und grausamsten Kerker selbst gebaut zu haben, ja!«

Die Art und Weise, wie er das sagte, ja, wie er überhaupt von seiner Frau sprach, war mehr als gleichgültig, sie war wegwerfend und verrieth nicht die geringste Empfindung für diese Frau, die Herr Striez vorher mit einer ganz anderen Miene einen Engel genannt hatte. Wie der Graf sich eben ausdrückte und wie auch seine gleichgültige Miene verrieth, schien sie ihm vielmehr ein sehr gewöhnliches Wesen zu sein, eine Art Nebensache, höchstens nur dazu da, um in seinem Hause gegen vornehme Gäste die gebräuchlichen Honneurs zu machen. So war denn auch Wolfgang Harder sehr froh, als er bald nach dieser Rede von dem Zwange dieses ersten Mittagstisches befreit wurde, denn der Graf, der sich mit seinem stillen Gaste über die Maßen langweilen mochte, wartete heute das Dessert nicht einmal ab, sondern nachdem er ein Glas feurigen Rheinweins nach dem Braten genossen, das ihm Herr Striez selber auf einem silbernen Teller präsentirte, wischte er sich mit der Serviette den Mund, erhob sich mit einer leichten Verneigung und sagte: »Gesegnete Mahlzeit!« Dann war er so rasch zum Zimmer hinausgegangen, daß der junge Geistliche kaum seinen Gruß zu erwidern vermochte und sich plötzlich im Speisesaal allein sah, da der Hausmeister dem Grafen unmittelbar gefolgt war, vielleicht, weil er es nicht über das Herz bringen konnte, nach diesem Gespräch, das er ja Wort für Wort mit angehört, dem Geistlichen in das Gesicht zu blicken oder ihm eine Erklärung über

die Frau Gräfin zu geben, deren Stand, wie Wolfgang Harder schon jetzt bemerkte, hier auch kein glücklicher sein konnte. Das aber verhehlte er sich nicht, als er jetzt in sein Zimmer ging, um über das Gehörte weiter nachzudenken, daß er nie in seinem Leben einem Menschen begegnet, der gleich vom ersten Augenblick an einen so niederschlagenden Eindruck auf ihn gemacht, wie dieser vornehme Herr. Er hatte sich ihn ganz anders vorgestellt und jetzt war es ihm klar, warum er nie selbst an ihn geschrieben und diese Arbeit allein dem ihm befreundeten Vermittler überlassen hatte. Indessen, Wolfgang Harder war ein eben so gewissenhafter als besonnener und ruhiger Mann, der, von allem Vorurtheil frei, auch nicht gern ein zu rasches Urtheil über einen Mann fällen wollte, der ihm im Ganzen noch vollkommen fremd war. Der Graf konnte ja andere und bessere Seiten haben, die erst bei näherer Bekanntschaft hervortraten, und Wolfgang Harder wußte aus seiner Erfahrung sehr wohl, daß man vorsichtig sein müsse und nicht nach dem ersten Anblick einen solchen verwöhnten und durch seine sociale Stellung bevorzugten Herrn kritisiren dürfe. So sparte er sich seine Ansicht über ihn denn auf spätere Zeiten auf und wir werden bald erfahren, ob seine Hoffnung, denn die hegte er jetzt noch wirklich, darin erfüllt oder getäuscht werden sollte.

NEUNTES CAPITEL. DER ERSTE BESUCH IM DORFE.

Um sich zu erquicken und einigermaßen den üblen Eindruck zu verwischen, den dieses erste Mittagsmahl in der alten Rabenburg auf ihn hervorgebracht, beschloß unser Freund, den Nachmittag und einen Theil des Abends für sich zu benutzen und einen Spaziergang nach dem nahegelegenen Dorf zu unternehmen, um auch das kennen zu lernen und dann den Küster aufzusuchen, von dem er sich die Kirche zeigen und überhaupt von den obwaltenden Verhältnissen unterrichten lassen wollte, da von dem Herrn Grafen, wie er wohl bemerkt, keine nähere Auskunft zu erwarten war.

Das schöne Frühlingswetter konnte für einen solchen friedlichen Spaziergang nicht günstiger sein; die Luft war windstill, der blaue Himmel wolkenlos und die Sonne schien so freude- und hoffnungsstrahlend herab, wie sie es nur in den letzten Tagen des Mai thun kann. So begleiteten Freude und Friede den jungen Geistlichen, als er nachdenklicher denn je in's Freie trat, überall, die Vögel sangen ihm ihr harmonisches Lied entgegen und aus den dunklen Waldungen tönte schon der muntere Ruf des lauschigen Kukuks herüber.

Wolfgang Harder, der die Richtung kannte, in welcher das Dorf lag, brauchte Niemanden nach dem Wege zu fragen; schmalere, das Gebüsch des Parks durchschneidende Pfade führten eben so bequem und sicher wie der

breitere Fahr- und Reitweg nach dem von den Schloßbewohnern oft genug betretenen Ziele. Einen der ersten schlug er ein und wohl mußte er sich dabei gestehen, daß der blüthenreiche Park mit seinen herrlichen alten Baumgruppen auch in dieser Richtung schön und zu täglichen Spaziergängen verlockend sei. Am Ende desselben, schon dem Dorfe ganz nahe, führte eine hübsche Holzbrücke, die einen von den Bergen herabschäumenden Bach überwölbte, unmittelbar in eine ländliche Gegend von ungemeiner Lieblichkeit. Rings von Berghöhen mit dichten Waldungen umsäumt, lag das stattliche Dorf an einem grünen Abhange, auf dessen höchster Spitze eine Gruppe uralter Eichen stand, die sich erst zum Theil mit ihrem frischen Laube bedeckt hatten. Mitten aus den von Gärten und Obstbäumen umgebenen Häusern erhob sich der spitze Kirchthurm und nach der weiten Ausdehnung dieser Häuser zu schließen, war das Dorf sehr groß, denn es streckte sich weit zwischen den gegen die höheren Waldberge hinlaufenden Hügeln herum.

Nur noch einige Schritte waren zurückzulegen und die ersten Häuserchen waren erreicht. Aus weißgetünchten Backsteinen erbaut, sahen sie sich alle ziemlich ähnlich und boten dem erfreuten Beschauer nette und wohnliche Heimstätten dar. Die meisten Dächer waren schon mit rothen Ziegeln gedeckt, wenige ältere nur zeigten noch ihre altersgraue Strohülle, auf denen häufig Storchnester hafteten, die zum Theil schon ihre alten Bewohner aufgenommen hatten.

Am Ende der ersten Straße, die der einsame Wanderer, den noch Niemand kannte und doch jeder Begegnende freundlich grüßte, verfolgte, traf er auch einen größeren, von noch wohnlicheren Häusern umgebenen Platz, mit zwei altväterischen Ziehbrunnen, in dessen Mitte, aus schattigen Ulmen und hochstrebenden Pappeln hervorragend, sich die Kirche erhob, die im gewöhnlichen Dorfstyl erbaut, doch ziemlich groß war und überaus freundlich und einladend aussah. Unmittelbar der Kirche gegenüber und ihr zunächst am Platze erkannte Wolfgang Harder an den reichlich umherliegenden verkohlten Trümmern, wo einst das Pfarrhaus gestanden, das vor vier Wochen abgebrannt, und eben waren Arbeiter beschäftigt, den massenhaft aufgehäuften Schutt wegzuräumen und die Steine aufzuschichten, die bereits zu dem Neubau herangefahren wurden.

Mit lebhafter schlagendem Herzen trat der junge Geistliche näher an die Brandstätte heran und ließ seine Augen längere Zeit wehmuthsvoll darüber hinschweifen, wie es einem empfindungsreichen Menschen ja immer wehthut, wenn er einen solchen traurigen Anblick vor sich hat, selbst wenn die unheimlichen Reste ihm ganz fremd sind. Nach einer Weile, als er sich in seiner Phantasie die Räumlichkeiten ausgemalt, die das feindselige Element so gänzlich zerstört, sagte er still zu sich:

»Da liegen die Ruinen der Stätte, die ich mir so oft in trüben Stunden, als ich mich von meiner städtischen Gemeinde trennen mußte, als meine künftige friedliche Heimath vorgestellt und von der ich mir mehr Ruhe und Behaglichkeit versprochen als die lärmvolle Stadt mir bieten konnte. Soll ich es vielleicht als ein böses Omen betrachten, daß sie schon vor meiner Ankunft mir entzogen und so furchtbar verwüstet wurde? Nein, das will ich nicht, zu einem bösen Omen liegt gar kein haltbarer Grund vor, denn als es abbrannte, hatte dies Haus ja noch nichts mit mir zu thun und ich hatte mein Haupt noch nicht zur Ruhe darin niedergelegt. Viel lieber will ich denken, daß mein Glück, welches ich mir in diesen Trümmern zu errichten gedachte, wie ein Phönix aus der Asche aus diesen verkohlten Mauern aufsteigen werde, wengleich die Einleitung dazu, wie ich vorher erfahren, nicht gerade vielversprechend war. Nein, das war sie gewiß nicht, denn mit dem frostigen Mann da drüben werde ich alle Zeit nicht viel zu theilen haben und wir sind schon himmelweit von einander geschieden, noch ehe wir nahe zusammen gekommen sind. Doch – weg mit diesen melancholischen und meinen aufstrebenden Geist nur niederdrückenden Gedanken! Das Dorf liegt reizend an den schön bewaldeten Bergen und den grünen Hügeln, die Häuserchen verrathen Wohlstand und Behaglichkeit und aus den Gärten duften mir die schönsten Frühlingsblüthen wie Boten der Freude und des Friedens entgegen. Darüber aber scheint die Sonne so freundlich und der ganze Himmel lacht mich mit seiner heitersten

Bläue so traulich an, als wollte er mir sagen: ›Habe nur Muth, Wolfgang, laß Dich durch nichts beirren, Du bist auf dem rechten Platze hier und ich werde schon sorgen, daß Dir kein neues Ungemach begegnet!‹ Also muthig vorwärts, frisch in's Leben hinein und nicht zu früh verzagt! Es kann hier noch Alles gut werden, und was an mir liegt, daß es so werde, soll geschehen. Nun aber will ich mir meinen Küster aufsuchen, der mir meine zweite Heimstätte, die Kirche, die ja wohl hier keine Stätte des Kampfes sein wird, zeigen soll und dann will ich einige der zunächst wohnenden Leute besuchen, die jetzt noch bei der Arbeit sind, bald aber wohl Feierabend machen und an ihren Heerd zurückkehren werden.«

Nachdem er einige Worte mit den fleißigen Arbeitern gewechselt und dabei nach der Wohnung des Küsters gefragt, grüßte er die Leute und ging weiter. Man hatte ihm das Haus gezeigt, das auf der anderen Seite der Kirche lag und sich schon in seinem Aeußern durch Sauberkeit und Nettigkeit auszeichnete. Namentlich das Gärtchen davor war ungemein zierlich gehalten und reich mit den wohlriechendsten Frühlingsblumen geschmückt. Dahinter lag ein großer Obstgarten mit mehreren Dierzon'schen Bienenhäusern, die hinreichend verriethen, daß der Schullehrer auch hier, wie an so vielen anderen Orten, ein Naturliebhaber und fleißiger Landwirth war.

Der Geistliche trat in den von einem grügestrichenen Stacket umgebenen Vorgarten, welcher vor dem einstöckigen Hause lag und, bemerkte hinter einem Fliedergebüsch einige halberwachsene Kinder, die sorgsam noch kleinere bewachten und dabei harmlos im Sande mit Kugeln spielten.

»Ist der Herr Küster zu Hause?« fragte er ein blondlockiges Mädchen mit wunderschönen treuherzigen blauen Augen.

Das Mädchen sah den Fremden mit intelligentem Blick an, nickte freundlich und erwiderte:

»Ja, Herr, in der Stube rechts werden Sie ihn finden.«

Wolfgang Harder klopfte an die bezeichnete Thür. Eine ernste Stimme rief laut: »Herein!« und bald stand ein ällicher Mamt mit langem grauen Lockenhaar und einem redlich wohlwollenden Gesicht vor ihm, der nicht ohne Neugier auf den stattlichen jungen Mann blickte und ihn mit seltsam forschenden Augen prüfte, als erkenne er bereits halb und halb den, den er schon so lange mit großer Sehnsucht erwartete.

Die Bekanntschaft der beiden Männer war sehr bald gemacht. Mit wenigen herzlichen Worten stellte sich Wolfgang Harder als den endlich eingetroffenen neuen Geistlichen vor und da strahlte das gutmüthige Gesicht des alten Dorfschulmeisters augenblicklich vom größten Behagen. Wiederholt drückte er die ihm dargebotene

Hand und erging sich mit vielen Verneigungen in herzlichen Worten, die ohne alle Kriecherei und in natürlichster Weise die Freude aussprachen, die er über die Ankunft des ihm längst angemeldeten Vorgesetzten empfand.

Bald saßen die beiden Männer auf dem alten, doch reinlich überzogenen Sopha, dem Glanzstück der einfachen Möbel des Dorfschulmeisters, und hier that Wolfgang Harder eine Reihe von Fragen, deren Beantwortung ihm zumeist am Herzen lag und die das Verhältniß des Geistlichen zu den Bewohnern des Dorfes und manches Andere betrafen, was ihm vor allen Dingen zu erfahren lieb und angenehm war.

Die Erwiederungen des Küsters lauteten in allen auf die Gemeinde sich beziehenden Dingen so günstig wie möglich, allein zu langer, zusammenhängender Rede konnte der gute Mann in der ersten Viertelstunde nicht kommen. Unaufhörlich starrte er den herrlichen Kopf und das edel männliche und feste Gesicht des neuen, so mildredenden Pfarrherrn an und immer wieder, sobald derselbe zu fragen aufhörte, schlug er die Hände zusammen und rief:

»O wie freue ich mich, daß Sie endlich da sind, Herr Prediger, und daß ich nun wieder einen Herrn und Meister habe, dem ich vertrauen kann und der gerade so ist, wie Sie es sind!«

»Wie bin ich denn?« fragte der von diesem Empfang freudig erregte Geistliche endlich.

»Nun, das lassen Sie ungesagt sein, das fühlt man lieber, als man es spricht, aber wenn Sie nicht dem Herrn Grafen gefallen, dann weiß ich nicht, was er noch Anderes verlangen kann!«

»Verlangt der Graf denn so viel?«

Der alte Küster schüttelte mit einer nicht mißzuverstehenden Geberde den grauen, so würdig aussehenden Kopf, als wollte er nicht recht mit der Sprache heraus.

»Sie haben ihn doch schon gesehen?« fragte er ausweichend.

»Gewiß und ich habe auch schon mit ihm bei Tisch gesessen und gespeist, da ich ja im Schlosse bei ihm wohnen und sein Gast sein soll, bis mein Haus hier wieder fertig ist, was leider gewiß noch sehr lange dauern wird.«

»Ja, leider! Das war ein großes Unglück, was uns Alle gemeinsam betroffen hat, aber der Herr hat es noch gnädig gemeint und Dank den weit auseinander stehenden Häusern ist kein anderes Haus, nicht einmal eine Scheune, sondern nur das Schulhaus und die Pfarre abgebrannt. – Hm! Also den Herrn Grafen haben Sie schon gesehen!« fuhr der Alte wie zu sich selbst sprechend fort.

»Nun, da brauche ich Ihnen ja nichts über ihn zu sagen. Sie sind gewiß ein größerer Menschenkenner als ich und der Herr Graf – ja, der Herr Graf zeigt sich immer gleich, wie er ist, und wie er heute ist, so ist er morgen und alle Tage, ob es auch manchmal angenehmer wäre weim er einmal anders sein wollte – weiß es Gott! – Aber die Frau Gräfin,« fuhr er mit plötzlich aufleuchtenden Blicken fort, »die haben Sie leider noch nicht gesehen, denn sie ist,

wie ich weiß verreist und wenn sie schon wieder daheim wäre, würde sie mich längst besucht und sich nach ihren Kranken erkundigt haben.«

»Also das thut sie?« fragte der Geistliche, der den Redenden mit großer Aufmerksamkeit angehört und die Veränderung in seinen Gesichtszügen wohl wahrgenommen hatte.

»O gewiß thut sie das, Herr Prediger, und sie thut noch viel mehr. Alles Gute, was bei uns geschieht, kommt von ihr und ich und meine Familie müssen ihr auf den Knien danken für Alles, was sie schon an uns gethan. Da, sehen Sie, alle meine Bienenhäuser hat sie mir geschenkt, fast alle Kleider meiner Kinder hat sie anfertigen lassen; da, dort, das hübsche Klavier ist einst das ihre gewesen und so könnte ich Ihnen hundert Dinge nennen, deren Besitz wir ihr allein verdanken. Sie ist, mit einem Wort gesagt, ein Engel in Menschengestalt und wie dieser unser Graf zu einem solchen Engel gekommen ist, das haben schon Viele bis heute nicht begreifen können. Na, man sagt freilich, die Ehen werden im Himmel geschlossen, aber daß der Himmel bei dieser Ehe seine Hand mit im Spiele gehabt, das kann ich nicht begreifen und ich glaube es auch nicht.«

Der alte Küster hatte sich bei diesen ihm aus dem Herzen strömenden Worten ganz warm gesprochen. Jetzt sah er den Geistlichen mit glänzenden Augen an und nickte ihm wiederholt stumm zu, als fühle er selbst, daß er für's Erste genug gesagt.

»Sie ist noch eine junge Frau, natürlich?« fragte Wolfgang Harder, um doch etwas zu sagen.

»Ja, Herr Prediger, das ist sie und eine schöne Frau, gar herrlich anzusehen und anzuhören dazu, da sie eine Stimme wie eine Lerche hat. Sie ist neun Jahre verheirathet und soll erst siebzehn alt gewesen sein, als sie Frau Gräfin von Brandhorst wurde. Ob sie als solche – o lassen Sie mich das nur sagen, denn vor Ihnen genire ich mich nicht – ob sie als solche glücklich ist, das – das will ich nicht behaupten und noch viel weniger beschwören. Nur so viel weiß ich, daß sie, wenn es nach ihrem Wunsche ginge, viel häufiger hier im Dorfe als dort oben im Schlosse wäre, denn bei uns fühlt sie sich stets heimisch, das sieht man ihr wohl an, wenn sie hier sitzt, wo Sie jetzt sitzen, und mich um Rath fragt, was wir mit dem oder jenem Kranken machen wollen, wenn wir gerade welche haben. Denn bei ihren Kranken ist sie mit ihrem Herzen immer, und so oft sie eine Stunde für sich frei hat, kommt sie herüber und besucht mit mir gemeinschaftlich ihre Pflegebefohlenen, da wir ja schon so lange keinen Prediger haben und ich mit meinen einfachen Gebeten bisher alle Sonntage seine Stelle vertreten mußte. Doch –« unterbrach er sich und erhob sich von seinem Sitz – »da kommt meine Frau und die muß Sie doch auch kennen lernen. Ah, sie ruft schon die Kinder zusammen und gleich wird sie mit ihnen bei mir in der Stube sein.«

»Also Kinder haben Sie auch? Natürlich, mein lieber – doch ich weiß noch nicht einmal Ihren Namen. Wie heißen Sie?«

»*Schneider* heiße ich, Herr Prediger, Wilhelm Schneider, und ich habe sieben Kinder, vier Mädchen und drei Knaben, von Denen die älteste schon die Orgel spielt, obgleich sie erst fünfzehn Jahre alt ist. Die ist aber jetzt nicht zu Hause, sie ist nach einem benachbarten Dorf zu einem Vetter gegangen, dessen Frau krank ist und der Hülfe des tüchtigen Mädchens bedarf.«

In diesem Augenblick ging die Thür auf und Frau Schneider trat mit einigen ihrer jüngsten Kinder herein, denselben, die Wolfgang Harder vorher draußen im Garten beim Spiel gesehen.

Der Küster stellte Frau und Kinder, lauter blondlockige, rothbäckige und blauäugige Dingerchen vor und der Geistliche begrüßte sie alle herzlich reichte der Frau die Hand und richtete an jedes der Kinder, die liebevoll zu ihm aufblickten, einige Fragen, die verriethen, daß er wohl mit Kindern umzugehen verstehe.

»Na, das ist ja eine große Freude, Herr Prediger, daß wir Sie endlich unter uns haben,« sagte die blonde frische Frau, die wenigstens fünfzehn Jahre jünger sein mochte als ihr Mann und die ein eben so freundliches und kluges Gesicht hatte wie er, »und mein Alter wird nun wieder fröhlich wie früher sein. Sie haben uns Allen recht gefehlt, weiß es Gott, aber daß Sie nicht gleich bei uns wohnen können, thut uns sehr leid. Doch ich will Sie nicht länger stören, Sie werden heut mit meinem Mann wohl noch über ernste Dinge zu sprechen haben.«

»Aufrichtig gestanden ja,« erwiderte der Prediger mit lächelndem Gesicht,« denn ich möchte vor Allem noch zwei meiner Wünsche heute erfüllt sehen.«

»Welche sind das?« fragte der Küster, der seine Frau und Kinder, die sich mit vielen Knixen empfahlen, etwas hastig zur Thür hinaus trieb.

»Ich möchte zuerst die Kirche sehen und dann auch den Ortsvorsteher besuchen, um acht Uhr aber wieder im Schlosse sein.«

»O, dazu haben wir noch Zeit genug. Es ist ja jetzt erst halb Sieben und die Tage sind lang. Indessen in der Kirche, um die so viele Bäume stehen, möchte es doch bald dunkel werden, also gehen wir gleich dahin. Und an Beiden, sowohl an der Kirche wie an unserm Schulzen, werden Sie Ihre Freude haben. Erstere ist sehr hübsch, durch die Gunst der Frau Gräfin allerliebste ausgeputzt, und der Letztere ist ein wackerer und verständiger Mann.«

Während er diese Worte sprach, war er mit dem Geistlichen schon nach der nahen Kirche hinübergeschritten und bald standen sie in dem kleinen Gotteshause, das allerdings für eine Dorfkirche wie ein Schmuckkästchen aussah und sich mit seinem braunen Holzgetäfel und seinen alten Bänken gar sauber und wohlerhalten darstellte.

»Kommen Sie lieber gleich auf die Kanzel, Herr Prediger,« sagte der Küster, als dieser vor dem mit einer reizend gestickten blauen Seidendecke geschmückten Altar stand und Alles ringsum bewunderte, »von dort oben haben Sie den besten Blick über das ganze kleine Bauwerk,

in dem Sie ja nun so oft fungiren werden. Auch die hübsche Orgel, die ebenfalls ein Geschenk der Frau Gräfin ist, wie die Altardecke, und erst seit einem Jahre hier steht, können Sie dort am besten sehen. So.«

Und er stellte sich, auf der von Buchsbaumholz geschnitzten Kanzel angelangt, hinter dem Alles mit großer Freude betrachtenden Geistlichen auf und deutete mit der Hand nach verschiedenen Einzelheiten, die er alle ihrer Geschichte und Bedeutung nach beschrieb.

»Schauen Sie da,« sagte er unter Anderm, »dort drüben, der von einem so zierlichen Gitter umschlossene Platz, das ist der Grafenstuhl und die Frau Gräfin wenigstens werden Sie alle Sonntage andächtig darin sitzen und Ihren Vorträgen mit großer Aufmerksamkeit folgen sehen. Ich habe selten eine Frau oder gar eine Dame kennen gelernt, die sich so wie sie für alle göttlichen und menschlichen Dinge interessirt. Großes wie Kleines schließt sie mit gleicher Liebe in ihr Herz ein und für Alles, was Sie ihr sagen und rathen, wird sie immer nur ein freundliches und dankbares Lächeln haben. Na, den Herr Grafen dagegen werden Sie in jenem Stuhl nicht so häufig zu sehen kriegen, denn der liebt die Kirche eben so wenig wie das Dorfleben, das nur an bestimmten Kirchmeßtagen einige Anziehungskraft für ihn hat, weil er da mit den hübschen Bauernmädchen nach Herzenslust tanzen und kosen kann. Ja, dafür hat er Sinn und Verstand – doch, verzeihen Sie meine dumme Rede hier auf der Kanzel, aber mir ist es, seitdem ich Sie mit Augen gesehen, zu Muthe, als müßte ich Ihnen mein ganzes Herz

auf ein Mal erschließen, das ja so lange keinen Herrn vor sich gehabt, wie Sie einer sind.«

»Sprechen Sie immerhin dreist,« erwiderte Wolfgang Harder, »ich höre gern von den Verhältnissen reden, in denen ich mich ja nun auch fortan bewegen soll. Doch, es wird wirklich schon zu dunkel in der Kirche, um Alles und zumal die Orgel genauer zu betrachten. Die kleinen, in Blei gefaßten Fensterscheiben sind halb von blauem, halb von weißem Glase und das hemmt das eindringende Licht sehr. So wollen wir denn das Uebrige auf einen anderen Tag versparen, nur in die Sakristei will ich noch rasch einen Blick werfen.«

Der Küster führte seinen Vorgesetzten dahin und nachdem dieser sich in dem kleinen Raum umgeblickt, nickte er befriedigt und bald traten Beide aus der Kirche in's Freie, wo, namentlich im Schatten der alten Bäume, wirklich schon die Dämmerung einzutreten begann. Eben aber, als der Küster die Thür zuschloß und der Geistliche sich bereits nach der am Platze vorbeiführenden Straße bewegte, kam auf dieser ein Mann daher, der seine stattliche, etwas corpulente Figur steif aufgerichtet trug, mit wuchtiger Grandezza langsamen Schrittes sich einherbewegte und dabei ganz behaglich aus seiner kurzen Meer-schaumpfeife rauchte.

Als dieser in einen langen blauen Tuchrock gekleidete und einen schwarzen Filzhut tragende Mann in die Nähe des ihm unbekanntenen Fremden gekommen war und gleich darauf den Küster die Kirche verlassen sah, blieb

er stehen und grüßte, indem er höflich seinen Hut abnahm.

»Ah!« rief der Küster, »da haben Sie gleich, wen Sie haben wollten, unsern guten Herrn Schulzen, *Breitkopf* mit Namen, und einen so trefflichen Ortsvorsteher, wie wir keinen zweiten wieder bekommen werden. Und hier, Herr Breitkopf,« fügte er, sich an diesen wendend hinzu, »sehen Sie sich diesen Herrn einmal recht bedächtig an. Nun, wenn er Ihnen gefällt, dann freut es mich, dann haben wir einen und denselben Geschmack. Ja, ja, Sie lächeln so schlau und errathen es gewiß schon: es ist unser neuer Herr Pfarrer und heute Mittag ist er erst angekommen.«

Der biedere Schulze von Rabenbrück richtete seinen mächtigen Körper bei diesen Worten noch einmal so stramm empor und seine blauen Augen überflogen mit scharfem Blick die hochgewachsene Gestalt und das mild männliche Gesicht des jungen Geistlichen. Dann aber streckte er ihm, mit der Linken den Hut und die Pfeife haltend, seine Rechte ehrlich entgegen und schüttelte seine Hand mit einem so kräftigen Druck, daß dem Küster um die feinen Finger seines Vorgesetzten etwas bange wurde.

»Na ja,« sagte der Schulze, nachdem er auf die Spitze des Geistlichen seinen Hut aufgesetzt und die immer noch dampfende Pfeife in den Mund gesteckt, »so muß es kommen! Habe ich mir doch gleich gedacht, als ich Sie sah, Herr Prediger, daß Sie etwas Gescheidtes wären, und nun weiß ich wer Sie sind – und ich freue mich

außerordentlich, Sie in unserm guten Dorfe willkommen heißen zu können. Wollen Sie mir vielleicht die Ehre geben, mit in mein bescheiden Haus zu treten, damit ich Sie noch andern guten Leuten, die Sie schon lange sehnsüchtig erwarten, vorstellen kann?«

»Heute noch nicht, mein lieber Herr Breitkopf,« erwiderte der Geistliche, »dazu ist es zu spät und ich möchte mir alle die Leute im Dorfe doch beim besten Tageslichte betrachten. Nein, ich will lieber morgen oder übermorgen das Dorf auf längere Zeit besuchen und dann sollen Sie mich von Haus zu Haus führen, damit man mich doch schon kennt, wenn ich am Sonntag zum ersten Mal die Kanzel besteige. Wenn Sie aber etwas Zeit haben, so begleiten Sie mich mit dem Küster nach dem Schlosse hin, unterwegs können wir plaudern, wonach das Herz verlangt. Wie, wollen Sie?«

Die beiden Männer waren auf der Stelle bereit, dem Wunsche des Predigers Folge zu leisten und bald schritten sie, den neuen geistlichen Herrn in die Mitte nehmend, mit ihm durch das Dorf zurück nach dem Eingange des gräflichen Parks, dessen Bäume schon tiefere Schatten warfen und die drei Männer bald den Augen der ihnen etwa Nachschauenden entzogen. Die Dorfbewohner aber geleiteten den Prediger, der ihnen mit jeder Minute, wo sie ihn sahen, und mit jedem Wort, das er so leutselig und warmherzig zu ihnen sprach, besser gefiel, bis vor das Schloß und hier erst trennten sie sich von ihm

mit herzlichen Worten und baldiges Wiedersehen erhoffend, da sie am Portal den Hausmeister des Grafen stehen sahen, der den rückkehrenden Herrn schon einige Zeit erwartet zu haben schien.

»Guten Abend, mein lieber Herr Striez,« begrüßte der Geistliche den Hausmeister, als seine bisherigen Begleiter davon gegangen waren, »sehen Sie da, an Gesellschaft gebricht es mir nicht. Kaum verlassen mich zwei wackere Männer, so tritt mir der Dritte schon in den Weg, um mir den Gedanken fernzuhalten, daß ich hier noch in der Fremde bin.«

»Oho, mein verehrter Herr Prediger,« nahm der Hausmeister sich höflich verneigend das Wort, »Sie werden hier nicht lange empfinden, daß Sie in der Fremde sind; lassen Sie nur erst das Schloß wieder voll lebenswürdiger Menschen sein, dann wird Ihre Einsamkeit bald ein Ende haben. Die gnädige Frau hat sich schon lange nach der Ankunft eines gebildeten Mannes gesehnt und da werden Sie ihr ja wohl genügen, denke ich. Doch nun treten Sie gefälligst näher,« fuhr er fort, als Beide den öden Hofraum innerhalb der Schloßmauern durchschritten hatten, »und lassen Sie mich zuerst fragen, wo Sie den Thee servirt haben wollen. Der Herr Graf ist nämlich vor zwei Stunden nach der Stadt gefahren und wird wohl erst spät in der Nacht wiederkommen, Sie können daher, wenn es beliebt, den Thee auf Ihrem Zimmer trinken.«

»Ja, das ist mir recht, lieber Herr Striez, lassen Sie mich dort bleiben und dann leisten Sie mir ein wenig Gesellschaft, wenn Sie eine Stunde für mich übrig haben.«

»Das wird mir eine große Ehre sein, Herr Prediger, und dazu lasse ich mich nicht zweimal auffordern. Sie wissen, wenn man ein gewisses Alter erreicht, wird man zu Zeiten etwas plaudersüchtig, und da ich keine Familie habe und nie eine haben werde, also ganz allein für mich lebe, wenn ich nicht dienstlich beschäftigt bin, so thut mir eine Unterhaltung sehr wohl, vorzüglich jetzt, wo ich Niemanden hier zum Sprechen habe.«

Der Geistliche nickte schweigend, dann aber begab er sich in sein Zimmer, wo Casper, vom Hausmeister draußen seine Befehle erhaltend, in wenigen Minuten den Theetisch ordnete, und bald erschien auch Herr Striez wieder, den der Bewohner des Zimmers ihm gegenüber am Tisch Platz zu nehmen ersuchte, obgleich er es ablehnte, am Mahle Theil zu nehmen, da er schon um sechs Uhr sein Butterbrod zu verzehren pflege und Abends weder Thee noch Wein trinken dürfe, wie er sagte.

»Dann rauchen Sie vielleicht eine Cigarre?« fragte der Geistliche, indem er sich setzte und seinen Thee ingoß, während Casper auf den Wink des Hausmeisters das Zimmer verließ.

»Auch dafür danke ich,« sagte dieser. »Ein Mann in meiner Stellung, der zumal von Jugend auf fast nur mit vornehmen Damen zu thun gehabt hat, darf sich solche Untugenden nicht angewöhnen, obwohl es gewiß kein Verbrechen ist, eine gute Cigarre zu rauchen, was sogar die Frau Gräfin sehr gern hat, wie ich schon oft von ihr gehört.«

»Die Frau Gräfin scheint Ihnen sehr an das Herz gewachsen zu sein,« bemerkte Wolfgang Harder, »aber Sie sind nicht der Einzige, der so viel Liebes und Gutes von ihr spricht. Auch die beiden Männer aus dem Dorfe flossen von Lob über und ich bin wirklich begierig, eine so vortreffliche Dame kennen zu lernen, die von Allen, nur nicht von Einem gelobt wird, der sie eigentlich doch zu meist loben sollte.«

Des Hausmeisters Gesicht röthete sich bei diesen Worten lebhaft, der junge Geistliche hatte ihn damit gleich in das ihm zusagende Fahrwasser gebracht.

»Nun,« sagte er, indem er etwas leiser als gewöhnlich sprach, »das, was Sie aus seinem Munde über die liebe Dame gehört haben, ist noch sehr wenig und klang noch mild, aber Sie werden bald noch mehr und weniger Mildes hören, denn das ist eben das Unglück, daß sich der Herr Graf vor Niemandem genirt, wenn er von seiner Frau spricht, und so haben alle Schloßbewohner schon reichliche Gelegenheit gehabt, das Verhältniß zwischen ihrer Herrschaft aus dem Grunde kennen zu lernen.«

»Das ist ja sehr betrübend. Wie ist denn die Frau dazu gekommen, sich in eine solche Lage zu bringen? Doch, das ist eigentlich eine überflüssige Frage. Aehnliches sieht man ja in der Welt sehr oft, und wie die Bräute anders aussehen, wenn sie zwanzig Jahre lang Frauen sind, so mag sich auch ein Egeherr nach so langer Zeit ganz anders benehmen, als er sich als Bräutigam benommen hat.«

Der Hausmeister lachte beinahe fröhlich auf.

»Haha,« sagte er, »da haben Sie diesmal den Nagel auf den Kopf getroffen, und damit Sie doch gleich wissen, wie das Alles zugegangen ist, will ich Ihnen Einiges aus dem Leben unserer Herrschaft erzählen und da werden Sie finden, daß unser Graf als Bräutigam in der That ganz anders ausgesehen hat, als jetzt, wo er eben der Herr der Rabenburg'schen Güter ist. Sehen Sie, die Sache hängt so zusammen. Die jetzige Frau Gräfin kam als fünfzehnjähriges Mädchen aus der Pension hierher, wo eine alte Tante von ihr wohnte, die ganz unabhängig war und der die Rabenburg und Alles was darum und daran hängt, gehörte. Auch war sie sonst noch sehr reich und hatte Niemanden, dem sie es vererben konnte, als eben das junge Fräulein, das ebenfalls keine Verwandte mehr besaß, da ihm die Eltern und viele Geschwister früh verstorben waren. Hier auf der Rabenburg nun lebte man ganz still und zurückgezogen, nur aus der nahen Stadt erhielt die alte Dame bisweilen Besuch, den sie von Zeit zu Zeit erwiderte. Als ihre Nichte aber ihr sechszehntes Jahr erreicht, nahm sie sie stets mit nach der Stadt und gab sich auch mehr geselligen Vergnügungen hin, um dem lieben Mädchen, doch einige Unterhaltung zu gewähren, die ihr wahrhaftig sehr nothwendig war.

»Einmal blieben sie, es war im Winter, mehrere Tage fort, um einige Bälle in der Stadt mitzumachen, auf denen die Offiziere der Garnison die Hauptrolle spielten, und auf einem solchen Ball sah auch unser Graf seine künftige Gemahlin zuerst und verliebte sich sehr in sie, denn sie war wunderbar schön, wie sie es noch ist, und

dabei, als einzige Erbin der alten Tante, ungeheuer reich. Der Herr Graf aber war durchaus nicht reich, denn er hatte sein väterliches Vermögen in jungen Jahren schon rasch an den Mann gebracht. Nun, seit jenem Balle kam der Herr Graf, oft im Schlitten, oft zu Pferde sehr häufig nach der Rabenburg galoppirt und jedesmal zog er mit froherem Gesicht wieder ab, denn die alte Tante schien ihm, da er ein Graf war, sehr wohl geneigt und wußte am Ende auch ihre Nichte glauben zu machen, daß sie ihm ebenfalls geneigt sei. Na, wie das so geht, wenn junge Mädchen zu früh in die Welt treten, noch keine Erfahrung und Menschenkenntniß haben und von einer alten griesgrämigen Tante geleitet werden, die es als das höchste Glück auf Erden betrachtet, irgend wo und wie eine von sich reden machende Heirath zu stiften, so ging es auch hier. Ich, der ich seit meiner Jugendzeit Kammerdiener bei der Tante unsrer Gräfin gewesen war, sah das ganze Unheil wie ein Gewitter heraufziehen, denn ich liebte unsre junge Dame von ganzem Herzen; und den Herrn Grafen, so oft ich mir auch deshalb Mühe gab, konnte ich nicht lieben. Ich hatte ihm etwas zu tief in die Karten geschaut und was ich da gesehen, konnte mir keine große Hoffnung erregen, daß er unser liebes Fräulein einst glücklich machen werde. Jedoch, was half's? *Ihr* wurde sonnenklar bewiesen, daß der Herr Graf der edelste und liebenswürdigste Mann sei und – die Verbindung wurde geschlossen. Ob die Braut glücklich war? Danach fragen Sie mich nicht, denn das weiß ich nicht, aber

nach ihrem Aussehen zu urtheilen, war sie es nicht. Genug, als sie siebzehn Jahre alt geworden war, wurde die Vermählung in's Werk gesetzt und die junge Gräfin zog mit ihrem Manne nach der Stadt, um das lustige Leben vollgültig kennen zu lernen, welches sich überall da entwickelt, wo eine lustige Garnison mit so vielen lebenslustigen Cavalieren ihr Wesen treibt. Indeß nur wenige Jahre dauerte diese Freude, da machte die alte Tante hier auf der Rabenburg die traurige Erfahrung, daß der Herr Graf es vor allen Dingen verstehe, ihr so lange sorgsam gespartes Vermögen recht rasch durch die Finger laufen zu lassen, und sie erschrak darüber, als sie es erfuhr, so sehr, daß sie krank und elend wurde, und es endlich durchzusetzen wußte, daß der Herr Graf seinen Abschied nahm und mit seiner jungen Frau hierher nach der Rabenburg zog. Hier aber wurde das lustige Leben, so viel es ging, fortgesetzt, bis die alte Tante etwa vor einem Jahre starb und die Frau Gräfin nun ihre Universalerbin wurde und ihren Gemahl zu einem sehr angesehenen Mann machte, wonach er sich unendlich gesehnt, da ihm seine abhängige Lage von der alten Dame schon lange übermäßig lästig gewesen war. So ist der Herr Graf denn durch seine Gemahlin der große Herr geworden, was ihm gewiß nicht passirt wäre, wenn er sich durch eigene Arbeit und Mühe hätte emporringen sollen. Und so sitzt er noch heute hier als großer Herr und fährt fort, von den Gütern seiner Frau lustig und vergnügt zu leben, bis auch diese Freude einmal ein Ende mit Schrecken nehmen wird, wie ich es schon lange befürchte, da ich weiß, wie der Herr Graf

mit dem kostbaren Gelde, das er so mühelos erworben, zu wirthschaften liebt.«

Der Erzähler schwieg und schaute trübe vor sich nieder. Der Geistliche aber hatte schon lange zu speisen aufgehört und richtete nun seine klaren Augen fest auf den alten Mann, mit einer Miene, die innigste Theilnahme an seiner Betrübniß verrieth.

»Leben denn die Herrschaften auch im Winter hier?« fragte er endlich, als bemühe er sich, doch wenigstens etwas zu sagen.

»Hm, ja! Das ist eine Frage, die ich nur mit einigen längeren Worten beantworten kann. Der Graf liebt das großstädtische Treiben sehr und so pflegt er einen großen Theil des Winters in der Residenz zuzubringen, wo er viele Freunde hat, die das menschliche Dasein von derselben Seite betrachten wie er. Die Gräfin aber begleitet ihn nur selten und dann stets nur auf kurze Zeit dahin. Sie liebt weit mehr das Landleben und die Ruhe und Stille darin und beschäftigt sich viel mit Lesen, wie sie denn, glaube ich, die ganze Bibliothek hier nebenan von oben bis unten schon durchgelesen hat. Sonst lebt sie nur für ihre Kinder, die sie überaus zärtlich liebt und die ihr ganzes, ach! leider nur sehr kärgliches irdisches Glück ausmachen.«

»Also sie hat Kinder?« fragte der Geistliche wie geistesabwesend.

»Ja, zwei Mädchen, Herr Prediger.«

Wolfgang Harder war tief in Gedanken versunken und seufzte wiederholt leise dabei auf.

»Ehrlich gesprochen,« sagte er endlich, dem Hausmeister fest in die umflorten Augen blickend, »ist sie also in ihrer gräflichen Ehe nicht glücklich geworden, wie?«

»Das weiß Gott! Nein!« rief der Hausmeister lauter und schneller als vorher. »Aber, Herr Prediger,« fuhr er gleich darauf bedächtiger fort, »Sie müssen mir nicht übel nehmen, daß ich so aufrichtig zu Ihnen und namentlich also von meinem Herrn spreche. Allein ich bin bei Weitem mehr ein Diener der gnädigen Frau, die ich ja schon von Jugend an kenne, als des Grafen, und Sie sind unser Geistlicher, dem man ja wohl im Vertrauen sein Herz ausschütten kann, ohne damit Anstoß zu erregen, und mein ganzes Herz hängt einmal unwandelbar an der lebenswürdigen, so überaus geduldigen und Alles mit Ergebung tragenden Frau. Ach, sie ist wahrhaftig keine Träumerin, wie der Graf sie ja vor Jedermann zu nennen beliebt und wie er sie auch schon in Ihrer Gegenwart genannt hat, obgleich er Sie erst seit wenigen Minuten kannte. Und daß sie keine Träumerin ist, das werden Sie bald erkennen, wenn Sie sie erst einmal gesehen und gesprochen haben. Allerdings weicht sie in vielen Dingen weit von dem Grafen ab, namentlich in persönlicher Lebenswürdigkeit, in ihrer Denkungsart, in ihrem religiösen Sinn und in ihren Empfindungen, allein das scheint mir kein Vorwurf zu sein, wie ich ihr denn überhaupt keinen zu machen habe, als daß sie zu gut, zu nachsichtig und zu vertrauensvoll ist. Sie ist eine herrliche Frau, ich sage

es Ihnen, und künftig, wenn Sie erst tiefer in die hiesigen Verhältnisse geblickt haben, werden wir noch offener und ehrlicher darüber reden können.«

Wolfgang Harder, von einem inneren Impulse getrieben, reichte dem alten Mann über den Tisch hinüber die Hand und drückte sie warm.

»Ich danke Ihnen,« sagte er herzlich, »für Ihre Offenheit und ich verstehe Ihr ganzes Empfinden über dieses traurige Verhältniß. Gegen mich können Sie immer offen sein und ich werde es nicht weniger gegen Sie sein, verlassen Sie sich darauf. Was Sie mir eben erzählt haben, soll in meiner Brust begraben bleiben und was wir Beide thun können, wollen wir redlich thun, der guten, verkannten und gepeinigten Frau einige glückliche Stunden mehr zu bereiten, deren sie zu bedürfen scheint. – Wollen Sie mich schon verlassen?«

Der Hausmeister war aufgestanden und hatte aus dem Fenster in das Freie hinausgeblickt.

»Ja,« sagte er, »es ist allmählig Nacht geworden, und ich muß noch Mancherlei in Ordnung bringen, damit der Herr Graf, wenn er unerwartet früh zurückkommen sollte, Alles im besten Geleise findet, sonst – habe ich wieder eine böse Stunde, wie ich deren in Abwesenheit der Frau Gräfin schon viele gehabt. Schlafen Sie wohl, Herr Prediger, und lassen Sie sich in der ersten Nacht in dem alten Schlosse etwas recht Süßes träumen. Ertragen Sie auch die Einsamkeit darin mit Geduld; wenn die gnädige Frau erst hier ist, werden Sie bessere Unterhaltung als die meinige haben, denn Sie werden ihr, wenn mich nicht

Alles täuscht, bald näher stehen, da Sie ein Mann für eine solche Frau sind und die Mittel und Wege schon finden werden, ihr den Kummer vergessen zu machen, der sie Tag und Nacht drückt. Gute Nacht und schlafen Sie recht wohl!«

Wolfgang Harder drückte dem alten, jetzt so weich gestimmten Mann noch einmal die Hand und dann schieden sie.

ZEHNTES CAPITEL. DIE TRÄUMERIN IN DER RABENBURG.

Durch die offenherzige Erzählung des alten Hausmeisters, die ein so grelles Streiflicht auf die Familienverhältnisse in dem Schlosse fallen ließ, in welches das Schicksal unsern Freund so zufällig geworfen hatte, war derselbe, er wußte selbst nicht, wie es kam, lebhaft an Irene von Trautenau erinnert worden, und jetzt, als er sich am späten Abend allein überlassen war, gab er sich unwillkürlich wieder der innigen Gefühlsstimmung hin, die ihn seit der Trennung von der lieben Jugendfreundin auf der ganzen Reise begleitet und selbst hier in der Rabenburg, wo so viele neue Verhältnisse ihm vor Augen getreten, kaum verlassen hatte. Er empfand plötzlich eine unendliche Sehnsucht nach ihr, und wenn auch der Tag bei lebhafter Unterhaltung und Zerstreung jederlei Art ihm erträglich verlaufen war, so war die hereingesunkene Nacht mit ihren Schatten und ihrer geheimnißvollen Macht, die Denkkraft des Geistes hervorzurufen und vor allen Dingen den Gebilden der Phantasie einen größeren Spielraum anzuweisen, ganz dazu angethan, ihn in die

kaum verflommenen Tage der Vergangenheit zurückzuführen und das Gesehene und Erlebte wieder frisch in seiner Erinnerung aufleben zu lassen. Von einer seltsamen Unruhe aufgestachelt, konnte er sich so bald noch nicht entschließen, sein Schlafzimmer aufzusuchen und so ging er mit tief auf die Brust geneigtem Kopf und verschränkten Armen in dem großen Gemache hin und her und gab sich seinen ihn bedrängenden Gedanken mit ganzer Seele hin.

»Wie,« sagte er schließlich zu sich, als er lange in seinen Erinnerungen geschwelgt, »sollte das Alles wirklich erst vor wenigen Tagen geschehen sein? Mir kommt es vor, als ob es schon eine Ewigkeit her wäre, daß ich so namenlos heiter und glücklich war. Ach, das Menschenleben ist doch ein sehr seltsames Ding! Ebbe und Fluth, Ebbe und Fluth, sie wechseln ohne Unterlaß, rastlos mit einander ab und schleudern uns bald in die Wolken vor Glück, und werfen uns dann wieder trostlos in die Tiefen des Unheils hinab. Ja, Irene hatte sehr Recht, wenn sie sagte: ›Es verrinnt wie ein Traum, wenn man glücklich ist; wenn man aber unglücklich ist, scheint jeder Tag eine Ewigkeit in sich zu schließen.‹ Irene, Irene, wo bist Du, Du, die so viel Wahres und Beherzigenswerthes sprach? O, nie, nie hätte ich es für möglich gehalten, daß mir ein Mensch, den ich nur so kurze Zeit gekannt, so fehlen könnte, wie mir hier – o nicht blos hier, überall – diese Seele fehlt!«

Nach diesem letzten Selbstgespräch ging er, als wolle er die ihn umfluthenden Gedanken mit Gewalt abschütteln, in sein Schlafcabinet und er fand sich in dem weiten geräumigen Bett so vortrefflich gelagert wie noch nie, und nach einem heißen Gebet, in das er alle seine Lieben einschloß, also auch sie, schief er ruhig ein, ohne von irgend einem Traum heimgesucht zu werden, wie der alte Hausmeister beim Scheiden es ihm gewünscht hatte.

Jene unbegreifliche und sein ganzes Wesen durchdringende Sehnsucht aber blieb auch bis zum Morgen in ihm haften, denn als er sich schon früh von seinem Lager erhob, war sie noch in ihm vorhanden und, wie es ihm vorkam, sogar noch in einem verstärkteren Grade, so daß er sein Herz, das nur den einen Gedanken, die eine Empfindung hegen konnte, ordentlich beklommen schlagen fühlte, als sei eine neue Last darauf gefallen, die abzuschütteln er nicht im Stande war. Vergebens blickte er, als er sich angekleidet, in den goldenen Sonnenschein und nach dem in so reiner Frühlingsbläue lachenden Himmel empor, um sich zu zerstreuen, zu erheitern, aber überall, wohin er auch blickte, sah und erkannte er nur das eine Bild, welches ihn ganz erfüllte, und immer wieder mußte er sich dabei die schönen und doch so traurigen Abschiedsverse, die sie ihm geschrieben, wiederholen, deren unabänderlicher Refrain lautete, daß die schöne Stunde so, wie sie ihm einmal gelächelt, nie wiederkehren würde.

Noch vor dem Frühstück, das ihm auf seinen Wunsch erst um sieben Uhr von Casper gebracht wurde, setzte er

sich, um durch ernste Arbeit die Gebilde seiner Phantasia zu verscheuchen, nieder und begann die Disposition zu seiner am nächsten Sonntag zu haltenden Antrittspredigt zu entwerfen. Wider Erwarten ward es ihm leicht und schneller denn je flog seine Feder über das Papier. Gedanke auf Gedanke, Satz auf Satz löste sich frisch und klar aus seinem Geiste los und als er nach acht Uhr schon mit seiner ersten Arbeit in der Rabenburg zu Stande gekommen, konnte er sich sagen, daß er geschaffen, was er schaffen gewollt und daß ihm der Entwurf zu dieser so wichtigen Einleitung seiner seelsorgerischen Thätigkeit an diesem Orte gelungen sei.

Auch hatte diese ernste Beschäftigung wohlthätig auf ihn eingewirkt; er war wieder ruhiger geworden und sein Geist hatte eine ihm zusagende und ihn weniger quälende Richtung genommen. Freier blickte sein Auge in den so goldklaren Tag hinaus, frischer, vertrauensvoller schlug ihm das Herz und um sich einer neuen Beschäftigung hinzugeben, die ihn noch mehr von seinen innersten Gedanken abzöge, beschloß er, wie er es am Abend vorher versprochen, nach Rabenbrück zu gehen und den dortigen Bewohnern, einem nach dem andern, seinen pflichtschuldigen Besuch abzustatten.

Auch dieser Gang, den er alsbald antrat, übte eine wohlthuende Wirkung auf ihn aus. Nachdem er bald den Küster und den Schulzen gefunden, begleiteten ihn die beiden Männer von Haus zu Haus und der neue Pfarrer lernte in den Bewohnern derselben eine Bevölkerung kennen, die ihm von Anfang an zusagte und der er bald

geistig näher zu treten die volle Ueberzeugung hegte. Er fand in ihr fast nur verständige Leute, meist dem Wohlstande angehörend und zu allem Guten geneigt, und daß auch er einen günstigen Eindruck auf sie gemacht, bewiesen ihm ihre zufriedenen Gesichter und die herzlichen Begrüßungsworte, die sie an ihn richteten, als er endlich Mittags wieder von ihnen schied.

Als er nach Hause kam, meldete ihm der Hausmeister, daß der Herr Graf Befehl gegeben habe, heute schon um drei Uhr die Tafel anzurichten, da er um halb vier Uhr ein neues Pferd probiren wolle, das ihm am Morgen aus der Stadt geschickt sei und welches um fünf Uhr schon wieder dahin zurückkehren müsse. So fand sich Wolfgang Harder denn zu der festgesetzten Zeit im Speisesaal ein und bald nach ihm erschien der Graf, der, nach dem Ausdruck seines Gesichts zu urtheilen, heute in ungewöhnlich mürrischer Laune war. Er begrüßte seinen Gast auch nur mit wenigen und kalt hin gesprochenen Worten, verhielt sich bei der Tafel fast ganz schweigsam und aß mit einer seltenen Hast, um nur so bald wie möglich zu seinem Pferde zu kommen. Ohne seine ruhige Miene zu verändern und ohne ein Wort zu sprechen, saß der Geistliche ihm bei Tisch gegenüber und es hatte fast den Anschein, als wüßten die beiden Männer gar nicht, daß sie sich in der Gesellschaft eines Andern befänden. Kaum aber hatte die laut tönende Schloßuhr halb Vier geschlagen, so stand der Graf vom Tische auf und seinen Hut,

Handschuhe und Gerte ergreifend, die er auf einen Seitentisch gelegt, sagte er, sich schon nach der Thür wendend, zu dem Geistlichen, der sich ebenfalls erhoben hatte, um ihm seine Verbeugung zu machen:

»Lassen Sie sich durch mein Weggehen nicht stören. Ich habe es heute eilig und bin nicht bei Laune, viele Worte zu machen. Adieu!«

Kopfschüttelnd sah ihm der alte Hausmeister nach; als die Thür aber hinter dem Abgehenden zugefallen, wandte er sich mit verlegenem Gesicht nach dem Geistlichen um, der am Fenster stand, in den Park hinausblickte und auch keinen besonderen Appetit zum Weiterspeisen zu haben schien. Endlich aber einen tiefen Seufzer ausstoßend, sagte Herr Striez, an die Seite des jungen Mannes tretend:

»Der Herr Graf sind also nicht bei guter Laune – nun, das hätte er Ihnen nicht zu sagen gebraucht; er hat ja kaum drei Worte mit Ihnen gesprochen. Na, lassen Sie sich auch dadurch nicht irre machen, Herr Prediger, und haben Sie noch etwas Geduld. Bald, bald wird es bei Tische lebhafter hergehen und unserer Beider Augen werden auf besser gelaunten Gesichtern haften bleiben. Du lieber Gott, warum hat denn der Herr immer eine so schlechte Laune? Ich weiß es wahrhaftig nicht, aber wenn die Leute zu fest im Sattel sitzen und von zu großem Ueberfluß umgeben sind, werden sie unempfindlich gegen alles ihnen von Gott verliehene Glück, und

hier – hier haben wir einmal ein recht laut redendes Beispiel davon. – Wollen Sie nicht weiter speisen, Herr Prediger?«

»Nein, lieber Herr Striez,« erwiderte der Gefragte mild und freundlich, »auch ich habe meinen Appetit verloren, obgleich ich in bester Laune bin. Aber Sie haben Recht, man muß Geduld haben und die habe ich und will ich haben. Ach, sehen Sie doch, wie lustig da draußen im Park Alles grünt und blüht, ich werde einen Spaziergang machen und mir besseren Appetit zum Abend holen.«

»Ja, thun Sie das und erfrischen Sie sich die Seele im Freien, denn mit einem solchen Tischgenossen, wie Sie ihn heute hatten, ist es kein Wunder, wenn sie frostig und trocken wird. Leben Sie wohl!«

Langsam wandelte Wolfgang Harder in den sonnigen Park hinaus und bald war seine Seele wirklich frei von den Schlacken, die er im Zimmer gefühlt und er schwelgte im Genuß der schönen Natur, hörte mit Wonne das jubelnde Lied der Nachtigallen und Finken und schritt, ohne viel auf den Weg zu achten, vom Park in den Wald hinein, der sich immer höher den Berg hinanzog und ihn bald mit seinem lieblichen Schatten und seiner frischen Kühle umfing. Wohl anderthalb Stunden ging er so dahin, den wohl erhaltenen Pfaden folgend, die ihn, ohne daß er es wußte, im Kreise umherführten, bis er, auf einer Anhöhe angelangt, wieder das Schloß mit seinen vier spitzen Thürmen vor und unter sich liegen sah. Unwillkürlich lenkte er seine Schritte wieder dahin, als er es

aber beinahe erreicht, begegnete er dem eben zurückkehrenden Schloßherrn, der auf einem breiten Reitwege im sausenden Galopp an ihm vorüberflog. Kaum hatte Wolfgang Harder Zeit, den Hut zu ziehen, da war der vornehme Herr schon seinen Augen entschwunden, ohne des einsamen Spaziergängers weiter zu achten. Dieser aber, sich in seine Lage findend und Geduld habend, wie Herr Striez ihm gerathen, setzte ruhig seinen Weg weiter fort und bald hatte er das große Portal des Schlosses erreicht, das weit geöffnet wie immer vor ihm lag.

Aber da sollte er etwas Unerwartetes und Neues erleben. Als er eben in das Portal getreten, sah er, daß ein eleganter Miethswagen, der wahrscheinlich der nahen Stadt angehörte, vor wenigen Minuten in den Schloßhof eingefahren war. Er hielt vor dem inneren Eingang des Schlosses und die Insassen desselben hatten ihn bereits verlassen, während einige Diener das darin enthaltene Gepäck in das Schloß trugen. Nur eine junge Dame, die dem auch anwesenden Casper einige Befehle zu geben schien, stand noch daneben, war aber zu weit von ihm entfernt, als daß er ihre Gestalt, geschweige denn ihr ihm zugewandtes Gesicht genauer hätte erforschen können. Seinen bedächtigen Schritt noch mehr verzögernd, näherte der Fußgänger sich nur langsam dem Wagen, aber da stand er mit einem Mal unbeweglich und es war ihm zu Muthe, als müsse auch sein Herz einen Augenblick still stehen, um sich zu sammeln und zu fassen und das vor seinen Augen Vorgehende zu begreifen, zu erklären.

Die junge Dame, die eben noch laut zu dem Diener gesprochen, hatte plötzlich ihre Rede unterbrochen und ihr Auge unverwandt auf ihn gerichtet. Wie erstarrt blieb sie am Wagen stehen und wie erstarrt schaute auch Wolfgang Harder auf sie hin. Denn das schwarz und grau gestreifte Kleid, das sie trug, eben so der mit ähnlichen Bändern garnirte Hut, der ihren blonden Kopf bedeckte, schienen ihm wunderbar bekannt. Noch blieb er unbeweglich stehen, denn die Füße waren ihm wie an den Boden gewurzelt. Dabei schlug sein Herz mit einem Mal so laut, daß er es selbst zu hören vermochte. Aber seine Augen, sonst so hell und klar, blieben wie verschleiert und schauten nur in die eine Richtung hin, als ob sich ihm ein unbegreifliches Wunder enthülle.

»Wie,« rang es sich endlich aus seinem Herzen los, »ist das eine Täuschung, eine Einbildung meiner Sinne? Aber nein, es kann ja nicht sein, ich sehe es nur zu deutlich, zu klar!«

Und aus seiner Erschütterung sich erhebend, die so groß war, daß er sie kaum bemeistern konnte, that er einige Schritte maschinenartig vorwärts, bis er sah, daß er sich wirklich nicht getäuscht und daß die Erscheinung vor ihm in der That die Person war, die er gleich im ersten Augenblick zu sehen geglaubt.

Aber da war auch er schon von den trefflichen Augen dieser jungen Dame erkannt. Mehr springend als gehend kam sie auf ihn zu gerannt und beide Hände hatte sie schon, eben so verwundert und erschrocken wie er, zum Gruß erhoben.

»Wie!« rief sie mit sich überstürzender Hast und einem unmöglich zu beschreibenden Freudenton, »ist es möglich, kann es denn sein? Sie, Herr Harder, Sie hier im Schloß, in der Rabenburg?«

Da stand er schon vor ihr und hatte ihre beiden Hände ergriffen, aber sprechen konnte er noch nicht, denn wie ihm die Worte fehlten, ließ es auch die auf- und abfluthende Bewegung seines Innern nicht zu. Endlich aber hatte er sich gefaßt und mit hoch erglühendem Antlitz, das eben noch der Schreck gebleicht, sprach er mit seiner sanften und in diesem Augenblick höchster Aufregung wunderbar tiefen Stimme:

»Ja, ich bin es, Helene von Winning, ich bin Wolfgang Harder, ich bin in der Rabenburg, aber wie kommen Sie hierher?«

Jetzt erst begriff das junge Mädchen die Wahrheit und Wirklichkeit des auch für sie so bedeutungsvollen Augenblicks und nun erst machte sich die erste gewaltige Erschütterung ihres Gemüths durch einen natürlichen Ausbruch ihrer Gefühle Luft. In einen lauten freudigen Thränenstrom ausbrechend, drückte sie ihm innig die Hände und die ersten Worte drängten sich mühsam über ihre bebenden Lippen.

»Also wirklich, Sie sind es!« rief sie, tief aufathmend. »O mein Gott, das ist zu viel des Glücks! Aber bitte, sagen Sie mir rasch, wie kommen Sie hierher?«

Jetzt lächelte der junge Geistliche zum ersten Mal und seine Augen hefteten sich fest in die von Thränen schimmernden Augen des sich nur langsam erholenden Mädchens.

»Warum soll ich denn nicht hierher kommen?« sagte er eilig. »Die Rabenburg ist ja mein jetziger Wohnort, nachdem durch Gottes Willen das Pfarrhaus im Dorfe abgebrannt, und ich, ja ich bin der neue Geistliche, der nach Rabenbrück in die vakante Stelle berufen ist.«

»Wie? Der Geistliche von Rabenbrück sind Sie? Ueberhaupt ein Geistlicher? O, ist das wahr? Weiß denn das die Frau Gräfin noch nicht?«

Wolfgang Harder fiel es plötzlich wie ein Schleier von seinen jetzt Alles klar sehenden Augen und seinem noch kurz vorher von Sehnsucht tief aufgewühlten Herzen.

»Ah,« sagte er, »die Frau Gräfin! Die unbenannte Dame vom Thurmberge, meine Jugendfreundin – sie ist also die Gräfin von Brandhorst auf der Rabenburg?«

Helene nickte blos, mit neuen aus ihren Augen quellenden Thränen, dann sagte sie:

»Ja, sie ist es, nun endlich wissen Sie es, und sie wird mir gewiß verzeihen, daß ich Ihnen jetzt ihr so sorgsam gehegtes Incognito verrathen habe.«

Ueber des Geistlichen Gesicht flog es wie ein rosiger Schimmer, sein treues blaues Auge schaute wie verklärt zum Himmel auf und wenn nicht seine Lippe, so sprach doch gewiß seine Seele:

»Ich danke Dir, Gott da oben, daß Du mir in Deiner Gnade diesen unerwarteten und unverdienten Segen verliehen hast. Ja, nun ist Alles wieder gut und nun kann mir auch diese Stätte, die ich schon gering zu schätzen und zu fürchten begann, eine Stätte des Heils, der Freude und des Friedens werden. Aber nun glaube ich auch an bestimmte Vorahnungen, hier habe ich den handgreiflichen Beweis von ihrer Existenz, denn daß ich *sie* wiedersehen würde, wie und wo es auch geschah, hat mir in der bittersten Stunde meines Lebens mein Herz gesagt!«

–

In diesem Augenblick und während der geleerte Wagen eben den Schloßhof verließ, wurden die beiden Kinder, Hildegard und Ilse, hüpfend und springend, in der Pforte des Schlosses sichtbar, die anscheinend gekommen waren, um sich zu erkundigen, warum die Erzieherin sie so lange allein gelassen. Da aber, eben als sie dieselbe mit ihren scharfen Augen erspäht, hatten sie auch Wolfgang Harder wahrgenommen und, ein lautes freudiges Jauchzen ausstoßend, liefen sie um die Wette auf ihn zu und, wie Kinder es nur mit einem alten liebgewonnenen Freunde thun, umfaßten und küßten sie ihn, der sich liebevoll zu ihnen niederbeugte und sie ebenfalls umfaßte und küßte.

»Aber wo kommen Sie her?« fragten Beide mit sehr natürlicher Neugierde, während der junge Geistliche vor Rührung nicht zu sprechen vermochte, da er sah, wie lieb und werth er noch den theuren Kindern war. »Sind Sie

schon lange hier? Bleiben Sie bei uns, haben Sie schon den Papa und die Mama gesehen?«

Diese und ähnliche Fragen mußten nun natürlich endlich beantwortet werden, dann aber, den wiedergewonnenen Freund nicht von den Händen lassend, begleiteten sie ihn, von Helenen gefolgt, nach seinem Zimmer, nachdem er ihnen gesagt, daß er ja nun auch bei ihnen wohne und sie so bald nicht wieder zu verlassen gedenke. So kam er, wie im Traum befangen, mit Allen auf seinem schönen Zimmer an, und hier begrüßten sich die beiden älteren Personen noch einmal auf's Herzlichste, und Wolfgang Harder erfuhr im lebhaft fortgeführten Gespräch, daß die Frau Gräfin von Brandhorst unmittelbar vom Thurmberge aus nach einer nahe gelegenen Stadt gefahren, um bei einer Jugendfreundin, der sie ihren Besuch fest zugesagt, einige Tage zu verweilen, dann aber ohne Aufenthalt nach Hause zurückgekehrt sei.



Zu derselben Zeit, als diese Unterhaltung in des Geistlichen Wohnung stattfand, wurde ein anderes und gewiß weniger freudiges Gespräch in einem anderen Gemach des Schlosses geführt. Als die *Gräfin* Irene – denn eine solche ist sie uns ja jetzt auch – vorher aus dem Wagen gestiegen war und den sie an der Thür empfangenden Hausmeister herzlich begrüßt hatte, von dem sie zugleich erfahren, daß der Herr Graf auf seinem Zimmer sei, überließ sie alles Uebrige Helenen und eilte in ihr

gewöhnliches Wohngemach. Hier, ohne sich nach irgend etwas umzuschauen, brachte sie nachdem sie Hut und Handsschuhe hastig abgelegt, mit flüchtiger und leicht bebender Hand ihre Toilette in Ordnung. So sehen wir sie denn wieder in dem ganzen Liebreiz vor uns stehen, wie wir sie auf dem Thurmberge verlassen haben, nur war an die Stelle ihrer damaligen Zwanglosigkeit und Natürlichkeit eine gewisse Befangenheit getreten und in allen ihren Bewegungen lag etwas Zaghafte, Vorsichtige, als fürchte sie, durch irgend eine unbedachte Handlung sich einen Vorwurf zuzuziehen, und um ihren Mund hatte sich, schon lange bevor sie das Schloß selbst erreicht, wieder der traurige Zug gelagert, den Wolfgang Harder im Anfang ihres Zusammentreffens wahrgenommen, der sich jedoch späterhin, als sie geistig und gemüthlich aufzuleben begann, allmählig verloren hatte.

In wenigen Minuten war ihre Toilette beendet und nachdem sie nun noch einen Blick in den Spiegel geworfen, als wolle sie den Ausdruck ihres Gesichts einer letzten Prüfung unterwerfen, eilte sie flüchtigen Fußes aus dem Zimmer, als besorge sie, eine Minute zu verlieren und in ihrer ersten Pflicht, der, ihren Mann auf seinem Zimmer zu begrüßen, säumig befunden zu werden. Je mehr sie sich aber, den Corridor entlang schreitend, in dem die Portraits der ehemaligen Schloßbesitzer hingen, der Thür näherte, hinter welcher sich der Graf nach des Hausmeisters Meldung befinden sollte, um so langsamer, fast schwerfällig wurde ihr Schritt, als heftete sich ein

übermäßig schweres Gewicht an ihre Füße, um so befangener wurde ihre Miene, zum so banger und ahnungsvoller schlug ihr immer so ahnungsreiches Herz. Da aber faßte sie sich endlich und das Thürschloß leicht berührend, trat sie in das Zimmer bei ihrem Gemahl ein.

Der Graf, der eben, wie wir wissen, ein junges Pferd probirt und sich wahrscheinlich müde geritten hatte, lag, eine Cigarre rauchend und in einer Zeitung lesend, auf einer Chaiselongue, die in der Nähe des offenen Fensters stand. Als er seine Gemahlin so plötzlich eintreten sah, von deren Ankunft er noch keine Kunde erhalten, erhob er sich nicht, verzog auch keine Miene, behielt die Cigarre im Munde und ließ, blos ein langgedehntes »Ah!« hören, dessen Ton weder eine große Ueberraschung, noch eine besondere Freude verrieth.

Die Gräfin dagegen, vielleicht an einen solchen Empfang schon lange gewöhnt, eilte auf ihn zu, ließ sich am Kopfende seiner Ruhestätte auf ein Knie nieder und ergriff die Hand, welche so eben noch die Zeitung gehalten, um sie an ihre Lippen zu führen, was sich der gnädige Herr wie ein von Mühen belasteter Pascha ruhig gefallen ließ, ohne sich auch jetzt aus seiner Stellung aufzurichten oder irgend eine Regung der Freude kundzugeben. Endlich aber, als fühle er instinktmäßig, daß seine Gemahlin wohl werth sei, daß er sich wenigstens aus seiner ruhenden Lage erhebe, stand er auf, betrachtete sie von Kopf bis zum Fuß und starrte endlich mit einem unsäglich kalten, ja eisigen Blick auf ihr Gesicht und ihre Hände hin,

als wollte er vorzugsweise sie einer genaueren Prüfung unterwerfen.

Wenn man diese beiden Personen, die sich im Leben so nahe standen, jetzt so dicht vor einander stehen und sich betrachten sah, mußte man sich gestehen, daß ungeachtet ihrer ehelichen Verbindung eine unsichtbare Scheidewand zwischen ihnen aufgerichtet war, denn eine größere Verschiedenheit, als Beide in diesem Moment in ihrem ganzen Wesen zeigten, konnte wohl kaum gedacht werden. Sie, eine so reizvolle, weiche, hingebende Frau, das ganze Herz voller Empfindung, den ganzen Geist voll Drang nach Belehrung und Aufklärung, die ganze Seele voll still verhaltener Gluth nach allem Schönen und Erhabenen auf Erden, und alles dies, da sie es in ihrem wirklichen Sein nicht erreichen konnte, nur in einem still gehegten Ideal zusammenfassend, das unsichtbar, unfaßbar vor ihr schwebte und nach dem sie doch immer wieder mit beiden Armen verlangend griff, um es doch endlich als ein lang ersehntes Glück an die pochende Brust zu drücken! Von dieser ganzen idealen Welt und dem geistigen Ringen danach hatte dagegen dieser kalte, fast höhnisch auf die zurückgekehrte Gattin blickende Mann nicht die geringste Ahnung. Für ihn war sie gar nicht vorhanden, ja, wenn er sie hätte sehen und begreifen können, er würde sie als etwas für ihn Ueberflüssiges, Unbedeutendes, Gleichgültiges mit kaltem Herzen von sich gestoßen haben. Für ihn galt nur das laut, sichtbar und fühlbar pulsirende Leben als etwas Wünschenswerthes, und je lauter und faßbarer es pulsirte, um so mehr regte

es ihn zum schwelgerischen Genuß bis auf die Neige an. Rauschende Musik, zum üppigen Tanz verlockend, die klang seinem Ohre wohl; brennende Augen, glänzende Nacken und Schultern, die regten sein frostig und träge rinnendes Blut zu stürmischerem Wallen an; mit einem Wort: jeder sinnliche Genuß, das heißt Alles, was man mit Augen und Ohren sehen und hören und was man mit den Händen ergreifen und halten kam, nur das allein war für ihn der ewig schäumende Becher, aus dem er sich satt und müde trinken mochte, und ehe er ihn nicht bis auf den Grund erschöpft, glaubte er das ganze Leben nicht völlig gekostet und genossen zu haben.

So stand er auch jetzt wie ein Bild von kaltem und erkältendem Stein der weichen, liebevollen Frau gegenüber, die sich ihm einst aus einem vielleicht schwer gebüßten Irrthum ganz zu eigen gegeben und die doch an und für sich, in ihrer Person allein und ohne Zuthat ihres bedeutenden Vermögens, nicht den geringsten Reiz für ihn besaß und niemals besessen hatte. Gleichgültig, eisig gleichgültig, nur nach einem Gegenstande an ihr suchend, über den er wieder einen neuen Vorwurf ausschütten konnte, sah sie ihn jetzt mit halb verschleiertem und immer wie von übermäßiger Arbeit ermattetem Auge vor sich stehen, und er sah nichts an ihr, die so viele sichtbare Reize für Jedermann besaß, als daß sie die ihm in allen Dingen naturgemäß Widerstrebende war. Fast schien es, als fühle er instinktmäßig heraus, daß sie keinen Gedanken mit ihm gemein habe, wofür er ihr innerstes Gefühl zu verletzen jedoch jeden Augenblick bereit

war, nur um seine Obmacht als gebietender Herr zu zeigen und sich wie ein irdischer Gott zu geberden, der für sich Alles zu thun für erlaubt hält und schon eine Gnade gewährt, wenn er gestattet, daß ein Anderer eine kurze Zeit nach seiner Neigung lebe und wirke, um dessen inneres Glück er sich doch nie bekümmert hat und an dem ihm auch in der That nicht das Geringste gelegen ist.

Ja, so stand er jetzt vor ihr und keine warme Begrüßung war über seine Lippen geflossen, denn ihm war es ja im Grunde sehr gleichgültig, ob seine Gemahlin im Schlosse oder wo anders weile, wie er ja auch selbst dasselbe so oft, als seine Laune es ihm eingab, verließ. Ja, jetzt, nachdem sie ihm vorher die Hand geküßt, hätte er ihr nicht einmal die seine zum Gruß geboten, wenn ihm die ihrige nicht entgegengekommen wäre, er stand, wie gesagt, nur starren Auges vor ihr und suchte nach einem Vorwand, seiner grollenden Stimmung die Zügel schießen zu lassen, die er auch bald gefunden hatte. Denn als könne er kein anderes Wort zur ersten Begrüßung über die Lippen bringen, sagte er, indem er die Cigarre endlich aus dem Munde nahm und den Rauch in starken Wirbeln von sich blies:

»Also endlich! Aber was ist das? Wie siehst Du denn aus? Du bist ja fabelhaft von der Sonne verbrannt. Bist Du nach Deiner alten Liebhaberei wie ein ungehorsames Schulkind wieder ohne Handschuhe und Sonnenschirm umhergelaufen? O, Du weißt es, das ist nicht meine Passion, ich liebe das ganz und gar nicht. Und nun gerade

jetzt, wo ich Besuch erwarte, vornehmen, zahlreichen Besuch, da erscheinst Du in solcher Verfassung! Wie soll ich Dich denn da den Herren und Damen vorstellen? Müssen sie nicht glauben, Du lägest den ganzen Tag auf dem Rasen und starrtest die Wolken an, um Deinen phantastischen Grillen und Träumen nachzuhängen?«

Diese ganze erste Strafpredigt wurde im langsamen, näselnden Tone gehalten, aber die vielleicht beabsichtigte Wirkung, die junge Frau zu demüthigen und aufzuregen, hatte sie nicht. Schon an ähnliche Ausbrüche des ehedem Meinens und Dafürhaltens gewöhnt, ergab sie sich mit wohlgeschulter Resignation in das Unvermeidliche, worauf sie wahrscheinlich schon lange gefaßt gewesen, nur flammte ihre zarte Wange einen Augenblick etwas höher auf, dann senkte sie den Blick und suchte eben eine bescheidene Erwiderung zu sprechen, als der Graf schon einen neuen Gegenstand entdeckt hatte, der ihm Stoff zur Fortsetzung der Predigt bot, und so sagte er noch etwas hastiger und unwirscher als vorher:

»Und was sehe ich da noch an Dir! Beliebt es Dir immer noch, in diesen schwarzgestreiften Kleidern und Bändern einherzugehen? Du weißt doch ganz gewiß, daß ich das noch weniger leiden mag und daß ich Dich mit diesen bis an den Hals zugeknöpften Roben nicht für eine Nonne oder eine barmherzige Schwester gehalten wissen will. Allerdings weiß ich, was diese – Halbtrauer, wie Du sie nennst, bedeutet, indessen dünkte ich, dauert dies eigentümliche Trauern um eine so alte Tante doch etwas zu lange.«

Er machte hier eine Pause, nicht etwa, um seine Predigt zu beenden, sondern nur um sich seine Cigarre anzuzünden, die ihm bei dem so eifrigen Sprechen ausgegangen war, aber der letzte Vorwurf wurde nicht so leicht wie der erste verschmerzt und so erhob die Gräfin leise das niedergesenkte Gesicht, sah ihren Gemahl groß an und sagte mit sanfter und durch ihren geheimen Kummer, daß diese ihre Trauer so verkannt, leicht vibrierender Stimme:

»Waldemar, sprich nicht so! Tadle mich, was Du so gern thust, in allen übrigen Dingen, aber um meine Liebe und Anhänglichkeit an meine gute Tante tadle mich nicht. Du weißt, daß wir Alles, was wir besitzen, ihr fast allein verdanken. Denn nicht nur das Vermögen, das wir gleich nach unserer Verheirathung besessen, stammt von ihrer Milde und Freigebigkeit her, sondern jetzt auch dies schöne Gut, das uns seit ihrem vor fast einem Jahre erfolgten Tode allein gehört.«

»Ja, ja, auch dies Gut stammt von ihr her,« unterbrach sie der durch ihren Widerspruch und die unliebsame Erinnerung an die Quelle seines Vermögens gereizte Graf, »und auch dies alte baufällige Rabennest, in dem ich mich noch keine Stunde heimisch gefühlt und wohin mich Deine alte Tante so recht absichtlich verbannt zu haben scheint, um mich den Genüssen und Freuden der großen Welt, für die ich allein geschaffen bin, zu entziehen. Aber das soll nun auch wirklich und bald ein Ende nehmen. Endlich ist meine lammesartige Geduld und

Ausdauer an ihre Gränze gelangt. Hier, in dieser langweiligen Oede und zu einer Zeit, wo alle Welt auf Reisen geht und sich vergnügt, halte ich es keine vier Wochen mehr aus.«

Er sah sie bei diesen Worten durchdringend und fast höhnisch an, als sehe er schon wieder einen neuen Grund zur Fortsetzung seiner Predigt vor sich aufdämmern und er hatte sich darin auch nicht getäuscht.

»Wenn alle Welt auf Reisen geht,« versetzte die Gräfin mit unerschütterlicher Ruhe und indem sie ihre ganze Milde im Ton und Ausdruck beibehielt, »so reise doch ebenfalls und vergnüge Dich. Du hast ja auch mir vor drei Wochen den Rath gegeben, mich einmal zu zerstreuen und in der Welt ein wenig umherzuschweifen, was ich so gern thue, und ich komme ja eben erst von dieser Reise zurück, um von Dir mit Vorwürfen überhäuft zu werden, die ich einerseits verdienen mag, andererseits aber zurückweisen muß, da ich mich vollkommen frei von jeder Schuld deshalb fühle.«

»Ah!« fuhr hier der Graf lebhaft auf, »Du bringst mich da auf ein ganz neues Capitel. Drei Wochen, sagst Du, wärest Du weg gewesen? Ich dächte, es wäre viel länger her.«

»Es wäre mir lieb, wenn Dir die Zeit während meiner Abwesenheit etwas lang geworden wäre und Du also meine und der Kinder Gegenwart vermißt hättest, aber es sind heute gerade drei Wochen, daß ich die Rabenburg verlassen habe.«

»So, nun, ich habe die Tage Deiner Abwesenheit leider nicht gezählt und führe keinen Kalender über meinen Kummer und meine Sehnsucht nach Dir, aber in Anbetracht, daß ich nächstens Besuch zu erwarten habe, hat mir Deine Abwesenheit doch etwas zu lange gedauert und Du bist erst zurückgekommen, als ich Dich durch die dritte Hand erinnern ließ, daß zu solch einer Zeit eine Frau, die vornehmen Gästen die Honneurs zu machen hat, in das Haus ihres Mannes gehört.«

»Wohl! Du hast durch Striez an Helene von Winning schreiben lassen, daß es Zeit sei, daß ich nach Hause komme. Wenn Du wirklich einen ernsten Grund hattest, mich hier zu sehen, warum hast Du mir nicht selbst den Wunsch danach ausgesprochen? Du wußtest ja, wo ich zu finden war – warum hast Du mir nicht ein paar Worte geschrieben? Hätte Dir das zu viel Mühe gemacht?«

»Wohl möglich! Und ehrlich gestanden, ich habe keine Lust dazu gehabt, mich haben in der Zeit ernstere Dinge beschäftigt. Uebrigens weißt Du aus alter Erfahrung, daß ich überhaupt nur Familienbriefe schreibe, wenn die absolute Nothwendigkeit dazu drängt und die lag hier allerdings noch nicht vor. Doch, laß uns hiervon abrechnen. Ich habe Dir noch eine Neuigkeit mitzutheilen.«

Irene sah ihn bei diesen Worten, die mit einem sarkastischen Lächeln gesprochen wurden, aufmerksam an und eben aus diesem Lächeln glaubte sie schließen zu dürfen, daß diese Neuigkeit, wenn sie auch ihrem Mann sehr gleichgültig war, für sie einige Bedeutung haben müsse.

»Was ist das für eine Neuigkeit?« fragte sie, ihre Hand nach dem nächsten Sessel ausstreckend und sich darauf stützend.

»Dein lange gehegter Wunsch ist erfüllt. Der erwartete neue Geistliche, der zur Probe ein halbes Jahr in Rabenbrück predigen soll, ist angekommen und wohnt bereits in den Zimmern, die Du ihm vor Deiner Abreise bestimmt hast.«

Bei diesen Worten flammte Irenens Auge höher auf und man konnte ihr deutlich die Freude anmerken, die sie über diese Mittheilung empfand. Auch sagte sie sogleich in lebhafterer Weise:

»Das freut mich. Also endlich! Was ist es für ein Mann?«

Der Graf ging langsam auf dem Teppich hin und her und als ob er bereits an etwas ganz Anderes denke, sagte er mit gleichgültigem Achselzucken:

»O, nichts Außerordentliches, wie Du Dir wahrscheinlich vorstellst. Ein simpler Mittelmensch von gewöhnlichem bürgerlichen Schlage, wie mir scheint, doch weiß ich nicht viel von ihm, obgleich ich schon zweimal mit ihm hier gegessen habe. Ich habe mich wenig oder gar nicht um ihn bekümmert, denn Dergleichen interessirt mich nicht, wie Du weißt. Erforsche Du ihn genauer, das ist ja Wasser für Deine Mühle und da hast Du gleich etwas zu thun, was Dir vielleicht Unterhaltung gewähren wird.«

»Ich danke Dir für diese Mittheilung,« erwiderte die Gräfin und machte schon Miene, sich zu entfernen. »Du hast mir damit wirklich eine Freude gemacht.«

Der Graf nickte höhnisch lächelnd und dann sagte er kurz: »Adieu, bis nachher!« worauf seine Gemahlin nach der Thür ging und das Zimmer verließ, in dem sie einen Empfang gefunden, der ganz der Vorstellung entsprach, die sie schon längst davon in ihrem ahnungsvollen Herzen gehegt hatte.



Innerlich wohl mehr aufgeregt, als sie irgend einen ihr vielleicht zufällig Begegnenden blicken lassen wollte, ging die Gräfin langsam über den Corridor nach ihrem Zimmer zurück. Ihr Geist, schon viele Jahre an eine solche Behandlung gewöhnt, wie sie sie in diesem Augenblick nach dreiwöchentlicher Trennung von ihrem Gemahl erfahren, war indeß zu elastisch, um unter dem abermals darauf gefallenen Druck lange zu leiden, wenn ihr weiches und der Liebe der Menschen bedürftendes Herz auch darunter blutete und sich nur mit Mühe und großer Selbstüberwindung in die Unbilden fand, denen es in diesem Hause schon so geraume Zeit unterworfen gewesen war. Wer sie aber so, die Reihe der alten Gemälde entlang, dahinschreiten sah und sie nicht genau kannte oder in den feinen Zügen ihres lieblichen Gesichts nicht zu lesen verstand, der merkte ihr den Schmerz nicht an, der sie im Stillen verzehrte, so leicht war ihr

schwebender Schritt, so majestätisch und selbstbewußt ihre Haltung, so anmuthig jede ihrer Bewegungen, und nur ein tief sinnender Ausdruck schien auf ihren Zügen zu liegen, als sie nun in die von ihr bewohnten Zimmer trat, die ihr, so verhaßt ihr auch Manches im Schloß sein mochte, doch durch lange Gewohnheit und weil sie wirklich schön und behaglich, lieb und werth geworden waren.

Die drei Zimmer, welche die Erbin der Rabenburg für sich behalten hatte, waren dieselben welche ehemals ihre alte Tante bewohnt, und nicht nur aus Pietät, sondern auch weil sie ihrem Geschmack völlig zusagte, hatte sie die Einrichtung derselben ganz so gelassen, wie sie ihr überliefert worden war. In den hohen, mit kostbaren Seidentapeten bekleideten und mit weichen Teppichen reich ausgestatteten Gemächern sah man nur alte, aus dunklem Holz geschnitzte Möbel, und die schwerseidenen Ueberzüge der Ruhesessel und Sophas, eben so wie die gleichfarbigen Vorhänge der Fenster und die an den Wänden hängenden alten Gemälde waren von jener Beschaffenheit, die solchen alten Räumlichkeiten in ihrem dämmerigen Halbdunkel eben so viel Behaglichkeit wie Würde verleiht. Heute jedoch hielt sich die Gräfin nicht lange in diesen Räumen auf, vielmehr suchte sie bald ihren Lieblingsplatz auf, jene von Säulen getragene Veranda, die wir schon bei der ersten Beschreibung des Schlosses erwähnt, und die auf der geräumigen Plattform lag, welche sich vor ihren drei Zimmern über dem Erdgeschoß der risalitartig vorgebauten Vorderfront

des Schlosses erhob und in der That einem schwebenden Garten glich, wie man ihn nur selten noch an alten Gebäuden ähnlicher Art finden mag. Dieser ganze Raum war reich mit südlichen Pflanzen in weiß und grün gestrichenen Kübeln gefüllt. Orangen-, Granat- und Myrthenbäume, Oleander und Rhododendrons bildeten, in Gruppen zusammengestellt, eine Reihe von Lauben und Grotten, die von Guirlanden frischgrüner Rankengewächse, namentlich von Epheu dicht eingefaßt waren und bequeme Sitzplätze enthielten, auf denen man behaglich ruhen und die wundervolle Nähe und Ferne mit Muße betrachten konnte. Denn von hier aus bot sich die reichste Aussicht über die davor ausgebreitete Gegend dar. Unmittelbar vor dem Schloß lag ein Theil des schönen Parks mit seinen wohlgeordneten Baumgruppen und Blumenanlagen; dann kam das weite Thal, welches sich zwischen der Rabenburg und der Stadt ausdehnte und in der Ferne von dem silbernen Bande des mächtigen Flusses durchzogen wurde. Hinter demselben tauchte die große Stadt mit ihren alterthümlichen Thürmen und modernen Palästen auf, und noch weiter zurück schlossen die blauen, malerisch ausgezackten Berge das reiche Bild in einen herrlichen Rahmen ein. Alles dies war in diesem Augenblick von den Strahlen der allmähig sich senkenden Sonne beschienen, die bereits das sie umgebende lichte Gewölk mit ihren goldenen und purpurnen Farben durchglühte, im Ganzen einen so schönen Abend hervorzaubernd, wie

ihn nur der Frühling hat, der die Düfte der Blumen erschließt und tausendfachen Wohlgeruch über die lachende Erde streut. Hier saß Irene oft und gern, wenn sie allein war oder die Gesellschaft Helenens und ihrer Kinder genoß, und gab sich ungestört ihren Gedanken hin, die ihr Gemahl, der für solche Natur wie für die Stimmung, die sie in empfindungsreichen Gemüthern hervorruft, keinen Sinn hatte, mit dem Namen Träumereien belegte, was sie in Folge seiner Lieblosigkeit, seiner Härte und Gefühlsarmuth bisweilen auch waren, wenngleich ein gedankenloses Brüten und Schwelgen in eingebildeten Genüssen eben nicht zu den Eigenschaften der edlen Frau gehörte.

Heute nun, als sie in einer der schönsten Lauben, von Orangenblüthen umduftet, so still und einsam saß, dachte sie über zwei sehr verschiedene Dinge nach. Zuerst über die eben stattgefundene Unterredung mit ihrem Gemahl, und dann über einige früheren mit einem Anderen, die sie noch vor wenigen Tagen an einem noch stilleren Ort und in einer ganz anderen Art gepflogen. Was ihr aber in den nächsten Minuten vorbehalten war, davon beschlich sie nicht die geringste Ahnung, denn es war eine seltsame Abweichung von dem ihr so sympathisch gesinnten Freunde, daß, wie dieser nur eine unbestimmte Vorahnung von ihm bevorstehenden glücklichen Ereignissen hatte, sie dagegen meist nur von unglücklichen Vorkommnissen ein Vorgefühl hegte. Heute nun suchte sie kein solches Vorgefühl heim, heute dachte sie nur an die kaum verflossene schöne Vergangenheit und ihre

Blicke waren nur träumerisch in die goldene Ferne gerichtet, die weit hinter jenen blauen Bergen lag und auf der jetzt auch der purpurne Schein der untergehenden Sonne ruhen mochte.

Als sie so, im Augenblick mit nichts beschäftigt und nur ihren hin und her flatternden Gedanken nachhängend, still und unbeweglich auf einer mit schwellenden Kissen belegten Bank saß, wurde sie plötzlich durch ein hier selten gehörtes Geräusch aus ihren Träumen geweckt. Mit hoch gerötheten Gesichtern, freudige Aufregung in den Mienen und unverständliche Rufe ausstoßend, kamen ihre Kinder aus ihrem Zimmer, wo sie die Mutter vergeblich gesucht, herbeigestürzt, und hinter ihnen, nicht weniger aufgereggt und mit eben so flammenden Wangen, erschien Helene, so freudig und bewegt in ihrer ganzen Erscheinung, daß sie kein Wort zu sprechen vermochte und erst die Kinder ihren lauten Jubel ausströmen ließ.

Als die Gräfin sich nach den so schnell vor ihre Augen Tre tenden umblickte, die so lebhaft erregten Gesichter sah und ihre durch einander schwirrenden Rufe hörte, erschrak sie sichtbar, denn sie vermuthete zuerst ein Unglück oder irgend ein neues Ereigniß, das sie aus ihrer Ruhe zu scheuchen angethan war. Allein bald sah sie an den strahlenden Blicken der Kinder wie Helenens, daß nichts Unheilvolles geschehen sein könne und so erhob sie sich schnell und trat den Kindern entgegen, die sich

mit stürmischer Hast in ihre Arme warfen, und ihre Hände ergriffen, in einer Art und Weise, wie es nur selten geschah.

»Was giebt es, Kinder?« rief sie den durcheinander sprechenden Mädchen zu. »Was ist geschehen – und auch Sie, Helene, so reden Sie doch, ich verstehe ja nichts, wenn Ihr Alle mit einem Mal spricht.«

»Ach, liebe, liebe Mama,« rief nun Hildegard athemlos, »denke Dir doch, wen wir eben gesehen und gesprochen haben!«

»Wen – wen habt Ihr gesehen und gesprochen? O, sagt es mir schnell, Ihr erschreckt mich sonst.«

»Es ist nichts zum Erschrecken, Frau Gräfin,« nahm nun die Erzieherin mit freudiger Miene das Wort, »doch ich will lieber die Kinder reden lassen, um ihnen nicht ihre so wohl berechnete Freude zu nehmen. Nun, Hildegard, sprich, wen hast Du so eben gesehen und gesprochen?«

»Rathe einmal, Mama!« sagte nun Ilse, aber Hildegard kam ihr sogleich zuvor und rief:

»Nein, Du rätst es gewiß nicht und so will ich es Dir sagen: Der Herr vom Berge, der mit uns jeden Abend gebetet hat, ist hier und er sitzt unten in seinem Zimmer neben der Bibliothek und wartet, daß Du ihn zu sprechen verlangst.«

Der Gräfin Auge flog nach diesen ihr noch nicht ganz verständlichen und im ersten Augenblick auch kaum begreiflichen Worten mit einem seltsam forschenden Blick nach der Erzieherin entflammten Gesicht, aber sie sprach

kein Wort dabei, als wären ihre Lippen versiegelt, so groß war die Erregung, der sie in diesem Moment zur Beute fiel. Helene aber verstand ihren Blick und so sagte sie:

»Ja, Frau Gräfin, die Kinder haben Recht, es ist wirklich das Unglaubliche geschehen: Herr Harder, unser Aller Freund, ist im Schlosse; er wohnt schon seit zwei Tagen darin und außerdem ist er – ja er ist, was kein Mensch von uns vermuthen konnte, der längst erwartete Prediger von Rabenbrück, dessen Erscheinen wir so lange mit lebhafter Spannung entgegengesehen haben.«

Als die Gräfin diese Nachricht empfing, an deren Wahrheit sie nun nicht mehr zweifeln konnte, ging etwas nie Empfundenes in ihr vor. Zuerst stand sie, als ob sie das Gehörte nicht fassen könne, unbeweglich da, mit vorgebeugtem Kopfe und lauschenden Ohren, um jede Sylbe mit einer Spannung ohne Gleichen in sich aufzunehmen. Aber nur ein Wort hervorzubringen, war sie außer Stande, dazu war sie zu sehr überrascht und bis in ihr Innerstes erschüttert, Dann aber als Helene zu Ende gesprochen und die Wahrheit ihrer Worte aus jeder ihrer Mienen leuchtete, preßte sie beide Hände gegen ihr Herz und richtete die Augen fragend nach dem blauen Himmel empor. Wäre sie allein gewesen, so wäre sie auf die Knie gesunken, hätte beide Hände zu ihm emporgestreckt und gerufen:

»Großer Gott, ich danke Dir! Du sendest mir in einem Augenblick, wo ich es am wenigsten vermuthet und was ich früher um seiner selbst willen nicht gewünscht, einen Menschen, einen Rother, einen Helfer in der Noth, einen

Freund, auf den ich mich verlassen kann und der mir hier willkommener als jeder Andere ist. Ja, ich danke Dir!«

Endlich aber faßte sie sich mit ihrer großen Selbstbeherrschung, zu der ihr so manche schwierige Lage in ihrem Leben verholfen, und sagte, bald die Kinder, bald deren Erzieherin mit ihren strahlenden Blicken ansehend:

»Wie? Ist es denn wahr, ist es möglich? Wolfgang Harder ist hier im Schloß und *er* ist der längst erwartete Prediger von Rabenbrück? O, warum haben wir nicht früher nach dem Namen dieses Predigers gefragt, dann wäre uns mancher stille Schmerz erspart worden, liebe Helene!«

»Ja freilich, Frau Gräfin,« nahm nun diese, sich allmählig fassend, das Wort, »aber die freudige Ueberraschung, die Sie in diesem Augenblick empfinden, wäre Ihnen dann auch nicht zu Theil geworden.«

»Mama, liebe Mama!« rief nun Hildegard wieder, »freust Du Dich nicht, wie wir uns freuen? O, Herr Harder ist wieder so lieb und gut gegen uns gewesen und hat uns geküßt, wie damals, als wir auf dem Berge zu Bett gingen und als er uns das Vaterunser vorgebetet hat.«

»Ach!« rief die Gräfin, nun ganz aus ihrer ersten Erstarrung erwachend, »das Vaterunser! Ja, ja, nun weiß ich es, warum er es mit solchem Ausdruck zu sprechen vermochte. Ja, so wie er es that, konnte es nur ein Mann sprechen, der es schon oft aus innerstem Herzen vor den Augen und Ohren Vieler gesprochen hat. Und ob ich mich darüber freue, Kinder? Da fragt Ihr mich noch? Versteht sich das nicht ganz von selbst?«

»So dürfen wir ihn also holen, damit Du ihn auch siehst und sprichst?« fragte Hildegard rasch.

Die Gräfin war wieder still und nachdenklich geworden; wie vorher der Schreck und die Erregung, so ließ sie jetzt die allmählig in ihr wachwerdende Freude nicht zu Worte kommen, endlich aber nickte sie glücklich lächelnd den Kindern und Helenen zu und sagte mit einem Ausdruck, der ihre ganze Empfindung zu Tage brachte:

»Ja, ja, ja, gehet und rufet ihn zu mir, dann aber laßt mich mit ihm allein, wir werden ernste und bedeutsame Worte, ernster und bedeutsamer denn je, mit einander zu tauschen haben.«

Die Kinder stürmten mit fliegenden Locken davon, durch die Zimmer der Gräfin und die wohlbekanntere Wendeltreppe nach der Bibliothek hinab, wo sie Wolfgang Harder mit gefalteten Händen auf- und abschreiten sahen und ihm nun mit überströmender Herzlichkeit verkündeten, daß sie der Mama gesagt, daß er in ihrer Nähe sei und daß sie ihn sogleich zu sehen und zu sprechen verlange.

Wenige Minuten später erstieg zum ersten Mal der Fuß des jungen Geistlichen die unter seinem Schritt knarrende Treppe, von den Kindern geleitet, die ihn wenigstens so lange für sich behalten wollten, bis er bei der Mutter war; als sie aber das erste Gemach der Gräfin erreicht, faßte Helene die Kinder bei der Hand und sagte, sie mit ernster Miene von der weiteren Begleitung des Freundes zurückhaltend:

»So, jetzt habt Ihr Eure Pflicht gethan, liebe Kinder, und nun folgt mir, jetzt wollen wir in unsere Zimmer gehen. Sie aber, Herr Harder, schreiten Sie nur durch diese Thür, auf der Veranda draußen werden Sie finden, was Sie suchen, und daß Sie bereits mit Freuden erwartet werden, das kann ich Ihnen verbürgen.«

Tief bewegt verließ sie Wolfgang Harder und mit bebenden Knien und laut pochendem Herzen schritt er weiter vor, um bald das letzte Zimmer zu erreichen, wo er schon in der offenen Glasthür, die nach der Veranda hinausführte, Irene von Trautenau, die jetzige Gräfin von Brandhorst, voller Spannung seiner wartend und ihre hell strahlenden Augen auf sich gerichtet fand.

Da traten sie einander gegenüber und blieben, nur durch wenige Schritte getrennt, wie angewurzelt stehen. Keines von Beiden war im ersten Augenblick im Stande, nur ein einziges Wort zu reden, sie starrten sich nur unbeweglich an, als ob sie sich erst überzeugen wollten, daß sie sich nicht geirrt und daß der oder die hier Gefundene auch die Ersehnte wäre. Aber die Blicke, die sie so auf einander hefteten, sprachen der Reihe nach ganz verschiedene Dinge aus und gaben die Empfindungen kund, von denen ihre Herzen in diesem bedeutungsvollen Augenblick so wunderbar tief bewegt wurden. Zuerst waren diese Blicke ernst, erwartungsvoll, die ganze Spannung ihrer Seelen offenbarend, die nicht ganz ohne Betrübniß war; allmählig jedoch wurden sie heiterer und heiterer, und als sie das Beide bemerkten, strahlten sie zuletzt eine

Glückseligkeit aus, von der Jedes von ihnen vor einer halben Stunde noch weit entfernt gewesen war. Kaum aber war dieses glückselige Lächeln von einem zum andern Auge geflogen, so kam auch Bewegung in ihre Gestalten. Beide glitten rasch auf einander zu und einen Augenblick später fielen auch ihre Hände zusammen und umschlossen sich fest, wie es nur die Hände zweier Seelenfreunde thun, die sich mit Schmerzen verloren und unverhofft mit tausend Freuden wiedergefunden haben.

Was Wolfgang Harder betrifft, so schien er offenbar diesmal am meisten ergriffen, vielleicht mit aus Besorgniß, daß er, der einfache Geistliche, in der vornehmen Gräfin die Jugendfreundin vom Berge nicht wiederfinden würde. Allein darin hatte er sich getäuscht, denn kaum hatte er jene Blicke mit ihr ausgetauscht, kaum hatte er ihr süßes holdseliges Lächeln mit seinem scharfen Auge erfaßt, so hatte er auch schon erkannt, daß er hier mit derselben Herzlichkeit, mit demselben Vertrauen wie auf dem Thurmberge aufgenommen sei. Ja, er fand sogar noch mehr in dem jetzt so wohlwollend auf ihm ruhenden Gesicht, was ihm eine noch größere Freude bereitete. Die Unruhe, die ängstliche Beklommenheit, die er am letzten Tage auf dem Berge an ihrem ganzen Wesen, in jeder ihrer Mienen wahrgenommen, war hier plötzlich und ganz von ihr gewichen, denn jetzt stand ihr so bald keine Trennung von ihm mehr bevor, um die sie damals allein gebangt, jetzt wußte sie, daß sie den Freund in ihrer Nähe behalten könne und daß für's Erste nichts auf

der Welt ihn aus dem Verhältniß zu reißen im Stande sei, in das er so unerwartet getreten war.

Da, als sie zu dieser Ueberzeugung gekommen, wie er zu der seinigen, daß er auch auf der alten Rabenburg hoch willkommen sei, kam ihr auch die Sprache wieder und mit leisem, innigem Ton, wie nur ein tief aufgewühltes Herz ihn zu entsenden vermag, sagte sie, noch immer seine Hände fest in den ihrigen haltend:

»Ja, Gott scheint es wirklich gewollt und also auch vorher bestimmt zu haben, daß wir uns wiedersehen sollten und so sehen wir uns wieder, was wir gewiß Beide nicht geglaubt. Wie dankbar ich ihm dafür bin, das lassen Sie mich in diesem Augenblick, wo ich eben so überrascht wie bewegt bin, nicht näher erörtern. Ich weiß nur, daß ich seit wenigen Tagen wieder in einen verhängnißvollen Traum verfallen war und daß Sie mich abermals zu einem schönen Dasein erweckt haben. Nun lassen Sie uns wach bleiben und die Stunde in Wahrheit genießen, die ganz gegen unsere Erwartung vielleicht doch so wiederkehrt, wie sie schon früher gewesen ist. Ja, lassen Sie uns unser Freundschaftsbündniß, das vor langen Jahren so süß begann und vor Kurzem so vielverheißend erneuert wurde, jetzt fester und fester knüpfen, denn ach! wir bedürfen ja Alle des rathenden Freundes in diesem Leben, das oft so bitter und trostbedürftig ist. Doch nun reden auch Sie, damit ich wieder Ihre Stimme höre und weiß, daß ich noch den alten Freund vor mir habe, als welcher Sie von mir geschieden sind.«

»Ja,« erwiderte er mit seiner herzswarmen, aber immer noch von seiner tiefen Bewegung zeugenden Stimme, »ich bin noch dieser alte Freund und werde es bleiben, wie ich es war, indessen sprechen Sie da eben ein Wort, das mich noch einmal in eine bittere Stunde zurückführt, indem es mich an die Art und Weise denken läßt, wie Sie von mir geschieden sind. O, warum und wie konnten Sie es über Ihr Herz bringen, ohne jeden Abschied von mir zu gehen, und mich da oben in jener Oede ohne allen Trost, ohne jeden Hoffnungsstrahl, Sie jemals wiederzusehen, einsam zurücklassen?«

Sie nickte ihm herzlich zu und mit der Linken seine Rechte loslassend, zog sie ihn an der anderen Hand, die sie in der ihren behielt, auf dieselbe Bank nieder, wo sie vorher gesessen und sagte dann, nachdem sie eine Weile vor sich niedergeschaut:

»Ohne allen Abschied bin ich nicht von Ihnen gegangen; im Stillen habe ich nicht nur viele Worte zu Ihnen gesprochen, sondern Ihnen ja auch vier kleine Zeilen gesandt, die Sie aufklären und erfreuen mußten, da sie Ihnen offenbarten, wie werth mir das Zusammensein mit Ihnen gewesen war. Aber Ihnen ein alltägliches Lebewohl zu sagen, dazu konnte ich mich nicht entschließen. Ach, mein lieber Freund, soll das arme Menschenherz denn wirklich stückweis brechen? Sollte ich den bitteren Moment, den bittersten, den es für mich in einer solchen Lage geben kann, mit kalten und nie ganz verstandenen Worten noch mehr erschweren? O wenn Sie wüßten, wie schwer mir ein solcher Abschied stets wird und wie er es

mir namentlich bei Ihnen geworden wäre, dann würden Sie mir gewiß verzeihen, daß ich ohne ein weiteres Wort von Ihnen gegangen bin. Und da wir so Vieles gemeinsam haben, so glaubte ich Sie auch darin mit mir in Uebereinstimmung zu finden, und so that ich, wie ich that, in der besten Absicht, um nicht allein mit, sondern auch Ihnen den Schmerz zu ersparen, der uns ohne Zweifel Beide bei jenem Abschied namenlos gequält und gefoltert hätte. Verstehen Sie mich nun?«

»O, ich verstehe Sie wohl, immer und auch jetzt; aber war denn das Scheiden ohne jeden mündlichen Abschied nicht noch schwerer, als wenn wir uns mit Ruhe klar gemacht, daß es einmal nicht anders sein könne und daß wir uns als verständige Menschen in unsere Lage schicken müßten?«

Beinahe hatte er sie zu seiner Ansicht der Dinge gebracht und das sah er wohl an ihren befangenen Blicken, mit denen sie von ihm fort in die schöne, von der Sonne vergoldete Ferne sah, aber doch nicht so ganz. Mit einem Mal lächelte sie ihn mit ihrer alten Freundlichkeit an, senkte ihr Auge mit einer fast an Schalkhaftigkeit gränzenden Kindlichkeit in das seine und sagte:

»Geduld, mein Freund, ich will Ihre Frage nicht augenblicklich beantworten, vielmehr Ihnen eine Gegenfrage stellen, die Sie mir erst beantworten mögen. Ja, ich mußte wohl auf diesen Vorwurf von Ihnen gefaßt sein, wenn wir uns einmal wiederbegegneten, aber wenn denn doch hier Vorwürfe fallen sollen, dann muß ich Ihnen auch einen machen. Warum haben Sie mir nicht gesagt,

daß Sie ein Geistlicher sind? Sie würden mir damit eine große Freude bereitet haben, denn ich liebe einen würdigen Geistlichen, einen solchen, wie Sie nur sein können, über Alles. Außerdem aber wäre dann Alles ganz anders mit uns gekommen und ich hätte mich nicht heimlich von Ihnen fortzustehlen gebraucht. Denn hätten Sie mir gesagt, daß Sie ein Geistlicher und als Prediger nach Rabenbrück berufen seien, dann hätte ich natürlich in der überraschenden Freude, die mir dieser Umstand bereitet, meine Ihnen gegenüber plötzlich aus dem Boden gewachsene Abneigung, Ihnen meinen jetzigen Namen zu nennen und – vielleicht auch meine damit verbundenen Verhältnisse zu offenbaren, überwunden, wir hätten uns gar nicht getrennt, die Reise hierher zusammen gemacht und gewiß viele, recht viele Freude dabei gehabt. Habe ich diesmal Recht?«

Wolfgang Harder, die Wahrheit dieser einfachen Worte auf der Stelle begreifend, schaute fast bestürzt vor sich nieder.

»Ach, gnädige Frau,« sagte er dann, »nur zu gut sehe ich ein, daß Sie diesmal vollkommen Recht haben und wieviel Leid wäre mir erspart worden, wenn jener traurige Abschied und die einsame Reise hierher nicht stattgefunden hätte. Allein Sie gingen mir mit der strengen Aufrechterhaltung Ihres Incognito voran, wengleich ich bekennen muß, daß ich auch aus eigenem Antrieb meinen Stand und die Stellung verschwieg, die mich hier erwartete. Ich liebe es einmal nicht, diesen Stand öffentlich zu zeigen und dadurch die Blicke der Menschen auf mich

zu lenken, und bin am liebsten nur da ein Geistlicher, wo ich als solcher zu fungiren habe. Sonst bin ich nur ein einfacher Mensch, der nur seinem Wesen, seiner Bildung nach beurtheilt werden will. Und sehen Sie da, darin hatten wir wieder etwas Gemeinsames. Auch Sie haben mir nicht gesagt, daß Sie die Gräfin Brandhorst sind, warum haben Sie mir das so gewissenhaft verschwiegen, da ich Sie doch so herzlich bat, mich etwas näher in Ihre jetzigen Verhältnisse blicken zu lassen?«

»Da haben Sie wieder Recht,« flüsterte sie fast nur und drückte ihm herzlich die Hand, »wir haben, glaube ich, wenn hier gefehlt worden ist, Beide gefehlt, aber wiederum aus fast einem und demselben Antriebe und wir haben dabei von Neuem eine ganz eigene Sympathie im Denken und Handeln bekundet und diese Ueberzeugung läßt mir jetzt, die von uns begangenen Fehler in einem ganz anderen Lichte erscheinen und sie mich viel milder beurtheilen. Denn wie Sie es nicht lieben, aller Welt zu verkünden, daß Sie ein Geistlicher sind, so liebe auch ich es nicht, als Gräfin betrachtet und behandelt zu werden und so kam ich als einfache Frau, ohne Rang und Stand, nach jenem traulichen Berge und bewegte mich so viel freier und ungezwungener daselbst. – Nun aber denke ich, haben wir gegenseitig alle Vorwürfe über uns ausgeschüttet, die wir auf dem Herzen hatten und wir können dies Capitel für erledigt halten. Meinen Sie nicht auch, daß wir über recht viele andere Dinge jetzt zu sprechen haben?«

Er nickte ihr stumm und freundlich zu und augenblicklich verfielen sie wieder in jene harmlose Plauderei, wie sie sie so oft auf ihrer Lieblingsbank im grünen Tannenwalde gehalten, und ehe sie es sich versah, war die Gräfin Brandhorst jetzt wieder die alte Irene von Trautenau geworden, was sie, als ob sie es selbst fühlte, mit dem herzlichsten Wohlbehagen erfüllte. Und in Wahrheit, während sie mit dem theuren Freunde so ruhig sprach und seine eben so ruhigen Erwiederungen vernahm, hatte sie sich ganz von den bitteren Empfindungen losgerungen, die sie noch kurz vorher im Zimmer ihres Gemahls und noch nachher gequält, und die alte Unbefangenheit und Herzlichkeit, mit der sie dem Freunde stets auf dem Berge entgegengetreten, war wieder in sie zurückgekehrt. So saßen sie längere Zeit ungestört neben einander, sie hielt noch immer seine Hand wie einen sicheren Rettungsanker fest und ihr schönes Auge, von jedem Flor des Trübisses befreit, schaute ihn und die ganze Welt wieder mit der alten Innigkeit an. O, wie war da alles Trübe, alles Qualvolle, alles Dunkele, was bisher in ihr Leben gegriffen, mit einem Mal, wie vom flüchtigen Winde verweht, aus ihrer Seele gewichen, jede Wolke war von dem vor ihr liegenden Horizont spurlos verschwunden und ein süßes stilles Vorgefühl des nun beginnenden und dauerhafteren Glücks begann sich allmählig in Gestalt eines rosigen Lächelns auf ihren lebensvollen Zügen, und in Gestalt einer ruhigen Heiterkeit auf seinem ernsteren Antlitz zu zeigen, denn daß Beider Leben von jetzt an eine ganz andere Gestaltung annehmen würde, wenn sie, so nahe bei

einander lebend und mit einander verkehrend, die Stunden gemeinsam verrinnen sähen, das fühlten sie Beide in ihren frisch und fröhlich klopfenden Herzen, ohne es sich besonders mit deutlichen Worten einzugestehen.

Aber auch diese glückliche Stunde verrann ihnen, wie der Wind die klare und die trübe Welle treibt, mit Windeseile. Rascher war die Sonne, von purpurnen Wolken umsäumt, hinter den Bergen drüben versunken und der schöne lauwarmer Abend mit seinen schattigen Fittichen herabgeflattert, um Nähe und Ferne in sein zauberhaftes Dämmerlicht zu hüllen. Eben machte Irene den Freund auf die Schönheit dieses Sonnenunterganges und die herrliche Gegend, die er nur noch matt beleuchtete, aufmerksam, da näherte sich ihnen ein leichter Schritt und aus den blühenden Bäumen, die die Redenden mit ihren Düften umkosten, hervortretend, wurde die zierliche Gestalt Fräulein Helenens sichtbar, die sich ihnen leise nahte und den beiden glücklichen Menschen verkündete, daß die Stunde des Abendessens gekommen sei und daß der Herr Graf sie bereits Alle im Speisesaal erwarte.

»Ich danke Ihnen, Helene,« erwiderte die Gräfin, »und nun kommen Sie, lieber Freund. Ich hatte vorher vor dieser Stunde ein gewisses Bangen, aber jetzt bange ich nicht mehr. Sie hat der gütige Gott an unsere Seite geführt und nun wird es keine Langeweile mehr, nur Trost und Rath für alle Trübsal geben, die bisher bang und schwer auf mein einsames Haupt gefallen ist. Kommen Sie und nun wollen wir auch bei diesem ersten Mahl in der Rabenburg recht, recht glücklich sein.«

ELFTES CAPITEL. DER ERSTE ABEND IN DER RABENBURG.

Der Familientisch war diesmal nicht im Zimmer des Grafen angerichtet, wo er nur zu speisen pflegte, wenn er, was überaus selten geschah, allein im Schlosse war; heute verfügte man sich in einen größeren und behaglich ausgestatteten Raum, der unmittelbar mit den Gemächern der Gräfin zusammenhing und nur dann benutzt wurde, wenn die Familie unter sich war, während, wenn angesehene und zahlreiche Gäste anwesend, der große Speisesaal im östlichen Schloßflügel, wo auch die reich geschmückten Gastzimmer lagen, in Anspruch genommen wurde.

Als die Gräfin mit dem Prediger und Helenen in den durch Kerzen und Lampen hell erleuchteten Raum trat, fanden sie den Grafen schon darin vor, der sich eben mit seinen Kindern unterhielt und bei dieser ihm sehr ungewöhnlichen Beschäftigung einigermaßen das düstere Wesen abgestreift hatte, das an ihm gehaftet, als er mit dem Geistlichen allein gewesen war.

Aber noch eine Person befand sich im Zimmer, deren Aussehen wie durch einen Zauberschlag verändert erschien, und das war der alte Hausmeister, Leopold Striez, der schon einige Zeit auf seinem Posten bereit stand, um die verehrte Dame des Hauses gebührend zu empfangen und ihr den Sessel unterzuschieben, trotzdem auch ihr alter Leibdiener, Benjamin Miller, anwesend war, den Wolfgang Harder, sobald er in seine Nähe trat, mit herzlichem Händedruck und einigen rasch geflüsterten Worten auf's

Freundlichste begrüßte. Benjamin selbst mochte schon von dem Hausmeister über die Anwesenheit des neuen Geistlichen, und von Fräulein Helene über seine Identität mit Herrn Harder vom Thurmberge aufgeklärt sein, denn sein gutmüthiges Gesicht verrieth weniger Verwunderung als Freude, als er den ihm so lieb gewordenen Herrn wieder vor sich sah. Des alten Striez Gesicht dagegen strahlte von einem unbeschreiblichen Ausdruck freudiger Aufregung, denn er, der wie Benjamin so lange in der Familie der jetzigen Gräfin gelebt hatte und so genau die gegenwärtig im Schlosse lebenden Personen und die zwischen ihnen bestehenden Verhältnisse kannte, war immer glücklich, wenn er seine geliebte Herrin in seiner Nähe wußte, und jetzt war er doppelt erfreut, da er den Augenblick gekommen sah, wo der neue Hausgast, der von Allen so sehnsüchtig erwartet und von dem man sich jedenfalls eine günstige Einwirkung auf jene Verhältnisse versprach, die von ihm so liebenswürdig geschilderte Gebieterin sehen und kennen lernen würde.

Aber da sollte der gute Mann denn doch in ein lebhaftes Staunen versetzt werden. Augenblicklich fiel es seinem, durch die Gewohnheit der Beobachtung scharf gewordenen Auge auf, daß die Frau Gräfin mit dem neuen Geistlichen bereits bekannt sein müsse, denn die Art und Weise, wie sie sich ihm gegenüber verhielt, die freundliche Herzlichkeit, mit der sie zu ihm sprach und ihn anblickte, verriethen ihm mehr, als er sich im Augenblick erklären konnte und worüber er erst später, nachdem er mit Benjamin und der Erzieherin der Kinder gesprochen,

die volle und ihm durchaus genügende Aufklärung erhielt. So stand er denn jetzt mit weit geöffneten Augen bald auf der einen, bald auf der andern Seite des Tisches, sah verwundert bald die Gräfin, bald den Geistlichen und dann auch wieder den Grafen an, dessen Miene allmählig eine ganz andere geworden war als am Nachmittag, eine Veränderung, die der kluge Mann jedoch keineswegs auf den Umstand allein zurückführen konnte, daß die Gemahlin des Herrn endlich wieder im Schlosse eingetroffen sei.

An dem großen ovalen Tisch saß die Gräfin, heute wie auch später, dem Geistlichen gegenüber, zwischen Beiden Hildegard auf der einen, an ihrer anderen Seite die kleine Ilse, worauf die Erzieherin und endlich der Graf folgte, der also diesmal neben Wolfgang Harder saß. Die Gräfin war vom ersten Augenblick an, als sie sich niederließ, heiter angeregt und zwar in einem so hohen Grade, wie ihr Mann sie noch nie gesehen, so daß er wiederholt seine düsteren Augen voller Verwunderung auf sie richtete, als ob er sich diese ihm auffallende Stimmung einigermassen zu erklären trachte. Offenbar bemühte sich die gute Irene, die durch die Anwesenheit des Freundes innerlich beglückt war, denselben lebhaft reden und dadurch glänzen zu lassen, allein das wollte ihr an diesem ersten Abend noch nicht so ganz nach Wunsch gelingen. Wolfgang Harder, von seinen kaum bezwungenen Empfindungen im innersten Herzen tief erregt, zu voll von all dem Neuen, ihn Ueberraschenden, was so ganz unerwartet in sein Leben getreten war und es ihm unmöglich

machte, sich ohne allen Uebergang in die ihm zugefallene Lage zu schicken, konnte einerseits die rechten Worte nicht finden, um seinen Gedanken Ausdruck zu geben, andererseits aber wurde er auch durch eine neue Beschäftigung in Anspruch genommen, nämlich seiner von jeher beliebten Beobachtungsgabe ein Genüge zu thun, wozu ihm schon an diesem Abend reicher Stoff geboten wurde. Allerdings beglückte ihn dabei die so sichtbare Munterkeit und Heiterkeit der verehrten Frau, die in ihrem sonst so öden und stillen Hause einmal eine glückliche Stunde hatte, aber sein scharfer Blick sah noch viel tiefer in das zwischen den beiden Gatten bestehende und sich durch vielerlei Züge verrathende Verhältniß, und Alles, was er gleich in den ersten Stunden wahrnahm, betrübte ihn sehr.

Zuerst fiel ihm die sichtbare und sich stets gleich bleibende Kälte des Grafen gegen seine Gemahlin auf, so sehr sie sich auch bestreben mochte, ihn in das Gespräch zu ziehen und ihm eine Aeufßerung innerer Theilnahme für das, was sie in Anregung brachte, zu entlocken. Sein Gesicht, seine Miene, so oft er sie Irene zukehrte, blieb gleich starr und unbewegt, er richtete fast kein Wort an sie, ja, er beantwortete nicht einmal die Fragen, die sie erst indirect und dann direct an ihn zu richten sich angelegen sein ließ. Völlig theilnahmlos in Allem, was von ihr ausging und sich auf sie bezog, wandte er seine Aufmerksamkeit vielmehr auf etwas ganz Anderes hin, was ihn viel mehr zu interessiren und sein im Hause immer träge fließendes Blut in einige Wallung zu bringen schien.

Es war dies etwa nicht der Geistliche, dessen edle Haltung und bedeutsame Erscheinung ihm wohl hätte auffallen müssen, ach nein, den beachtete er sogar fast gar nicht, auf dessen Worte hörte er nicht, wenn er sprach; vielmehr war es eine andere Person und gerade die, die sich, je mehr er sich anstrengte, sie durch seine Unterhaltung zu fesseln und ihre Aufmerksamkeit zu erregen, um ihn am wenigsten bekümmerte. Es war dies Niemand anders als Helene von Winning die ganz gegen ihre Neigung und ihren Willen den kalten Mann mit ihrem stillen naiven Wesen, mit ihren klaren blauen und dem ihr allerliebsten stehenden blonden Stutzkopf, wie schon früher, auch jetzt nach ihrer Rückkehr wunderbar anzog, so daß es dem still beobachtenden Hausmeister immer klarer ward, daß der Wunsch des Herrn, seine Gemahlin im Hause zu sehen, größtentheils aus dem Verlangen entstanden war, auch die Erzieherin seiner Kinder wieder in seiner Nähe zu haben. Für sie nur allein hatte der finstere und stets halb in sich versunkene Mann offene Augen und Ohren, und obwohl sie ihm nur kurz antwortete und das Gespräch mit ihm in engen Schranken zu halten versuchte, richtete er sei Worte doch immer wieder an sie und überhäufte sie mit seinen chevaleresken Artigkeiten und Galanerien in einer Weise, daß sie zuletzt fast in die Enge getrieben wurde und seinen Gluthblicken, mit denen er sie ohne Unterlaß betrachtete, nur dadurch auszuweichen vermochte, daß sie ihre ganze Aufmerksamkeit auf die neben ihr sitzende Ilse verwandte und ihr mehrfach Unterweisungen in verschiedenen Dingen gab,

womit sie sich, wenn sie allein mit den Kindern war, viel weniger zu schaffen machte.

Während dies aber zwischen den beiden genannten Personen vorging, gab sich die Gräfin, um alles übrige Vorgehende sich fast gar nicht bekümmern, der ungewungensten Unterhaltung mit Wolfgang Harder hin und bald waren sie in ein lebhaftes Gespräch gerathen, das sich, wie stets zwischen ihnen, auf ernstere Gegenstände, niemals aber auf persönliche Verhältnisse bezog.

So war man dem Ende der Tafel allmählig näher gerückt, die diesmal, in Anbetracht der vollbrachten Reise der in die Heimath Zurückgekehrten, weniger einfach als an sonstigen Abenden war. Der Graf hatte dem Wein mehr als gewöhnlich zugesprochen, nie aber den Geistlichen zu ähnlichem Genuß aufgefordert, so daß die Gräfin mehrmals dem ihr gegenüberstehenden Hausmeister durch einen rasch verstandenen Wink bedeutete, durch Benjamin das leere Glas des Gastes füllen zu lassen. Als aber nach einer Weile, nachdem das Dessert auf den Tisch gestellt, eine allgemeine Gesprächsstockung eintrat und die letzte Seitens des Grafen an Helene gerichtete Frage unbeantwortet geblieben war, erhob diese sich rasch und, den Kindern einen Wink gebend, forderte sie sie auf, ihr zu folgen, um sich, wie es jeden Abend unmittelbar nach dem Abendessen geschah, in ihre Zimmer zu begeben.

Die Kinder, dem liebevollen Mädchen stets in Allem gehorsam, waren es auch diesmal, und so standen sie von

ihren Stühlen auf und begaben sich zuerst zum Grafen, um ihm eine gute Nacht zu wünschen.

»Wollen Sie schon fort?« fragte der Graf die Erzieherin mit einem unwilligen Stirnrunzeln. »Gehen die Kinder noch immer so früh zu Bett? Ah, ich verstehe, die Frau Mama will vor ihnen Ruhe haben, und das begreift sich. Nun, so schlaft denn wohl, Ihr kleinen Unholde!«

Und er hielt beiden Kindern seine Wange zum Kuß hin, worauf sie sich zur Mutter begaben, deren Hals sie liebevoll mit den Armen umschlangen, sie lebhaft auf die Lippen küßten und auf das Zärtlichste von ihr Abschied nahmen. Als sie aber auch dies vollbracht, traten sie an den Geistlichen heran, gaben ihm die Hand und nachdem derselbe ihnen eine gute Nacht gewünscht, glaubte der Graf, sie würden sich auf der Stelle zurückziehen. Allein das war diesmal nicht der Fall, vielmehr schmiegte sich Hildegard zärtlich an den wohlwollend auf sie niederblickenden Gast und sagte mit ihrer lieblichen Kinderstimme:

»Ach, lieber Herr Harder, kommen Sie nicht mit, um das Vaterunser mit uns zu beten? Papa erlaubt es gewiß, daß Sie vom Tisch aufstehen und wir bitten Sie recht sehr darum.«

Von Neuem verwundert, schaute der Graf zuerst die sanft erröthende Gräfin, dann Fräulein Helene und endlich Hildegard an, aber er äußerte nichts, bis die Gräfin das Wort nahm und die unheimliche Pause dadurch beendete, daß sie liebevoll sagte:

»Ja, Herr Harder thut es gewiß gern. Betet recht ernst mit ihm und ich werde später auch zu Euch kommen, um dann noch ein Stündchen spazieren zu gehen. Haltet aber Euern neuen Freund nicht zu lange auf, vielleicht ist er so gütig, mich zu begleiten, damit ich ihm unsern Park auch bei dem schönen Mondschein zeige.«

Der Graf schien diese Worte gar nicht zu hören, wenigstens achtete er nicht auffällig darauf; seine Augen waren nur auf die Erzieherin gerichtet, die sich ehrerbietig gegen ihn verbeugte und dann, die beiden Kinder an die Hand nehmend, den Speisesaal verließ, dessen Flügeltür ihr der aufmerksame Benjamin schon geöffnet hatte.

Gleich darauf hatte sich auch Wolfgang erhoben und, sich gegen den Grafen und die Gräfin mit einer von Ersterem noch nicht an ihm gesehenen Würde verbeugend, sagte er nur:

»Sie erlauben, daß ich den Kindern zu Gefallen bin. Ich habe die Ehre mich zu empfehlen, Herr Graf! Guten Abend, gnädige Frau!«

»O, bitte,« nahm nun diese das Wort, »scheiden Sie noch nicht ganz von uns. Ich möchte Sie in der That nachher noch einige Augenblicke in Anspruch nehmen. Wenn Sie das Gebet bei den Kindern gesprochen, holen Sie mich gefälligst hier wieder ab.«

Wolfgang Harder verneigte sich abermals mit schweigender Zustimmung gegen sie, dann folgte er den Kindern und der Graf und die Gräfin blieben allein im leergewordenen Speisesaal zurück, nachdem auch der Hausmeister und Benjamin sich entfernt hatten, da sie wohl

errathen mochten, daß ihre Herrschaft sich unter vier Augen zu unterhalten geneigt sei. Der Graf und die Gräfin waren also allein und saßen sich eine Weile stumm gegenüber, ohne sich dabei anzublicken, als wolle Keiner dem Andern mit seiner Anrede zuvorkommen. Die Gräfin wußte, wie die Frage lauten würde, die nun zunächst an sie gerichtet wurde, und nur um die ihr so am Herzen liegende Sache, um die es sich für den Augenblick allein handeln konnte, zum Abschluß zu bringen, war sie auf ihrem Platz geblieben, mit dem festen Entschluß, diesmal so ehrlich wie immer zu sein und so sich in ihrem ferneren Handeln die Freiheit zu bewahren, die sie unter allen Umständen aufrecht erhalten wollte und ohne die sie in ihrem durch die eigenthümlichen Verhältnisse so beschränkten Wirkungskreise nicht leben konnte. Die edle Frau kannte ihren Mann genau und so hatte sie sich auch diesmal nicht in ihren Voraussetzungen getäuscht. Endlich aber, da er noch immer schwieg und zuletzt nur seine kalten Augen auf sie richtete, was sie instinktmäßig fühlte, hob sie die ihrigen in die Höhe und begegnete seinem Blick, der in diesem Augenblick gerade nichts Feindseliges, aber doch die größte Gleichgültigkeit verrieth, wie er sie ja in den meisten seine Frau betreffenden Angelegenheiten jeden Tag offen zur Schau legte. Endlich schien er zum Sprechen geneigt und mit seinem gewöhnlich schläfrigen Ton, der immer klang, als ob ihm das Reden große Mühe verursache, sagte er:

»Aus Deinem, Fräulein Helenens und der Kinder Benehmen gegen diesen Mann, den ich *zur Probe* nach der

Pfarrre von Rabenbrück berufen habe, zu schließen, kennt Ihr ihn schon. Ist dem so oder seid Ihr in den wenigen Minuten, seitdem Ihr hier seid, schon so vertraut mit ihm geworden?«

Eine feine Röthe verbreitete sich bei diesen Worten über das liebliche Gesicht der schönen Frau, doch sah sie den Fragenden fest an, nickte mit dem Kopf und sagte mit edlem Freimuth:

»Du hast ganz richtig aus unserm Benehmen geschlossen, daß wir Herrn Harder bereits kennen. Hast Du Zeit und Lust, den Sachverhalt mit wenigen Worten von mir entgegenzunehmen?«

»Ich bitte darum!« lautete die kühle Antwort, während er eine Cigarre aus dem Etui zog und gemächlich gegen das Licht der nächsten Kerze hielt.

»Was mich selbst betrifft.« fuhr sie ruhig fort, »so habe ich Herrn Harder schon als Kind gekannt. Ich war damals zehn Jahre alt und war bei dem Pfarrer in ... erzogen, wie Du weißt, zu dem mich mein Vormund mit Uebereinstimmung meiner Tante gebracht hatte. Herr Harder war der Freund des Pfarrersohns und besuchte das Dorf mit ihm in den Ferien. Er war damals Student, aber ich wußte nicht mehr, daß er die Theologie zu seinem Studium gewählt. Da lebten wir denn sehr glücklich mehrere Wochen zusammen, er erzählte uns wunderbar schöne Geschichten und ich habe die Erinnerung an jene eben so herrlichen wie unschuldsvollen Tage stets still in mir aufbewahrt.«

Der Graf verzog auf eine höhnische Weise den Mund, als er den Cigarrendampf jetzt von sich blies und dann lachte er auf eine Weise, daß einem weniger gestählten Herzen, als das seiner an solche spöttischen Aeußerungen gewöhnten Gemahlin war, das Blut hätte gerinnen können.

»Ah,« sagte er nickend, »ich verstehe. Er war mit einem Wort eine Deiner vielen Jugendflammen, nicht wahr?«

Die Gräfin wurde plötzlich bleich. Der schmerzliche Zug um ihren Mund stellte sich augenblicklich schärfer denn je wieder ein und ihrem Manne wehmüthig in das kalte Gesicht blickend, sagte sie ruhig:

»Ich habe nie *viele* Jugendflammen gehabt, wie Du meinst, vielleicht nicht einmal eine, wenn nicht diese. Indessen ist es ja wohl leicht erklärlich wenn ein zehnjähriges, still erzogenes und unschuldiges Mädchen für einen um acht Jahre älteren und viel klügeren Mann schwärmt, den sie schon damals wegen seiner großen geistigen Fähigkeiten, seines unläugbaren Talents und seiner persönlichen Liebenswürdigkeit achten mußte. Seitdem ich ihm aber erst vor Kurzem auf dem Thurmberg ganz zufällig wiederbegegnet, wo er mir, Helenen und den Kindern große Freundlichkeit erwies, habe ich ihn nur noch höher schätzen gelernt.«

»Zufällig bist Du ihm dort begegnet?« fragte der Graf düster, auf das erste Wort einen sehr merkbaren Nachdruck legend.

»Ganz zufällig. Auch kannten wir uns im ersten Augenblick nicht und nur durch Hildegard der ich in meiner

Kindheit in der That sehr ähnlich sah, was er bemerkte, wurde er veranlaßt, weiter zu forschen und so ergab es sich endlich, daß wir uns Beide noch unserer erinnerten und der Erneuerung unserer Bekanntschaft freuten, ohne daß weder ich ihm sagte, in welchen Verhältnissen ich gegenwärtig lebe, noch daß er mir enthüllte, daß er als Geistlicher nach Rabenbrück berufen sei, da er es mit seltener Consequenz vermied, irgend Jemandem seinen Stand zu verrathen.«

»Ah, das ist ja interessant – für Dich! Nicht wahr? Da seid Ihr wohl Beide sehr überrascht gewesen, Euch – wieder so zufällig – heute Abend hier wiederzutreffen?«

»Ganz gewiß!« lautete die mit der ehrlichsten Miene gegebene Antwort auf diese mit offenbarem Sarkasmus gesprochene Frage. »Die Ueberraschung wie die Freude war auf beiden Seiten gleich groß, ich verhehle das Niemandem und Dir am wenigsten.«

»Ich bin Dir sehr dankbar dafür!« versetzte der Graf mit einer ironischen Verneigung des Kopfes. »Diese Erneuerung einer alten Bekanntschaft ist Dir sehr zur rechten Zeit gekommen und Du wirst ihr, wie ich nicht zweifle, große Genüsse zu verdanken haben. Haha! Da kannst Du ja Deine mir bekannte Vorliebe für donnernde Kanzelredner und kopfhängerische Schwarzröcke einmal gründlich befriedigen. Dir steht jetzt recht bequem eine ganze Welt darin offen. Ich gratulire!«

Die Gräfin erröthete wieder, aber diesmal mehr, weil sie ein gewisses Schamgefühl über die cynische Gleichgültigkeit und Herzlosigkeit ihres Gemahls gegen den

von ihr so hoch geachteten Priesterstand empfand, als weil der eben gesprochene Angriff auch auf den wackeren Freund gerichtet war, den der Graf ja noch nicht kannte, ihn also in ihren Augen auch nicht verletzen konnte. Dennoch nahm sie nur Letzteren in Schutz und sagte ruhig und gelassen:

»Herr Harder ist weder ein donnernder Kanzelredner, noch ein kopfhängerischer Schwarzrock und ich glaube mich nicht zu irren, wenn Du in ihm einst einen sehr wackeren, lebenswürdigen und geistreichen Mann erkennen wirst.«

»O, ich zweifle gar nicht daran, daß er in Deinen Augen Alles ist, was Du ihm andichtest, ich kenne ja den Reichtum Deiner Phantasie. Uebrigens ist es mir auch ganz einerlei, was er ist, mir ist er sowohl jetzt sehr gleichgültig, wie er es wahrscheinlich auch ferner bleiben wird. Ich komme hierbei ja überhaupt nicht in Frage und es handelt sich gegenwärtig blos um *Deine* Genüsse. Ich habe da also – auch ganz zufällig – in Deinen Augen eine gute Wahl getroffen, denn nach Allem, was ich von Dir über den Mann höre, gefällt er Dir? Nicht?«

»Ehrlich gesprochen, ja!« rief die Gräfin etwas lauter und wärmer, als sie selbst wußte, »und ich bin ihm bis jetzt schon für manche Belehrung dankbar, die mir sein schöpferischer Geist und seine reiche Erfahrung geboten haben. Für die Zukunft aber hoffe ich es noch mehr sein zu können, denn nun, da er Pfarrer in Rabenbrück, meinem lieben, stillen Dorfe wird, werde ich daselbst einen treuen Berather und einen Helfer und Tröster für meine

armen Kranken und Leidenden haben, deren Pflege mir nun einmal eine liebe Gewohnheit geworden ist.«

Der Graf, der ihren Worten mit stetem ironischen Kopfnicken zugehört, aber ihr Gesicht weiter nicht beobachtet hatte, also auch die innige Herzensfreude nicht gewahrte, die es jetzt überströmte, nahm seine Cigarre aus dem Munde, blies den Rauch weit von sich, so daß er sich über den Tisch ringelte und den Kopf seiner Gemahlin umspielte, und sagte bedeutsam lächelnd:

»Was Du doch in der Erfüllung Deiner Wünsche immer so glücklich bist und wie Dir doch alles Gute vom Himmel in Strömen zufließt! Haha! Du bist in Wahrheit zu beneiden. Immer und überall findest Du Menschen, die in die Fugen Deines Wesens passen und den Ring ergänzen, den Du aus purer Liebe um die ganze Menschheit geschlungen haben möchtest. Wer doch auch zu solchen Auserlesenen gehörte! Nun, ich freue mich in Deiner bescheidenen Seele über diesen beneidenswerthen Fund. Nun kannst Du ja mit vollen Segeln in Deine Traumwelt hinaussteuern und schwärmen und idealisiren nach Herzenslust.«

»Das werde ich nach meiner Art auch gewiß thun, verlaß Dich darauf. Ich habe noch nicht erlebt, daß ein Mensch, der sich die Welt und die lebenden Wesen darin idealer vorstellt, als sie sind, Schaden an seiner Seele genommen, während das Gegentheil davon Manchem oft große Wunden beigebracht hat.«

»O, schwärme nur nicht in meiner Gegenwart,« erwiderte der Graf, seine rechte Hand abwehrend gegen sie

ausstreckend, »und erspare Dir das auf die Unterhaltung mit – mit Deinem Jugendfreunde, haha! Indessen danke ich Dir für Deine Offenherzigkeit, die hast Du wenigstens noch immer behalten, wenn Dir auch so manches Andere verloren gegangen ist, was ich in der einstigen Gräfin Brandhorst zu finden einmal die traurige Einbildung hatte. Doch – um davon abzubrechen, ja, es ist mir recht lieb, daß Du in meiner Abwesenheit jetzt einige Zerstreung und Unterhaltung haben und mich so weniger vermissen wirst, als es sonst vielleicht der Fall gewesen wäre. Ich wollte Dir nämlich noch heute mittheilen, daß ich in der nächsten Woche eine längere Reise anzutreten gesonnen bin.«

»Eine Reise?« fragte die Gräfin mit der natürlichsten Verwunderung. »Hast Du Dich so plötzlich dazu entschlossen?«

»Plötzlich nicht, der Wunsch hat sich allmählig in mir ausgebildet, bis er so stark geworden, daß ich ihn nicht mehr unterdrücken kann.«

»Und wohin willst Du reisen?«

»Ja, wohin! Zuerst nach der Stadt dort, um ein paar Freunde mitzunehmen, und dann nach Berlin. Ich will das Eisen schmieden, so lange es warm ist. Der Prinz *Trauenstein*, der mir so wohl will und mir alle Tage befreundeter wird, hat mir seine bedeutungsvolle Verwendung bei Hofe versprochen, um mich in die diplomatische Carrière zu bringen, nach der ich schon so lange trachte, und diese Verwendung will ich jetzt, noch ehe

der König auf Reisen geht, nach allen Richtungen ausbeuten. Ich muß mich beeilen, in die große Welt zurückzukehren, aus der mich nur der Eigensinn Deiner alten Tante mit Gewalt gerissen hat. Hier auf dieser öden Scholle halte ich es unmöglich länger aus. Das Leben verstreicht mir hier fast ohne jedes Licht. Alles ist tiefer Schatten um mich her und die tödtlichste Langeweile verzehrt alle meine Kräfte. Ich muß nothwendig Zerstreuung, Abwechslung, Aufregung haben, das verlangt meine Natur, mein Alter, meine Begabung und mein Rang in der Gesellschaft. Bevor ich aber gehe, will ich erst noch unsern nächsten Besuch abwarten.«

Der Graf hatte dies mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit gesprochen, nur bei den letzten Worten war er wieder in seinen langsam schleppenden Ton verfallen, nicht ohne Absicht, wie es schien, denn den letzten Satz sprach er mit einem lauernenden Blick nach seiner Gemahlin hinüber, die ihm ruhig zugehört, aber bei einigen seiner Aeußerungen doch ein gewisses Erstaunen hatte blicken lassen. So sagte sie denn jetzt auch mit einiger Verwunderung:

»Welchen Besuch erwartest Du denn?«

»Wen anders als eben den Prinzen von Trauenstein mit seinem Gefolge, den Offizieren seines Regiments, von denen einige gewiß auch ihre Gemahlinnen mitbringen werden. Du scheinst Dich darüber einigermaßen zu verwundern? Freust Du Dich etwa nicht, daß ich dadurch auch für eine Dir sehr zuträgliche Abwechslung gesorgt habe?«

»Ich weiß nicht, ob ich mich darüber gerade besonders freuen soll,« versetzte die Gräfin ehrlich. »In meinem jetzigen Gemüthszustande wäre ich lieber eine Weile allein auf der Rabenburg geblieben.«

»Ach warum nicht gar! Das ist wieder einmal eine Selbsttäuschung von Dir! Bist Du noch nicht lange genug allein geblieben? Ja, wenn Du noch einen anderen Grund, vielleicht aus Eitelkeit vorschütztest, dann wollte ich Dir Deinen Wunsch, allein und von Niemandem gesehen zu sein, verzeihen.«

»Aus welcher Eitelkeit denn?« fragte die Gräfin mit offener Verwunderung.

»Nun, weil Du vielleicht fühlen magst, daß Dein jetziges Aussehen nicht gerade verführerisch ist und Du auf den Prinzen keinen besonders angenehmen Eindruck machen wirst. Wie Du weißt, liebt der feine Herr die sonnenverbrannten Schönheiten nicht sonderlich. Und daß das so ist, das ärgert mich. Ich will Dich in der Welt, vor der feinen Gesellschaft glänzen sehen. Immer, überall, Du sollst als Herrin meines Hauses demselben Zier und Nimbus verleihen. Dazu bist Du da, darum habe ich Dich zu meiner Gemahlin gemacht. Alles Uebrige ist Nebensache und was sonst noch nothwendig ist, dafür sorge ich. Aber Du denkst leider nie an meine Wünsche, an meinen Vortheil, sondern nur an Deine Gelüste. Du schweifst wochenlang im Sonnenbrand in der Welt umher, spielst die Schäferin auf Bergen und liegst im Rasen und trinkst Milch, wie die Frau eines Dorfschulmeisters. Du weißt es schon lange, das liebe ich nicht und es muß

durchaus anders werden. Leider haben wir in unseren Naturen nicht viel Gemeinsames, und da Du das weißt, aus langer Erfahrung weißt, so solltest Du Dich, schon aus Schicklichkeit und aus Rücksicht auf die Mitbewohner unsers Schlosses, meinen Gewohnheiten und Liebhabereien anbequemen. Das predige ich Dir schon, seitdem ich Dich zu kennen die Ehre habe, aber wenn Du nicht hören *willst*, bist Du taub und ich schreie mir vergeblich die Lunge aus.«

Die junge Frau hatte alle diese hageldicht auf sie niederfallenden Vorwürfe, an die sie schon gewöhnt war, mit ruhiger Ergebung über sich ergehen lassen, nur hielt sie das Auge gesenkt und ihre Wangen hatten sich allmählig mit flammender Röthe bedeckt. Jetzt, als der Moralprediger schwieg, sagte sie mit ihrer mildesten Stimme:

»Ich mag manchen Vorwurf verdienen, den Du da aussprichst, Waldemar, weiß ich doch nur zu gut, daß ich nicht vollkommen bin und Dir selbst beim besten Willen nur selten genüge. Aber in einem Punkt thust Du mir diesmal gänzlich Unrecht. Du hast mich ja aus eigenem Antriebe aufgefordert, meine letzte kleine Reise mit den Kindern zu unternehmen, da Du meintest, eine kürzere Trennung würde auf uns Beide von heilsamer Wirkung sein. Ich trat die Reise ganz still und gehorsam an, und da ich auf Deinen Wunsch zurückkehre, empfängst Du mich mit zahllosen Vorwürfen. Schon unsere erste Begegnung war reich daran, und jetzt setzest Du sie eifrig fort. Das muß mich schmerzen und es schmerzt mich wirklich, und

um so mehr, da ich mir bewußt bin, Dir keine Veranlassung dazu geboten zu haben.«

»Ach was Veranlassung!« polterte der Graf fast grob. »Die Männer haben immer Veranlassung, wenn sie ihren Frauen eine Strafpredigt zu halten bei Laune sind –«

Hier unterbrach er sich plötzlich in seiner heftigen Rede, die nach dem guten Ansatz, den er genommen, noch eine längere Dauer verheißen, denn in demselben Augenblick ging die Thür auf und der Prediger von Rabenbrück trat wieder in's Zimmer. Die tiefe Stille, die darin herrschte, fiel dem Eintretenden auf, und als er nun das klare scharfblickende Auge auf das glühende Gesicht der Gräfin und dann auf die drohende Miene des Grafen richtete, der sich weit weniger in seiner Gewalt und auch wohl keine Lust hatte, seine böse Laune zu verstecken, glaubte er den ganzen Vorgang, der sich so eben abgesponnen, errathen zu haben. Kaum aber war er eingetreten und nach der Erfassung der häuslichen Scene einige Schritte von dem Tisch entfernt, an dem die beiden Gatten saßen, unbeweglich stehen geblieben, so erhob sich der Graf von seinem Stuhl, verbeugte sich kalt gegen seine Gemahlin und sagte, ohne einen Blick auf den Geistlichen zu werfen, mit seinem gewöhnlichen ironischen Ton:

»So. Die Ablösung kommt zur rechten Zeit und das wird uns Beiden ja wohl ganz angenehm sein. Nun kannst Du Deinen gewohnten Abendspaziergang antreten und im Mondschein träumen nach Herzenslust. Ich

kenne schon Deine Liebhabereien und gönne sie Dir, zumal Du ja jetzt – so gute Gesellschaft hast. Gute Nacht!«

–

Ohne die geringste Notiz von dem Geistlichen zu nehmen, als sei er eine für ihn ganz gleichgültige Person, schritt er aus dem Zimmer. Als aber die Thür hinter ihm zugefallen, sahen sich die Gräfin und Wolfgang Harder, der noch immer auf der vorher eingenommenen Stelle stand, stumm an, aber mit einem Blick, den Beide verstanden, denn ihre Seelen kannten sich schon und es fiel keiner von ihnen schwer, der anderen bis auf den Grund zu schauen. Darum sprachen Beide jetzt auch kein Wort, nur athmeten sie, als sie sich ganz allein sahen, wie von einem Alp befreit, erleichtert auf und erst nach einer Weile, nachdem die Gräfin noch einen Blick nach der geschlossenen Thür geworfen, sagte sie, tief aufseufzend:

»Ja, die Ablösung kam zur rechten Zeit, das war ein wahres Wort. Wollen wir jetzt gehen, mein lieber Freund, und den schönen Abend auf andere Weise beschließen, als er hier in diesem dumpfen Raume begonnen hat?«

»Wenn Sie nichts daran hindert, gnädige Frau, so kommen Sie – ich bin jederzeit zu Ihren Diensten bereit.«

»Nein, das dürfen Sie nicht sagen; einen *Dienst* haben Sie hier bei mir nicht zu verrichten –«

»Auch keinen Freundschaftsdienst?«

»Ja so, da haben Sie wieder Recht; nun, so kommen Sie denn!«

Vor der Thür des Speisesaals auf dem Corridor kam ihnen Benjamin entgegen, der die Gewohnheit seiner Herrin schon kannte und ihr zum Abendspaziergange, den sie in der Regel nach dem Thee unternahm, wenn das Wetter es erlaubte, ein warmes Tuch brachte. Sie nickte ihm dankend zu, nahm ihm das Tuch aus der Hand und legte es über den linken Arm, worauf sie an Wolfgang Harder's Seite das Schloß verließ und in den vom milden Mondlicht beleuchteten Park hinaustrat. Als Beide aber die frische kräftige Luft einsogen, die aus den thauigen Kräutern und Gräsern emporquoll, da athmeten sie noch einmal tief auf, als ob sie in eine neue Welt getreten wären, die Ruhe und Frieden in ihre aufgeregten Gemüther zurückführte. Und in der That, der Abend war ganz dazu angethan, ihnen ein solches Labsal zu bereiten, denn süß und lind war die Frühlingsluft, über ihnen breitete sich unermesslich weit der klare, mit Millionen Sternen besäete Himmel, und das Licht des ruhig dahinziehenden Mondes goß einen lieblichen Schimmer über den baumreichen und von Blüthen duftenden Park aus. Schweigend schritten die beiden Menschen in einem breiten Wege neben einander her, als wollten sie erst durch den Genuß, der sich ihnen bot, die Seele rein waschen von den Flecken, die darauf hafteten, und sie horchten mit einer an Andacht streifenden Empfindung auf den wunderbar herrlichen Schlag der Nachtigallen, die zahllos in den Gebüsch nisteten und ihre Klagen und ihre Freuden in die träumerisch hereinsinkende Nacht ausströmen ließen.

Endlich aber riß sich Wolfgang Harder zuerst von den ihn erfüllenden Gedanken los und, an die schöne ihn jetzt umgebende Außenwelt anknüpfend, sagte er mit leiser und doch mit jedem Hauch in das Ohr der neben ihm Gehenden dringenden Stimme:

»Das ist eine süße Musik, gnädige Frau, hören Sie sie wohl? Ach, die haben wir nicht auf unserem Berge gehabt, der doch sonst so viele Reize in seiner Einsamkeit und Stille barg.«

»Nein, die haben wir dort freilich nicht gehabt,« erwiderte die Gräfin, »aber schön war es dort oben doch. O, wie mir Alles, was wir dort erlebt, so klar vor Augen und Ohren steht! Ja, ich weiß noch jedes Wort, was Sie auf dem Berge hier und da zu mir gesprochen und nichts ist meinem Gedächtniß entrückt, was Sie mir Liebes und Gutes gethan. Aber Eins war dort doch anders und ich vermisse es hier nur ungern.«

»Was ist das?« fragte Wolfgang Harder mit lauterer Stimme und bemühte sich, das zu Boden gesenkte Auge der Gräfin auf sich zu lenken, die wie in eine schöne Erinnerung verloren zu sein schien.

Sie erhob auch sogleich den Kopf, sah ihn lächelnd von der Seite an und sagte:

»Auf dem Berge boten Sie mir in den letzten Tagen stets, wenn wir so auf und ab wandelten, den Arm – hier aber thun Sie es nicht. Giebt es einen Grund dafür?«

»Ich weiß ja nicht, ob ich es darf, ob Sie es wünschen!« lautete die mit einiger Zurückhaltung gegebene Antwort.

»Warum denn nicht? Was hindert Sie, auch hier diese Freundlichkeit gegen mich zu üben? Bin ich nicht ich, sind Sie nicht Sie geblieben?«

»Ach, gnädige Frau,« drang es wie eine leise Klage an ihr lauschendes Ohr, »es ist hier, wie mich dünkt, nicht Alles so klar, so lauter, so urgesund, wie es damals auf dem Berge war – finden Sie das nicht auch?«

»Leider ja, da haben Sie Recht. Aber darüber wollen wir heute noch nicht reden, wir wollen uns lieber freuen, daß wir wieder bei einander sind und recht von Herzen den schönen Abend genießen, nicht wahr?«

Und dabei legte sie sanft ihren Arm in den seinen, der ihr schon entgegen kam und nach wenigen Augenblicken stützte sie sich wieder so fest darauf, wie sie es in den vertraulichsten Momenten auf dem Berge gethan. Lange schritten sie nun in ruhigem Wechselgespräch auf und nieder und sie zeigte ihm verschiedene Stellen im Park, wo Bänke unter Trauerbirken und hochwipfligen Linden standen und bezeichnete sie als ihre Lieblingsplätze, auf denen sie nun oft weilen und sich unterhalten wollten, wie sie es früher gethan. Nach längerem Gespräch aber sagte sie:

»Sie werden finden, daß in der Rabenburg, wo ja so Manches uns nicht ganz angenehm ist – und wo wäre dem armen Menschen Alles angenehm? – doch auch Vieles wohl zu unserer Neigung paßt. So wohnen Sie zum Beispiel dicht unter mir und Ihre Zimmer, die ich selbst für den Wohnort des erwarteten Geistlichen bestimmt, in dem ich Sie ja nicht im Entferntesten vermuthen konnte,

entsprechen hoffentlich Ihrem Wunsch. Eine kurze Treppe führt von der Bibliothek aus unmittelbar in die meinen und wenn Sie mich besuchen wollen, bedarf es nur weniger Schritte dahin. Ich werde Ihre Unterhaltung oft beanspruchen, denn außer der guten Helene habe ich hier nur wenig andere Gesellschaft.«

»Sie bringen nicht die häufigen Besuche in Anrechnung, gnädige Frau, die Sie hier gewiß zu erwarten haben,« erwiderte Wolfgang Harder, der sich noch nicht ganz in das neue Verhältniß finden konnte, in welches er an diesem ihn noch immer etwas bedrängenden Orte getreten war.

»Ach, die Besuche! Ja wohl, die werden leider nicht ausbleiben und es ist mir sogar schon ein sehr bedeutender und für mich stets sehr verhängnißvoll gewesener angekündigt worden. Aber auch darüber wollen wir jetzt noch nicht reden, wir haben noch so vieles Andere mit uns abzumachen. Die meisten Besuche jedoch, die in der Rabenburg eintreffen, berühren mich sehr wenig, man kommt nicht oft meinetwegen zu uns. Ich führe hier stets mein eigenes Stilleben, wie oben auf dem Berge fast, nur daß ich hier nicht ganz so frei über meine Zeit verfügen kann wie dort. Doch, das wird sich ja finden und wir werden genug Gelegenheit haben, uns über uns selbst und Andere zur Genüge auszusprechen. So lassen Sie mich denn gleich eine Frage thun, die mir schon, seitdem ich Sie hier wiedergefunden, auf dem Herzen liegt

und, wenn Sie dieselbe, wie ich denke, bejahend beantworten, so will ich eine Bitte damit verbinden, die Sie gewiß erfüllen werden, wenn Sie können und wollen und wenn die Erfüllung derselben Ihre Zeit nicht zu sehr in Anspruch nimmt.«

»Sprechen Sie sie ehrlich aus, ich wüßte nicht, welche Bitte ich Ihnen nicht erfüllen wollte, wenn ich sie überhaupt erfüllen kann.«

»Nun denn, so hören Sie. Haben Sie sich früher schon mit der Erziehung so junger Kinder beschäftigt, wie es die meinigen sind?«

»Gewiß, und nun errathe ich Ihre Bitte schon.«

»Ja? Das wäre mir lieb. Hätten Sie wirklich Lust, Helenen und mich bei der Erziehung der beiden Mädchen zu unterstützen, die in manchen Dingen weiter vorgeschritten sind, als andere in ihrem Alter, in manchen aber bisher eines Unterrichts entbehrten, wie ihn nur ein Mann von größeren Kenntnissen gewähren kann?«

»Gewiß habe ich dazu Lust und Sie sollen mich jeden Morgen bereit finden, einige Stunden auf diesen Unterricht zu verwenden, den ich nach besten Kräften ertheilen werde, wie es ja auch meine Pflicht ist, Ihnen in diesem Punkte rathend und helfend zur Seite zu stehen.«

»So bin ich zufrieden und ich danke Ihnen recht herzlich dafür. Doch wollen wir jetzt noch nicht das Nähere darüber besprechen, morgen früh um neun Uhr werde ich mich mit den Kindern und Helenen in der Bibliothek einfinden und da wollen wir unsern Stundenplan festsetzen und über das zunächst Vorzunehmende berathen. Ist

es Ihnen recht, daß wir die Bibliothek zu unserm Schulsaal machen, wo bisher stets der Unterricht stattgefunden hat?«

»Ich bin vollkommen damit einverstanden und Sie haben damit den für mich bequemsten und zugänglichsten Ort gewählt.«

»Nun, so sind wir ja wieder einig und das war es eigentlich, was ich heute Abend zunächst mit Ihnen besprechen wollte, da mir das Wohl meiner Kinder warm am Herzen liegt. – So, jetzt wollen wir in das Schloß zurückkehren und mit diesem schönen Einverständniß unsern ersten Abend beschließen. Es war ein guter Anfang und hoffentlich wird die Fortsetzung eine eben so günstige sein. Kommen Sie!«

Sie kehrte mit ihm in das Schloß zurück und auf dem unteren Corridor trennten sie sich, nachdem sie ihm noch einmal die Hand gereicht und eine gute Nacht gewünscht hatte.

Wolfgang Harder hatte bald sein Zimmer erreicht, wo er schon von Benjamin, der ihn auf der Gräfin Geheiß von jetzt an bedienen sollte, eine hellbrennende Lampe angezündet fand. Es sah auch am Abend und bei solcher Beleuchtung außerordentlich wohnlich und gemüthlich aus und selbst ein wählerischer Geist hätte sich darin heimisch fühlen können. Heute aber, nachdem so viel Neues und Unerwartetes auf ihn eingestürmt, bemerkte der junge Geistliche nicht viel davon, seine Empfindungen waren von dem unverhofften Wiederfinden der theuren Freundin tiefer denn je aufgewühlt und seine Gedanken

flatterten so unstät umher, daß er sie nicht so leicht be-
meistern konnte, so sehr er auch danach strebte, zur Ru-
he zu kommen und in das alte Geleise seines früheren
Genügens zurückzukehren.

Lange ging er im Zimmer sinnend hin und her, um sich
zurechtzulegen, was ihn innerlich beschäftigte, aber es
gelang ihm erst, als er ein Fenster geöffnet und in die
friedliche Nachtlandschaft hinausgeblickt hatte, aus der
ihm noch immer der verführerische Schlag der klagenden
Nachtigallen entgescholl. Mit sehnsuchtsvollem Auge
und doch im Herzen ein unendliches Glück empfindend,
schaute er zu dem klaren Sternenhimmel empor und da
rang es sich endlich aus diesem übervollen Herzen los,
was ihn am meisten bedrängte, und er sprach zu sich im
leisen stillen Selbstgespräch:

»Großer Gott, welch ein wunderbarer Tag! Was hat
er mir so Unerwartetes und Ungehofftes gebracht! Und
wie soll ich Dir für diese köstlichste aller Gaben dan-
ken! Ja, Du giebst Viel, Du großer, gütiger Gott da oben!
Und wir arme Menschenkinder müßten oft und lange auf
den Knien vor Dir liegen, wenn wir Dir unsere ganze
Dankbarkeit entgegenstammeln wollten. Doch nein, Du,
großer Gott, willst gewiß nicht, daß wir immer vor Dir
im Staube liegen. Du hast uns unsere aufrechte Gestalt
gegeben, daß wir Dir frei und männlich in das Angesicht
schauen und auch stehend können wir Dir dankbar sein,
wenn wir unsere Demuth und Abhängigkeit von Dir füh-
len. Die beste Dankbarkeit aber, die wir Dir zu Füßen
legen, besteht darin, daß wir wirken und schaffen mit

unseren Kräften, daß wir thun, was der Welt, in der wir leben, nützt, daß wir Gutes vollbringen, wo es hingehört, und dazu bin auch ich von jeher entschlossen und geneigt gewesen. Jetzt aber bin ich es mehr denn je, denn ich bin plötzlich in eine Welt versetzt, wo viel Gutes zu vollbringen und viel zu schaffen und zu wirken ist. Es ist hier nicht Alles, wie es sein soll, das habe ich schon in den ersten Stunden erfahren und das sagen mir alle Gesichter, denen ich begegne. Hier auf diesem sonst so schönen und reichen Schloß lastet ein großes Leid und ich blicke bereits tief in das Schicksal dieser Menschen hinein, obgleich ich erst so kurze Zeit unter ihnen weile. Die arme Irene, dieses herrliche Weib – jetzt glaube ich mir jenen traurigen Zug um ihren Mund entziffern zu können, den ich von Anfang an sah und der mir zuerst unergründlich schien. Und dieser Graf – was soll ich von ihm denken und sagen! O, denke und sage ich lieber noch nichts, und doch fordern mich seine frostige Miene, sein kalter Blick, sein höhnisches Benehmen zur Untersuchung seines innersten Wesens heraus. Und diese beiden, innerlich so himmelweit von einander getrennten Menschen sind durch des Schicksals Spruch zusammengeschmiedet – unauflösbar – ewig – unwiderruflich – ist das denn möglich und denkbar? – Und diese Ehe – ja, der alte Küster hat Recht – soll wirklich im Himmel beschlossen sein? Ach, wozu wird das schöne Wort: Himmel, nicht mißbraucht! Was soll der Himmel nicht Alles gethan haben, was doch die Menschen, einem unbegreiflichen egoistischen Triebe oder seinem äußeren Anreiz

folgend, selbst und allein thun! O arme, arme Irene, Du mit Deinem sanften, nur dem Schönsten und Edelsten auf Erden ergebenden Herzen! Mit Deinem reinen, unschuldigen Kindersinn, mit Deiner Seele voll erhabener und idealer Gesinnung – Du und dieser Mann in Eins verschmolzen – ja, ist das möglich, ist das denkbar? Doch still, ich will darüber noch nicht nachdenken – ich will erst mehr sehen und hören, und unterdeß will ich ihr nur ganz und gar ergeben sein, wie die Wolke dem blauen Aether, wie der Stern dem klaren Himmelszelt, und ihr wenigstens will ich ein treuer Freund und Berather sein, wie sie noch keinen anderen besessen hat, so lange sie auf dieser Erde weilt, denn sie ist von Kindheit an eine unberathene Waise gewesen und hat der Liebe und Ergebenheit nur wenige gehabt. – Ach, wie der Text meiner ersten Predigt, die ich am nächsten Sonntag, schon in wenigen Tagen halten soll, auch auf sie paßt – hat den auch der Zufall mich finden lassen? Nein, nein, der Zufall war es gewiß nicht, und je länger ich in ihrer Nähe weile und je öfter ich in ihr von stillen Thränen umflortes Auge blicke, um so mehr neige ich mich auf ihre Seite und glaube, was sie glaubt: daß es eine Vorherbestimmung giebt, die jeden, auch den kleinsten unserer Schritte leitet und zu dem Ziele führt, wohin wir gehören und das uns zu erreichen zgedacht ward. Vielleicht auch im Himmel – O großer Gott, gieb mir über mich selbst Klarheit und in mir Zuversicht, denn noch bin ich weit davon entfernt und meine alte Zweifelsucht – Unglauben nannten es meine Feinde – und doch war und

ist es nur ein Streben nach Aufklärung, nach Besserwissen und Hellersehen – ist wieder in mir erwacht und ich taste noch immer im Dunkeln, wie früher so oft! Doch – ich bin, ich glaube wenigstens auf dem Wege nach dem ewig Klaren zu sein, und vielleicht ist auch sie, die in sich so vollständig von der Richtigkeit ihres Glaubens Ueberzeugte, dazu berufen, auch mir ein Tröster und Berather zu sein, wie ich in meinem Dünkel, in meiner sich überhebenden Zuversicht es ihr zu sein mir und ihr gelobt habe. Doch jetzt genug – jetzt will ich schlafen gehen. Sie ruht wieder in meiner Nähe, wie dort oben auf dem Berge, und doch ist sie mir viel näher gerückt, oder das dunkle, unbewußte Vorgefühl in meiner Brust, dem ich noch keinen Namen zu geben weiß, müßte mich belogen haben. Aber nein, nein, das betrügt mich nicht, und so danke ich Dir noch einmal, mein Gott, aus innerster Seele, daß Du mich hierher gebracht, und ich gelobe Dir feierlich, daß ich, wie schwer es mir auch werden mag, meine Pflicht hier in Allem und Jedem erfüllen will. Gute Nacht, ihr Sterne da oben, gute Nacht, großer Gott, und halte über uns Allen Deine segnende Hand ausgebreitet und gieb uns Frieden und Ruhe immerdar!«

ZWEITER BAND.

ERSTES CAPITEL. DIE PROBEPREDIGT.

Schon um acht Uhr Morgens, als Wolfgang Harder bereits lange bei seinem Studium saß und durch ernste Arbeit die traurigen Empfindungen, die ihn am vorigen Abend heimgesucht und ihn noch immer nicht ganz verlassen hatten, zu verdrängen bemüht war, hörte er, daß Jemand die eiserne Wendeltreppe betrat, die aus den Zimmern der Gräfin in die neben seinem Wohngemach gelegene Bibliothek führte. Augenblicklich schob er das Buch, worin er las, bei Seite und horchte erwartungsvoll auf. Bald aber hörte er muntere Kinderstimmen bis zu ihm dringen und gleich darauf klopfte eine kleine Hand bescheiden und leise an seine Thür. Auf seinen Ruf, der dem ihn Besuchenden heiter entgegenscholl, kamen Hildegard und Ilse herein und stürmten in ihrer gewöhnlichen hastigen Art auf ihn zu, um ihn auf's Herzlichste zu begrüßen. Sie hätten prächtig in ihren Betten zu Hause geschlafen, erzählten sie ihm, und sollten ihm von der Mama und Fräulein Helene einen guten Morgen wünschen; vorzugsweise jedoch kämen sie, um zu fragen, ob es denn wahr sei, was ihnen Mama eben gesagt, daß er von heute an selbst ihr Lehrer sein und ihnen regelmäßig in der Bibliothek Unterricht geben würde.

Als er ihnen erwiederte, daß dies wirklich der Fall, jubelten sie vor Freude laut auf und sagten, das hätten sie

sich schon lange gewünscht und sie würden so aufmerksam und fleißig bei ihm sein, wie sie es nur je bei Fräulein Helene und der Mama gewesen wären. So blieben sie denn noch eine halbe Stunde bei dem ihnen so werth gewordenen Mann besahen sich nach neugieriger Kinderart Alles und Jedes, was er auf seinem Schreibtisch zum Handgebrauch ausgelegt, und plauderten über alle möglichen Dinge, wobei denn Wolfgang Harder erfuhr, daß die Gräfin sich vorgenommen habe, nach Beendigung des Unterrichts mit ihm nach Rabenbrück zu gehen, und wie sie hofften, daß man ihnen erlauben werde, mit Fräulein Helene Beide dahin zu begleiten.

Als es aber gegen neun Uhr ging, erhob sich der Prediger von seinem Sitz und begab sich mit den Kindern in die Bibliothek, wo sich alsbald auch die Gräfin und Helene einfanden, die heute Beide zum ersten Mal, wie der junge Mann sah, ihre Halbtrauer abgelegt hatten und in hellen duftigen Morgengewändern erschienen waren. Nachdem man sich herzlich begrüßt, nahm man um einen großen runden, nahe an die Fenster gerückten Tisch Platz, der schon früher zum Unterricht gedient und jetzt am frühen Morgen von dem aufmerksamen Benjamin wieder zu seiner alten Bestimmung in Ordnung gebracht war.

Hier fand nun zwischen den drei älteren Personen eine kurze Berathung und demnächst die Theilung des Unterrichts statt. Der Geistliche übernahm die Religion und die deutsche Sprache, woran sich später die Anfangsgründe der Geschichte und Geographie knüpfen sollten; Helene

die neueren Sprachen und die Repetition, während die Gräfin das Lesen, Schreiben und Rechnen für sich behielt. Heute nun begann der Unterricht mit einer allgemeinen Prüfung, die Wolfgang Harder leitete und wobei die beiden anderen Lehrerinnen zugegen blieben, da es ihnen wohl interessant sein mochte, ihren in so vielen Dingen erfahrenen Freund auch als Lehrer walten zu sehen. Was sie dabei hörten und sahen, mußte sie ungemein befriedigen, denn sie blickten mit jeder Minute froher auf ihn wie auf die Kinder hin, die einen wahren Feuereifer verriethen, dem neuen Lehrer ihre Kenntnisse zu enthüllen und dann seinen ermunternden Worten ein aufmerksames Ohr zu leihen.

Um elf Uhr, da man am ersten Tage den Unterricht nicht länger fortsetzen wollte, begaben sich Alle in das Frühstückszimmer, wo sie diesmal ohne den Grafen speisten, der schon früh ausgeritten war und irgend wo in der Nachbarschaft den Tag bis zur Tafelstunde zubringen wollte. So behielten die zu Hause Gebliebenen Muße genug, ganz nach ihrem Belieben zu schalten und gegen zwölf Uhr begaben sie sich in's Freie, um den Gang nach dem Dorfe anzutreten, von dem die Kinder sich diesmal nicht zurückweisen ließen. Beim anmuthigsten Juniwetter und nicht allzu heiß scheinender Sonne legten sie den kurzen Weg durch den Park zurück und die so unverhoffte Erscheinung der Gräfin erregte in Rabenbrück bei Groß und Klein die sichtbarste Freude, die noch dadurch vermehrt wurde, daß man sie in Begleitung des neuen

Geistlichen und ihrer von Allen geliebten Kinder daherkommen sah. Alles strömte vor die Thüren und suchte, wenn nicht die Hand, doch wenigstens einen freundlichen Gruß von der lieben Herrin zu erhalten und der wurde ihnen denn auch in reichlichster Weise zu Theil. Der Küster, als er die kleine Gesellschaft an der Kirche vorüberziehen sah, gesellte sich sogleich zu ihr und die Gräfin reichte ihm die Hand und erkundigte sich eifrig nach einigen Kranken, die sie vor drei Wochen verlassen, die aber jetzt, wie Herr Schneider mit strahlendem Gesicht erzählte, mit Gottes Hülfe sämmtlich wieder genesen wären.

»Wir haben jetzt also keine ernstlich Kranken im Dorfe?« fragte die Gräfin, als sie langsam durch das Dorf wandelten, nachdem bald mit diesem, bald mit jenem Bewohner desselben ein trauliches Wort ausgetauscht war.

–

»Nein, Frau Gräfin, jetzt nicht,« lautete die Antwort, »und so Gott will, bleiben wir noch einige Zeit von allem Uebel verschont. Aber nicht wahr,« fügte er bescheiden hinzu, »am nächsten Sonntag – heute haben wir schon Donnerstag – werden Sie doch wohl nach der Kirche kommen, da ja unser neuer Herr Prediger seine Antrittspredigt hält?«

Die Gräfin warf Helenen einen lebhaften Blick zu, den diese lebhaft nickend erwiderte, dann sagte sie mit ihrer gewöhnlichen freundlichen Milde:

»Wie können Sie daran zweifeln, lieber Schneider? Ist es nicht für uns Alle ein Feiertag, an dem Herr Harder seine erste Predigt halten wird? Und haben Sie mich schon je einen Feiertag versäumen sehen? Nein, bereiten Sie sich nur auf uns Alle vor, selbst meine Kinder werden uns diesmal begleiten und auch Striez, Benjamin und einige Mägde haben mich gebeten, der Predigt beiwohnen zu dürfen. So werden wir also vollständig bei Ihnen versammelt sein.«

»Wird denn auch der Herr Graf kommen?« fragte der Küster mit einem stillen Seitenblick nach dem Prediger hin.

»Darauf kann ich Ihnen antworten,« nahm dieser das Wort. »Der Herr Graf hat mir schon am ersten Tage meiner Ankunft gesagt, daß er am Sonntag meiner Predigt beiwohnen werde und hinzugefügt, daß von dem Ausfall derselben unser künftiges Verhältniß abhängen würde. Da sehen Sie wohl,« fügte er lächelnd zur Gräfin sich wendend hinzu, »daß ich mich ernstlich zusammennehmen muß, um selbst einem strengen Richter, was der Herr Graf gewiß ist, ein mildes Urtheil abzugewinnen.«

Alle schwiegen auf diese Bemerkung, nur die Gräfin nickte zustimmend dabei, dann aber schritten Alle, von dem Küster noch eine Strecke begleitet, nach dem Park zurück, um hier noch eine Weile umherzuwandeln, und erst gegen drei Uhr betraten sie wieder das Schloß, die Damen, um sich und die Kinder zu Tische anzukleiden, und Wolfgang Harder, um ruhig in seinem Zimmer zu bleiben und eine Stunde für sich über den Unterricht

nachzudenken, den er am nächsten Morgen in der Bibliothek beginnen sollte.

Im Uebrigen verging der zweite Tag etwas gemüthlicher als der erste. Der Graf kam in besserer Laune von seinem Morgenritt zurück und wenn er auch nicht viel bei Tische sprach und sich fast nur mit seiner Nachbarin, der Erzieherin, unterhielt, für die er auch heute nur allein Augen und Ohren hatte, so beunruhigte er doch Niemanden und kümmerte sich nicht darum, wohin sich ein Jeder begab, als die Tafel aufgehoben war. Ebenso ging es bei der Theestunde zu, nur daß diesmal die Gräfin den Geistlichen nach dem Kinderzimmer begleitete und mit ihm dem Gebet der Mädchen beiwohnte, worauf sie sich wieder mit ihm auf ihren gewöhnlichen Abendspaziergang begab, um sich schließlich zu gestehen, daß der zweite Tag angenehmer als der erste verlaufen sei und daß man also nicht vor der Zeit verzagen dürfe.

Am nächsten Morgen Punkt neun Uhr aber begann der Unterricht und wurde regelmäßig alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, fortgesetzt. Man war darin übereingekommen, daß immer erst der Prediger, dann Helene und zuletzt die Gräfin ihren Unterricht geben solle und so geschah es auch heute; zum Beginn der Arbeit und wahrscheinlich auch aus ureigenem Triebe, den ersten Belehungen des Geistlichen beizuwohnen, hatten sich auch die Gräfin und Helene gleich von Anfang an in der Bibliothek eingefunden und so hielt gleichfalls Wolfgang Harder treulich bei ihnen aus, bis die Befreiungsstunde für Alle schlug und sie sich wieder ins Freie begaben, um

einen langen Spaziergang zu unternehmen, denn Irene liebte starke körperliche Bewegungen und bedurfte deren auch, da sie von Jugend auf daran gewöhnt und eine so rüstige Fußgängerin war, wie man es nur selten bei den meist verzärtelten Damen ihres Standes findet.

In allen diesen Unternehmungen hemmte der Graf Niemanden und ein Jeder konnte ganz seinem Gefallen nachgehen und thun und lassen, wozu er sich selbst bestimmte, oder Andere ihn geneigt machten. Der Schloßherr selber kümmerte sich ebenso wenig um die Meinung eines Anderen in Betreff seines eigenen Thuns und es war ihm durchaus gleichgültig, ob er bei irgend Wem Beifall oder nicht mit seiner Handlungsweise finde. Er lebte den ganzen Tag meist für sich, theils zu Pferde und vom Gute entfernt, theils pflog er der Ruhe auf seinem Zimmer, denn er gehörte zu jener in einer Art bevorzugten Klasse von Menschen, die zu jeder Stunde des Tages, auch wenn sie nicht durch körperliche oder geistige Arbeit ermüdet sind, zu schlafen vermögen, und daß er oft den halben Tag verschlief, wenn er durch äußere Veranlassung gerade keine besondere Unterhaltung hatte, erfuhr Wolfgang Harder durch Benjamin und Herrn Striez, die ihn allmählig immer tiefer in die verworrenen Verhältnisse der Rabenburg blicken ließen, ohne daß er sie jemals danach fragte. Aber die beiden der Gräfin unwandelbar anhängenden Getreuen hatten den Charakter und das Wesen des neuen Geistlichen mit einem an alten Dienern nicht ungewöhnlichen Scharfblick sehr bald erkannt und da sie durch die Gräfin selbst erfahren, daß derselbe ein

alter Freund von ihr sei, so hofften sie daß auch die neue zwischen ihnen sich gestaltende Freundschaft eine herzinnige und aufrichtige sein werde. Zu dieser Hoffnung wurde ihnen mit jedem neuen Tage Gelegenheit genug geboten und Beide freuten sich darüber, daß der gute Engel des Hauses nun endlich ein treues Herz gefunden, auf das er sich in trüben wie in frohen Stunden stützen könne. Aus diesem Gesichtspunkt wurde wenigstens das Verhältniß allein beurtheilt, in welches Wolfgang Harder zur Gräfin mit jedem Tage mehr und mehr trat und bei diesem Urtheil blieb es bei allen Ereignissen, die bald auf dem Schlosse folgen und Verhältnisse herbeiführen sollten, die Niemand am ersten Tage der Rückkehr der Gräfin von ihrer kurzen Reise vorausgesehen hatte.

Auch um die Erziehung der beiden Kinder bekümmerte sich der mit ganz anderen Dingen beschäftigte Graf sehr wenig, wie um alles Uebrige, was in dem großen Haushalt geschah; er glaubte genug zu thun, wenn er seiner klugen Gemahlin darin die Hauptsache überließ, und daß die beiden Mädchen in ihren und der Erzieherin Händen wohl aufgehoben seien, war ihm zur Genüge bekannt. Wenn er aber früher darin zuweilen noch irgend eine Sorge gehabt, was wir nach der Erkenntniß seines Wesens bezweifeln zu müssen glauben, so war diese jetzt völlig geschwunden, nachdem auch noch der neue Prediger in's Haus gekommen war und, wie er von seiner Gemahlin und den Kindern selbst gehört, sich am Unterricht derselben betheiligte.

Wenn er sich auch wenig aus diesem Manne machte und ihn nur als ein nothwendiges Uebel betrachtete, was man einmal nach dem Lauf und der Sitte der Welt auf sich nehmen und ertragen müsse, so hatte er doch wenigstens so viel erkannt oder vielmehr aus der Gräfin Mund vernommen, daß der Herr Harder ein kenntnißreicher und also zur Ausbildung so junger Kinder ganz wohl geeigneter Mann sei.

Hiermit zufrieden, fragte er gar nicht, wie und was man die Kinder lehre, aber er horchte etwas erstaunt auf, als diese selbst ihm schon am zweiten Tage bei Tische mit sichtbarer Freude berichteten, was sie bereits von dem Herrn Prediger gelernt und wie sie nun recht fleißig sein wollten um sich Alles zu merken, was sie von ihm gehört, zumal Fräulein Helene sich bemühe, in ihren Repetitionen fast Wort für Wort zu wiederholen, was der Herr Prediger in der Unterrichtsstunde gesprochen.

Bei diesen Worten, die ihm Hildegard in aller Unschuld vortrug, legte der Graf einen Augenblick die Gabel bei Seite und sah die neben ihm sitzende Erzieherin scharf an, so daß diese, von dem fragenden Gluthblick betroffen, heftig erröthete. Indessen sprach er kein Wort darüber und nur am nächsten Morgen, es war der Sonnabend, erschien er unerwartet in der Bibliothek, als die Gräfin zufällig noch nicht anwesend war und Wolfgang Harder den Kindern eben eine Stunde sogenannten Religionsunterricht ertheilte. Er hatte ihn damit begonnen, daß er ihnen, ihrer Fassungsgröße gemäß, die Schöpfungsgeschichte der Welt vortrug und dabei von selbst

auf die Allmacht und Güte Gottes zu sprechen kam. Er that dies mit warmen, aus dem Herzen strömenden Worten und war dabei wie immer beredt, wenn sein Gefühl und sein Verstand zugleich bei seinem Vortrag zur Geltung kamen.

Als der Graf so plötzlich in die Bibliothek trat, schien er etwas verwundert, außer dem Geistlichen und den Kindern auch Fräulein Helene anwesend zu finden, deren Unterricht ja, wie er gehört, erst nach dem des Predigers beginnen sollte. Indessen äußerte er sich darüber nicht, sondern nahm einen Stuhl, rückte ihn an den Tisch und setzte sich der Erzieherin gegenüber, indem er zu Wolfgang Harder, der sich erhoben und seine Rede unterbrochen hatte, mit vornehmer Miene sagte:

»Lassen Sie sich nicht stören. Nehmen Sie wieder Platz und sprechen Sie ruhig weiter. Ich will einmal auch so thun, als ob ich von Ihnen etwas lernen könnte.«

Ohne die beleidigende Bissigkeit zu beachten, die in den letzten Worten und noch mehr in der Art und Weise lag, wie sie gesprochen wurden, nahm der Geistliche ruhig seinen Platz wieder ein und setzte seinen Vortrag gleichmäßig fort, als ob Niemand ihn vorher unterbrochen hätte. Aber er sprach jetzt, durch sein verletztes Gefühl etwas angeregt, unbewußt noch wärmer als vorher und seine klaren Augen strahlten dabei eine so lebensvolle Ueberzeugung von Dem, was er vortrug, aus, daß die junge Erzieherin ganz davon hingerissen wurde und mit wahrer Andacht an seinen Lippen hing.

Alles Dies beobachtete der Graf aufmerksam, während er dem Vortrage selbst sein Ohr schenkte und als bald darauf der Geistliche seine Stunde schloß und nur noch den Kindern mit wenigen Worten mittheilte, was er ihnen im nächsten Unterricht zu erzählen haben werde, erhob sich der Graf, stellte sich dicht vor die ebenfalls aufgestandene Helene hin und sagte, indem er sie scharf fixirte mit seiner bissigsten Miene:

»Der Unterricht der Kinder hat Sie etwas angegriffen, mein Fräulein. Sie sollten sich Ihr Amt nicht noch schwerer machen, als es ist. Oder irre ich mich, wenn ich annehme, daß Herr Harder hier ebenso die Großen wie die Kleinen unterrichtet und daher der Fassungskraft der Letzteren eine etwas schwere Aufgabe zumuthet?«

Helene, wie mit Purpur übergossen, verneigte sich leicht, sagte aber auf der Stelle mit einer Fassung und Würde, die ihr der Prediger nicht zugetraut hatte:

»In einem Punkt irren Sie gewiß, Herr Graf, nämlich darin, daß mir mein freiwillig übernommenes Amt bei den lieben Kindern schwer fällt. Im Uebrigen unterrichtet der Herr Prediger nur die Kinder, aber wir Großen sind erfreut, daß uns durch ihn Gelegenheit geboten wird, auch noch Manches zu profitiren, was uns bisher entgangen oder schon aus dem Gedächtniß entschwunden ist. Zu fassen ist Alles leicht, was der Herr Prediger spricht und selbst die Kinder fassen es, wie ich mich stets überzeuge, sobald ich mit ihnen zu geeigneter Stunde das von ihrem Lehrer Gelernte repetire.«

Der Graf biß sich auf die Lippen, warf einen gleichgültigen Blick auf den von allen Seiten so warm gepriesenen Lehrer und sagte, sich schon wieder zur Thür wendend:

»Nun, ich sehe, daß Sie eine ebenso gute Schülerin wie Lehrerin sein können, mein Fräulein. Fahren Sie fort, ja recht aufmerksam zu sein, um das Gelernte wie ein menschlicher Papagei *repetiren* zu können. Guten Morgen, aber öffnen Sie nachher gefälligst ein Fenster, es riecht mir etwas mystisch in diesem alten Raum und Sie werden sich Kopfweh holen, wenn Sie zu lange darin verweilen. Ich habe es in fünf Minuten davon gehabt. Adieu!«

Als er zur Thür hinaus war, sahen sich die beiden Lehrer mit unverholenen Staunen an, keiner aber sprach ein Wort, nur lächelte Wolfgang Harder auf seine feine Weise, als er sich gegen Helene verbeugte und nach seinem Zimmer ging, um später, als auch die Gräfin erschienen war und zu ihrem Erstaunen von den Kindern vernommen, daß der Papa dem Religionsunterricht mit beige-wohnt, wiederzukommen und noch eine halbe Stunde lang seinen Zöglingen die ersten und einfachsten geographischen Begriffe in der von ihm beliebten Erzählungsform beizubringen.



Wie schnell die Tage dem Menschen verstreichen, wenn er glücklich ist und sich in einer gleichgestimmten und ihm in jeder Beziehung zusagenden Gesellschaft

bewegt, das sollten jetzt wieder Alle erfahren, die theils durch so innige Freundschaftsbande vereint, theils durch so treue Anhänglichkeit an einander geknüpft, auf der Rabenburg zusammenlebten und sich ihre ganze freie Zeit gewidmet hatten, ohne daß darüber ein besonderer Plan festgesetzt oder ein bestimmter Entschluß als Richtschnur ihres Handelns gefaßt worden wäre. Fast den ganzen Tag, wenn er nicht für sich arbeitete, was meist am frühesten Morgen oder ganz spät am Abend geschah, befand sich der Geistliche von Rabenbrück in der Gesellschaft der beiden Damen und der Kinder des Schlosses und ihm verging die Zeit durch gemeinschaftliche Arbeit und Spaziergänge, durch Unterhaltung und einsames Studium so rasch, daß er sich kaum Rechenschaft davon ablegen konnte, wo denn eigentlich die ersten Tage bis zum nächsten Sonntage, auf den zufällig das Pfingstfest fiel, geblieben waren.

Ueber seine Antrittspredigt war er längst mit sich auf's Reine gekommen und die Arbeit daran war ihm durchaus keine schwierige gewesen. Niedergeschrieben hatte er bloß die nothwendige Disposition dazu und das hatte ihm nur eine kurze Stunde weggenommen, dafür hatte er aber um so eifriger und hingebender die einzelnen Theile derselben durchdacht, bis ihm der ganze Inhalt zu eigen geworden und er ihn so beherrschte, daß er ihn hörbar wiederzugeben vollkommen im Stande war. Bei seiner großen Begabung und mehrjährigen Uebung, frei und fließend zu sprechen, und bei seinem von Natur aus logisch geordneten Gedankengange, in dem ein Bild nach

dem andern, ein Satz nach dem andern sich ruhig von selbst erzeugte und entwickelte, hatte er auch früher nie eine Predigt vollständig auszuarbeiten, noch weniger sie zu memoriren gebraucht, was so vielen Kanzelrednern eine so kostbare Zeit raubt und so große Mühe macht. Er schrieb von je her blos den Grundgedanken und den Entwicklungsgang seines Vortrages nieder, legte sich innerlich die einzelnen Theile zurecht und dann, wo er auch ging und stand, wenn er allein war, durchdachte er reiflich, was er sprechen wollte, und kam es endlich zum Sprechen, so gab er sich dem Augenblick hin und überließ sich seinem inneren Genius und so kam es nur noch darauf an, sich an dem Tage seiner Amtsthätigkeit in die richtige, dazu nöthige Stimmung zu versetzen, um dem von ihm erfaßten Gegenstande vollständig gewachsen zu sein. Daß er das diesmal sein würde, das wußte er bestimmt, denn hier wirkten viele Umstände mit, die seinen Geist zu edlem Wettstreit herausforderten und seine Phantasie wie sein Herz zum edlen Schaffen entflammten. Zuerst war es ja die Probepredigt für den gewiß kritischen und schwer zu befriedigenden Gutsherrn, von dessen Gunst allein es abhing, daß er die ihm jetzt mehr als jede andere zusagende Pfarrstelle erhalte; sodann galt es, sich den Beifall einer Gemeinde zu gewinnen, der er bereits zugethan war, die von ihm Gutes und Ersprißliches

hoffte und deren einzelne Glieder, schon durch seine äußere Erscheinung gewonnen, ihm ihr Wohlwollen zugewandt hatten. Endlich aber wirkte auf ihn nicht die geringste ihn begeisternde Potenz, die theure Jugendfreundin ein, vor der er zum ersten Mal als Kanzelredner auftreten sollte, und dieser letzte Umstand war allein schon hinreichend, seinen Geist in den lebhaftesten Schwung zu versetzen und seine ganze Rednergala herauszufordern, um damit zu leisten, was ein Mann unter solchen Umständen leisten kann.

Daß man übrigens auch von außen her bedacht war, ihn in eine dem wichtigen Tage entsprechende Stimmung zu versetzen, das sollte ihm schon am frühen Morgen dieses für ihn in späterer Zeit unvergeßlichen Pfingstsonntages klar werden. Denn als er bald nach fünf Uhr Morgens aus seinem Schlafcabinet in sein Wohnzimmer trat, fand er dasselbe von unsichtbar wirkenden Händen reich mit Rosen und Maienkränzen geschmückt und auf seinem Arbeitstisch stand in einer kostbaren Vase ein herrliches Rosenbouquet, vor dem ein Brief lag, dessen Inhalt folgende, ihn in diesem Moment mit Wonne und Glück überfluthende Worte enthielt, die in einer von einem sinnigen Geiste verfaßten Umänderung jener vier Verse bestanden, die ihn auf dem Thurmberge einst so traurig gestimmt hatten, jetzt aber ganz dazu angethan waren, seinen Geist zu spornen und sein Herz für alles Schöne und Gute aus Erden zu erwärmen. Diese Verse lauteten diesmal so:

Die ist die Zeit, da jeder Tag
Viel Tage gilt in seinem Werth,
Weil man's mit Gott erhoffen mag,
Daß so die Stunde wiederkehrt!

Wohl zehnmal hintereinander überlas er, auf seinem Stuhle sitzend, diese Verse und versuchte in den Geist und den Wunsch der edlen Seele einzudringen, die ihm auf diese zarte Weise das harmloseste Glück an diesem seinem Ehrentage verhieß. Ja, er erkannte diese Seele ganz und faßte von Neuem den Vorsatz, ihr treu und ergeben zu bleiben und in allen Wechselfällen des Lebens ihr Freund und Berather zu sein, wie er es auch später in seiner Predigt öffentlich und für sie gewiß verständlich aussprechen wollte. So war er plötzlich in die richtige Stimmung für den ganzen ihm so wichtigen Tag gerathen und daß ihm nun seine Antrittspredigt glücken und auch Anderen zusagen würde, das unterlag bei ihm keinem Zweifel mehr, denn er kannte sich darin und wußte was er unter solchen Umständen zu leisten im Stande war.

Von allen Personen aber, die an diesem Tage an seinem nicht mehr bezweifelten Erfolge den innigsten Antheil nehmen sollten, waren es besonders zwei, die sich im Stillen lebhaft auf denselben freuten, und das war die Gräfin selbst und Helene. Beide, mochten sie es sich nun eingestanden oder insgeheim für sich getragen haben, nahmen das wärmste Interesse an diesem bedeutungsvollen Tage, denn auch sie mochten sich sagen, daß der

verehrte Mann ja erst von diesem Tage an in seinen eigentlichen, ihr Leben selbst berührenden Wirkungs- und Berufskreis trat.

Schon vom frühen Morgen an herrschte eine fast feierliche Stille im ganzen großen Schloß. Niemand störte den jungen Mann in seinen ernstesten Gedanken und seinen Vorbereitungen zu der zehnten Morgenstunde. Niemand trat ihm vor Augen und selbst die Kinder hatte man von ihm entfernt zu halten gewußt, obgleich sie gerade heute sich geneigt zeigten, ihm einen Gruß zu sprechen und zu seinem Ehrentage einen Glückwunsch darzubringen.

Schweigsam und nur die ehrlichen Augen liebevoll auf den in Gedanken versunkenen Geistlichen gerichtet, hatte Benjamin das Frühstück in sein Wohnzimmer gebracht und war dann lautlos wieder davon geschlichen, ohne ihn mit einem Wort in seinem Nachdenken zu unterbrechen. Wolfgang Harder verstand diese ihm aus so reinem Herzen dargebrachte Aufmerksamkeit und er dankte den gütigen Herzen im Stillen, daß sie ihm dieselbe erwiesen. Schon um sieben Uhr verließ er sein Zimmer und begab sich in den von goldenem Licht überflutheten Park; hier ging er, seinen innersten Gedanken hingegeben, eine Stunde langsam auf und nieder, Niemanden sehend, nach Niemandem forschend, denn er wußte wohl, daß er sie Alle, die einen warmen Antheil an ihm nahmen, an dem bestimmten Orte in Rabenbrück treffen würde. Gegen neun Uhr aber ging er in seinen besten Kleidern nach dem Dorfe, wohin der Küster schon am Abend zuvor seinen Talar und sein Barett hatte holen lassen, und hier trat

er still und unbemerkt in die Kirche ein, um sich in die Sakristei zu begeben und allmählig auf seine erste Amtshandlung vorzubereiten. Gleich nachdem er eingetreten war und auch die Sakristei, wie später die Kirche, mit grünen Maien und Blumenguirlanden geschmückt gefunden, begannen zum ersten Mal die Glocken der bescheidenen Dorfkirche zu läuten und eine tiefe Rührung überkam ihn, als er die wohllautenden feierlichen Klänge vernahm und sich dabei in's Gedächtniß zurückrief, welchen wunderbaren Weg er hatte durchlaufen müssen, bis er endlich an dieses seinem friedlichen Herzen völlig zusage Ziel gelangt war.

Unterdessen aber war man im Schlosse auch mit den Vorbereitungen zu dem allgemeinen Feste fertig geworden. Die Gräfin, in seltener und großer Erregung den Tag beginnend, von dem sie so viel hoffte und dem sie schon lange mit Spannung entgegengablickt, hatte sich früh in festliche Kleider geworfen, sich aber so einfach geschmückt, wie es ihrem ganzen stillen Wesen entsprach. Eben so waren die Kinder von ihrer Erzieherin in weiße Kleider gehüllt und diese selbst erschien endlich gegen neun Uhr vor der Gräfin in einem weißen Gewande, wie sie es nur selten trug und welches ihrer zarten Gestalt und ihrem blühenden Gesicht einen Reiz verlieh, wie ihn bisher noch Niemand im Schlosse wahrgenommen zu haben glaubte.

Als Helene, ein duftendes Rosenbouquet in der Hand haltend, still bei der Gräfin eintrat und ihr dasselbe überreichte, schritt ihr diese entgegen, umarmte sie liebevoll und küßte ihre reine Stirn.

»Ich danke Ihnen, liebe Helene,« sagte sie herzlich, »und nun wollen wir sehen, was uns der gute Gott heute bescheeren wird. Lassen Sie uns zeitig aufbrechen und den weihevollen Tag recht mit Muße genießen, es ist ein schöner Tag für uns und wir wollen Gott recht dankbar sein, daß er ihn uns gegeben hat.«

Bald darauf traten sie den kurzen Weg, die Kinder an der Hand führend und von der ganzen männlichen und weiblichen Schloßdienerschaft gefolgt, nach dem Dorfe an, nur Casper, der eigentliche Leibdiener des Grafen, war auf Befehl bei demselben zurückgeblieben, um mit ihm später, kurz vor Anfang des Gottesdienstes, ebenfalls dahin zu wandern.

Schon bei dem zweiten Glockengeläut, welches eine Viertelstunde vor Beginn der Feier ertönte, strömten die neugierigen Landleute in hellen Zügen nach der Kirche und bald war dieselbe wie selten gefüllt, zumal sich auch viele Andächtige oder Neugierige aus der Nachbarschaft eingefunden hatten, um den neuen Prediger zu sehen, von dem das Gerücht schon so viel Liebes und Gutes verbreitet hatte.

Als nun aber die Gräfin mit ihrer zahlreichen Begleitung erschien, mit ihrer reizenden Erscheinung und ihren weißgekleideten Kindern auf Alle den wohlthuendsten Eindruck hervorbrachte und dann still und beschaulich

ihren altgewohnten Platz in dem herrschaftlichen Sitz einnahm, begann die Orgel zu spielen und der alte Küster gab sich an diesem Tage große Mühe, seine ganze Kunstfertigkeit zur Geltung zu bringen. Aller Anwesenden bemächtigte sich bei den feierlichen Klängen des edlen Instruments eine sichtbare Rührung, die einen Augenblick nur dadurch beeinträchtigt wurde, daß der jetzt auch eintretende Graf erschien und die Blicke der Dorfbewohnerschaft auf sich zog, da es etwas Ungewöhnliches war, ihn in der Mitte der Seinigen an dieser von ihm sonst gemiedenen Stelle zu sehen. Er schritt mit seinem gewöhnlichen kalten Gesicht und hochfahrenden Wesen daher, nahm an der Seite Helene von Winning's Platz, die, um ihm noch mehr Raum zu gewähren, ihre Kleider zusammennahm und etwas bei Seite rückte, und dann sah er sich mit seinem herrischen Blick im Kreise um, zu meist nach den jungen Mädchen hinüberschielend, die in ihren Feiertagskleidern gedrängt um ihn her saßen und erröthend die Augen niederschlugen, als das so unstät blickende Auge des als nicht gar fromm bekannten Guts herrn auf ihnen ruhte.

Als aber das einleitende Orgelspiel mit dem ersten Gesange der Gemeinde beendet war und der Küster unter sein kleines Sängerkhor auf der Estrade vor die Orgel trat, um den liturgischen Gesang zu beginnen, flogen Aller Blicke nach dem Altare hin, denn eben erschien der neue Geistliche im, seine hohe Gestalt edel umwallenden Talar, das einfach schwarze Gebetbuch in der Hand und sich respectvoll vor dem Grafensitz verneigend, als

er daran vorüberschritt. Mit ruhigem festen Gange betrat er die Stufen des Altars, vor dem er, der Gemeinde anfangs den Rücken zugekehrt, sein erstes stilles Gebet verrichtete. Als er sich aber nun umwandte und die vorgeschriebene liturgische Andacht zu sprechen begann, zuckte es durch Aller Herzen wie mit einem elektrischen Funken, denn ein solch edles, warm belebtes und männlich schönes Gesicht, das die dunklen Locken, fast bis auf die Schultern niederfallend, so voll umrahmten, hatte noch Niemand bisher in dieser kleinen Dorfkirche gesehen.

Mit würdevoller Ruhe und tiefem eindringlichen Ton, von dem Gesange des Chores vortrefflich unterstützt, hielt er die Liturgie ab und schon jetzt ahnten alle Anwesenden, daß sie, was sie so lange gewünscht, eine schöne Predigt zu erwarten hätten. Als der Geistliche den Altar verließ, sang die Gemeinde ihren zweiten Vers und wenn die Art und Weise dieses Gesanges auch Manches zu wünschen übrig ließ, so kamen die Töne doch aus dem Herzen, und wenn er auch etwas lange dauerte und die Geduld des bereits gelangweilten Grafen auf eine harte Probe stellte, so gehörte er doch einmal zu dem feierlichen Ganzen und spannte die Gemüther nur um so mehr auf die Predigt, die nun alsbald beginnen mußte.

Während des letzten Verses betrat der Geistliche auch schon die Kanzel, die ebenfalls mit grünen Maien und Rosen bekränzt war, und als die letzten Klänge der Orgel verhallt, begann er die Predigt, die aus zwei besonderen

Theilen bestand und sich zuerst auf das heilige Fest bezog, um dann zu dem eigentlichen Hauptsatz überzugehen, der den Eintritt des neuen Geistlichen in diese Kirche und unter die in derselben versammelte Gemeinde betraf.

Schon als man die ersten Worte des Redenden vernahm, durchschauerte Alle eine wunderbare und wohlthuende Empfindung, denn eine solche Stimme, weich und voll und das ganze Herz des Hörers ergreifend, wie sie weich und voll aus dem Herzen kam, hatte hier noch Niemand gehört. Und als man nun die so friedlich wohlwollende Miene, die sanft und herzlich blickenden Augen sah, mit denen der Redner, unmittelbar dem Grafenstuhl gegenüberstehend, ruhig die einzelnen Glieder der Gemeinde während des völlig ungezwungenen Sprechens nach einander betrachtete und ihre Blicke festhielt oder sie gleichsam durch eine innere magnetische Kraft unabreißbar an sich fesselte, da wurden Alle von seinem sich allmählig entwickelnden Vortrage tief ergriffen, der, meist an alltägliche Verhältnisse anknüpfend und sich in verständlichen Bildern bewegend, aus dem Wirrwarr und Tumult des Lebens auf das göttliche, gnadenreiche und immer friedliche Wirken des Schöpfers überging und so die Gemeinde mit ihrem irdischen Wünschen und Hoffen in unmittelbare Verkettung mit dem Meister aller Welten brachte.

In der Einleitung sprach er, wie schon erwähnt, von der allgemeinen, sich über die ganze Christenheit verbreitenden Feier des Tages, dem herrlichen Pfingstfest, an welchem die Jünger des Herrn ihre Weihe für ihre schwere irdische Laufbahn erhalten, und dann schilderte er, auf die Erscheinungen der Natur zu dieser Jahreszeit übergehend, Gottes große Güte, der die Fluren ringsum wiederum geschmückt und gesegnet und auch für die hiesigen fleißigen Arbeiter reiche Frucht erwarten ließ. Als er aber der Bedeutung des heutigen christlichen Festtages ein Genüge gethan, ging er zu dem eigentlichen Ziel seines heutigen Vortrages über und dieser letztere Theil war, wie es auch Manche der Anwesenden erwartet, nicht eigentlich eine Predigt, vielmehr nur eine Einführungsrede, in der sich der von dem Patronatsherrn berufene Geistliche seiner Gemeinde vorstellte.

Zum Text dieses letzteren Theiles hatte er allein den 28. Vers des 11. Capitels des Evangelium Matthaeus gewählt, der da lautet: ›Kommt her zu mir Alle, die Ihr mühselig und beladen seid, ich will Euch erquicken.‹

Hier erst, als er an diesen Text kam, wurde sein Vortrag, der vorher schon warm und eindrucksvoll gewesen war, wahrhaft liebevoll und ergreifend. Man fühlte es allgemein, wie tief er selbst von dem Augenblick ergriffen war, in dem er von sich und seinen Leistungen sprechen mußte, und so entwarf er einen kurzen Abriß seines Lebens und schilderte seine Bestrebungen, seine Wünsche und Hoffnungen in Bezug auf die Gemeinde die zu ihm, als dem berufenen Seelsorger, Vertrauen haben

möge und der ein wahrer Freund, Tröster und Berather für sie sein wolle, wenn irgend Einer von ihnen jemals von Kummer oder Trübsal heimgesucht werden sollte, wie ja leider Niemand auf der Welt immer fröhlich und glücklich sei, sondern den unwiderstehlichen Einwirkungen des Lebens sich beugen und demüthig unterwerfen müsse.

Diesen Theil seines Vortrages führte er am reichhaltigsten aus und auf ihn kam er immer wieder mit neuen Versicherungen seiner Hingebung und mit der Hoffnung auf das ihm geschenkte Vertrauen zurück, bis er zuletzt Gottes Segen über sich selbst und die Gemeinde erflehte und mit einer kurzen, herzlich warmen Ansprache sich dem Wohlwollen und der Nachsicht seiner Gutsheerrschaft und der ganzen Gemeinde empfahl. Diese ganze Rede, wie man sie eben mit fast angehaltenem Athem und in regungsloser Stille angehört, wich in Allem und Jedem so weit von allem hier bisher Gehörten ab, daß Jedermann, fast ohne Ausnahme, eben so erstaunt wie bewegt war. Unläugbar hatte der poetische und philosophische Geist, der ohne alle Pedanterie und Künstelei sich in den Vortrag verwob und hier so klar und faßlich zu Tage trat, die Gemüther ergriffen, ohne daß sie sich eingestehen konnten oder mochten, worin denn eigentlich die wunderbar ergreifende Wirkung des so einfach und verständlich Redenden lag. Es war eben etwas ganz Anderes, Neues, hier nie Gehörtes, was so plötzlich in die geöffneten Ohren drang und dann in den Herzen wiederklang;

keine abgedroschene Kanzelredensart, kein ewiges Wiederholen nur halb verstandener Bibelsprüche, kein zur alltäglichen Gewohnheit gewordenes Drohen mit Gott, dem Strafer und Rächer aller menschlichen Schandthaten, war darin zu vernehmen, nein, Alles war frisch, klar und froh und athmete nur die göttliche Güte des Herrschers über den Wolken und hoffte nur auf die Darlegung der menschlichen Herzen vor ihm, der dann in seiner allweisen und allgerechten Macht und Herrlichkeit schon ermessen würde, wie hoch der Werth jedes Einzelnen anzuschlagen sei, um sich als gnädiger Richter zu erweisen, wenn es ihm gefallen würde, die Seelen zu sich oder dahin zu rufen, wo einst alle Seelen versammelt sein würden.

Den Schluß dieser gediegenen und die empfindungsvollen Herzen der Versammelten in Wahrheit erschütternden Rede bildete das übliche Vaterunser; als er dies aber ganz in der Weise sprach, wie es Irene so oft von ihm in der Nähe ihrer Kinder gehört, da erfaßte sie plötzlich eine tief innerliche Rührung und sie verhüllte die schon oft von einigen Tropfen heimgesuchten Augen mit ihrem Tuch, um die lebhafter strömenden Thränen nicht sehen zu lassen, die jetzt warm und fast endlos aus ihren Augen flossen.

Von einer ähnlichen Rührung wie die Gräfin waren auch fast alle Uebrigen ergriffen und allgemeiner Beifall zeigte sich aus den lebhaft gerötheten Gesichtern der

aus der Kirche Heimkehrenden; viel wurde heute im Dorfe über den neuen Prediger gesprochen, der Allen in einer Stunde noch eine viel bedeutendere Persönlichkeit geworden war, als sie es schon nach seinem ersten vielversprechenden Erscheinen unter ihnen erwartet hatten.

Ohne sich um etwas Anderes, weder um eine Person, noch um die Stimmung der Kirchgänger zu bekümmern, verließ der Graf, unmittelbar nachdem das Amen auf der Kanzel gesprochen war, die Kirche, während seine Gemahlin mit den Kindern und der Dienerschaft noch so lange in derselben verweilte, als der Schlußgesang der Gemeinde und das sich daran schließende schöne Orgelspiel dauerte. Als sie endlich aber aus der Kirche trat und, die Kinder an der Hand, sich ringsum gegen ihre Bekannten schweigend verneigte und dann still dem Parke des Gutes zuschritt, sah sie den Grafen daselbst, als ob er sie erwarte, auf und niedergehen. Indessen schien es ihm nicht darum zu thun zu sein, hier mit seiner Gemahlin zu sprechen, er ließ sie, die tief in ihre Gedanken Versunkene, vielmehr ruhig an sich vorübergehen und gab nur Fräulein von Winning einen Wink, einige Schritte zurückzubleiben und mit ihm nach dem Schlosse zurückzukehren.

So geschah es denn auch und während die Gräfin langsam ihren Weg fortsetzte, ohne sich ein einziges Mal umzuschauen, schritten der Graf und Helene noch langsamer hinterher, da der gnädige Herr in dem eifrigen Gespräch, welches sich sogleich zwischen ihm und seiner Begleiterin entspann, wiederholt stehen blieb, als sei es

ihm allein darum zu thun, seinem Herzen Luft zu machen und die Erwiederung des jungen Mädchens zu hören, dessen Persönlichkeit und naiv kindliches Wesen von jeher eine bedeutende Einwirkung auf ihn geübt hatte.

»Na, Fräulein Helene,« sagte er mit einem höhnischen Lächeln um die zuckenden Lippen, indem er einen bedeutsam prüfenden Blick auf die ruhig neben ihm her Schreitende warf, »da haben wir ja endlich die Ausgießung des heiligen Geistes in bester Form erhalten und nun können wir, um unser künftiges Seelenheil unbesorgt, getrost weiter pilgern. Haha, ja, da haben wir ja einen wahrhaften Tröster in der Noth gefunden! Doch, spaßen wir lieber nicht, sondern sagen Sie mir ganz ernstlich, wie hat Ihnen denn die *Rede* unsers *Probepredigers* gefallen, denn eine Predigt im gewöhnlichen Sinne des Wortes war sie doch wohl nicht zu nennen?«

Helene besann sich nur kurze Zeit, dann raffte sie ihren ganzen Muth zusammen und sagte ehrlich:

»O doch, Herr Graf, eine Predigt war es gewiß. Allerdings, wie Sie ganz richtig sagen, keine gewöhnliche, sondern eine ganz außergewöhnliche, das heißt eine vorzügliche und mir hat sie sehr zugesagt, wobei ich nicht einmal den wunderbar schönen Vortrag und den geistigen Gehalt derselben in Betracht ziehen will, der, für geschultere Ohren ein hoher Genuß, doch gewiß auch auf die Gemüther der ganzen Gemeinde überaus günstig und lehrreich gewirkt hat.«

Der Graf blieb einen Augenblick stehen und sah die fast mit Begeisterung Redende ungläubig an; als er aber

den Ausdruck innerster Wahrheit und Ueberzeugung auf ihren frischen Zügen las, ließ er seine Spottsucht einen Augenblick bei Seite und erwiderte:

»So. Nun, wenn das der Fall ist und die Predigt *Ihnen* gefallen hat, so will ich mein Urtheil auch ein wenig zu mildern suchen, denn *Ihre* Kritik spricht bei mir für – den Mann. Meine Frau, die in orthodoxen Anschauungen über Religion befangen ist, heute aber meiner unmaßgeblichen Meinung nach nur wenig dieser Neigung Entsprechendes gehört hat, schien auch von den Künsten des schwarzen Mannes benommen zu sein, wenigstens hat sie Thränen genug vergossen. Doch das will nicht viel sagen, ihr Urtheil in religiösen Dingen ist mir nie eins gewesen und so brauche ich sie auch nicht danach zu fragen, wie ihr der Herr gefallen hat. Ihr gefällt ja eigentlich Alles, was so ein Herr im schwarzen Talar und mit den weißen Bäffchen unter dem Halse spricht.«

»O Herr Graf,« nahm Helene rasch das Wort, die es nie vertragen konnte, wenn ihr Herr, was so oft geschah, über die Neigungen und Gewohnheiten seiner Frau wegwerfend sprach, »darin gehen Sie doch wohl zu weit. Der Frau Gräfin gefällt bei Weitem nicht Alles, was ein Priester sagt, aber was sie heute gehört, das muß ihr wohl gefallen, wie es auch mir ausnehmend *gefallen* hat, wenn ich überhaupt dies von Ihnen einmal gebrauchte Wort in Bezug auf die heutige Predigt wiederholen darf.«

»O, geniren Sie sich nicht, Liebe,« erwiderte der Graf, »wählen und gebrauchen Sie jedes Wort, wie es Ihnen beliebt; aus Ihrem schönen Munde klingt jedes recht und

gut. Doch sagen Sie mir ehrlich, ist Ihnen denn an dieser sogenannten Predigt nicht etwas ganz Besonderes aufgefallen?«

»Was denn, Herr Graf? Ich verstehe Sie nicht und mir ist in der That nichts Besonderes daran aufgefallen.«

»O, Sie sonst so klar Sehende,« meine kleine Clairvoyante, wie ich Sie immer nenne, wenn ich mit meinen Freunden von Ihnen rede, Sie sollten nicht die maßlose Eitelkeit dieses Menschen heraus erkannt haben, mit der er sich, gewissermaßen wie ein moderner Messias, vor alle Welt hinstellt und mit Emphase ruft: ›Kommt her zu mir Alle, die Ihr mühselig und beladen seid, *ich* will Euch erquicken!‹ Wie, *er* will uns Alle erquicken? Womit denn? Vielleicht durch seine Erscheinung, die in der That wenig priesterhaft ist, oder durch seine Worte, die er, nun ja, allerdings in seiner Gewalt, aber Gott weiß aus welchen Büchern zusammengeklaubt hat? Wie, ist das nicht eine Anmaßung, die sich nur ein Priester zu Schulden kommen lassen kann, der, da er das Privilegium hat, auf der Kanzel allein zu sprechen, sicher ist, daß ihm Niemand in die Rede fallen und seinen Irrthum beweisen kann?«

»Aber mein Gott, Herr Graf,« rief Helene fast erschreckt aus, und sie mußte sich Gewalt anthun, die Thränen zurückzudrängen, die unwillkürlich in ihre Augen kamen, »ich verstehe Sie gar nicht. Er hat diesen Vers, den Christus einst gesprochen, ja nur zum Text seiner Rede gewählt, um dadurch die Stellung anzudeuten, die er seiner neuen Gemeinde gegenüber einnehmen will. Er fordert ja nur ganz einfach Alle die irgend

einen Trost oder Rath von ihm bedürfen und begehren, dadurch auf, Vertrauen zu ihm zu haben, er wolle ihnen ein treuer Berather, ein Helfer in der Noth sein, wenn sie in eine solche gerathen sollten. So haben wir es Alle und gewiß auch die Frau Gräfin verstanden.«

»Ach, die Frau Gräfin!« rief der Graf fast unwillig aus, »die ist mir in solchen Dingen keine Autorität, ich habe Ihnen das ja schon so oft gesagt. Sie hat gewiß wieder in himmlischen Sphären geschwärmt und göttliche Gedanken geträumt, als der schwarze Mann das sprach, und so ist sie, die immer nur hört, was sie eben aus den Worten heraushören will, in ihrem Urtheil stets befangen und darf einem klar denkenden Menschen keinen Anhalt, am wenigsten aber das Recht einer Berufung auf sie geben.«

Helene drückte ihr Tuch an die Augen; dieser letzte Angriff auf die von ihr so geliebte und in ihrem edlen Bestreben hochgeschützte Frau betrübte sie nicht nur, sondern verletzte sie auch und so wandte sie sich sichtbar unwillig von dem Grafen ab, machte ihm eine tiefe Verbeugung und schritt schnell der Gräfin nach, die sich eben mit den Kindern auf eine Bank im Park niedergelassen hatte, um die Herankommenden zu erwarten. Der Graf aber, der keine Neigung empfand, mit den Damen über den einzigen Punkt, der heute auf der Tagesordnung stehen konnte, zu streiten, schlug einen Nebenweg ein und ging nach dem Schloß, wo er, nachdem er schnell etwas gefrühstückt, zu Pferde stieg und nach der Stadt gallopirte, in der er, wie er schon am Tage vorher gesagt,

mit seinen ehemaligen Regimentskameraden zu Mittag speisen wollte.

ZWEITES CAPITEL. EIN WICHTIGES GESPRÄCH UND SEINE FOLGEN.

Als Helene von Winning die Gräfin erreicht hatte, die noch immer auf der Bank unter einer ihre Zweige tief herabsenkenden Hängebirke saß, setzte sie sich, von dem eben geführten Gespräch mehr erschüttert, als sie errathen lassen wollte, an ihre Seite, ohne jedoch eine neue Unterhaltung zu beginnen, deren Gegenstand und Ziel sie nun wohl voraussehen konnte. Die Gräfin, in weicher, hingebender Stimmung und aus ganz anderen Gründen eben so bewegt wie das junge Mädchen, faßte freundlich die Hand desselben und sagte mit ihrer sanftesten Stimme:

»Nun, meine liebe Helene, was sagen Sie denn dazu? Wie hat Ihnen unser Freund, Herr Harder, heute gefallen?«

Helene sprach sich jetzt mit um so größerer Wärme und Lebhaftigkeit über den Geistlichen aus, als sie eben noch einen so heftig gegen ihn gerichteten Angriff vernommen, den sie so bald wie möglich gut machen zu müssen glaubte, aber von dem sie der Gräfin, der sie schon lange jeden Kummer zu ersparen trachtete, nichts verrieth. Als sie jedoch ihrem Herzen eine Weile freien Lauf gelassen und dabei sah, wie die Gräfin still vor

sich niederschaute, ihren Ansichten im Ganzen wohl bestimmte, aber doch auch wieder noch etwas Anderes auf dem Herzen hatte, sagte sie schließlich:

»So denke ich über diese heutige Predigt, Frau Gräfin, aber was sagen Sie selbst dazu?«

»Ach, ich!« seufzte die Gräfin leise auf, »ich bin leider noch nicht so ganz im Klaren darüber wie Sie. Schön war die Predigt oder vielmehr die Rede gewiß, namentlich die persönliche Einführung in das mit so lauterem Herzen übernommene Amt; auch der Vortrag, die blühende Sprache, der Reichthum der immer treffenden Bilder war ganz so, wie ich es von unserm begabten Freunde erwartet hatte, aber die Art und Weise, wie er heute auf der Kanzel sprach, wo ich schon so viele Predigten ganz anderer Art gehört, war mir so neu und zeigte mir unsern Freund selbst in einem so völlig neuen Licht, daß ich mich beinahe auf dem Gedanken ertappe, ich hätte eigentlich etwas ganz Anderes von ihm erwartet.«

»Wie,« entgegnete Helene, mit einer Verwunderung auf die gütige Frau an ihrer Seite blickend, die sich in seltsamer Befangenheit und Unsicherheit zu befinden schien, »das soll doch wohl kein Tadel aus Ihrem Munde sein? Oder verstehe ich Sie nicht recht?«

»Ein Tadel, Helene? Gott soll mich bewahren, wo denken Sie hin! Ich Herrn Harder tadeln? Nein, dann haben Sie mich gewiß nicht recht verstanden. Ich wollte nur sagen, daß ich eigentlich etwas Anderes, nicht etwa Besseres, von ihm erwartet habe, obgleich ich, wenn ich mir seine Denkungsart, auch in weltlichen Dingen vor Augen

führe, doch auch wieder auf das vorbereitet sein mußte, was ich nun heute gehört.«

»Ich verstehe Sie immer noch nicht ganz – was haben Sie denn von ihm erwartet?«

Die Gräfin rückte etwas näher zu Helenen hin, legte ihren Arm liebevoll um die feine Taille des jungen Mädchens, drückte es innig an sich und flüsterte:

»Ich will ehrlich sein, ganz ehrlich, und er soll es nachher auch von mir selbst hören: ich habe ihn wunderbar schön und klar über göttliche Dinge sprechen gehört, aber ich hatte – etwas *mehr Christliches* von ihm erwartet. Und jetzt glaube ich bestimmt, unser Wolfgang Harder ist, was er früher nicht zu sein schien, ein sogenannter Freigeist und Rationalist geworden –«

»Das heißt: ein vorurtheilsfrei denkender, mit dem Verstande urtheilender, nicht dem blinden, durch Tradition zur Unumstößlichkeit gewordenen Glauben folgender Mann!« fuhr Helene mit sichtbarer Erregung fort. »Nicht wahr, Frau Gräfin, das meinen Sie doch? Oder wollten Sie Ihren Freund lieber als einen, in knechtischer Unterwerfung lebenden orthodoxen Eiferer oder gar als Fanatiker sehen wie die Priester es sind, die man heut zu Tage mit dem Namen ›Mucker‹ belegt und die mit Leib und Seele dem heuchlerischen Pietismus verfallen sind?«

»Helene! Was sprechen Sie da?« fuhr die Gräfin mit ungewöhnlicher Leidenschaft auf. »Wie können Sie das von mir denken! Ich will Herrn Harder so, wie er ist, er

genügt mir als solcher und ich – ich möchte am wenigsten, daß er sich in eine Maske hüllt, die sein reines edles Gesicht eben so wie seine fleckenlose Seele einstellen würde.«

»O, das freut mich!« fuhr Helene eifrig fort und küßte die schöne Hand der rosig erglühten Frau, »denn zu einem solchen orthodoxen Eiferer, wie man sie so oft heutigen Tages von den Kanzeln donnern und stürmen hört, paßt dieser Mann nicht und dazu wäre er mir und gewiß auch Ihnen viel zu schade.«

In diesem Augenblick wurde der Gegenstand des so lebhaften Gesprächs in der Ferne unter den Bäumen sichtbar. Er hatte Talar und Baret abgelegt und schritt im schwarzen Gesellschaftsanzuge ruhig daher. Den Hut hielt er in der Hand und wischte sich mit einem weißen Tuch den Schweiß von der Stirn, denn die etwas lange und mit solchem geistigen Schwung gesprochene Predigt mochte ihn heiß und müde gemacht haben.

»Da kommt er!« flüsterte die Gräfin, »ach, und er hat sich gewiß sehr angestrengt. O liebe Helene, lassen Sie mich eine Stunde mit ihm allein und nehmen Sie auch die Kinder mit. Ich muß, ich muß mich endlich mit ihm aussprechen und möchte von Niemandem, selbst von Ihnen nicht dabei gestört sein.«

Helene erhob sich und dem näher Kommenden einen herzlichen Gruß zuwinkend und dann der Kinder Hände erfassend, die in der Nähe unter den Bäumen spielten, ging sie mit ihnen davon, nicht ohne einige Sorge, was

für einen Ausgang das von der Gräfin gesuchte Gespräch nehmen würde.

Da war Wolfgang Harder ganz an die Bank, auf der die Gräfin sitzen geblieben war, herangekommen und nachdem sie ihm freundlich die Hand gereicht, lud sie ihn ein, neben ihr Platz zu nehmen, was er sogleich that, ohne zu ahnen, welche neue geistige Arbeit ihm für die nächste Stunde vorbehalten sei.

»Ich danke Ihnen,« begann die Gräfin mit leise vibrierender Stimme das ihr so wichtige Gespräch. »Sie haben uns Allen einen schönen Pfingstsonntag bereitet und, was mich in Folge dessen am meisten freut, ist das, daß Sie mir nun wohl endlich gestatten werden, mit Ihnen über Dinge zu reden, die mir schon seit langer Zeit schwer auf dem Herzen liegen und deren Last Sie mir gewiß erleichtern können, obgleich Sie früher – ach, dort oben auf unserm lieben Berge – nicht geneigt schienen, auf meine Wünsche darin einzugehen.«

Wolfgang Harder, als ahne er bereits, was nun kommen würde, seufzte leise auf, horchte einen Augenblick nach der Nachtigall hin, die unmittelbar hinter ihnen im Gebüsch ihre schwermuthsvollen Cadenzen hören ließ, und sagte dann, das von der Anstrengung des langen Denkens und Sprechens noch immer geröthete Gesicht der Gräfin zukehrend:

»Was sind das für Dinge oder welchen Gegenstand betreffen sie, Frau Gräfin? Ich bin heute ganz geneigt, Ihnen in Allem Rede zu stehen.«

»Sie betreffen die Religion, mein lieber Freund!« erwiderte die Gräfin mit demüthig vor sich niedergesenkten Augen.

»Ach, die Religion!« seufzte der junge Geistliche noch einmal auf. »Muß man die auch noch auf den Lippen tragen, wenn das ganze Herz voll davon ist? Doch, Sie haben wohl Recht, sie bietet uns ein großes, bedeutsames Feld, im Denken und Fühlern und unter Umständen kann sie wohl als eine schwere Last auf unserem Herzen liegen.«

Sie sah ihn bei diesen Worten, die er so langsam und bedeutungsvoll sprach, etwas verwundert an, dann stand sie auf und sagte:

»Kommen Sie; im Gehen spricht es sich leichter und besser über so wichtige Dinge, und nun – ja, nun will ich mich einmal ganz erleichtern und gleich das erste Beichtkind sein, das sich an Sie, an seinen Seelsorger wendet und um Rath und Trost bittet, da es dessen recht sehr bedarf und Sie ihn uns Allen heute verheißen haben, als Sie so schön sagten: Kommet her zu mir Alle, die Ihr mühselig und beladen seid, ich will Euch erquicken.«

Wolfgang Harder nickte lächelnd und an ihrer Seite einen dicht beschatteten Parkweg ruhig hinabschreitend, sagte er herzlich:

»Sprechen Sie Alles aus, was Ihnen auf dem Herzen liegt. Vielleicht kann ich vor Ihnen auch das meine erleichtern, denn auch das ist von mancher Last in diesem Punkt bedrückt.«

»O, das kann ich nicht glauben. Sie, ein Verkünder und Priester der Religion, die die erhabenste und beruhigendste auf Erden ist, sollten von ihr bedrückt sein?«

»Gewiß, gnädige Frau. Gerade ein wissenschaftlich gebildeter Mann, der recht tief, mit seiner ganzen Seele in diese allererhabenste Wissenschaft – wenn ich die Religion oder die Lehre derselben so nennen darf – eindringen möchte, fühlt sich bedrückt, wenn die Gebrechlichkeit alles menschlichen Wissens ihm schon früh eine Schranke setzt.«

»Sind Sie in *Ihrer* Wissenschaft denn vor einer solchen verhängnißvollen Schranke angekommen?«

»Schon lange, und der Kampf, der sich daraus um mich her und in mir entsponnen, hat bisher trüb und schwer auf mir gelegen und mir manche Stunde verbittert, die nur einem reinen und erreichbaren Ziele geweiht sein sollte. Aber dies Ziel werde auch ich nicht erreichen, wie nur wenige Menschen und vielleicht gar Keiner es erreicht, so lange wir nicht hinter den Schleier blicken können, der das Göttliche vom Menschlichen trennt.«

»Ach Sie Armer! Und ich dachte gerade, Sie wären in sich so klar, so überzeugt von Allem und so fertig mit Allem, was Sie wissen und lehren, da Sie doch so klar und überzeugend davon sprechen.«

»Ja, darin haben Sie Recht. Darin, was ich weiß, bin ich mir selbst klar, mit Dem bin ich fertig, davon bin ich überzeugt, aber darin, was ich wissen möchte und nie wissen kann und werde, darin bin ich nur ein armer blinder Mensch, der völlig im Dunkeln tastet.«

»Im Dunkeln? Ihr Glaube ist doch nicht vom Dunkel beschattet?«

Er zuckte die Achseln, sah fast betrübt vor sich nieder und sagte dann mild und weich:

»Es kommt darauf an, was Sie Glauben nennen. Doch – lassen Sie uns rasch den entscheidenden Schritt thun, wenn er denn doch einmal gethan werden soll, damit wir Beide uns ganz klar werden und von einander wissen, auf welchem Standpunkt wir stehen. Sagen Sie mir also ehrlich, was Sie glauben und wer Sie in diesem Glauben unterrichtet hat.«

»O, das Letztere wird mir sehr leicht werden. Es war der gute alte Pfarrer in dem Dorfe, wo wir uns zum ersten Mal trafen; er hat den eigentlichen Grund meines Glaubens gelegt und andere, allerdings nicht der freisinnigen Richtung angehörende Männer, haben das Gebäude weiter gebaut, das ich für eine Ewigkeit fest begründet wähnte und das mir nun doch, je weiter ich in das Leben hineinschreite, bisweilen morsch und der Ausbesserung bedürftig zu werden scheint.«

»Ah, da haben Sie sehr Recht. Kein Gebäude, von Menschenhand gebaut, kann für die Ewigkeit begründet sein, ewig fest und unwandelbar stehen. Wir schreiten fort in der Erkenntniß, gnädige Frau, und müssen sogar Gott dafür danken, daß er unserm Geiste alle Tage einen neuen und größeren Fassungs- und Wirkungskreis anweist. Doch, wenn der gute alte Pfarrer in jenem Dorfe Ihr Lehrer im Glauben war,« fuhr er sanft lächelnd fort, »dann weiß ich auch, wie es mit Ihnen darin bestellt ist, denn

seinen damaligen Glaubensstandpunkt kenne ich genau. Also nun reden Sie getrost weiter: was glauben Sie?«

Da war denn eine schöne Aufgabe an Irene von Trautenau herangetreten und sie löste sie zur Verwunderung und Freude Wolfgang Harder's mit einer solchen Innigkeit und einer so bedeutenden Fülle herzlicher Religiosität, daß er wiederholt mit Staunen und beistimmender Empfindung auf sie blickte, bis sie zu Ende war und gleichsam ihre ganze Seele dem sie so hoch verehrenden Mann dargelegt hatte. Sie zeigte sich ihm wahrhaft fromm, durch und durch, aber in jenem beschränkten Sinne, wie man Kinder eines gewissen Alters über die Religion unterrichtet; sie glaubte an die Macht und Wahrheit des Buchstabens und an alles Das, was dem christlichen Glauben ein so bedeutungsvolles Uebergewicht über jeden anderen Glauben verleiht und das kindlich reine, nicht vom Verstande beherrschte Herz des Menschen so gläubig und zuversichtlich macht. So sprach sie zum Beispiel mit einer an Begeisterung gränzenden Innigkeit über die Auferstehung, die Fortdauer nach dem Tode und das einstige Wiedersehen sich auf der Erde liebender Menschen in jenem unermesslichen und nie erforschten Raum, den die christliche Religion Himmel nennt. Er hatte sie ruhig ausreden lassen und sie mit keiner Sylbe unterbrochen; als sie aber, von ihren eigenen Worten entflammt, zu Ende gekommen war und ihn nun mit einem fragenden und beinahe bangen Ausdruck ihres schönen Gesichts ansah, reichte er ihr die Hand und sagte mit ungemeiner Herzlichkeit:

»Sie haben mir da eben ein, schönes Glaubensbekenntniß abgelegt und man könnte Sie um die Sicherheit aller Ihrer himmlischen Voraussetzungen beneiden. Ach, ich habe früher auch dasselbe oder wenigstens sehr Aehnliches geglaubt.«

»Glauben Sie es denn jetzt nicht mehr?«

»Nein, wenn ich ehrlich sprechen soll, wenigstens nicht ganz. Der später als mein Glaube sich entwickelnde Verstand hat jenen bedeutend abgeändert, indem er mir Licht gab, wo früher keines war, und ich bin allmählig durch ein unablässiges Studium in vielen Dingen aufgeklärt, die mir ohne diese Prüfung von Seiten des Verstandes ganz anders erschienen waren. Früher hing ich wie Sie dem Buchstaben an und war nahe daran, auf die Wahrheit dessen zu schwören, was mir Andere in meiner Jugend beigebracht, aber der Buchstabe ist es nicht, der uns im Christenthum beherrschen darf, vielmehr ist es einzig und allein der Geist, der Sirm, der oft in dem Buchstaben zu liegen scheint und doch ganz anders als eben der Buchstabe lautet. Darum glaube ich auch nicht mehr an ihn, wie ich überhaupt jetzt nur glauben kann, was mein Verstand mich begreifen läßt.«

»Wie? Dann fiel ja auch der ganze Wunderglaube vor Ihrer Prüfung in nichts zusammen?«

»Das thut er auch und ganz mit Recht. Denn, meiner Meinung nach sind diese von der Jugend so oft angestaunten und in Wahrheit unmöglichen Wunder nie vollbracht, weil sie überhaupt nicht vollbracht werden konnten und können. Die begeisterten Anhänger Christi, die

man gewöhnlich die Apostel nennt, haben, gewiß nicht in böser, vielmehr in guter Absicht diese Wunder erzählt, entweder um ihren Herrn und Meister noch größer darzustellen, als er war, oder sie sind durch ihre Begeisterung in Extase versetzt worden, die sie sehen ließ, was nicht zu sehen war, und so sind jene Wunder eine Legende geworden, um die an sich schon wunderbare Lehre des herrlichen Menschen, den man Christus nennt, noch wunderbarer und wirkungsvoller zu machen.«

»O mein Gott!« rief Helene, die Hände zusammenschlagend und einen Augenblick stehen bleibend, »Sie halten Christus für einen Menschen?«

»Ganz gewiß für einen durch große angeborene Gaben geistig ungemein reich ausgestatteten und von Gott hoch begnadeten Menschen, und eben weil er nur ein Mensch gewesen ist und gewesen sein kann, steht er mir als Stifter einer neuen Religion um so höher und ich verehere ihn als der Weisesten und Vollkommensten Einen, der je die Erde betreten und dem das künftige Schicksal der Menschen so warm wie keinem Anderen am Herzen gelegen hat.«

»Aber, lieber Freund, ich bitte Sie, glauben Sie wirklich nicht, daß Christus Gottes Sohn, vom heiligen Geist empfangen und so auch wieder, als er gestorben war, zum Himmel, das heißt zu Gott emporgestiegen ist?«

»Nein, meine liebe gnädige Frau,« sagte Wolfgang Har-der fest und klar, »das glaube ich nicht und das können auch Sie nicht glauben, wenn Sie Ihre Vernunft, Ihren Verstand zu Rathe ziehen. Wie *jeder* Mensch Gottes Sohn

ist und vielleicht der mit großen Gaben bedachte Mensch vorzugsweise Gottes Sohn genannt werden kann, so war auch er es, denn der heilige Geist, der in meinen Augen nur ein Gedanke, ein Ausfluß des Willens Gottes, also keine Person ist, so wenig man sich Gott persönlich vorstellen darf, wenn man nicht in Götzendienst verfallen will, dieser heilige Geist *kann* keinen Menschen von Fleisch und Blut erzeugen. Das ist nicht denkbar, das widerspricht allen physischen Naturgesetzen und die sind in diesem Punkte so durchsichtig klar, daß kein Zweifel an ihnen möglich ist.«

»Ah!« rief die Gräfin mit einem Seufzer aus, der aber bei Weitem nicht mehr die Beklommenheit verrieth, von der sie vorher befallen, »da gehören Sie also wirklich zu den freisinnigen Geistlichen, die jetzt so viel von sich reden machen und die man mit dem Ausdruck Rationalisten benennt!«

»Ja, zu denen gehöre ich in der That!« rief Wolfgang Harder mit einem so freudigen und zuversichtlichen Blick nach dem blauen Himmel empor, daß die Gräfin nicht umhin konnte, bewundernd an seinen Mienen zu hängen, obwohl ihr doch noch etwas bänglich zu Muthe war. Sie gab diesem Gefühl auch sogleich den stärksten Ausdruck, den sie finden konnte und sagte, indem sie ihren Arm leise in den des Freundes legte und sich gleichsam bittend an ihn schmiegte:

»O lieber Freund, dann sind Sie ja also eigentlich gar kein Christ!«

Fest und klar blickte sie wieder sein Auge an, als er mit leiser Stimme erwiderte:

»Allerdings, wenn der Buchstabenglaube entscheidet, bin ich kein Christ; dem Geiste nach aber bin ich es gewiß, denn ich erfülle nicht allein die Gebote eines Christen, ich fürchte nicht allein Gott und liebe die Menschen, sondern ich lehre und verkünde sogar die Cardinalsätze des Christenthums, da ich sie als unumstößlich erhaben erkenne und mir keine bessere Religion denken kann als sie, wenn ich von ihr das kirchliche Gewand abstreife, welches hierarchische Priester darumgelegt und so eine Kirchenreligion zu schaffen die Kühnheit gehabt haben, anstatt uns die Religion so rein und unverfälscht zu überliefern, wie Christus sie selbst gelehrt hat.«

»Ach Sie Armer!« fuhr die Gräfin mit herzlichem Ton fort. »Aber da kommen Sie ja oft in einen gräßlichen Conflict im Leben, wenn Sie den Buchstaben verläugnen und nur den Geist verkünden wollen. Denn die Geistlichen müssen ja gerade oft den Buchstaben, zum Beispiel die Kinder lehren, und wie können Sie das, wenn Sie ihn verwerfen oder nicht daran glauben?«

Jetzt seufzte Wolfgang Harder wirklich tief auf und man sah ihm an, wie schmerzlich diese Worte in seinem Innern wühlten.

»Ja,« sagte er, »da haben Sie Recht, und das ist in der That der schwierige Punkt, der mich schon so lange beschäftigt und mir im Stillen schon viel Leid und Kopfzerbrechen verursacht hat. Indessen ist dieser Conflict doch eigentlich nur innerlich vorhanden und daß er äußerlich

nicht zur Erscheinung komme, darüber muß man wachen. Ich lehre, was ich vor Allem lehren muß, den Geist des Christenthums, und richte meine Worte so ein, daß ich nicht gegen die Vorschriften verstoße, die mir die Kirche gegeben hat. Das aber, was ich absolut als etwas Thörichtes erkennen muß, zum Beispiel, daß Christus vom heiligen Geist empfangen, von der *Jungfrau* Maria geboren und später zur Hölle niedergefahren und zum Himmel aufgefliegen sein soll, das lehre ich gar nicht, sondern ich trage das meinen Kindern stets nur zum Theil als eine schöne religiöse Sage vor, die sie auch als solche betrachten, ohne daran als an etwas Unumstößliches zu glauben oder darin weiter zu forschen. Somit bin ich also in der That kein Kirchengläubiger, vielmehr der Verkünder des reinen und unverfälschten Gottesglaubens.«

»Ja, also kein wahrer Christ, sondern ein Deist.«

»Diese Bezeichnung nehme ich als richtig an. Denn Gott steht mir in der That viel höher als Christus, da er Alles, auch Christus selbst und die Welt erschaffen hat und erhält, während Christus allein ein Verkünder der Größe dieses Gottes ist, eine Lehre, die allerdings gegen die Auffassung der heutigen Orthodoxen, der Buchstabengläubigen verstößt, die es nicht ungern zu sehen schienen, wenn Gott gänzlich entthront und Christus an seine Stelle gesetzt würde, indem sie voll von der kopflosen Einbildung sind, selber ein kleiner Christus in ihrem engen Wirkungskreise, also ein halb und halb unfehlbarer Gott auf Erden zu sein.«

»Ach mein Gott, Sie mögen in vielen Dingen Recht haben,« klagte die Gräfin fast, »aber daß Sie an eine der schönsten Hoffnungen des Christenthums nicht glauben, das schmerzt mich tief.«

»Welche Hoffnung ist das?«

»Daß die auf Erden dem Geiste und Herzen nach zusammengehörenden Menschen sich nach dem Tode nicht wiedersehen sollten.«

Der Geistliche senkte den Kopf.

»Ach,« sagte er mit einer unendlich weichen und schwermüthigen Stimme, »wie gern möchte ich daran glauben, aber ich *kann* es ja nicht. Wenigstens in unserer heutigen Gestalt, an der unsere Blicke und Empfindungen doch mit tausend Wurzeln hängen, sehen wir uns in einem Jenseits, wenn es ein solches überhaupt giebt, gewiß nicht wieder.«

»Aber mein Gott, da nehmen Sie mir ja meine schönste Hoffnung aus dem ganzen Leben –?«

»Gewiß nicht; hoffen Sie, ich sage Ihnen ja, ich *hoffe* es auch, wenn ich auch nicht begreifen kann, wie dies Wiedersehen stattfinden soll, aber ich *glaube* es nicht, weil ich es eben nicht glauben kann.«

»O, könnte ich Sie doch zu diesem Glauben bekehren!«

»Ich würde Ihnen auf den Knien dafür dankbar sein, und ich beneide Sie, ich wiederhole es, um einen solchen Kinderglauben, denn er muß namenlos schön sein und glücklich machen.«

»Ich habe ihn und Sie werden ihn auch einst haben!« rief die Gräfin fast mit Begeisterung aus. »Haben Sie nur

erst Jemanden einmal recht, recht von ganzer Seele und von ganzem Herzen lieb und Sie werden dann finden, daß dieser Kinderglaube, wie Sie ihn nennen, Ihnen allmählig näher rückt, da Sie in diesem Fall unmöglich die Vorstellung haben und festhalten können, daß Sie ein solches geliebtes Wesen, wenn es Ihnen auf Erden gestorben, im künftigen Leben nie wiedersehen sollen, es also auf ewig für Sie verloren wäre. Nein, diesen Gedanken kann ein liebendes Herz nicht fassen und es *muß* also, wenn das beste und heiligste Gefühl in der Menschenbrust, die Liebe, nicht eitel Schaum und Dunst sein soll, ein Wiedersehen nach dem Tode geben, wofür ja auch so viele andere Gründe sprechen. Und was ich dazu beitragen kann, Ihnen diesen Glauben einzupflanzen, das soll geschehen und es soll eine meiner siegreichsten Stunden sein, wo Sie mir sagen: ›Ich glaube jetzt auch, was Sie glauben!‹ trotzdem Sie ein aufgeklärter Geistlicher, ein in Wissenschaften erfahrener Mann sind und ich nur eine arme schwache Frau bin, die nichts als die Empfindungen ihres Herzens hat, mit denen sie gegen Sie kämpfen kann.«

Das lange Gespräch hatte allmählig eine wärmere Färbung angenommen und die Augen der sich über den Glauben Streitenden hatten oft tief und innig in einander geblickt. Wenn sie auch in manchen Dingen in ihren Meinungen noch von einander abwichen, in der gegenseitigen Seelenerkenntniß hatten sie einen großen Schritt vorwärts gethan und Beide fühlten, ohne es sich zu gestehen, daß sie sich gewissermaßen ergänzten und daß

es ein hoher Genuß sei, mit einem Gegner zu verkehren, den man schließlich für seine Ansicht zu gewinnen, die schöne Hoffnung haben dürfe. So gingen denn Beide, ihren innersten Gedanken nachhängend, eine Weile schweigend neben einander her, bis die Gräfin sich plötzlich wieder zu ihm wandte und sagte:

»Solches Gespräch wie eben, habe ich lange oder vielleicht noch nie geführt und ich fühle mich wunderbar dadurch erquickt, obgleich ich im Anfang desselben so überaus zaghaft und fast bedrückt war. Ich habe über Religion stets nur mit Frauen oder Priestern gesprochen, die einer anderen Richtung angehörten als Sie, und von den sogenannten Rationalisten hat mich bisher immer eine innere Stimme zurückgehalten. Jetzt aber hält sie mich nicht mehr zurück und ich begreife sogar, welche verführerische Gewalt und welcher Reiz darin liegt, wenn man den Verstand oder die Vernunft bei seinem Glauben mit in Wirksamkeit setzt. Ach und gerade ich sollte den Verstand recht oft zu Rathe ziehen, denn selten wohl ist eine Frau so oft in Irrthum gerathen wie ich, wie es denn auch wohl selten eine gegeben haben mag, die so reich an Schwächen und Gebrechlichkeiten jeder Art ist.«

»Wie,« entgegnete Wolfgang Harder nicht ohne einige Verwunderung, indem er die schöne Frau, die diese Worte mit einer an schmerzliche Wehmuth streifenden Innigkeit sprach, forschend von der Seite anschaute, »sprechen Sie im Scherz oder Ernst also? Sie haben mir Das oder Aehnliches schon einmal gesagt und ich habe Sie

damals nicht begriffen, wie ich Sie auch jetzt nicht begreife. Wie soll ich es also verstehen, wenn Sie sagen: Sie seien voller Schwächen und Gebrechlichkeiten und mehr als jede andere Frau?«

»So sagte ich, ja, und ich spreche leider in vollem Ernst, wie ich es auch schon damals that. Und da ich denn doch in einer Art Beichte begriffen bin so will ich ganz ehrlich sein und Sie sollen, falls Ihr eigener Scharfblick mich bisher noch nicht ganz erkannt, einmal einen Blick in das schwache Herz thun, dem Sie bisher nur immer so viel Gutes zugetraut haben. Ach ja, das haben Sie leider gethan und Sie haben mich viel zu milde beurtheilt, wie Sie mich mit Ihrem in vielen Dingen so geläuterten Wesen auch himmelhoch überragen. Ich bin, mit einem Wort, bei Weitem nicht so, wie ich sein könnte und eigentlich sein müßte. Wohl weiß ich, was meine Pflicht von mir verlangt und ich bin auch stets bemüht gewesen, sie nach allen Richtungen zu erfüllen. Aber ach, die Kraft des Vollbringens reichte bei mir nie aus, und mein Wille unterlag stets, sobald unberechenbare Einwirkungen von außen her mir die Erfüllung meiner Pflichten schwer machten. Nun aber kommen zu diesen Einwirkungen von außen leider auch solche von innen und so liege ich im Kampfe mit mir selber und kann mich nicht retten, da meine Gefühle mit unwiderstehlicher Gewalt gegen meine Pflichten streiten.«

Als Wolfgang Harder diese Selbstanklage vernahm, die er noch nicht in ihrem ganzen Umfange verstand oder zu

verstehen nicht den Muth hatte, ergriff ihn ein tiefes Mitleid mit der offenbar von ihren Gefühlen geängstigten Frau; um ihr aber doch bei dem ihr zugefallenen Kampf die ihr so nothwendige Kraft zum Widerstande zu verleihen, sagte er mit herzlicher Milde:

»Ich glaube, Sie klagen sich selbst zu hart an, gnädige Frau, und unterschätzen Ihre Kraft, wie Sie die bösen Einwirkungen von außen her überschätzen. Sie sagen mir, Sie seien viel schwächer und gebrechlicher als andere Frauen, und ich glaube gerade das Gegentheil in Ihnen erkannt zu haben. Meiner Ansicht nach besitzen Sie die herrlichsten Eigenschaften, die ein Weib nur haben kann, denn Sie sind vor allen Dingen der Bildung und Entwicklung Ihrer Ihnen von der Natur gegebenen Anlagen fähig und – das ist ein bedeutsamer Schritt mit irdischen Vollendung, den nicht alle Frauen zu thun im Stande sind. Wenigstens die Frauen, die ich kennen gelernt, haben diese schöne Eigenschaft nicht in dem Grade gehabt, wie Sie sie haben, vielmehr verharren sie eigenwillig auf dem einmal angenommenen Standpunkt und hingen starr an ihren schon im Kindesalter eingesogenen Vorurtheilen. Und was die Erfüllung Ihrer Pflichten betrifft, so muß schon das Bewußtsein, daß Sie dieselben zu erfüllen bemüht sind, Sie erheben, und wenn dennoch Ihre Gefühle Sie übermannen und mit Ihren Pflichten Konflikte hervorrufen so bedenken Sie stets, daß auch Sie nur ein Mensch sind, daß kein Mensch vollkommen ist und sein kann und daß Gott auch das Bestreben, möglichst vollkommen zu werden, als ein verdienstvolles und

edles, als die erste Stufe zur möglichen Vollkommenheit anerkennt. Und gerade in diesem edlen Bestreben sind Sie in meinen Augen stärker, als Sie glauben, und also auch besser, denn nur wer die feste Ueberzeugung von seiner Unverbesserlichkeit hat, der ist allein und in Wahrheit schwach.«

»Ach, lieber Harder,« erwiderte sie, indem sie seine Hand erfaßte und die ihre fest darauf ruhen ließ, »Sie meinen es gewiß gut mit mir, aber ich höre aus Ihren Worten nur heraus, daß Sie mehr als Freund denn als Priester mit mir sprechen. Nein, Sie kennen meine hauptsächlichste Schwäche doch noch nicht ganz und ich bin auch noch nicht im Stande, sie vor Ihnen zu enthüllen. Bis dahin aber fühle ich mich gebrochen an Leib und Seele und bin mir meiner Hinfälligkeit nur zu sehr bewußt. Und nun erfüllen Sie mir meine herzliche Bitte, die ich hiermit wiederhole: Stützen, heben, tragen, stärken und bessern Sie mich in allen Dingen, wenn Sie glauben, daß ich darin der Besserung fähig bin, denn nie wie jetzt habe ich es gefühlt, daß ich einer solchen liebevollen Stütze bedarf. Wollen Sie das?«

»Ja, das will ich, ich verspreche es Ihnen, so viel ich kann. Ich will Sie tragen und stützen, will Ihnen rathen und helfen und siehe da, Sie sind also wirklich die Erste, die mühselig und beladen ist und der ich Hülfe angedeihen lassen kann. Ach, wäre diese Hülfe nur mächtiger, als sie ist, denn einer solchen negativen Kraft gegenüber, wie Sie sie mir eben gezeigt, ist meine eigene Schwäche zu positiv, das gestehe ich mir selbst.«

Sie lächelte ihn herzlich an und versetzte:

»Auch mit dieser Ihrer Erklärung bin ich schon zufrieden,« denn Sie halten nur in sich für schwach, was wahrhaft stark und hülfskräftig ist. O wie dankbar bin ich Ihnen für Alles, was Sie mir heute gesagt und nun sehe ich ein, daß Ihre Freundschaft mir wirklich von Gott gesandt ist. So bin ich auch von Neuem erstarkt, den Kampf wieder aufzunehmen, den mir das Geschick auferlegt, und nun lassen Sie uns getrost in das Leben zurückkehren, das ja nun nicht mehr allzu schwer auf mir lasten kann. Kommen Sie!«

Nach diesen Worten wandelten sie noch eine Weile auf und nieder, bis die größere Hitze des schönen Festtages selbst unter den schattigen Bäumen fühlbar wurde und sie in's kühlere Schloß zurücktrieb, in das Beide mit ganz anderen Gefühlen eintraten, als sie es verlassen hatten, denn ohne daß sie es sich ausdrücklich sagten, fühlten sie es doch, daß sie nun erst, nachdem sie sich tief in ihre Seelen geblickt, wahre Herzensfreunde geworden, und namentlich Irene hatte das Gefühl, als ob Gott selbst sie mit diesem Manne zusammengeführt, um einmal einer Frau einige glückliche Stunden zu bereiten, die vom wahren Erdenglück bisher noch keine Ahnung gehabt hatte.

Die Stunde am Mittagstisch wurde an diesem Tage ohne den Grafen in stiller und gemüthlicher Weise hingebacht, und in allen Gemüthern schwirrte der Eindruck nach, den der Tag mit seinen reichen Erfahrungen und Erlebnissen auf sie gemacht. Keines von ihnen war für den Augenblick zu längeren Unterhaltungen aufgelegt und so sprachen sie nur wenig und über alltägliche Dinge, denn nach größeren Gemüthserschütterungen und gewichtigeren Unterredungen, wie sie an diesem Tage stattgefunden, tritt in der Regel eine längere Beruhigungspause ein und das mochten sie wohl Alle erkennen und so überließen sie sich ihrem Nachdenken, machten mit den Kindern am Nachmittag nur einen kurzen Spaziergang im Park und erwarteten ruhig den Abend, der den Grafen wieder in das Schloß zurückführte, dessen Erscheinung jedoch gerade auch nicht dazu angethan war, ihre Gemüther zu erfrischen und mit neuer Freude zu erfüllen.

Ja, der Graf kam gegen Abend von seinem Ritt nach der Stadt zurück, aber er erschien, trotzdem er bei seinen ehemaligen Kameraden reichlich dem Weine zugesprochen, in keiner weinseligen Stimmung. Er hatte sich anfangs, anscheinend mürrisch, auf sein Zimmer begeben und eine Stunde geschlafen, als er aber zur Theestunde in den Familienkreis trat, war er einsylbiger denn je und selbst Helene begrüßte er heute kühler als sonst. Mit dem Geistlichen sprach er kein Wort und über die gehörte Probepredigt ließ er nicht die geringste Anspielung vernehmen. Es war so gut, als ob er gar nicht in der

Kirche gewesen wäre und der seltenen Feierlichkeit beigewohnt hätte. Eben so wenig sprach er mit der Gräfin, die still vor sich niederblickte und sich nur liebevoll mit den Kindern beschäftigte, die in ihrer harmlosen Weise plauderten und von den bedeutsamen, in den Herzen der Erwachsenen vorgehenden Regungen glücklicher Weise keine Ahnung hatten. Erst gegen Ende des Mahles wurde der Graf etwas gesprächiger und namentlich wandte er sich wieder mit sichtbarer Theilnahme der stillen Erzieherin zu, die ihm in ihrem weißen Kleide noch mehr als in ihrem früheren zu gefallen schien. Er sagte ihr Galanterieen über ihre hübsche Toilette und erlaubte sich, ihr Rathschläge zu geben, wie sie sich fernerhin vortheilhaft kleiden müsse, was sie schweigend anhörte, da sie dergleichen früher schon oft von ihm vernommen. Ganz am Ende des Mahles jedoch wandte sich die Gräfin wieder an den Geistlichen und forderte ihn auf, mit ihr, wenn die Kinder zu Bett gebracht, noch einen Spaziergang zu unternehmen, wenn er Zeit dazu habe und sich nicht auf die Predigt am nächsten Pfingstmontage vorbereiten müsse.

»Ich habe Zeit,« erwiderte Wolfgang Harder höflich, »und meine Predigt beschäftigt mich nicht mehr. Ich habe sie bereits im Kopf und was daran fehlt, kann ich leicht morgen in aller Frühe hinzufügen.«

So wurde denn ihr allabendlicher Spaziergang unternommen, nachdem der Graf sich in sein Zimmer zurückgezogen, denn er müsse schlafen, sagte er zu Helenen, die reichliche Mittagsmahlzeit habe ihn müde gemacht, und da er morgen wieder eine Einladung nach der Stadt

angenommen, müsse er sich auf das neue Fest mit Muße vorbereiten.

»Aber warum gehen Sie denn wieder zu einem solchen schwelgerischen Feste,« erwiderte Helene ruhig, »wenn es Sie müde macht oder angreift? Sie können ja Ihre Pfingstfeiertage hier in aller Ruhe und Gemächlichkeit auch genießen!«

Der Graf sah die Sprechende bei diesen von ihm nicht erwarteten Worten mit einem bei ihm seltenen Freudenstrahl in seinem stets verschleierte Auge an.

»O, warum haben Sie mir das nicht früher gesagt?« bemerkte er. »Hätte ich gewußt, daß Sie meine Anwesenheit morgen wünschen, so wäre ich der Einladung gewiß aus dem Wege gegangen, die ich nur der Zerstreung halber angenommen habe.«

»Ich konnte nicht voraussehen, Herr Graf, daß Sie Ihre Familie morgen wieder verlassen würden,« erwiderte sie so ruhig wie vorher, um sich darauf zu verbeugen und mit den ihr willig folgenden Kindern das Zimmer zu verlassen. –

Was in der nächstfolgenden Nacht in des jungen Geistlichen Brust und Geist vorging, dürfte schwer zu beschreiben sein. Als er gegen zehn Uhr sein Zimmer betrat, fühlte er sich noch nicht so müde wie der schwelgerische Graf und lange noch blieb er wach, um erst mit sich und seinem Gott über seinen gegenwärtigen Seelenzustand zu Rathe zu gehen. Das lange Gespräch am Morgen mit der Gräfin, auf das er am Abend mit ihr zurückgekommen

war, hatte einen endlosen Widerhall in seinem Innern zurückgelassen und er war kaum im Stande, sich über seine ihm unbegreiflichen Empfindungen klar zu werden, Ja, jenes Gespräch, obgleich es sehr bedeutsame Differenzpunkte in ihren Ansichten über religiöse Dinge aufgedeckt, hatte sie doch wieder in anderer Beziehung viel näher gebracht, da auf jeder Seite die Hoffnung ausgelebt war, den Anderen aufzuklären und zu seiner Ansicht zu bekehren, und die Erfahrung lehrt ja nur zu häufig, daß die Zuversicht, in einer schon an und für sich theuren Person einen Proselyten zu gewinnen, die Neigung zu derselben zu vermehren ganz geeignet ist. Indessen auch ohne diese Hoffnung, die Wolfgang Harder nach seinem auch von ihm adoptirten unumstößlichen Grundsatz, ›Jeden nach seiner Façon selig werden zu lassen,‹ nicht als Zielpunkt vorschwebte, war er der wahren Erkenntniß seiner Stellung zu Irenen durch jenes, ihr ganzes Innere elektrisirende Gespräch viel näher getreten, denn seine Seele war dadurch weit, weit aufgegangen und in den dadurch entstandenen Raum hatte sich eine andere Seele in ihrer ganzen Holdseligkeit und Reinheit niedergelassen. Aber ach, diese Seele schwebte nicht frei und sich allein angehörig in einem Allen gleich zugänglichen Raum, sie war an einen Körper gebunden und dieser Körper gehörte einem Anderen an. Dieser furchtbare Gedanke tauchte zum ersten Mal in dieser Nacht in ihm auf und nie hatte ihn ein Gedanke wie dieser so bestürzt und verzweifelt gemacht. Daß der Gräfin Seele und Geist, vielleicht auch ihr Herz, nicht ihrem Manne gehörte, glaubte er schon

früher geahnt zu haben, jetzt wußte er es zum ersten Male bestimmt und das eben hatte ihn in einen Strudel von Gedanken geworfen, aus dem er sich nicht befreien und losreißen konnte. Denn, durfte diese göttliche Seele und dieser unreine Geist deshalb *ihm* gehören? Das war die Frage ohne Antwort, die ihn allein beschäftigte. Nach menschlichen, durch Sitte und Gewohnheit geheiligten Gesetzen, das sagte er sich wiederholt und aus innerster Ueberzeugung, durfte sie ihm nicht gehören, aber es giebt höhere Gesetzte als die, welche die Menschen machen, Naturgesetze, also wahrhaft göttliche Gesetze, und nach diesen allerdings kann und darf die Seele, der Geist und das Herz, eines Menschen Demjenigen angehören, wenigstens anhängen, dem es sich zu eigen gegeben, der es in sich aufgenommen hat, und daß er sie in sich aufgenommen, daß sie sich ihm zugewandt, darüber konnte er sich keinem Zweifel mehr überlassen.

Dennoch aber kämpfte er ehrlich mit sich, denn er war nicht der gewissenlose Mann, der über so ernste Dinge mit sich so schnell auf's Reine kam und sich selbst zueignete, worauf ein Anderer größere und gerechtere, wenn auch nur weltliche Ansprüche hatte. Wenn es eine Schwäche war, daß er liebte, so drängte er diese Schwäche, diese Liebe, die sich gewaltsam und allmähig in ihm Bahn brach, mit männlicher Kraft zurück, denn er durfte ja nicht lieben, so lange ein Anderer auf diese Liebe Anspruch hatte, und diese Ansprüche zu beseitigen, das lag weder in seinem Willen, noch in seiner Absicht, wenn auch alle Wünsche seiner Seele unbewußt

nur nach diesem einem Ziele strebten. »Nein, nur ihr Freund, ihr wahrhafter Freund will ich sein,« sagte er sich und er meinte es ehrlich damit. Aber – er war ja auch nur ein Mensch und als solcher unterlag er der Allgewalt menschlicher Empfindungen. Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er eine solche in sich erwachen fühlte, er hatte von früher Jugend an still, in geistiger Arbeit, fern von dem berausenden Welttreiben gelebt, nie hatten ihn die Sinne mit ihren gaukelnden Phantasmagorieen bestrickt und jetzt zum ersten Mal flatterte die Flamme der Liebe in ihm auf und es war viel Feuerungsmaterial in ihm angehäuft, er hatte es durch sparsames Verbrauchen seiner Kräfte, durch stille Hoffnungen auf ein einstiges, ihm auch in dieser Beziehung beschiedenes Glück gesammelt, und nun – nun hatte er eine Frau kennen gelernt, die ihm als das Ideal aller weiblichen Vollkommenheiten erschien und – diese Frau war das Weib eines Anderen. »Aber welches Anderen?« fragte er sich wiederholt und er konnte nicht anders, er mußte sich die Antwort geben: Das Weib eines harten, geistig armen, von nichtigen weltlichen Dingen erfüllten Mannes, der nicht fähig war, das Edle, Göttliche in ihr zu erkennen, zu würdigen, und der sie auch in der That nicht liebte, wie es jeder Augenblick wo er in ihrer Nähe weilte, nur zur klareren Anschauung brachte. Ein jugendlicher Rausch, der leider nur zu oft und zu rasch verfliegt, hatte ihn zu ihr geführt, sie war eine reiche Waise, von altem Adel, und er hatte um sie geworben, weil er seinen zerrütteten Verhältnissen dadurch aufhelfen und seiner Existenz dadurch allein

einen erwünschten Aufschwung geben konnte. Und sie, die seinen Betheuerungen geglaubt, die, durch Zureden von außen her über sich selbst getäuscht, damals noch keine andere Liebe empfand, hatte für Liebe gehalten, was ihr abgenöthigt wurde und, von keinem verständigen Menschen berathen, von keiner aufrichtigen Seele gewarnt, hatte sie den Grafen geheirathet. Jetzt erst, jetzt – das wußte freilich Wolfgang Harder noch nicht, aber sie gestand es sich selbst schon seit längerer Zeit ein – liebte auch sie wirklich und wahrhaft und sie erkannte es zu ihrem Schrecken auf jenem Berge, wo sie von ihm, dem Mann ihrer Liebe ohne Abschied geschieden war, nur um sich und ihm den Schmerz zu ersparen, diese Liebe zu erkennen und doch sie nicht zum Ausdruck bringen zu dürfen. Ja, auch sie kämpfte im Stillen gegen diese rasch in ihr aufgekeimte und über Nacht zu einer Potenz ersten Ranges furchtbar gewachsene Liebe und gerade das war der Punkt, worin sie sich so schwach und gebrechlich fühlte, ohne ihn dem Freunde zu nennen, aber sie beging zugleich den Irrthum, gerade *seine* Kraft herbeizurufen, um diese ihre Hauptschwäche zu besiegen, denn *seine* Kraft war *keine* Hülfe gegen ihre Schwäche, im Gegentheil, je kräftiger er wirkte um sie zu erheben, zu trösten, zu stärken, um so schwächer wurde sie, das heißt, sie gab sich nur um so mehr ihren allmählig anwachsenden Gefühlen für ihn selber hin.

Nur Eins hatten Beide gemeinsam, wie Ihnen ja so Vieles gemeinsam, was ihnen auch in dieser Trübsal eine unverhoffte Hülfe war: sie waren Beide tugendhaft und ihrer Pflicht sich bewußt, und daß sie das waren, das wußten sie und das gerade gab ihnen das schöne Vertrauen zu einander, das bestärkte sie in ihrer warmen Freundschaft, das ließ sie so zärtlich und liebevoll auf einander blicken, denn Jeder bedauerte in dem Andern die abgetrennte Lage, den Mangel an innerlichem Glück, Jeder fühlte das innigste Mitleid mit den sichtbaren Entbehrungen, den unausgesprochenen Wünschen und Hoffnungen des Anderen und gönnte ihm im Stillen ein Glück, das doch Keines dem Andern von ihnen gewähren konnte.

So brachten sie, ihren innersten Gedanken zur Beute verfallen, ruhelos diese Nacht zu, ohne Jeder für sich zu ahnen, daß dem Andern eine gleich schwere Aufgabe zugefallen war. Aber für jetzt war der Kampf, den sie Beide kämpften, noch nicht zum vollen Ausbruch gekommen, noch lebten sie in der Hoffnung, daß er bald ausgekämpft sein werde, da sie ja den besten Willen hatten, ihn siegreich zu bestehen, noch waren sie sich nicht so klar in ihren Anschauungen geworden, daß sie sich offen gestanden: ich liebe ihn oder ich liebe sie, denn das rasch schreitende Schicksal hatte ihnen noch nicht ganz die Augen geöffnet und ihnen gezeigt, wie schwer und bitter der Kampf des Lebens um der Güter höchstes sei, aber es nahte bereits und bald sollten sie erkennen, in welche Gefahr sie eingetreten, aber auch wie nahe sie sich

gerückt waren, um sich bald ganz über sich selber aufzuklären und zugleich das unwürdige Verhältniß völlig zu entschleiern, in welches das Schicksal die arme Irene von Trautenau so unbarmherzig und mitleidslos geschleudert hatte.

DRITTES CAPITEL. DER VORNEHME BESUCH.

Wenn der Graf am zweiten Pfingstfeiertage in der Kirche gewesen wäre, was er nicht mehr für nöthig hielt, da er, einerseits kein Freund von häufigen Kirchgängen, andererseits sich auch schon ein ihm genügend erscheinendes Urtheil über den neuen Geistlichen gebildet hatte, so hätte er gewiß nicht sagen können, daß er keine Predigt, sondern nur eine Rede gehört, denn diesmal war es wirklich eine Predigt, die Wolfgang Harder hielt und zwar eine solche, daß er damit alle andächtig um ihn Versammelte zur höchsten Bewunderung seines Talents hinriß. Namentlich auf die Gräfin hatte sie einen sehr sichtbaren und um so tieferen Eindruck hervorgebracht, als sie zu erkennen glaubte, daß ihr Gespräch am Tage vorher dem Redner lebhaft vorgeschwebt und seinem heutigen gehaltvollen Vortrage die Richtung und das Ziel angewiesen habe.

In gehobener Stimmung, wie sie sie selten gehabt, hatte sie den ganzen Tag, meist mit den Kindern und Helenen allein zugebracht und sich mit Letzterer lange Zeit über den Inhalt der Predigt unterhalten, wobei sie mehrfach Gelegenheit gehabt, sich zu überzeugen, daß dieselbe auch auf das junge Mädchen eine sehr bemerkliche

und nachhaltige Wirkung geübt, da Helene nicht müde werden konnte, über den erhabenen Geist und die seltsame Gemüthstiefe des Geistlichen zu reden, dem sie aus vollem Herzen ergeben zu sein schien, ohne aus ihren Empfindungen im Geringsten ein Hehl zu machen.

Sonst war der Tag wie der vorige in aller Stille vergangen. Mittags war der Graf wieder nach der Stadt geritten und erst am späteren Abend in noch mürrischerer Laune als am Tage vorher heimgekehrt, ohne sich am Theetisch einzufinden, da er von den Anstrengungen der luxuriösen Tafel wahrscheinlich von Neuem ermüdet und abgespannt war. So hatte die Gräfin ihren gewöhnlichen Abendspaziergang wieder mit Wolfgang Harder unternommen und Beide kehrten in viel ruhigerer Stimmung als am Abend vorher in ihre Zimmer zurück, voller Hoffnung, daß sie ihre stürmischen Gefühle ja wohl nun überwunden haben und allmählig in das alte Geleise rein freundschaftlichen Verhältnisses zurückkehren würden.

Es war am Dienstag Morgen und der Unterricht der Kinder war so eben in der Bibliothek beendet. Der Tag war wunderschön, aber sehr heiß und die Gräfin hatte es deshalb vorgezogen, die Stunden von elf bis ein Uhr auf ihrer schönen Veranda zuzubringen, wo sie nun mit Helenen saß und mit dieser gemeinschaftlich an einem großen Teppich arbeitete, während die Kinder um sie herumspielten und sich mit den schönen Blumen beschäftigten, die mit ihrem Duft und ihrer Farbenpracht den ganzen luftigen Raum füllten. Die Gräfin fühlte sich

gerade nicht besonders zur Unterhaltung aufgelegt, vielleicht weil ihr die Aeußerungen Helenens über den Prediger Manches zu denken gaben, denn diese war ganz gegen ihre Gewohnheit zu anhaltendem Sprechen geneigt und kam dabei immer wieder auf den Geistlichen zurück, der heute, wie man wußte, nach dem Dorfe gegangen war, um einige Amtsgeschäfte daselbst zu verrichten, von denen er erst zur üblichen Tischzeit zurückkehren wollte.

Helene hatte sich in ihrer lebhaften Herzensergießung warm gesprochen und ihr lebensfrohes Gesicht strahlte von einem ganz eigenen Glanz, so daß sie noch blühender und hübscher aussah als sonst, wie es bei ihr immer der Fall, wenn sie geistig angeregt wurde, wozu sich in den letzten Tagen so manche, früher hier nicht vorgekommene Veranlassung gefunden. Eben hatte sie ihre letzte Rede zu Ende gebracht, als plötzlich der Graf erschien, die Damen mit seiner gewöhnlichen nachlässigen Miene begrüßte und dann sich einen Stuhl nahm, den er dem Sitze der Gräfin gegenüberückte, um ihr wahrscheinlich etwas Wichtiges mitzuthemen, denn er hielt einen offenen Brief in der Hand und sah, was den beiden Damen sogleich auffiel, ebenfalls etwas erregt aus.

»Guten Morgen,« begann er seine Rede in der bei ihm zur Gewohnheit gewordenen spöttischen Art, »ich bedaure, eine wahrscheinlich sehr traum- und genußreiche Unterhaltung durch meine sehr realistische Erscheinung unterbrechen zu müssen, allein ich habe hier einen Brief erhalten, den ich nothwendig meiner Frau mittheilen muß.«

Helene erhob sich auf der Stelle, um sich zu entfernen, da sie nicht gern gegenwärtig war, wenn der Graf mit seiner Gemahlin etwas Geschäftliches zu erörtern hatte, was jetzt der Fall zu sein schien. Kaum aber war sie aufgestanden, so unterbrach sich der Graf in seiner Rede und indem er dem jungen Mädchen einen lächelnden Blick zuwarf, sagte er:

»Sie brauchen uns nicht zu verlassen, Fräulein von Winning. Was ich meiner Frau zu sagen habe, können Sie heute wie immer hören und Sie wissen ja, Ihre Anwesenheit ist mir stets angenehm. Doch – wie Sie wollen!« fügte er etwas unwillig hinzu, da Helene sich trotz seiner ermunternden Worte noch einmal ehrerbietig vor ihm verbeugte und gleich darauf hinter den Baumgruppen verschwand, um nach den Zimmern zu gehen, wohin sie die Kinder mit sich nahm.

Als sie gegangen war, biß sich der Graf auf die Lippen und sagte wie zu sich, obgleich er dabei seine Gemahlin mit einer nicht gerade sehr freundlichen Miene ansah:

»Sieh, sieh, die Kleine wird alle Tage widersetzlicher. Ich habe sie nicht mehr am Schnürchen, sie parirt mir nicht mehr wie sonst. Ah, daran ist gewiß der weise Herr schuld, dessen Unterricht sie jetzt genießt und der ihr das studentische Köpfchen mit seinen Salbadereien vollends verdreht hat. Oder meist Du nicht, daß er bereits einen sichtbaren Einfluß auf sie übt?«

Die Gräfin war bei diesen kurz hervorgestoßenen Worten lebhaft erröthet, aber sie stickte nur unverdrossen

weiter und sagte nach einer Weile so ruhig, wie sie konnte:

»Ich habe bisher noch nicht bemerkt, daß Herr Harder einen besonderen Einfluß auf sie übt, obgleich sie mir eben gestand, daß seine gestrige Predigt, die Du leider nicht gehört, sie wahrhaft entzückt habe.«

»Entzückt! So, so, ei, das ist niedlich. Natürlich bist Du auch von ihm entzückt, nicht wahr?«

Jetzt ließ die Gräfin ihre Arbeit sinken, sah ihren Gemahl ernst an und erwiderte mit dem ehrlichsten Gesicht:

»Nein, entzückt bin ich nicht, aber wohlgethan hat er mir mit seiner gestrigen Predigt allerdings und ich bedauere aufrichtig, daß Du verhindert warst, sie anzuhören.«

»Nun, nun, ich bedauere das gar nicht; meinerwegen habe ich ihn ja nicht hierherberufen, aber ich gönne Euch und namentlich Dir Dein kindliches Vergnügen und will Dich darin auch in keiner Weise stören. Indessen habe ich auch ein Bedauern auszusprechen, und das besteht darin, daß ich Dir verkünden muß, daß Dein schäferartiges Stilleben, wofür Du ja so schwärmst, auf einige Zeit unterbrochen werden wird. Aha, das erschreckt Dich, wie ich sehe, aber es ist einmal so und Du mußt Dich in die Umstände schicken. Um es kurz zu machen, so sage ich: Bereite Dich vor, zahlreiche Gäste im Schlosse zu empfangen und ihnen das Leben bei uns so angenehm wie möglich zu machen. Sieh, so eben erhielt ich diesen huldvollen Brief von Seiner Durchlaucht, dem Prinzen

von Trauenstein. Er ist von seinem Urlaub aus der Residenz zurückgekehrt und hat das Commando seines Regiments übernommen. Er schreibt mir, daß er ein warmes Wort in Betreff meiner Wünsche bei Hofe gesprochen hat und daß er meiner schon oft wiederholten Einladung, ein paar Tage auf der Rabenburg zuzubringen, wo nothwendig einmal ein paar Hirsche geschossen werden müssen, schon übermorgen Folge leisten will. Das ist allerdings eine sehr kurze Zeit zu den durchaus nöthigen Vorbereitungen und ich frage Dich nun, ob Du denkst, bis dahin mit Deinen Anordnungen fertig zu werden?«

Das Gesicht der Gräfin hatte sich, während der Graf das sprach, wie mit einem trüben Schleier überzogen. Ihr Herz schlug heftig, wie vor innerer Angst, denn sie ahnte oder wußte vielmehr, daß an die Meldung dieses Besuches und ihn selbst sich noch etwas ganz Anderes, Bitteres knüpfen werde, worin sie sich auch keineswegs täuschte. Dennoch bezwang sie sich kraft der ihr eigenen Selbstbeherrschung meisterhaft, sie versuchte ihrem bleich gewordenen Gesicht den möglichst ruhigen Ausdruck zu geben und erwiderte so gleichgültig wie sie es in diesem schweren Augenblick zu thun vermochte:

»Die Zeit ist mir nicht zu kurz, um die allerdings nothwendigen Anordnungen zu treffen, einen so hohen Besuch und mit ihm noch mehrere Gäste zu empfangen. Es ist ja im Schlosse Alles in bester Ordnung und Hände sind genug vorhanden, das Nöthige in Stand zu setzen. Ich werde sogleich meine Befehle geben. Aber wie viele Gäste erwartest Du?«

»Das kann ich so ganz genau nicht sagen. Richte Dich immerhin auf sechs oder acht ein, da der Prinz selbst die Einladungen an die Cavaliere ergehen lassen wird, die er in seiner Begleitung zu sehen wünscht.«

»Es ist gut. Wenn aber so viele Herren kommen, möchten uns doch auch einige Damen fehlen – hast Du daran wohl gedacht?«

»Gewiß habe ich daran gedacht, so etwas vergißt man nicht. Und da werde ich heute selbst nach *Stanz* und *Hellendorf* reiten und die dortigen Damen ersuchen, sich zu der kleinen Festlichkeit, wenn nicht von Anfang an, doch wenigstens später bei uns einzufinden. Ist Dir das recht?«

»Mir ist Alles recht,« sagte die Gräfin, mechanisch wieder nach ihrer Arbeit greifend.

»Erlaube,« fuhr der Graf mit zusammengezogenen Brauen fort und zerrte ihr die Stickerei etwas unwirsch aus der Hand »laß diese Arbeit jetzt ruhen und widmete mir allein einige Aufmerksamkeit, um die ich gehorsamst bitte, wenn es sein muß. Das Wichtigste habe ich Dir noch zu sagen und ich möchte es nicht, wie so oft, in den Wind sprechen.«

»Ich höre!« sagte die Gräfin und legte ihre Arbeit mit einem stillen Seufzer bei Seite, denn nun, wußte sie, kam das unvermeidliche Gewitter in voller Macht angezogen.

»Hm!« fuhr der Graf sich räuspernd fort, »ich sage Dir, es ist etwas Wichtiges, was ich Dir mittheilen muß, denn es betrifft meine künftige Existenz, meine Stellung, meinen Ruf, mit einem Wort Alles, was mir werth ist und

wofür ich Dir und der alten Närrin, Deiner Tante zu Liebe, bisher so manches Opfer umsonst gebracht habe. Ich will auch ganz klar mit Dir sprechen, damit Du mich verstehst, denn verdeckte Winkel- und Schachzüge fruchten bei Deinem sentimentalen Kopf nichts, wie ich weiß. Nun, so höre denn meine Ansicht der Dinge. Der Prinz ist, Du weißt es wohl, ein schöner, ein galanter, ein liebenswürdiger Mann, der bei Frauen ein schrankenloses Glück zu finden gewohnt ist. Er hat von jeher – den eigentlichen Grund weiß ich nicht – eine hohe Meinung von Dir gehabt, das heißt, er hat Dich schön, interessant, ja sogar geistreich gefunden, – eine Erfahrung, die ich leider noch keine Gelegenheit zu machen gehabt,« setzte er sarkastisch hinzu. »Nun,« fuhr er still lächelnd fort, »er wird Dir also auch diesmal wieder den Hof machen und das ist eben mein Wunsch. Du *sollst* ihm gefallen, ja, Du *mußt* ihm gefallen. Begünstige also seine kleine Leidenschaft für Dich und komme ihm mit Deiner ganzen Liebenswürdigkeit, die Du ja so gut zeigen kannst, wenn Du willst, entgegen. Bedenke immer daß Du damit meinem Vorteil eine Brücke baust. Je mehr Du ihm gefällst« – und er sprach diese Worte mit bedeutungsvoller Langsamkeit und einem fast fieberhaft erregten Zug um die Lippen – »um so mehr wird er für mich zu handeln Willens sein und Du kannst, wenn mir das Glück wohl will, in kurzer Zeit die Gemahlin eines hochstehenden Diplomaten sein, den zu spielen ich mir nun einmal in den Kopf gesetzt habe.«

Er hatte seine lange Rede, so lang, wie er selten eine sprach, glücklich zu Ende gebracht. Die nächste Wirkung, die er damit hervorgebracht, wollte er nicht sehen, und so griff er nach seinem Cigarrenetui und brannte sich, was ihm bei seinen etwas bebenden Händen kaum rasch genug gelingen konnte, eine Cigarre an.

Indessen sollte er doch die unausbleibliche Wirkung seiner merkwürdig klaren Rede in etwas verspüren. Die Gräfin war bei derselben abwechselnd bald erröthet, bald erbleicht und ihre Brust hatte sich hoch und höher erhoben, als könne sie nur mit Mühe die Empfindung niederkämpfen, die sie vom Kopf bis zu den Füßen durchzitterte. Auch schauderte sie wirklich einige Male zusammen, endlich aber, als ihr Gemahl ausgesprochen und noch mit dem Anzünden seiner Cigarre beschäftigt war, sagte sie mit bleichem Gesicht, das aber einen so entschiedenen Ausdruck trug, daß nur ein Mann wie der Graf, der alle wichtigen Dinge von der leichten Seite nahm, ihn verkennten konnte:

»Ich habe Deine Meinung gehört und weiß, was Du willst. Darüber kann kein Zweifel bei mir sein. Was nun meine Handlungsweise betrifft, die ich während der Besuchstage Deiner Gönner und Freunde an den Tag legen werde, so überlaß mir dieselbe allein. Ich werde diesmal wie auch sonst thun, was ich muß, nicht nur, was ich *Dir*, wie Du mir so oft gesagt, sondern auch was ich *mir* schuldig bin. Das sei Dir genug – mehr will und werde ich darüber nicht sprechen.«

Aus dem Ton, mit dem die Gräfin sprach, glaubte der Graf mehr herauszuhören, als in ihren Worten für ihn lag. Nie wie jetzt war ihm die unermessliche Kluft, die zwischen ihm und der edlen Frau lag, so groß und weit erschienen, als sie wirklich war. Aber dieselbe zu überspringen, hatte er auch gar keine Lust, dazu war diese Frau ihm viel zu gleichgültig geworden, und so kam es ihm nicht darauf an, sie noch etwas weiter zu machen, wenn er nur seinen Zweck erreichte, und daß er ihn diesmal erreichen mußte, koste es was es wolle, stand bei ihm fest. So sagte er denn, nachdem er sich zu einem höhnischen Gelächter gezwungen, was auch in der That nicht sehr natürlich klang:

»Ich glaube gar, Du spielst wieder die alte Närrin, Irene. Schlägt Dir die dumme und engherzige Erziehung, die Dir leider zu Theil geworden, noch immer in den Nacken? Bist Du denn mit der Welt, in der nicht allein Du lebst, sondern auch wir anderen Menschenkinder leben, gar nicht fortgeschritten? Willst Du immer noch die Zimperliche, die Fromme, die Herzenskalte spielen? O, überlaß das den alten Jungfern und abgelebten Frauen, und bis Du das bist, dazu hast Du noch Zeit genug. Doch –« und er stand auf, steckte seinen Brief, den er nicht einmal vorgelesen, in die Tasche, und indem er der still vor ihm Sitzenden eine steife, vornehm kalte Verbeugung machte, fuhr er schroff fort: »Wozu noch der Worte zwischen uns? Was ich gewollt, habe ich Dir gesagt, und Du wirst Dich danach zu richten haben. Heute Mittag, wenn wir uns wiedersehen werden wir darüber reden, welche

Zimmer dem Prinzen anzuweisen sind und ich hoffe wenigstens darin keinen Widerspruch von Dir zu erfahren. Guten Morgen, Du Keusche, Du Reine, und nun denke auch einmal ein wenig über *die* Predigt nach, die Du an diesem Morgen von mir gehört.«

Er hatte die Veranda verlassen und um die Gräfin herum war es wunderbar still und friedlich geworden, so still und friedlich, als wäre die Luft hier nie durch den Athemzug eines unedlen menschlichen Wesens entweiht. Wohl eine halbe Stunde lang saß die gepeinigte Frau allein und starrte vor sich in die herrliche Gegend hinaus, als wolle sie etwas darin suchen, was ihrem aufgeregten Innern Trost und Beruhigung geben könne. Aber ach, es wollte sich nicht finden lassen, denn glaubte sie es einmal entdeckt zu haben, kam gleich ein anderer beunruhigender Gedanke und der sagte ihr:

»Nein, Irene, Du *darfst* ihn ja nicht lieben! Es ist Deine Pflicht, zu dulden und zu leiden, und so ergieb Dich ihr. Ach großer Gott da oben, unter allen Gedanken, die in seinem Kopfe, und unter allen Empfindungen, die in seinem Herzen leben, zusammengenommen, ist nicht ein einziger so unrein, so unedel, so gottlos, wie es alle dieses Mannes sind, aber dieser Mann ist – *mein* Mann und damit habe ich das Urtheil über mich selbst gesprochen.«

–

Als der Graf aber die Zimmer der Gräfin verließ, durch die er schreiten mußte, um nach dem Corridor zu gelangen, der zu den seinigen führte, begegnete ihm auf demselben Helene, die sich eben in den Park begeben wollte,

wohin ihr die Kinder vorangegangen waren. Sie trat bei Seite, um den Grafen vorüber zu lassen, aber er wich ihr nicht aus, wie sie ihm auswich, im Gegentheil, er trat auf sie zu, faßte sie am Arm und hielt sie einen Augenblick daran fest, indem er mit hastigem, innerlich aufgeregtem Ton sagte:

»Haben Sie es so eilig, Helene? O so nehmen Sie sich doch Ihre Pflichterfüllung nicht zu sehr zu Herzen. Sie werden alle Tage schöner, alle Tage erblicke ich neue Reize an Ihnen, aber Sie werden auch alle Tage spröder und hartherziger gegen mich – wollen Sie mich denn wirklich durch Ihre Gleichgültigkeit tödten?«

»Ich habe noch nicht gehört, Herr Graf,« lautete die augenblicklich gegebene Antwort, »daß die Gleichgültigkeit einer Frau schon einen Mann getödtet hat, er müßte denn ein todtkranker und schwacher gewesen sein. Und da Sie das noch nicht sind, werden Sie hoffentlich noch recht lange am Leben bleiben.«

»Ja,« sagte der leichtfertige Mann und streichelte der heftig Widerstrebenden das kurze Blondhaar, »da haben Sie Recht, das hoffe ich auch, und so lange man hofft, liebt man ja auch – nicht wahr?«

»Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen, Herr Graf!« rief das geängstigte junge Mädchen und wie ein Pfeil flog sie von dem ihr laut Nachlachenden fort, nachdem sie durch eine rasche Bewegung seine Hand von ihrem Arm gelöst hatte,

Außer der Gräfin und Helenen, die den herrischen Sinn des Grafen von Brandhorst schon lange aus hinreichender Erfahrung kannten, sollte noch ein Anderer, der ihn weniger genau kannte, an demselben Tage noch eine Probe seiner Liebenswürdigkeit als Hausherr erhalten, und das war Wolfgang Harder, und die Zeit dazu die Speisestunde, in der ja der Graf, wie er seiner Gemahlin bereits angekündigt, mit ihr besprechen wollte, welche Gemächer man seinem erlauchten Besuch, dem Prinzen von Trauenstein, anzuweisen habe. Im Anfang des Mahles jedoch schien diese Absicht nicht durchgeführt werden zu sollen, denn Niemand sprach zuerst ein Wort und Wolfgang Harder wunderte sich nicht wenig darüber, da er keine Ahnung von den Unterhaltungen hatte, die am Morgen zwischen den beiden Gatten stattgefunden. Selbst gegen Helene beobachtete der Graf in den ersten zehn Minuten ein beharrliches Schweigen und erst, als er ein paar Gläser Wein getrunken, schien ihm der Muth wiederzukommen, seine Augen zu ihr zu erheben, und das that er in der leicht durchschaulichen Absicht, sie vielleicht für seinen Plan zugewinnen, den er nun, ohne sich im Geringsten durch die Anwesenheit des Geistlichen stören zu lassen, zum Besten zu geben entschlossen war.

Nachdem er daher seine Blicke mit möglichst gewinnender Freundlichkeit auf das ihm noch immer grollende Mädchen gerichtet, wandte er sich unmittelbar an sie allein und sagte:

»Hat Ihnen meine Frau schon gesagt, Fräulein von Winning, welche seltenen Freuden und Genüsse uns in den nächsten Tagen erwarten?«

»Ja, Herr Graf, die Frau Gräfin hat die Güte gehabt, mit mir über den bevorstehenden Besuch zu reden.«

»So, das ist mir lieb und nun kann ich ja gleich auf das Hauptcapitel kommen. Es handelt sich nämlich darum, wo wir Seine Durchlaucht, den Prinzen, der durch seine Villa am Fluß an eine comfortable Wohnung gewöhnt ist und namentlich eine schöne Aussicht liebt, unterbringen, und da erlaube ich mir den gewiß gerechtfertigten Vorschlag,« – und hierbei wandte er sich an die aufmerksam zuhörende Gräfin, »daß Du Deine Zimmer räumst und sie mit der Veranda, dem Besten was wir haben, dem Prinzen überlässest.«

Aber da hatte der Graf sich denn doch in der gegen seine Anordnungen bisher stets bewiesenen Fügung und Unterwürfigkeit der Gräfin geirrt, denn mit einer Miene, so schmerzlich bewegt und doch so edel ruhig, und entschlossen bestimmt, wie er sie noch nie an ihr gesehen, sagte sie, ohne sich nur einen Augenblick zu besinnen:

»Gegen diesen Vorschlag muß ich mich mit aller Bescheidenheit, aber doch mit ebenfalls berechtigter Entschiedenheit diesmal auflehnen, Waldemar. Gewiß gönne ich Sr. Durchlaucht unsere besten Zimmer und auch die schönste Aussicht, allein dagegen spricht, daß meine Gemächer nur für die Bedürfnisse und den Gebrauch einer Dame eingerichtet sind, und da der Prinz, der, wie Du mir oft gesagt, das Freie so sehr liebt, nicht viel im

Schlosse sein wird, so wird er gewiß viel besser und bequemer in unseren eigentlichen Prunkzimmern im linken Flügel wohnen, die ja viel moderner und glänzender als die meinigen ausgestattet und für dergleichen Besuche auch ein für alle Mal bestimmt sind.«

Als der Graf diese mit so großer Entschiedenheit und doch so freundlicher Milde vorgebrachten Worte vernahm, gab er sich einen Augenblick ganz seiner nur durch den gesellschaftlichen Tact einigermaßen gefesselten Heftigkeit hin und indem er das Glas, das er eben zum Munde führen wollte, fast gewaltsam auf den Tisch stellte, so daß die Kinder darüber eben so wie über seine zornige Miene erschraken, versetzte er in einem lauten und gebieterisch klingenden Ton:

»Das weiß der Himmel, wann wärest Du jemals mit mir einverstanden oder erfülltest meine Wünsche, wenn ich einmal Grund zu haben glaube, dieselben laut werden zu lassen! Aber ich bin ja daran gewöhnt, Dich immer als mein Antipode in Harnisch und Rüstung mir gegenüberstehen zu sehen. Immer Opposition, immer Gegenrede, das wird zuletzt unleidlich, wie es schon lange langweilig ist und es wird mir zuletzt nichts übrig bleiben, als ein Machtwort zu sprechen, wenn ich meinen schönen Plan, der einen so bedeutsamen Zweck hat, nicht wieder von Dir durchkreuzt sehen will. Habe ich nicht Recht, mein Fräulein?« wandte er sich an die Erzieherin, die ihn, tief erröthend, halb unwillig, halb eingeschüchtert angeblickt hatte.

Aber da hatte er sich auch in der bescheidenen, immer nur bis zu einer gewissen Gränze willfährigen Helene verrechnet. Ein rascher Blick auf die von innerem Weh erbleichte Gräfin und dann auf das hoch erhobene Haupt und das stolz blickende Auge Wolfgang Harder's reichten hin, ihr Muth einzuflößen und so sagte sie in mildester Weise, aber mit nicht geringerer Bestimmtheit als die Gräfin vorher:

»Verzeihen Sie mir, Herr Graf, wenn ich diesmal Ihrer Erwartung nicht entsprechen und Ihnen nicht Recht geben kann. Für die Ansicht der Frau Gräfin dagegen sprechen gewichtige Gründe. Wenn Seine Durchlaucht die Zimmer der Frau Gräfin bewohnen sollte, so müßte darin Alles, ziemlich Alles geändert werden und das würde mehr Zeit wegnehmen, als Ihnen gestattet ist. Es müßten nicht nur andere Möbel, Teppiche und Vorhänge hinüberschafft werden, sondern es würden sich dabei auch manche Erneuerungen als nothwendig herausstellen, die kostspielig sind und mehrere Tage in Anspruch nehmen, da man sich ja erst nach Hülfe in der Stadt umsehen müßte. Ich hoffe, Sie werden so gütig sein, auch diese meine unmaßgebliche Meinung mit einiger Nachsicht zu beurtheilen.«

War es der Ton der Rede, mit dem Helene sprach, war es ihr kindlich unbefangenes Gesicht, welches sie in diesem Augenblick so zuversichtlich auf das sie anstarrende Antlitz des harten Mannes richtete, oder war es vielleicht auch der eigene, den Grafen beherrschende Reiz,

der aus dem ganzen Wesen des jungen Mädchens strahlte, genug, ihre Rede hatte wie Oel auf den stürmischen Sinn des Hausherrn gewirkt. Seine gefaltete Stirn glättete sich wieder, sein Auge hob sich einmal voll gegen die Sprechende auf und indem er den stolzen Kopf zu einer galanten Verbeugung zwang, sagte er in viel gelinderer, aber die Gräfin doch in anderer Beziehung wieder verletzenden Weise:

»Ah, Sie sind eine wahre Fee und die Worte fließen Ihnen wie süßer Honig von den Lippen. Ja, wenn meine Frau jemals so zu mir spräche, dann würde es ganz anders um uns stehen. In Ihnen lebt und wirkt kein Widerspruchsgeist, sondern aus Ihnen spricht die gesunde Vernunft und der widerstehe sich nie. Also mit einem Wort: Sie haben mich eines Besseren belehrt, wo meine Frau nur das Feuer zu schüren verstand und so bleibe Ihnen – Ihnen allein der Sieg. Der Prinz mag unsere Galazimmer bewohnen und die Frau Gräfin mag ihre Veranda behalten, obgleich ich hoffen will, daß sie dieselbe unserem erhabenen Besuche nicht ganz verschließen wird.«

»Das versteht sich von selbst,« nahm die Gräfin, die sich zur größten Ruhe und Milde zwang, das Wort, »an eine solche Verschließung habe ich mit keinem Gedanken gedacht.«

»Laß es nur gut sein,« unterbrach sie der Graf, die erhobene Rechte gegen sie höhnisch schüttelnd, »viele Reden helfen nichts, wo doch nicht so vernünftig gehandelt wie gut gesprochen wird. Doch, das war nur mein erster Vorschlag und gegen den wirst Du hoffentlich

gar nichts einzuwenden haben. Es betrifft die Bedienung, die in mancher Beziehung bei uns nicht ausreichend sein dürfte. Ich werde heute noch oder morgen in aller Frühe nach der Stadt reiten und einen feinen Koch und ein paar flinke Stubenmädchen engagieren, da ich gerade weiß, wo diese Gattung von Menschen zu finden ist. Ist Dir *das* recht?«

Die Gräfin, an welche diese letzte Frage mit einem ironischen Zucken des Mundes gerichtet war, nickte und sagte ruhig:

»Was den Koch betrifft, so bin ich damit ganz einverstanden, gegen fremde flinke Stubenmädchen aus der Stadt aber möchte ich mir dennoch erlauben, Einsprache zu erheben, da wir ja weibliche Dienstboten im Schlosse genug haben. Darüber kann, glaube ich, nur eine Frau entscheiden und Helene, da Du auf ihre Meinung so großes Gewicht legst, wird mir darin gewiß beistimmen.«

Der Graf, anfangs wieder über den neuen Widerspruch unwillig, beruhigte sich schnell, als er an Helene gewiesen ward, und nun sein Auge nach ihr wendend, fragte er nur:

»Stimmen Sie darin mit meiner Frau überein?«

»Gewiß, Herr Graf, vollkommen sogar, denn um die acht oder neun Zimmer zu reinigen und die Betten zu ordnen, dazu reicht der Frau Gräfin Hausdienerschaft völlig aus.«

»So, nun, dann bin ich wieder belehrt und nun werden wir mit unserem Operationsplan bald fertig sein. Andere männliche Diener brauchen wir nicht, da der Prinz nie

ohne seinen Kammerdiener, seinen Reitknecht und Kutscher reist und die anderen Herren ihre Burschen zum Theil auch mitbringen werden. Warum lächeln Sie so schelmisch, mein Fräulein?»

Helene lachte nun wirklich hell auf, weil es ihr komisch vorkam, daß der Graf mit einem Mal eine ganze Colonie Fremder nach der Rabenburg übersiedeln wolle, die allerdings geräumig genug dazu, aber für eine so zahlreiche Dienerschaft keinesfalls vollständig eingerichtet war.

»Verzeihen Sie,« sagte sie, sich erröthend vor dem Grafen verneigend, »ich freue mich nur in Ihrer Seele, daß Sie es verstehen, in so kurzer Zeit eine so zahlreiche Gesellschaft um sich zu versammeln, deren Unterhaltung gewiß nicht geringe Kräfte in Anspruch nehmen wird.«

»Ach so, Sie können also auch ein Bischen impertinent sein,« lachte der Graf, »das ist artig! Indessen seien Sie unbesorgt, in dem Bienenschwarm, den ich in meine, will sagen in unsere Nähe ziehe, giebt es keine Drohnen, jeder Einzelne wird für seine Unterhaltung selbst arbeit-sam sein und glücklicher Weise habe ich Stoff für Alle genug in meinem übermäßig angewachsenen Wildstand, der einmal ein Ende nehmen muß, wenn die infamen Bauern mich nicht immer verklagen sollen.«

»Werden die Kinder mit an der großen Tafel speisen?« fragte nach kurzer Pause Helene, indem sie sich freundlich und bescheiden wieder an die Gräfin wandte, die ihr ruhiges Schweigen beibehielt.

»Was denken Sie darüber?« fragte die Gräfin, Helenen fest anblickend.

»Ich würde die Bitte aussprechen, wenn ich darf,« lautete die Antwort, »mich mit den Kindern auf unserem Zimmer allein speisen zu lassen.«

»Dieser Bitte schließe auch ich mich in Bezug auf meine Person an,« sagte plötzlich und ganz unerwartet für Alle der bisher so stille Geistliche.

Aber da hatte er es aus verschiedenen Gründen auf der Stelle mit zwei Gegnern zu thun, was er bei seiner bescheiden vorgebrachten Bitte nicht im Geringsten vorausgesehen. Die Gräfin sah ihn betroffen und eben so fragend wie bittend an, als wolle sie erforschen, ob er im Ernst gesprochen oder seinen Wunsch nicht zurücknehmen werde. Der Graf dagegen faßte denselben aus einem anderen Gesichtspunkte auf und sagte sogleich mit einem Sarkasmus, der seine ganze Eifersucht gegen den Geistlichen in Bezug auf die Erzieherin an den Tag brachte:

»Sie sind ja sehr freundlich und zuvorkommend, Herr Prediger, und ich hätte Dergleichen kaum von Ihnen erwartet. Wollen Sie sich nicht lieber während der Zeit unseres Besuchs mit Fräulein Helene in einem Keller verbergen, um für sich ganz im Stillen vergnügt zu sein? Doch – lassen wir allen Spaß hierüber bei Seite. Aus Ihrer Absonderung von der Gesellschaft wird eben so wenig etwas wie aus der Fräulein von Winning's. Ich habe sogar auf Sie gerechnet. Es wird einige Herren unter meinen Gästen geben, die Sie mir unterhalten helfen sollen, was

Sie ja, wie man sagt, so gut verstehen; und Sie, Fräulein Helene, sind durchaus nothwendig bei Tisch, da wir so wenig Damen haben, denn die Herren bringen diesmal ihre Damen leider nicht mit, was ich erst jetzt gehört. Auch bitte ich mir aus, daß Sie bei Tafel nicht zu weit von mir entfernt sitzen, obgleich ich den jüngeren Herren die Reize Ihrer Nähe nicht ganz entziehen will. Die Anordnung bei Tische überlasse ich vertrauensvoll meiner Frau, sie kennt meinen Geschmack und wird mir darin wohl nicht entgegen sein.«

»Ganz gewiß-nicht,« erwiderte die Gräfin, »und um allen Deinen Wünschen darin zu genügen, werde ich Helene bitten, mir dabei zu helfen, was sie gewiß gern thun wird. Nur die Kinder möchte ich eine Stunde früher auf ihrem Zimmer speisen lassen.«

»Damit bin ich einverstanden und so sind wir ja endlich damit in Ordnung, denke ich. Ich wünsche eine gesegnete Mahlzeit und will lieber gleich nach der Stadt reiten, um die nöthigsten Vorkehrungen zu treffen. Adieu!«

Er verneigte sich eigentlich nur gegen Helene und verließ dann das Speisezimmer, um gleich darauf zu Pferde zu steigen, der Stadt zuzusprennen und – wenigstens den ›feinen Koch‹ zu bestellen, da er von den flinken Stubenmädchen hatte Abstand nehmen müssen. Im Speisezimmer aber wurde es friedlich und still nach seinem Abgange und nun erst gaben sich die Zurückbleibenden ihrer gewohnten traulichen Unterhaltung hin, an die sich später ein Spaziergang schloß, nachdem die Gräfin mit Helene, dem Hausmeister Striez und Benjamin Miller eine

ernste Besprechung über die nun nicht länger hinauszuschiebenden Vorbereitungen zum Empfang der zahlreichen Gäste gehalten hatte.

Da entwickelte sich denn auf dem sonst so stillen und behaglich auf seiner grünen Höhe thronenden Schlosse mit einem Mal ein ungewohntes und reges Leben. In Scheunen, Ställen und Remisen wurde mit geschäftigen Händen aufgeräumt und in Garten und Park Alles mit doppelter Sorgfalt rein und klar gemacht. Die Hauptarbeit aber ging im Innern des Schlosses selbst vor. Hier wirtschafteten Frauen und Mägde, zu denen die Gräfin noch ganz im Stillen einige Hülfe aus dem Dorfe bescheiden ließ, eifrigst in den Fremdenzimmern, von denen einige noch aus alter Zeit her prachtvoll eingerichtet, die meisten aber durch den luxuriösen Sinn des Grafen größtentheils modern und frisch ausgestattet waren.

Mit dieser leichten Arbeit war man schon bis zum Mittag des nächsten Tages zu Stande gekommen, und die Gräfin, als sie die ihr als fertig gemeldeten Räume betrat, konnte sich sagen, daß Alles geschehen sei, was man von Seiten der Besucher zu erwarten berechtigt sein könne. Vor Allen aber war der alte Herr Striez befaßt, die leicht erfragten oder vielmehr schon von selbst verrathenen Wünsche seiner geliebten Herrin zu erfüllen und unter seiner sachkennerischen Anleitung sorgten alle übrigen Diener, daß alles Nothwendige an der rechten Stelle und in bester Verfassung sei. Auch war der alte Mann

am nächsten Tage selbst noch einmal nach der Stadt gefahren, um verschiedene Bestellungen persönlich auszurichten, und als er zur gewöhnlichen Speisestunde nach der Rabenburg zurückgekehrt war, konnte er seiner Herrschaft melden, daß nun Alles fertig und nichts mehr zu thun sei, als die anlangenden Gäste zu empfangen und in ihre wohlgelüfteten Zimmer zu führen.

»Ich werde nachher sehen, ob Euer Wort eine Wahrheit ist,« sagte ihm der Graf, als er bei Tische diese Meldung empfing, »und selbst einmal durch das Schloß wandern. Vielleicht erweist mir Fräulein von Winning, die sich um die schnelle Beschaffung des Nothwendigen so verdient gemacht hat, gleich nach Tische die Ehre, mich auf diesem Gange zu begleiten und die Leistungen unserer Dienerschaft in Augenschein zu nehmen.«

Dabei verbeugte er sich gegen Helene, die aber ihre Augen nicht zu ihm erhob, sondern sich schweigend gegen die Gräfin verneigte und sagte:

»Wenn Sie es gestatten, Frau Gräfin, werde ich den Wünschen des Herrn Grafen entsprechen.«

»Sie erfüllen damit nur meinen eigenen Wunsch, liebe Helene,« lautete die Antwort, »da ich selbst meinen Gemahl begleiten werde und Herr Harder mir zugesagt hat, bei dieser günstigen Gelegenheit gleich einmal den schönsten Theil unseres Hauses in Betracht zu ziehen.«

Somit war die Sache abgethan und unmittelbar nach Tisch, als man sich die übliche Verbeugung gemacht, bot der Graf Fräulein von Winning den Arm und führte sie nach dem linken Schloßflügel, während der Prediger an

der Seite der Gräfin hinterherschritt und Jedes von ihnen eins der Kinder an der Hand hielt, die sich weit mehr dem Freunde vom Berge als dem unwirschen und so kalt und heftig sprechenden Papa zugethan zeigten.

Lebhaft angeregt und in Wahrheit gar nicht auf die ihm Folgenden achtend, führte der Graf seine Dame nach den Fremden gemächern, unterwegs ihren Arm immer fester in den seinigen schließend und ihr die zärtlichsten Schmeicheleien zuflüsternd. Sie nahm das Alles anscheinend so gelassen hin, als ob ihr damit nur eine ihr gebührende Artigkeit widerführe, aber im Innern war sie über den vornehmen Herrn aufgebracht, der in seinem Dünkel gar nicht bemerkte, daß das kluge Mädchen an seiner Seite ihn unmöglich für den Mann halten konnte, der ein zartorganisirtes und edel denkendes Weib zur Erwidderung seiner flüchtigen Neigung anzureizen vermochte. Indessen, der Herr Graf gehörte einmal zu den Männern, die sich für unwiderstehlich halten, ihre Unwiderstehlichkeit jedoch niemals da zeigen, wo sie allein hingehört – bei ihrer eigenen Frau.

Viel langsamer als die Vorangehenden und in ruhigem Gespräch begriffen, folgten ihnen die Gräfin und der Geistliche, der hierbei zum ersten Mal einen tieferen Einblick in den alterthümlichen Bau und den reichen Inhalt der alten Rabenburg that. Er mußte, wie er die Hauptfront schon lange für reizend gehalten, auch diesen Theil des Schlosses für schön erklären, zumal man von den

Fenstern der Fremden gemächer aus, die sich alle so comfortabel wie möglich darstellten, eine verführerische Aussicht in den mit grünen Rasenflächen und hochragenden Bäumen so anmuthig geschmückten Park hatte.

»Es ist hier Alles wahrhaft schön und reizvoll,« bemerkte Wolfgang Harder unter Anderm in seinem Gespräch mit der Gräfin, »und es muß ein Hochgenuß für den Besitzer eines solchen Gutes sein, sich sagen zu können: Das ist mein, hier habe ich zu gebieten, hier will ich mein Leben zu Ende führen und mit Dank gegen Gott die Gaben genießen, die mir seine Gnade beschieden hat. Meinen Sie nicht auch?«

Die Gräfin seufzte bei diesen Worten leise auf und erwiderte ruhig:

»Ich fühle darin wie Sie und denke auch Dasselbe oder etwas Aehnliches, aber es ist nur wunderbar, daß die Menschen selten das schön oder gut finden und es zu genießen wissen, was ihnen auf Erden bescheert ist. Haben Sie schon einen Menschen kennen gelernt, der mit seinem Besitz, was er auch umschließen mochte, vollständig zufrieden gewesen wäre und sich nicht gerade das gewünscht hätte, was er nicht, dagegen ein Anderer besitzt? Ich wenigstens habe noch keinen kennen gelernt und werde, so weit ich die Menschen beurtheile, wohl auch niemals einen kennen lernen.«

»O, das sagen Sie doch nicht,« erwiderte nach einigem Nachdenken der Prediger. »Wenn ich auch vollständig mit Ihrem ersten Ausspruch einverstanden bin und aus eigener Erfahrung weiß, daß man nie vollständig mit

Dem zufrieden ist, was man erworben hat, so lange man noch im Streben und Ringen nach einem erhabeneren Ziele begriffen ist, so gebe ich doch die Hoffnung nicht auf, noch Menschen kennen zu lernen, die Alles besitzen, was sie wünschen und die also vollkommen mit ihrem Besitz zufrieden sind. Wenigstens die Möglichkeit ist vorhanden, sie kennen zu lernen, und so lange das der Fall, verzweifle ich nie, weder am Gelingen meiner Wünsche, noch an der schließlichen Befriedigung der Menschen überhaupt.«

»Darin stimme ich Ihnen bei und wir sind wieder einmal einer und derselben Ansicht,« bemerkte die Gräfin, plötzlich heiterer werdend. »Ach! was ist es doch für ein schönes Ding mit der Sympathie gleichgesinnter Seelen! Ja, das Bewußtsein, daß es Menschen giebt, die mit uns Gleiches denken und fühlen, versöhnt uns wieder mit der Welt und unserm Geschick, wenn wir beide anklagen möchten, daß sie uns nicht gewährt, wonach unsre Seele von Jugend aus verlangt und was sie doch niemals erreicht hat. Aber dieser sympathischen Menschen giebt es wenige und noch seltener finden sie sich an einen Ort der Welt zusammengeführt.«

Sie standen eben an einem offenstehenden Fenster und schauten über eine grüne, mit alten Baumgruppen bewachsene Rasenfläche hinaus, die unter den Strahlen der sinkenden Abendsonne in ihrem schönsten smaragdnen Kleide schimmerte. Kaum aber hatte die Gräfin die

letzten Worte gesprochen, so hefteten sich zwei strahlende Augen fest auf die ihrigen und eine ihr liebe Stimme sagte leise und doch überaus verständlich:

»Aber bisweilen finden sie sich doch zusammen, gnädige Frau, ich sollte es meinen.«

»Ach ja, aber dann müßten sie auch sehr glücklich sein –«

»Ah, ich verstehe, und wenn sie sich doch nicht glücklich fühlen, meinen Sie, dann ist die Sympathie nicht ganz vollkommen, wie?«

Der glühende Sonnenstrahl draußen im Freien schien sich in diesem Augenblick auch über das holde Antlitz der edlen Frau auszugießen, denn es leuchtete in hellem Purpur auf, als ihre zuckende Lippe sanft erwiederte:

»Es ist das nicht ganz, wie ich es dachte oder fühlte, aber etwas ist daran wahr: Eine Sympathie oder vielmehr das Bewußtsein derselben kann nur dann für zwei Menschen vollkommen beruhigend und erquickend sein, wenn –«

»Wenn nicht die Seelen allein durch die Gnade Gottes, sondern auch die Hände derselben durch die Weihe eines barmherzigen Priesters mit einander verbunden sind,« unterbrach sie eine in ihrer unmittelbaren Nähe mit höhnischem Lächeln verbundene Stimme, die mit lauterem Gelächter dann mit den Worten schloß:

»Ach, das war einmal wieder eine köstliche Träumerei, nicht wahr, Fräulein Helene?«

Die Gräfin drehte sich mit einer wunderbaren Ruhe und Kaltblütigkeit um, und indem sie dem Grafen, der

eben mit Helenen unbemerkt hinter sie getreten war und ihre letzten Worte gehört hatte, mit unnachahmlicher Hoheit in das hohnlachende Auge blickte, sagte sie sanft, aber fest:

»Ja, Du hast Recht und ich danke Dir, daß Du jene Worte gesprochen, die ich selbst vielleicht nicht so gut gewählt oder wenigstens ganz anders gestaltet hätte. Kommen Sie, lieber Harder, wir sind langsamer gegangen als mein Gemahl, aber wir werden mit um so mehr Muße uns der Gaben bewußt werden, die uns auch hier unser guter Gott geboten hat.«

Als die Gräfin und Wolfgang Harder am späteren Abend, nachdem die Kinder schlafen gegangen, ihren gewohnten Spaziergang antraten, schritten sie eine Weile schweigend neben einander her, ohne daß die Gräfin diesmal wie sonst ihren Arm in den ihres Begleiters legte. Dieser glaubte schon den ganzen Tag wahrgenommen zu haben, daß sie stiller und nachdenklicher als sonst sei, da er aber nicht in sie dringen und ihren Gemüthszustand sich ruhig entwickeln lassen wollte, that er keine Frage, die irgend eine Antwort von ihr erpreßt hätte und so wandelten Beide schweigend unter den duftenden Gebüschchen hin, ihre Augen häufiger nach dem funkelnden Firmament als nach der Erde wendend, auf die schon der kühlere Thau niedersank und labende Erquickung auf den heißen Tag folgen ließ.

Plötzlich aber, als fühle sie, daß das Schweigen schon zu lange zwischen ihnen gedauert, wandte sich Irene zu Wolfgang Harder hin und ihren Arm leicht in den seinen fügend, sagte sie mit ihrer silbernen und sein Ohr stets mit einer süßen Wonne erfüllenden Stimme:

»Ich weiß nicht, warum Sie so schweigsam sind, lieber Freund; aber warum ich es bin, will ich Ihnen jetzt sagen, da ich mir nothwendig einen kleinen Trost von Ihnen holen muß.«

»Wenn ich ihn nur habe!« sprach seine tiefe Stimme in gleich liebevollem und gern gehörten Laut.

»Ich hoffe es, auch diesmal. Wissen Sie, ich fühle mich beklommener und bedrückter denn je, seitdem mir dieser Besuch so nahe bevorstehend verkündet wurde, und habe eine wahre Angst vor den nächsten Tagen.«

»Aber warum denn?«

»Das weiß ich eben nicht. Doch ist mir immer zu Muth, als ob mir irgend etwas Nieerlebtes und recht Bitteres bevorstände, und Sie kennen ja meine Schwäche, meine leicht erregbare und leider fast immer richtig verkündende Vorahnung. Und so will ich gleich eine Bitte aussprechen. Verlassen Sie mich in den Tagen, wo der Besuch auf der Rabenburg weilt, so wenig wie möglich, halten Sie sich, so oft es geht, in meiner unmittelbaren Nähe auf. Schon das Bewußtsein, daß Sie mir nahe sind, wird mich beruhigen, denn wenn ich Sie nur sehe, fürchte ich mich nicht und möchten selbst Dämonen aus der Erde steigen, die es doch in Wahrheit nicht giebt.«

»Gestatten Sie Ihrer Phantasie nicht zu vielen Spielraum, gnädige Frau,« bat Wolfgang Harder mit ernsterer Stimme, »Sie haben ja nicht zu besorgen, daß irgend ein Dämon vor Ihnen aufsteige, mag er kommen, woher er will. Aber es giebt ja wirklich, wie Sie sagen, keinen solchen.«

»O ja, doch! Er lebt in der Brust manches Menschen und eben vor diesem Dämon, den man nicht sehen, nur fühlen kann, fürchte ich mich am allermeisten. Doch, das war es eigentlich nicht, was ich Ihnen sagen wollte. Jetzt aber lächeln Sie einmal, denn Sie sollen sogleich eine wahrhaft kindische Schwäche an mir kennen lernen, obwohl Sie sich stellen, als glaubten Sie an meine Schwächen nicht. Wissen Sie, wovor ich zunächst eine wahre Angst habe?«

»Nun; wovor denn?«

»Ach, sehen Sie, ich habe in der letzten Zeit, erst dort auf jenem Berge und dann hier im Schloß so still und friedlich gelebt, ich habe mich nur mit einem Freunde ernst und gediegen unterhalten, habe meine Meinungen und Ansichten geäußert, wie ich sie dachte und empfand, habe mit einem Wort keine Maske getragen und mein Gesicht in seiner ganzen Natürlichkeit gezeigt, und nun mit einem Male soll ich diese Maske vornehmen, mich in den brausenden Strudel der oberflächlich denkenden und urtheilenden, der sogenannten vornehmen Welt tauchen, aus dem ich so oft, wie es ging, wie eine scheue Taube geflüchtet bin. Das wird mir sehr schwer und am unerträglichsten wird mir die Unterhaltung mit jenen

Herren werden, die ›Salonconversation‹, wie die vornehme Welt sagt, weit mehr noch als früher, denn mein ernstes und in sich gezogenes Wesen neigte sich nie recht dahin. Haben Sie schon diese geistlose Art geistreicher Unterhaltung kennen gelernt?«

»Leider ja!« sagte Wolfgang Harder mit einem tiefen Seufzer. »Diese Spießruthen hat mich mein früheres Leben auch schon oft durchlaufen lassen, und welchem Gebildeten, nach dem Höheren Strebenden blieben sie erspart? Ja, ich kenne diese Art geistreicher Unterhaltung sehr genau, und wie sie mir von jeher ein Gräuel gewesen, so erscheint sie mir alle Tage fader und haltloser, je älter und nachdenklicher ich werde. Denn was ist diese sogenannte Salonconversation anders als eine privilegierte Lüge, oder, wie Sie sagen, eine durch die Umstände uns aufgezwungene Maske, die wir wider unsern Wunsch und Willen anlegen müssen, wenn wir nicht für veraltet oder versteinert, für thöricht oder einfältig gehalten werden wollen? Ja, die Leute belügen sich bei dieser Unterhaltung nach Herzenslust mit von Niemandem geglaubten Süßigkeiten, und wer am frechsten zu lügen versteht, der wird – es ist lächerlich, zu sagen, aber noch viel lächerlicher, daß es möglich ist – für den Liebenswertesten und Begabtesten gehalten. Ach, ich habe Männer und Frauen gekannt, die nur darin brillirten, sonst aber nichts zu denken, zu empfinden, nichts zu thun und zu treiben vermochten, und gerade sie waren von den tonangebenden Machthabern angestaunt und gesucht, als wären sie der Weisesten Sprößlinge und Lieblinge. Ja,

so geht es leider in der großen Gesellschaft zu, aber Sie dürfen sich deshalb keine Sorge machen. Die paar Tage, wo Sie diese Maske tragen müssen gehen ja rasch vorüber und dann kommt hoffentlich wieder eine ruhigere Zeit, wo Sie Ihr Gesicht zeigen können, wie es ist, wo Sie lächeln und lachen, und auch betrübt sein und weinen dürfen, wie es Ihr Herz verlangt. Doch – daß Sie nicht zu weinen brauchen, darum wollen wir Gott bitten und er, der mir schon so manche Bitte erhört hat, wird mir ja auch wohl diese unschuldigste und selbstloseste aller gewähren.«

Sie blieb im Gehen stehen und sah ihn milde lächelnd und tief beglückt an.

»Wie,« sagte sie, »glauben Sie wirklich, daß Gott solche unschuldige und selbstlose Bitten erhört?«

»Ob ich es glaube? Nein, gnädige Frau, das glaube ich nicht nur, das weiß ich sogar, denn die Erfahrung spricht darin tausendfältig zu mir. Schon die warm aus dem Herzen fließende Bitte, an Gott, den allgütigen Schöpfer gerichtet, ist ein Trost, und wie eine Gnadenwelle fließt die Erhörung unsrer Bitte mit süßer Beruhigung in unser Herz zurück, wenn wir mit recht innigem Vertrauen es zu ihm erheben.«

»Harder, lieber Harder!« rief sie lauter als vorher, »welchen Trost haben Sie da eben zu mir gesprochen! O, daß Sie im Glauben, ja in dem Wissen von der Güte Gottes so fest wären, das habe ich kaum gedacht. Und nun geben Sie mir Ihre Hand und nachdem Sie mir diesen Trost gespendet, nach dem ich geschmachtet, versprechen Sie

mir, jede Minute zu benutzen, wenn in den kommenden Tagen, die zu denen gehören, die uns nicht gefallen, eine solche vorhanden ist, um mit mir ein paar freundliche Worte zu wechseln und mich damit aufzurichten und zu trösten, wenn – Lügen um mich her ausgesprochen werden, wie Sie vorher so richtig sagten. Wollen Sie das?«

»Das will ich von Herzen gern!« sagte er und drückte warm und innig die Hand, die sich bereits um die seinige mit festem Druck geschlossen hatte.



Endlich war der Tag der Ankunft der von der einen Seite so sehulich, von der anderen so bänglich erwarteten Gäste gekommen. Die Stunde des Aufbruchs in der Stadt war von dem militairisch pünktlichen Prinzen dem Grafen genau gemeldet worden, und so beeilte sich dieser, den aufmerksamen Wirth zu spielen und seinen Gästen entgegenzureiten, um sie wie im Triumphzuge nach seinem schönen Schloß zu führen. Es war Mittags etwa um ein Uhr, als er von der Rabenburg fortsprengte und kurz vorher erst hatte er noch seine letzten Anordnungen und Wünsche gegen Striez und seine Gemahlin ausgesprochen, wobei die Letztere erfahren, daß sie erst eine halbe Stunde vor der um vier Uhr festgesetzten Tafel zu erscheinen habe um den Prinzen und seine Begleiter in einem dazu im Voraus bestimmten Nebensalon des Speisesaals zu begrüßen. Bald nach seinem Wegreiten hatte

sich die Gräfin von dem Prediger und Helene, die bis dahin in der Bibliothek mit den Kindern beschäftigt gewesen, getrennt und war in ihre Gemächer gegangen, um sich zu dem ihr so widerwillig aufgezwungenen Festtage schmücken zu lassen. Ihre Jungfer, ein zu diesem Zweck herangebildetes junges Mädchen aus dem Dorfe, erwartete sie schon, aber sie hatte auch heute keine große Mühe mit ihrer gütigen Herrin, denn diese half sich stets am liebsten selbst und selten tadelte sie etwas, wie essonst wohl vornehme Damen thun, da sie eben so bescheiden und anspruchslos wie dem zur Schau getragenen Prunk abhold war.

Begeben wir uns jedoch jetzt in den heute so glänzend herausgeputzten Park, um zu der festgesetzten Stunde die Gäste im Schlosse anlangen zu sehen.

Es war eine stattliche Cavalkade, die pünktlich um zwei Uhr in den geräumigen Hof der alten Rabenburg einritt. Acht bis neun Herren, in die üblichen rothen Jagdröcke mit weißen Lederhosen und stark bespornten Stulpenstiefeln gekleidet, gefolgt von einer Reihe wohlberittener Diener in reichen Livreen, denen sich ein moderner Gepäckwagen anschloß, langten in bester Laune und von dem hochbeglückten Grafen stolz geleitet, vor dem Schlosse an und wurden von dem Wirth, sobald sie abgestiegen, ohne Weiteres in die ihnen bestimmten Gemächer geführt. Es waren hübsche und elegante Männer unter den Gästen, größtentheils Cavallerieoffiziere der

städtischen Gamison, Männer, die eben so auf dem Manöverfelde wie im Salon und bei Hofe zu glänzen verstanden, heute besonders geschmiegelt, die Haare nach der neuesten Mode frisirt, duftend von Pomaden und wohlriechenden Wassern, und bei ihren frischen blühenden Gesichtern mit so wohlgeschulten Manieren ausgestattet, wie man dergleichen unter der jungen militairischen Aristokratie so häufig findet. Vor allen Uebrigen aber zeichnete sich der Prinz von Trauenstein selber durch seine äußere Erscheinung vortheilhaft aus. Es war eine stattliche Kriegergestalt, die sich in dem kleidsamen Jagdrock von Scharlachtuch, den er gleichfalls heute trug, eben so gut wie in der Uniform ausnahm. Gerade nicht übermäßig groß, war er doch wohl und kräftig gebaut und hatte ein offenes ehrliches Gesicht, das seinem weitverbreiteten Ruf, ein überaus galanter und bei den Frauen stets glücklicher Herr zu sein, im ersten Augenblick eigentlich zu widersprechen schien. Es lag etwas Hocharistokratisches in seinen feinen, doch hinreichend geistig markirten Zügen und in seinen scharfblickenden braunen Augen, was nicht ungefällig zu Tage trat, und dabei wurde er von anmuthigen Geberden unterstützt, bewegte sich frei und sicher im munteren Gespräch, das, wie selten bei einem Manne seines Standes und Alters, eine große Menschenkenntniß und mannigfache Erfahrungen verrieth, die den Prinzen allerdings reichlicher als anderen, weniger hochgeborenen Menschenkindern zu Gebote gestellt werden. Sein intelligentes und hübsches Gesicht wurde

von einem etwas in's Röthliche spielenden Vollbart umschlossen und die langgezogenen Spitzen des Schnurrbarts verliehen den jugendlichen Zügen etwas Kühnes und Soldatisches, dem auch seine ganze übrige Erscheinung mit den ungezwungensten Bewegungen entsprach. Sein blondes Haar trug er, ähnlich wie Wolfgang Harder, in der Mitte gescheitelt, aber es war von einer etwas matten Farbe und bei Weitem nicht so voll und dicht wie wir es an unserem Freunde schon öfter bewundert. Im Ganzen wußte der vornehme Herr seine besondere Liebhaberei für schöne Frauen gar anmuthig hinter einer weniger herablassenden als natürlichen Leutseligkeit und einer seinem Stande erlaubten Galanterie zu verstecken, die angenehm zum Vorschein kam und seinem Wesen ein gefälliges Gepräge aufdrückte; namentlich gewann ihm die feine, aufmerksame Art und Weise mit der er jeden in seine Nähe tretenden Menschen, wenn er ihn auch noch nicht kannte, genau betrachtete und dabei stets in seiner Rede an ihn das rechte Wort zu treffen verstand, die Herzen, zumal diese Rede stets nur Gegenstände aufgriff, die diese Menschen zu interessiren vermochten. Mit einem Wort, der Prinz von Trauenstein mochte als Mensch seine Schwächen haben, aber als Prinz war er gewiß keiner der unbedeutendsten seiner Gattung, ja, er war mehr, er stand vermöge seiner Geistesbildung höher als viele und eben so wußte er die Geistesbildung eines Anderen stets mit dem richtigsten Tact zu erkennen und für seine allerdings egoistischen Zwecke auszubeuten.

Die Art und Weise, wie der Wirth heute seinen erlauch-
ten Gast empfing, war eine unterthänige, fast kriechen-
de und mit den süßesten Schmeicheleien ausgestattete,
während der Prinz den Grafen mit einer an Herzlichkeit
streichenden Freundlichkeit begrüßte. Von einer besonde-
ren Vorstellung der ihn begleitenden Herren war natür-
lich keine Rede, denn sie kannten alle den Grafen genau
und so wechselte man nur einige oberflächliche Worte,
bis man im Schloß anlangte und die Herren ihre Gemä-
cher angewiesen erhalten hatten, wo Einige es sich bald
bequem machten, sich mit Rauchen und Plaudern unter-
hielten und nur Wenige in den Garten hinaus gingen, um
etwas zu lustwandeln und sich mit den besten Vorsätzen
auf den bestimmt erwarteten guten Tisch vorzubereiten.

–

Zehn Minuten vor drei Uhr trat der Graf bei der Gräfin
ein, um, wie es bei feierlichen Gelegenheiten seine Ge-
wohnheit war, ihre Toilette zu mustern, bevor er zu dem
für ihn so wichtigen Unternehmen schritt, seine schö-
ne Frau den Gästen vorzustellen. Der in allen Dingen so
schwer zu befriedigende Gemahl hätte heute mit dieser
Untersuchung sehr zufrieden sein können, denn die Grä-
fin sah wunderbar schön und anmuthig aus. Sie trug ein
ausgeschnittenes hellblaues Schleppekleid von schwerem
Seidenstoff, über dessen oberen Theil eine weiße halb-
durchsichtige Spitzentunica geworfen war. Am Busenaus-
schnitt haftete eine große gelbe, halb aufgeblühte Thee-
rose mit zwei grünen Blättern und eine ähnliche in dem

so glänzend schwarzen, mit kleinen Perlenketten durchflochtenen Haar. In diesem Anzug, wie sie ihn nur anlegte, wenn ihr Gemahl mit ihr zu glänzen die seltsame Eitelkeit hatte, da doch Jedermann wußte, daß sie ihm selbst sehr gleichgültig war, sah die junge Frau, wie schon gesagt, wunderbar schön aus, aber dem luxuriösen Grafen schien derselbe noch nicht kostbar, der Besatz nicht reich, die Spitzen nicht durchsichtig genug zu sein. Als er bei ihr eintrat, betrachtete er sie erst, in der Ferne stehen bleibend, mit kritischem Blick vom Kopf bis zu Fuß und dann nahe an sie herantretend und ihr das Kleid noch mehr von den blüthenweißen Schultern zu zupfen versuchend, was ihm bei seiner Haft und der Enge des Kleides nicht recht gelang, sagte er in seinem gewöhnlichen näselnden Ton, wenn er den ehegattlichen Censor spielte:

»Hast Du denn keine elegantere Toilette für einen solchen Tag? Du weißt doch, daß der erste Anblick immer am meisten besticht und der erste Eindruck am längsten vorhält. Ich dünke, Du hättest auch eine brillantere Farbe wählen können, als dieses matte Blau. Weiß es der Himmel, man giebt so viel Geld für Deine Toilette aus und doch siehst Du immer aus, als ob Du eher die Frau eines Apothekers oder Kaufmanns, denn die eines Grafen wärst.«

»Wie,« erwiderte die Gräfin, beschämt zu ihm aufblickend, denn sie hatte in der That bei ihrer heutigen Toilette nicht diesen Einwurf erwartet, ist Dir dies kostbare Kleid mit den schönen Spitzen noch nicht elegant genug? Es ist ja eins der besten, die ich habe, und ich

glaubte gerade heute Deinen Geschmack etwas getroffen zu haben.«

»Nun ja,« sagte der Graf, der allmählig zu finden glaubte, daß seine Frau heute schön genug sei, um seinen hochfliegenden Erwartungen zu entsprechen, »es mag gehen, aber Du hättest Dich doch noch glänzender herausputzen und wohl die Brillanten anlegen können, die Du von Deiner alten Tante geerbt hast. Aber dafür hast Du nicht den rechten Sinn und auch wohl nicht den richtigen Geschmack, ich weiß es wohl. Auch diese Spitzen könnten noch etwas durchsichtiger und leichter sein. Wozu hat Dir die Natur die schönen Formen, Deine vollen Schultern und Arme gegeben, wenn sie Niemand bewundern soll? Nein, beim Mann gilt es zu zeigen, was er kann, bei der Frau, was sie hat – das ist wenigstens meine Ansicht der Dinge, der Du freilich nicht huldigst, wie ich aus langer Erfahrung weiß.«

Die Gräfin hatte schon lange bei dieser Rede träumerisch aus dem Fenster geblickt, bei den letzten Worten aber kehrte sie ihm ihr mit Blut übergossenes unschuldsvolles Gesicht zu und sagte:

»O, ich dachte, das, was mir die Natur gegeben, wäre nicht für den großen Haufen, vielmehr nur für *Einen* geschaffen – so ist wenigstens *meine* Ansicht der Dinge.«

»Für *Einen!*« spöttelte der Graf. »O wie gütig Du bist! Nun, wenn ich dieser Glückliche sein soll, dann will ich freilich nicht zu viele Ansprüche machen, aber darin verkennst Du mich vollständig, wenn Du glaubst, daß ich Deine Schönheit und Deinen Reiz dem großen Haufen

preisgegeben sehen möchte. Wenn ich sagte, daß ich wünsche, daß die Welt Dich bewundere, so meinte ich damit nur die Auserlesenen und zu denen gehört unstreitig unser theurer Gast, der liebenswürdige Prinz.«

Die Gräfin sprach kein Wort mehr, sie sah ihren Gemahl nur mit schwimmenden Augen und fast wehmüthig an, dann aber, als sie keinen Zug auf seinem kalten Gesicht zu erhaschen vermochte, der ihr verrathen hätte, daß er ihr Zartgefühl zu verstehen im Stande sei, daß er vielmehr nur Spott im Herzen trage und für Prüderie halte, was nur tugendhafte Unschuld war, trat sie von ihm fort und machte sich wieder vor dem Spiegel etwas zu thun, wo sie die kleinen Perlen anders in ihren Haaren befestigte.

»Ich gehe,« sagte der Graf endlich, da kein Wort mehr an ihn gerichtet wurde, »und erwarte Dich im Salon. Sobald die Herren versammelt sind, werde ich Benjamin zu Dir senden. Fräulein von Winning wird hoffentlich zugleich mit Dir erscheinen, nicht wahr?«

»Gewiß, so haben wir es schon vorher verabredet.«



Etwa eine halbe Stunde vor der Tafel trat der Prinz, vom Grafen geführt, in den mit schönen alten Oelgemälden geschmückten Empfangssaal und unmittelbar nach ihm erschienen auch die anderen Cavaliere, alle, wie es

verabredet, in den rothen Jagdröcken, denn an den ländlichen Besuch auf der Rabenburg sollte diesmal keine besondere Etikette geknüpft sein und Jeder sollte sich völlig zwanglos nach allen Richtungen bewegen können. Nachdem die Herren, in einzelnen Gruppen zusammenstehend, die verschiedenen Bilder betrachteten und der Prinz einige treffende Bemerkungen über das Alter und den Werth derselben hatte fallen lassen, wandte er sich nach dem nicht von seiner Seite weichenden Grafen um und sagte, etwas ungeduldig nach den noch immer geschlossenen bleibenden Thüren blickend:

»Ja, hübsch ist bei Ihnen Alles und eine seltene Uebereinstimmung des Natürlichen und Künstlerischen ist fast in jedem dieser altehrwürdigen Zimmer zu spüren, allein, mein lieber Graf, die Krone von Allem fehlt uns noch. Werde ich nun bald das Glück haben, die Frau Gräfin begrüßen zu können, deren Vorfahren Sie diesen herrlichen Grundbesitz verdanken?«

Der Graf verneigte sich unterthänig und erwiderte mit einer Miene, die süß sein sollte und doch nur etwas herbe zum Vorschein kam, da er durch diese Worte an eine gewisse Saumseligkeit seiner Gemahlin erinnert zu werden glaubte:

»Sie wird im Augenblick hier sein, Durchlaucht, und Sie müssen schon einige Nachsicht mit der bekannten Manier haben, an der alle Frauen leiden: nie zur rechten Zeit mit ihrer Toilette fertig werden zu können – ich

habe sie bereits daran erinnern lassen, daß sie die Langmuth ihres hohen Gastes auf keine zu harte Probe setzen darf.«

»O, o, das hätten Sie lieber nicht thun sollen. Eine so zarte Frau, wie Ihre Gemahlin ist, muß man stets mit der mildesten Nachsicht beurtheilen. Und – sehen Sie – unsere Geduld ist auf gar keine harte Probe gestellt, denn da – da kommt die Frau Gräfin schon.«

In demselben Augenblick wurde die eine Flügelthür des Salons durch Benjamin geöffnet und herein trat, mit ihrem schweren Schleppekleide sanft rauschend, die schöne Frau des Hauses, begleitet von der ihr unmittelbar folgenden Erzieherin ihrer Kinder, die nur in einem einfachen weißen Mullkleide erschien, das außer einigen frischen Rosen am Ausschnitt keinen Schmuck zeigte, obgleich sie auch so frisch und blühend wie immer und in ihrem blonden, kurz geschnittenen Haar pikant genug aussah, wenigstens für die jungen Augen, die sich rings um sie her auf der Stelle lebhaft mit den beiden reizenden weiblichen Erscheinungen beschäftigten und beide in allen Einzelheiten mit einer an Virtuosität gränzenden dreisten Genauigkeit musterten.

Der galante Prinz schritt der Gräfin mit der größten Zuvorkommenheit und Höflichkeit entgegen und begrüßte sie mit wenigen, höchst schmeichelhaften und angenehm in die Ohren fallenden Worten; als er seine Anrede aber zu Ende gebracht und die Gräfin mit lächelnder

Miene eine kurze Erwiederung in eben so höflicher Weise gesprochen, trat er etwas bei Seite und ließ den andern Herren Raum, um auch ihre Begrüßung anzubringen, die mit hochgespitzten Ohren und weit geöffneten Augen sich im Kreise um die Damen des Hauses gruppirten und, indem sie sich ehrerbietig verneigten, mit ihren kühnen Blicken die schöne Gestalt und das herrliche Gesicht der edlen Gräfin verschlangen.

Unter sie trat jetzt der Graf und stellte die Herren einzeln, soweit seine Gemahlin sie noch nicht kannte, dem Namen nach vor und kaum war dies geschehen, so stürzten sich die süßesten Worte wie schäumende Sturzwellen über die freundlich sich nach allen Seiten verneigende und liebeich lächelnde Frau her, an deren Seite zaghaft und schüchtern, wie eine zarte Taube, die niedliche Gestalt Helenens stand, bis die ganze Reihe endloser Complimente ausgetauscht und mit ihnen der so sehr gefürchtete Moment der ersten Begrüßung ülsestanden war.

Da aber stellte die Gräfin Fräulein von Winning dem Prinzen und seinen Begleitern als die Erzieherin ihrer Kinder mit einigen Worten vor und nachdem auch diese mit freundlichen Redensarten beglückt worden war, trat der Prinz wieder an die Gräfin heran, um ein längeres Gespräch zu beginnen, während der Graf und die Cavaliere sich um Helenen gruppirten und auch mit ihr eine lebhaft Conversation anknüpften.

Während dieses Vorganges aber hatte Benjamin noch einmal ganz leise die Flügelthür geöffnet und durch sie

trat jetzt Wolfgang Harder ein, dessen Gegenwart im ersten Augenblick von Niemandem bemerkt wurde und der somit, etwas abseits stehend, Zeit genug gewann, die vor ihm versammelte Gesellschaft zu überblicken und sich in die ihm so ungewohnte isolirte Lage zu finden, die für ein untergeordnetes Individuum immer so wenig Annehmlliches bietet. Aber er sollte nicht lange unbemerkt bleiben, denn die Falkenaugen des Prinzen, die blitzschnell im Kreise umherflogen, hatten ihn plötzlich erfaßt und von diesem Moment an, obgleich er noch immer lebhaft mit der Gräfin sprach, ließ er kein Auge von dem jungen Mann, der der einzige in einen schwarzen Frack gekleidete in der bunten Gesellschaft war. Als die Gräfin aber die fortgesetzt auf ihn gerichtete Aufmerksamkeit des Prinzen bemerkte, brach sie das ruhige Gespräch geschickt ab und sagte zu ihm:

»Diesen Herrn kennen Sie noch nicht, Durchlaucht, nicht wahr?«

»Nein, Frau Gräfin, ich habe nicht die Ehre. Aber wer ist dieser ansehnliche und in der That mir ganz neue Mann?«

»Er ist unser neuer Geistlicher in Rabenbrück, der bei uns als Gast lebt, da sein Wohnhaus im Dorf leider abgebrannt ist.«

»Ah, so! Bitte, stellen Sie ihn mir vor, das ist in Wahrheit ein seltsam schöner und sehr nobel aussehender Prediger. Ich habe wenigstens noch keinen solchen gesehen.«

Die Gräfin, über dieses offenherzige Lob ihres Freundes lebhaft erröthend, gab Wolfgang Harder, dessen Auge auf sie gerichtet war und der fühlte, daß von ihm eben gesprochen ward, einen leisen Wink und augenblicklich war er näher an sie herangetreten und hatte sich ehrerbietig und ruhig vor dem ihn fest betrachtenden Prinzen verbeugt.

»Das ist unser lieber Gast, Herr Prediger Harder!« sagte die Gräfin laut, sich zugleich mit an die anderen Herren wendend, die neugierig näher getreten waren und nun auch die neue Erscheinung musterten, und nun nannte sie rasch die Namen der Gäste, wobei ihr der Prinz in galantester Weise zu Hülfe kam.

Aber da, als auch diese Vorstellung beendet, sollte der Graf etwas ganz Seltsames und nicht im Geringsten Erwartetes sehen und vernehmen. Denn der Prinz hielt den von seinem Patronatsherrn so wenig beachteten Geistlichen fest an seiner Seite und ließ sich mit ihm in ein längeres Gespräch ein, das allen Anwesenden so interessant däuchte, daß sie ihre Unterhaltungen abbrachen und aufmerksam den Worten des Prinzen lauschten, der eine ganz besondere Höflichkeit und Freundlichkeit gegen den Herrn im schwarzen Kleide an den Tag legte.

In der That, der Prinz schien von der ganzen ihm hier so neuen Erscheinung einigermaßen betroffen zu sein. Er wandte keinen Blick von ihr und sein Erstaunen wuchs mit jedem Augenblick, als er diese hochaufgerichtet vor

ihm stehende, stolz edle Gestalt und dies kräftige männliche Gesicht mit den ausdrucksvollen geistreichen Zügen ganz in der Nähe sah. Nach den ersten Worten aber schon, die Wolfgang Harder auf die an ihn gerichtete Frage des vornehmen Herrn erwiderte, während der Graf, die Gräfin und alle Uebrigen lautlos umherstanden, staunte der Prinz noch mehr, denn der Klang der sonoren Stimme, die kurze, von Ergebenheit und doch von Würde zeugende Sprache, die er vernahm, wirkte augenblicklich anziehend auf ihn und er ließ sich durch seine Theilnahme an ihm zu einer längeren Reihe von Fragen verlocken, die dem Examen eines neugierigen hochstehenden Herrn auf ein Haar glich.

Eine der ersten dieser Fragen, nachdem die Unterhaltung von dem gewandten Prinzen in flüssigen Gang gebracht, lautete zur höchsten Verwunderung des ganz starr daneben stehenden Grafen:

»Also Sie sind erst seit so kurzer Zeit hier? So, da haben Sie sich einen ganz hübschen Aufenthaltsort gewählt. Wo haben Sie früher functionirt?«

»In E. . . war ich bei der Sophienkirche als Hauptprediger angestellt.«

»Ah, in E. . . , das ist eine sehr strenggläubige Stadt, wie alle Welt weiß. Warum haben Sie jene sonst gewiß sehr gute Stelle verlassen?«

»Ich zog es vor, Durchlaucht, auf einer friedlichen Landpfarre zu wirken und mich eine Weile von dem erlebten Kampf und Streit der Meinungen, die in jener Stadt herrschten, auszuruhen.«

»Ah, das ist sehr weise. Und doch sind Sie noch so jung. Wie alt sind Sie wohl, wenn ich so unbescheiden sein darf, danach zu fragen?«

»Fünfunddreißig Jahre, Durchlaucht!«

»Ha! Noch jünger also als ich – ich habe zwei Jahre mehr. Da stehen Sie in einem schönen Alter und können noch lange den Anfeindungen der Welt siegreich widerstehen. – Wo stammen Sie her?«

»Ich bin auf einem Dorfe in der Provinz ... geboren, wo mein Vater ebenfalls Landgeistlicher war.«

»Ah, auf einem Dorfe! Das sieht man Ihnen nicht an. Sie sind wohl viel in der Welt umhergereist?«

»Nicht viel; ich habe nur Deutschland und einige angrenzende Länder gesehen, was ich aber gesehen, habe ich mit festen und klaren Augen angeblickt.«

»Das glaube ich Ihnen auf's Wort. – Haben Sie sonst keinen Titel?«

Ueber des Geistlichen edles Gesicht zog ein flüchtiges Lächeln, als er erwiederte:

»Ich habe auch als Soldat gedient, natürlich als Freiwilliger, und meine Prüfung als Landwehroffizier abgelegt. Auch bin ich Doctor der Philosophie und später auch der Theologie geworden.«

»Was!« rief hier der Graf, der von einem seltsamen Staunen hingerissen ward, daß der von ihm bisher noch gar nicht beachtete Mann auch Landwehroffizier sei – »Sie sind ein Doctor der Theologie? Also ein wirklicher Gelehrter? Ei, das habe ich ja noch gar nicht gewußt.«

Die Umstehenden, und auch der Prinz, mußten unwillkürlich über diese Verwunderung des Grafen, die so eigenthümlich zu Tage trat, lächeln, der Prinz aber wandte sich zu demselben hin und sagte, bedeutungsvoll die Hand gegen ihn erhebend:

»O ja, mein lieber Graf, da haben Sie ganz Recht, wenn Sie von dem Herrn, Ihrem jetzigen Pfarrer voraussetzen, daß er ein wirklicher Gelehrter ist. Vor einem Doctor der Theologie kann man schon einigen Respect haben, denn diese Herren haben es sich etwas sauer werden lassen, bis sie – auf einer Landpfarre ihre kärgliche Versorgung gefunden. *Wir* studiren weniger und erhalten mehr, das muß man, wenn man das Glück hat, mit solchen Herren in nähere Berührung zu gerathen, nicht außer Acht lassen. Aber ich wundere mich wirklich, daß Ihnen die Antecedentien des Herrn Predigers noch so wenig bekannt sind.«

Der Graf sah etwas verlegen vor sich nieder, faßte sich aber rasch und entgegnete:

»Das Gespräch zwischen uns ist bisher noch nicht auf Personalien gekommen, Durchlaucht. Ich war in den letzten Tagen gerade etwas stark beschäftigt, spare mir aber die nähere Bekanntschaft des – Herrn Doctors der Theologie für künftige Zeiten auf.«

Der Prinz nickte lächelnd und wollte sich eben wieder zu Wolfgang Harder wenden, als der Hausmeister Striez die Flügelthüren zum Speisesaal öffnete und sich der Gräfin näherte, um ihr zu melden, daß die Tafel servirt sei.

Augenblicklich zeigte sich ein angenehmes Behagen auf fast allen Gesichtern der jungen Gäste und der Prinz trat an die Gräfin heran, um ihr den Arm zu bieten und sie in den Speisesaal zu führen, nachdem sie sich vor ihm verneigt und gefragt hatte, ob es ihm gefällig sei, zum Diner zu gehen. Der Graf wollte sich nun des Armes Fräulein von Winning's bemächtigen, aber ein geschmeidiger Rothrock mit kohlschwarzem Schnurrbart und feurigen Augen kam ihm rasch zuvor und entführte ihm die leichte Gestalt, um sie bald an die Stelle zu bringen, die ihr beschieden war.

Alle Anwesenden waren in den glänzend geschmückten Speisesaal getreten, um alsobald von dem Anblick der mit den herrlichsten Blumen und alterthümlichem Silbergeschirr reich besetzten Tafel freudig überrascht zu werden. Der Prinz war an der Seite der Wirthin geblieben und diese hatte Wolfgang Harder, zu dem sich ein junger Cavalier gesellt, in ihrer offenerzigen Weise im Vorübergehen das Wort zugeflüstert: »Sie sitzen uns gerade gegenüber, Herr Prediger!« Helene kannte ihren Platz schon im Voraus und den übrigen Herren blieb es überlassen, sich ihre Plätze nach Belieben auszuwählen, was mit der nur vom Grafen etwas unliebsam betrachteten Beeiferung geschah, daß mehrere der jungen Herren an der Seite des blonden Stutzköpfchens zu sitzen sich bemühten, wodurch der Graf nicht in ihre unmittelbare Nähe kam, was er jedoch an diesem Tage so wenig wie an den folgenden ändern konnte. Indessen gelang es ihm

doch, nicht weit entfernt von ihr seinen Platz zu erkämpfen und so konnte er sich wenigstens mit ihr bei Tische unterhalten, was er auch that, so oft ihm die Gelegenheit dazu geboten wurde. Daß die Gräfin dem Geistlichen, sich und dem Prinzen gegenüber, gewissermaßen den Ehrenplatz angewiesen, befremdete ihn anscheinend nicht, und ob derselbe sich diesen Platz zu Nutze machte, seine Freundin, die er nie so schön wie heute gesehen, so oft wie möglich anzublicken, kümmerte ihn sehr wenig, da er als Wirth seine Aufmerksamkeit auf ganz andere Dinge zu richten hatte und er alle Zeit, die ihm übrig blieb, nur auf die Betrachtung der im Ganzen sehr stillen Erzieherin verwandte.

Was das Gespräch bei Tafel betraf, so zeigte es sich gleich von Anfang an ziemlich belebt, indessen zu einer allgemeinen Unterhaltung kam es eigentlich nicht und das leitende Wort wurde fast nur vom Prinzen geführt, der alle seine Liebenswürdigkeit aufbot, um aus dem Schatze seiner Erlebnisse interessante Momente hervorzuholen, sich mit ihrer Erzählung so angenehm wie möglich zu machen und dabei seine Nachbarin wie die ganze Gesellschaft auf's Beste zu unterhalten. Die Gräfin lieb ihm auch aufmerksam ihr Ohr und beantwortete alle seine häufigen Fragen mit der ihr eigenthümlichen Milde und Herzlichkeit, aber lebhaft aus sich heraus ging sie nicht, ihre eigenen Gedanken hielt sie zurück und Wolfgang Harder, der wohl merkte, wie schwer ihr in der That die gefürchtete Salonconversation wurde, ermunterte sie, so oft es ging, durch einen freundlichen Blick,

der auch immer sichtbar auf sie wirkte und sie zu erneuerter Lebhaftigkeit anstachelte.

Nur einige Mal während der ziemlich lange dauernden Tafel richtete der Prinz das Wort direct an den Geistlichen und dann erfolgte stets eine dem Fragesteller völlig zusage und den Gegenstand durchaus erschöpfende Antwort, wobei der Graf wiederum die ihm seltsam erscheinende Bemerkung zu machen Gelegenheit hatte, daß Alles still und aufmerksam war, sobald dieser schwarze Mann sprach, denn seine volle klangreiche Stimme schien sogar auf die Ohren der anwesenden Cavaliere eine besondere Wirkung zu üben, und der Prinz selbst wandte dabei sein Auge mit wachsender Spannung auf den jungen Mann hin, der ihm von Minute zu Minute bedeutsamer zu werden dünkte, wie er sich denn mit der vorschreitenden Mahlzeit allmählig auch immer freundlicher gegen ihn erwies.

Was die materielle Seite der Tafel betraf, so hatte der pünktlich erschienene ›feine‹ Koch den hochgeschraubten Erwartungen des luxuriösen Wirthes völlig entsprochen und das Möglichste in seiner bedeutsamen Kunst geleistet. Getrunken wurde, wie immer in Gesellschaft junger Militairs, wacker und da der Wein vorzüglich war, den der selber leckere Graf seinen Gästen vorsetzen ließ, so erregte er auch mit der Zeit eine fast allgemeine große Heiterkeit und Fräulein Helene von Winning hätte sich nicht beklagen können, wenn sie die Neigung dazu gehabt, von den jungen Herren außer Acht gelassen zu werden, da sich nicht nur ihre nächsten Nachbarn, sondern

auch die weiter entfernt Sitzenden beeiferten, sich so galant und liebenswürdig wie möglich gegen sie zu benehmen.

Die Bedienung schließlich war eben so ausgezeichnet wie alles Uebrige. Nicht nur der Hausmeister und Benjamin leisteten das Ihrige, sondern auch der Kammerdiener des Prinzen und einige andere Lakaien bemühten sich um die Wette, es einander an Aufmerksamkeit zuvorzutun und so konnte Jeder der eingetroffenen Gäste an diesem wie an den anderen Tagen mit der Bewirthung des für ungeheuer reich gehaltenen Grafen zufrieden sein.

Nach aufgehobener Tafel verfügte man sich in den unmittelbar vor der Veranda gelegenen Theil des Gartens, obgleich der Graf seine Gäste nach der ersteren zu ziehen alle Vorkehrungen traf; allein der Prinz schien sich nach einiger Bewegung zu sehnen und so suchte er den Garten auf, um auf und ab spazierend oder dann und wann sitzend, den Kaffee und ein Glas feinen Liqueur zu trinken und dabei eine vorzügliche Havannahcigarre zu rauchen, die von Allen in lebhaftesten Brand gesetzt wurde, sobald die Damen sich zurückgezogen hatten, um sich von den Anstrengungen dieses ersten Paradediners einige Stunden in stiller Einsamkeit zu erholen.

Der Prediger von Rabenbrück schien sich in der That den Beifall der rothröckigen Herren ohne sein besonderes Hinzuthun rasch erworben zu haben, denn fast die Hälfte von ihnen hatte sich ihm im Park angeschlossen und sie hörten seinen Meinungsäußerungen über verschiedene Gegenstände mit ungetheilter Aufmerksamkeit

zu, ohne diesmal die Spottseligkeit an den Tag zu legen, die ›Rothröcke‹ gegen einen ›Schwarzrock‹ häufig zu hegen pflegen. Allein dieser Schwarzrock mußte die lebenslustigen Herren von ganz besonderer Art zu sein dünken, wenigstens hatten sie nur selten einen solchen Mann kennen gelernt. Kein Wort war von seiner Lippe gefallen, was im Geringsten den ›Mann von der Kanzel‹ verrathen hätte; er sprach über die Welt und ihre Freuden, über Reisen und Kunstansichten, über Pferde, und Hundeeigenschaften so natürlich und sachgemäß, als wäre er unter Liebhabern und Verehrern derselben groß geworden, und ohne mit der Wimper zu zucken, hatte er sogar den ergötzlichen Anekdoten sein Ohr geliehen, die bald der Eine bald der Andere seiner jetzigen Begleiter zum allgemeinen Jubel zum Besten zu geben verstanden.

Während diese Gruppe laut lachend und herzlich vergnügt im Park dahinschritt, wandelte der Prinz mit dem Grafen etwas langsamer hinter ihr her und Beide waren in einem Gespräch begriffen, das namentlich von dem sonst so wortkargen Grafen sehr lebhaft geführt wurde und sein ganzes Interesse erregen mußte. Um so weniger lebhaft sprach diesmal der Prinz, der, scheinbar ganz Ohr, dem Vortrage seines Wirthes folgte, dann und wann mit dem Kopf nickte und nur selten eine kurze Bemerkung oder ein einsilbiges Ja! oder Hm! einfließen ließ. Im Stillen schien der vornehme Herr mit etwas ganz Anderem beschäftigt zu sein und er hätte sich gewiß gern der vor ihm gehenden Gesellschaft angeschlossen, wenn er seinem Wirth, der eben mit ihm über seine ersehnte

diplomatische Carrière sprach, nicht für den ersten Tag eine besondere Aufmerksamkeit schenken zu müssen geglaubt. Indessen wurde ihm der Vortrag des durch den Wein heute so angeregten Grafen denn doch endlich etwas zu lang oder karg, und bei einer Wendung des Weges stehen bleibend und nach der vorderen Gruppe deutend, die eben auch stehen geblieben war und lachend einer Erzählung des Geistlichen zuhörte, sagte er:

»Sehen Sie da, lieber Graf, wie rasch diese so ganz verschiedenen Naturen sich zusammengefunden und verständigt haben. So etwas freut mich jedesmal, wenn ich es sehe, und ich würde sehr froh sein, wenn die verschiedenen Stände stets und überall so mit einander harmonirten. Doch dazu gehören freilich auch die passenden Menschen, und wie meine Offiziere in dieser Beziehung bei mir in einer guten Schule gewesen sind, so haben sie hier bei Ihnen allerdings auch den rechten Mann gefunden. Ja, dieser Mann, lieber Graf, schien mir vom ersten Moment an nicht ganz ohne Bedeutung zu sein und ich muß Ihnen gestehen, der erste Eindruck hielt Stand, ja er gefiel mir bei jedem seiner so sicher und klar gesprochenen Worte besser und besser. Ich muß diesen Mann in der That für eine gute Acquisition für Sie halten, aber ich würde es bedauern, wenn er ein unbeachteter Landpfarrer bliebe, da er mir mit seiner unläugbar geistigen Begabung weit mehr für einen großen Wirkungskreis, vielleicht in der Residenz selbst geschaffen scheint.«

»O, Durchlaucht beurtheilen den Mann wohl etwas zu günstig,« erwiderte der Graf, der nicht gern leiden

mochte, daß Jemand von Anderen gelobt wurde, den er nicht selbst in seinen unmittelbaren Schutz genommen. »Aus einer großen Stadt ist er ja eben erst gekommen; und so viel ich mir aus dem, was er darüber gesagt, habe klar machen können, so gehe ich gewiß nicht irre, wenn ich annehme, daß er nicht hinreichend begabt war, um sich in einer so hervorragenden und reichen Stadt unter viel klügeren Leuten, als er ist, behaupten zu können. Ich habe bisher nur eine seiner Predigten gehört, seine Antrittspredigt im Dorfe, und obgleich meine Frau und Fräulein von Winning nicht Lob genug darüber hatten, so habe ich doch weiter nichts als einen jener radikalen Schwätzer in ihm entdecken können, von denen jetzt die Welt wimmelt und die allerdings eine gewisse Begabung haben mögen, aber gewiß nicht die Männer sind, die Welt besser und die Menschen edler zu machen, wie meine Frau in ihrer traumreichen Phantasie zu schwärmen liebt. Nein, Durchlaucht, ich halte diesen Mann nur für einen gewöhnlichen Menschen, der nur dadurch im ersten Augenblick imponirt, daß er den Firniß, den ihm der Zeitgeist geliefert, den Augen der ihn Betrachtenden zu zeigen weiß.«

»Nun, nun, mein lieber Graf,« erwiderte der Prinz mit ernsterer Miene und kaum noch außer Stande, den leichtfertigen Aeußerungen seines Wirthes eine drastischere Antwort folgen zu lassen, »ich weiß doch nicht, ob Sie sich mit aller Ihrer Menschenkenntniß, die Sie als diplomatischer Geist mir so eben gerühmt haben, in diesem Manne nicht etwas irren. Sehen Sie ihn sich einmal

recht genau und mit Muße an. Das ist kein duldsamer Levit, wie Sie vielleicht denken, nein, er ist ein streitbarer Maccabäer und in seinem blauen Flammenauge liegt trotz aller priesterlichen Milde und Weichheit ein Etwas, was mich an den Blick eines kühnen Löwenbändigers erinnert. Nun, wir werden ja sehen, was Sie in der Folge von ihm denken. Nur Eins möchte ich Ihnen noch sagen und das soll unser letztes Wort über ihn sein. So gut mir dieser Mann auch gefällt – zum Hauscaplan bei meiner angebeteten Frau würde ich ihn nicht machen und möchte ich ihn nicht haben. Dazu wäre er mir zu glatt, zu fein, zu klug – vor allen Dingen aber zu fest, zu kräftig und männlich schön. Wenigstens ist das *meine* unmaßgebliche Meinung.«

Der Graf lachte bei diesen ihn nicht im Geringsten schmerzenden Worten so laut und herzlich auf, wie er es in der Nähe seines erlauchten Gastes wagen konnte, und erwiderte dann:

»Haha! Sie drücken sich immer geistreich aus, Durchlaucht, wer wüßte das nicht! Aber da haben Sie doch ein Wort ausgesprochen, das, in Bezug auf mich gebraucht, meine Lachmuskeln in Bewegung setzt. »Bei meiner angebeteten Frau!« haben Sie gesagt. Aber Sie haben dabei nur Eins zu vergessen die Gnade gehabt. Denn, mein Gott, welcher vernünftige Mensch betet noch seine Frau an, wenn er schon neun Jahre mit ihr verheirathet ist? Und so lange bin ich gerade verheirathet und muß sogar ehrlich bekennen, daß ich *diese* Anbetung eigentlich nie verstanden habe und jetzt sie zu lernen erst recht nicht

die Lust in mir verspüre. Und wenn mir eine solche Anbetung einmal in einer schwachen Stunde einfiel, mußte ich, ich weiß nicht wie es kam, immer an das goldene Kalb Moses denken und dann stand ich natürlich gleich wieder davon ab, denn mir hat die Natur Alles und Jedes versagt, um auch nur eine Minute lang ein verächtlicher Götzendiener zu sein.«

Der Prinz sah den so spöttisch Redenden, den er in dieser Beziehung schon hinreichend kannte, zuerst mit einem ernsten Blick von der Seite an, dann aber sich zu einem Lächeln zwingend, von dem man nicht wußte, ob es mehr Höflichkeit oder Verachtung ausdrücken sollte, sagte er kurz:

»Sie Spötter! Müssen Sie denn wirklich selbst über die Engel im Himmel Ihre Glossen machen, wie der Ruf von Ihnen behauptet? Ich dünkte, eine so schöne und liebe Frau, wie Ihnen eine beschieden, müßte Sie endlich vom Kalbe Moses zur wirklichen Anbetung, wenigstens der Göttin der Liebe bekehren, aber bei Ihnen scheint in dieser Beziehung Hopfen und Malz verloren zu sein. Doch – genug davon! Kommen Sie und lassen Sie uns einmal Ihre Stallungen besichtigen und dann – und dann, denke ich, wollen wir ein Spielchen machen, wie?«

»Durchlaucht, haben über Alles in meinem Hause zu befehlen!« erwiderte der Graf mit unterwürfig gekrümmtem Rücken und einer durch Höflichkeit so verzuckerten Miene, daß man ihn für übergücklich halten mußte, eben einen kleinen Verweis aus hohem Munde erhalten zu haben, und bald schlugen die beiden Herrn den

Weg nach den Stallungen im hinteren Schloßflügel ein, wohin ihnen auch in wenigen Minuten die anderen Gäste folgten, nachdem sich der Geistliche von Rabenbrück mit höflichem Gruß von ihnen verabschiedet hatte.

VIERTES CAPITEL. DIE GROSSE JAGD.

Nachdem die Herren sich an diesem ersten Abend eine Stunde in den Stallungen aufgehalten, alle Pferde betrachtet und die verschiedensten Ansichten über ihr Exterieur und ihre Leistungsfähigkeiten hatten laut werden lassen – ein unerschöpfliches Thema für Cavallerieoffiziere, welches daher auch am nächsten Morgen mit sich daran schließenden Proberitten wiederholt wurde, versammelten sie sich um neun Uhr Abends im Theezimmer bei der Gräfin, um nachher ein Spiel machen, wie der Prinz und seine Cavaliere es liebten und womit sie sich auch zu Hause häufig die Zeit vertrieben. Es sei dies kein absolutes Hazardspiel, bemerkte Seine Durchlaucht gegen die Gräfin, sondern nur ein angenehmes Mittel, den Verstand zu schärfen und die Aufmerksamkeit der Spieler zu fesseln, denn es handle sich um einfachen Whist – ohne alle Chikanen – nur um einen Friedrichsd'or für den Point, ein Preis, der einem unglücklichen und unaufmerksamen Spieler immerhin in anderthalb Stunden hundert Friedrichsd'or kosten konnte.

Der Graf spielte mit dem Prinzen gegen zwei andere Herren und mußte also seine ganze Gewandtheit und Aufmerksamkeit zusammennehmen, um nicht auch in

diesem Spiel ein kleines Fiasco zu erleben, wie er es vorher in Betreff der Anbetung seiner Frau erlebt. An einem zweiten Tische spielten dasselbe Spiel vier Herren und am dritten drei, da der Prediger, dem man auch einen Platz hatte anbieten lassen, die Bitte hereingesandt, man möge ihn gütigst vom Spiel dispensiren.

»Aber warum kommt er nicht wenigstens?« fragte die Gräfin Helenen, die ihr diese von Herrn Striez überbrachte Antwort Wolfgang Harder's mitgetheilt hatte.

»Soll ich ihn holen?« fragte das junge Mädchen mit einiger Hast und hold erröthenden Wangen, als es zu bemerken glaubte, daß die Gräfin sich nach der Unterhaltung des Freundes zu sehnen begann.

»Wenn Sie so gütig sein wollen,« sagte die Gräfin lächelnd, »und nicht lieber Benjamin oder irgend einen Anderen zu ihm schicken wollen.«

»Es ist gerade Keiner zur Hand!« lautete die leise geflüsterte Antwort, und rasch war sie hinausgeschlüpft und in wenigen Minuten erschien sie wieder mit der sie selbst freudig bewegenden Botschaft, daß der Herr Prediger sogleich erscheinen werde.

Die Gräfin nahm auf einem kleinen Sopha an einer Stelle des Saales Platz, von wo sie sämmtliche Spieler im Auge behalten konnte. Nicht weit von ihr saß Helene, wie die Herrin eine feine Stickerei in den Händen haltend, doch ohne viel daran zu arbeiten. Neben der Gräfin war ein Stuhl frei geblieben, auf dem der erwartete Prediger

seinen Sitz finden sollte. Als er jedoch bald darauf eintrat, schritt er zuerst, nachdem er der Gräfin einen ehrerbietigen Gruß aus der Ferne zugesandt, auf den Tisch zu, an dem der Prinz saß, um sich vor ihm zu verbeugen. Indessen war er kaum bemerkt worden, so zeigte der Prinz schon wieder Lust, ihn länger an seine Seite zu fesseln und sagte, während der Graf die Karten gab:

»Warum gesellen Sie sich nicht zu uns, Herr – Doctor? Verstößt es gegen Ihre Grundsätze, ein harmloses Whist in so weltlicher Gesellschaft zu spielen?«

»Gewiß nicht, Durchlaucht; aber ich spiele schlecht, da ich selten spiele und dann nur in einer Gesellschaft, bei der ich auf unbedingte Nachsicht rechnen darf.«

»O, das sollte Sie nicht abhalten, mein Partner zu sein, nachsichtig bin ich auch. Doch, wie Sie wollen – bin ich am Spiel?«

»Ja, Durchlaucht!« bemerkte der Graf, der schon fürchtete, daß der Prediger den seltsam für ihn schwärmenden Prinzen unaufmerksam machen würde. Unterdessen aber hatte Wolfgang Harder den günstigen Moment benutzt, um sich zu den Damen zu begeben und bald saß er an der Gräfin Seite, um einige herzliche Worte mit ihr zu wechseln und in Gemeinschaft mit ihr und Helenen die leidenschaftlich erregten Mienen der Spieler zu beobachten, die sich, ohne daß man einen Grund sah, mehr und mehr erhitzten, bis sie sich endlich erhoben, die Börsen öffneten und schlossen, um den Gewinnst zu zahlen oder einzustecken, je nachdem ihnen das Glück günstig gewesen war.

Der Prinz wie der Graf konnten sich der Gunst des Glücks an diesem Abend eben nicht rühmen; Beide hatten eine ziemlich beträchtliche Summe verloren und schienen davon nicht gerade sehr erbaut zu sein, wenigstens zeigte der Graf eine etwas herbe Miene und der Prinz hatte die Lust zu einer längeren Unterhaltung, sogar mit der ›angeboteten‹ Frau seines Wirthes verloren. Er verabschiedete sich daher bald und zog sich, vom Grafen begleitet, in seine Gemächer zurück. Nur die glücklichen Gewinner, zufällig, wie so oft, die jüngsten der anwesenden Gäste, hielten sich noch ein Weilchen lachend und scherzend bei den Damen auf, dann empfahlen auch sie sich mit honigsüß klingenden Worten und zahllosen Verbeugungen und suchten in bester Laune ihre weichen Lagerstätten auf.

Als sie sich den Damen und dem noch zurückbleibenden Geistlichen empfahlen, schauten diese Drei sich aus tiefstem Herzen aufathmend, eine Weile schweigend an, dann aber sagte Wolfgang Harder mit hell aufleuchtendem Blick zur Gräfin:

»Welche liebliche Stille ist mit einem Mal nach so lautem Geschwätz und Gewirr hier eingetreten! Ach, und doch waren diese jungen Herren so selig über ihr Glück und wer möchte es ihnen verdenken, daß sie auf ihre Weise ihr Leben so heiter genießen, da man bei einem Soldaten nie berechnen kann, wie lange sein Glück und Sieg dauern wird. Aber sehen Sie, gnädige Frau, wie rasch so ein im Freudenrausch verbrachter Tag verläuft? Da haben Sie schon *einen* hinter sich.«

»Unser guter Freund,« erwiderte die Gräfin, sich lächelnd an Helene wendend, »ist durch diese heitere Gesellschaft sogar etwas ironisch geworden, wie wir hören, sonst würde er nicht für einen Freudenrausch halten, was uns nur einfache Pflichterfüllung ist, nicht wahr? Doch darin haben Sie Recht, lieber Harder, daß der Tag rasch vergangen ist, glücklicher Weise, ja, aber es ist leider nur der erste und es folgen ihm noch mehr.«

»Auch diese werden verschwinden, wenn Sie nur etwas Geduld haben, gnädige Frau.«

»O, die habe ich, mit Ihrer und Helenens Hülfe, ja, ja, und am meisten freue ich mich, daß es mir mit der so sehr gefürchteten ›Salonconversation‹ einigermaßen geglückt ist, die Sie freilich mit Recht eine Lüge oder Heuchelei genannt haben. Aber, lieber Freund, Sie können darin auch etwas leisten, wie ich zu meinem Vergnügen bemerkt, und brauchen uns nicht allein den Vorwurf der Meisterschaft darin zu machen.«

»O, ich habe ja nur so wenig gesprochen und stets nur dann, wenn ich unbedingt dazu herausgefordert wurde.«

»Aber Sie wurden oft herausgefordert, zumal dem Prinzen haben Sie es angethan, das läugne, wer kann, nicht wahr, Helene?«

»Ganz gewiß,« erwiderte diese mit freudig aufblitzendem Auge, »und die übrigen Herren waren dem Herrn – Doctor der Theologie auch nicht gerade abgeneigt.«

»Ah es ist wahr, Sie haben Recht, Helene, daß Sie mich daran erinnern: wir haben ja heute einen neuen Titel an

Ihnen gehört, lieber Harder, und nun werden wir uns daran gewöhnen müssen, ihn öfter zu gebrauchen.«

»Ich sehe wohl, daß Sie scherzen, gnädigste Frau,« erwiderte der Prediger mit heiterem Antlitz, »und eben so weiß ich, daß Sie mir auch im Ernst den Gefallen thun werden, diesen Titel ruhig bei Seite zu lassen. Ich höre mich nicht gern so nennen und am wenigsten von Ihnen, da ich zu den Menschen zähle, die wenig Gewicht auf dergleichen Aeüßerlichkeiten legen.«

Die Gräfin nickte erst ihm und dann Helenen freundlich zu und sagte:

»Haben Sie es verstanden, Liebe? Nun, so wollen wir ihm auch von ganzem Herzen gern den Gefallen thun und unser Freund soll nach wie vor unser Herr Harder oder Herr Prediger bleiben. – Jetzt aber wollen auch wir uns zur Ruhe begeben, denn wir Alle sind nicht an dies Schwirren und Girren gewöhnt und haben sogar die Pflicht, uns auf morgen zur Fortsetzung desselben zu stärken. Gute Nacht, mein lieber Harder, und nun schlafen Sie recht süß.«

Sie bot ihm herzlich wie immer die Hand und warf ihm dabei einen Blick zu, den er sogleich verstand, denn er reichte auch Helenen seine Hand hin, die darüber freudig erröthete und dann mit der Gräfin das Zimmer verließ.

Wie dieser erste Tag verlaufen war, verlief auch der nächste, nur daß er noch etwas zeitiger anbrach und

mehr Unruhe brachte als jener. Die fremden Herren standen zwar nach alter Gewohnheit, wenn sie kein früherer Dienst aus den Betten trieb, erst etwas spät auf, aber um zehn Uhr nahmen sie doch schon in ihren Zimmern das erste Frühstück ein und dann statteten sie einander Besuche ab und verfügten sich gemeinschaftlich nach den Stallungen, wo sie Pferde probirten und vertauschten und verschiedene Wetten auf den Ausfall der bevorstehenden großen Rennen in der Hauptstadt abschlossen, an denen sich mehrere von ihnen mit ihren zur Stelle gebrachten Jagdrennern zu betheiligen gedachten. Später wurden auch Spazierfahrten und Ritte durch die Wälder gemacht, wobei des Grafen Förster den Führer abgab, während der Graf mit dem Prinzen auf den Anstand ging, um einen Hirsch zu schießen, was dem erlauchten Herrn zu seinem besonderen Vergnügen auch glückte. Auf diesen Waldgängen überzeugten sich die Gäste zu ihrer großen Freude, daß der von ihrem Wirthe angegebene Wildstand in der That ein übermäßig großer sei und daß also die auf den bevorstehenden Sonnabend angesetzte große Treibjagd allen gehegten Wünschen und Erwartungen entsprechen werde.

Kamen die Herren dann um zwei oder drei Uhr in's Schloß zurück, so hielt sie die Müdigkeit oder eine nothwendig gewordene Erfrischung auf ihren Zimmern bis zur Tafelstunde fest und diese war in der That noch lebhafter geworden, als am ersten Tage, denn am zweiten waren noch andere Gäste zur Tischzeit gekommen, einige Herren aus der Nachbarschaft in Begleitung schöner

Frauen, die den jungen Gästen den Aufenthalt auf der romantischen Rabenburg zu einem noch angenehmeren zu gestalten wußten, obgleich sie Abends nach dem Thee dieselbe schon wieder verließen.

Doch, kehren wir noch einmal zum ersten Abend zurück, der der armen Wirthin leider noch nicht die gewünschte Ruhe bringen sollte, nachdem sie sich von Wolfgang Harder und Helenen getrennt. Sie hatte bereits das sie beengende Staatskleid abgelegt und saß in einem reizenden Negligee auf ihrem Sopha, um noch in einem von dem Geistlichen ihr empfohlenen Buche zu lesen, als ganz unerwartet der Graf bei ihr erschien, um, wie er sagte, noch etwas Geschäftliches für den nächsten Tag mit ihr zu verabreden. Er sah dabei nicht gerade sehr vergnügt aus, denn er hatte seinen ziemlich bedeutenden Verlust noch immer nicht ganz verschmerzt und ärgerte sich um so mehr darüber, weil auch der Prinz fünfundzwanzig Friedrichsd'or verloren, was durchaus nicht zu seinem Plan stimmte, da der hohe Herr, so lange er auf der Rabenburg weilte, nach seiner Meinung nur Freude und Gewinn haben sollte.

»Guten Abend,« sagte er, als er eingetreten war und sich seiner Gemahlin gegenüber auf einen bequemen Sessel hatte fallen lassen, »ich komme ganz einfach, um mit Dir noch Einiges zu besprechen, wozu man jetzt den Tag über keine Zeit finden wird, zumal der Prinz mich aufgefordert hat, morgen Vormittag in seiner Gesellschaft ein wenig zu jagen. Nun, im Ganzen bin ich mit Deinen Anordnungen zufrieden gewesen; – der Prinz war galant

und liebenswürdig wie immer und Du hast Dich gegen ihn auch ziemlich freundlich benommen. Das ist gut, das liebe ich; fahre nur so fort, dann wird er nicht vergebens hier gewesen sein. Nur Eins muß ich leider bitter rügen und das ist der Hauptgrund, warum ich Dich noch einmal stören muß, bevor Du Dich – Deinen süßen Träumereien überlassen kannst.«

Die Gräfin, die ihr Buch in der Hand behalten, schlug es jetzt zu, legte es auf den Tisch und sah den so herbe Sprechenden mit einem fragenden Blick an. »Was hast Du bitter zu rügen?« fragte sie dann, indem ihr Busen sich schon wieder vor Aufregung höher hob.

»Daß Du dem Herrn im schwarzen Rock, Deinem lieben Jugendfreunde, den Platz Dir gegenüber, den eigentlichen Haupt- und Ehrenplatz bei Tisch angewiesen hast. Das hättest Du nicht thun sollen, nicht thun dürfen und das hat dem Prinzen augenscheinlich mißfallen, da der hochmüthige Priester ihm durchaus nicht behagt.«

Die Gräfin zuckte sichtbar zusammen und sah ihren Gemahl mit einem überaus verwunderten Gesicht an, ohne im ersten Augenblick das rechte Wort zur Entgegnung finden zu können. »Sprichst Du die Wahrheit?« stammelte sie endlich.

»Gewiß spreche ich die Wahrheit, denn er hat es mir selbst gesagt.«

»Der Prinz?« fragte die Gräfin, immer mehr verwundert und fast erschrocken. Aber plötzlich faßte sie sich

und sich auf ihrem Sitz halb aufrichtend und dem bejahend nickenden Grafen fest und stolz in's Auge blickend, fuhr sie fort:

»Nun, dann hat der Prinz, nimm es mir nicht übel, gegen Dich nicht die Wahrheit gesprochen. Mir hat er im Gegentheil wiederholt gesagt, daß der stille, geistreiche Mann – so nannte er Deinen ›schwarzen Mann‹ – der so wenig geredet, aber mit jedem Wort seinen Geist, seine Bildung verrathen, ihm außerordentlich gefallen habe. Wie findest Du das?«

Der Graf, so energisch und der Wahrheit gemäß corrigirt, versuchte seine augenblickliche Verlegenheit hinter einem lauten höhnischen Lachen zu verbergen und sagte dann mit einer seltsamen Dehnung im Ton:

»So? Wenn er Dir das wirklich gesagt hat, so begreife ich ihn nicht, oder es ist vielleicht nur ein galanter Scherz von ihm gewesen, da er wohl bemerkt haben muß, daß der schwarze Herr unter Deiner unmittelbaren Protection steht und Dir gewissermaßen eine Hauptperson ist. Doch das bei Seite, was mir persönlich ganz einerlei ist – hat er Dir sonst noch vielleicht etwas über Deinen Intimus gesagt, denn ich merkte wohl, daß er sich längere Zeit – in scherzhaftem Ton mit Dir über ihn unterhielt?«

Der Gräfin war ihr ganzer Muth wiedergekommen und nachdem sie sich eine Weile besonnen, ob sie auch jetzt die Wahrheit sprechen solle, sagte sie mit ihrem edlen Freimuth, der dem Grafen stets zumeist imponirte:

»Ja, das hat er in der That gethan und er hat mir noch Manches über Herrn Harder gesagt, was Du wissen kannst und sollst. Unter Anderm sagte er, daß solche Männer, wie der Prediger einer sei, die durch Bildung, Geist und körperliche Begabung weit über ihre Stellung hinausragten, im Grunde – sehr gefährliche Leute seien. Wenigstens halte er sie dafür. Sie seien unscheinbare und darum nur um so mehr zu beachtende Minenzünder – das war sein eigenes Wort – die einen unsichtbaren Vulkan in sich trügen und, wenn sie einmal zu einer Explosion gedrängt würden, ein ganz anständiges Erdbeben mit allen bedeutsamen Folgen erzeugen könnten.«

Der Graf, als sei er nun ganz zu seiner besten Laune zurückgekehrt, obgleich er so eben nur eine von ihm wohl gefühlte Niederlage erlitten, lachte noch einmal laut auf und rief:

»Haha! Das ist lustig, ja mehr als das! Der – ein Minenzünder, der einen unsichtbaren Vulkan in sich trägt und ein ganz anständiges Erdbeben erzeugen kann? O, nimm es mir nicht übel, das ist gerade zum Lachen! Da hat er Dir in seiner prinzlichen Weise ein recht hübsches X für ein U gemacht und Du bist so thöricht gewesen, es für baare Münze zu nehmen. Haha! Ja, wenn er sagt, »einen Sturm im Glase Wasser«, dann wollte ich es eher glauben, aber eine Mine zum Explodiren bringen, ein Erdbeben erzeugen, nein – das ist wahrhaftig ein himmelstürmender Capitalscherz. Weißt Du was? Eine

solche Explosion, ein solches Erdbeben möchte ich einmal erleben. Laß Du Dich einmal von diesem verborgenen Vulkan in die Luft sprengen – das muß ein schöner Anblick sein und wir Alle, die dies Schauspiel für Götter mit ansehen dürfen, wollen von ganzem Herzen unsern Beifall klatschen. So,« und er stand auf und sich frostig und höhnisch verbeugend, fuhr er fort: »da hast Du mich noch ganz unerwartet in sehr gute Laune versetzt und nun werde ich meine paar lumpigen Goldstücke um so eher verschmerzen können. Gute Nacht! Träume recht süß und bereite Dich im Stillen auf Deinen erbaulichen Luftsprung vor!«

Er glitt wie ein düsterer Schatten aus dem hellen Zimmer der ihm weniger vorwurfsvoll als tief betrübt nachblickenden Frau und lachte noch laut fort auf dem Corridor, ehe er sein Zimmer erreichte. Aber da sollte sein gutes Glück ihm noch eine andere Begegnung in den Weg führen, denn eben kam Fräulein von Winning aus ihrem Zimmer, um sich zu den bereits lange schlafenden Kindern zu begeben. Als sie den Grafen auf dem hell erleuchteten Corridor ihr entgegenkommen sah, wollte sie sich rasch zurückziehen, aber es war zu spät, schon hatte er sie erreicht und sofort bei der Hand gefaßt.

»Reizende Helene,« sagte er flüsternd, »mein guter Stern führt Sie mir noch einmal in den Weg und ich danke ihm. Aber warum zittern Sie denn so? Warum blicken Sie so scheu? Wollen Sie auch jetzt nicht hören, was ich Ihnen heute tausend Mal im Stillen zugerufen habe, daß ich Sie schön und liebreizend wie immer finde und daß

Sie würdig sind, in dem vornehmsten aller Herzen als Göttin zu thronen?«

»Herr Graf,« erwiderte die Geängstigte mit aller ihr zu Gebote stehenden Kraft, indem sie sich bemühte, ihre Hand aus der sie umschlingenden Hand des Schloßherrn zu ziehen, »ich muß es wohl dulden, wenn Sie mich so am Gehen verhindern, aber gestatten Sie mir, Ihnen in aller Bescheidenheit zu sagen, daß eine Göttin sich nie so zu einer Verbannung zwingen läßt, selbst wenn ihr das Herz des vornehmsten aller Männer zum Exil angewiesen würde.«

»Ah,« rief der Graf, noch leiser als vorher sprechend, während Helene ziemlich laut ihre Meinung abgegeben, »Sie sind immer geistreich und das ist kein Fehler, wenn schon so viele bezaubernde Eigenschaften vorhanden sind. Aber Sie dürfen nicht *zu* geistreich gegen mich sein. Ich weiß, wo Sie verwundbar sind, und ich – ich werde Sie an dieser schwachen Stelle angreifen, wenn Sie Ihrem Geist einen zu großen Spielraum überlassen.«

»Wo ist diese verwundbare Stelle, Herr Graf?« fragte Helene mit zitternden Lippen.

Der Graf zeigte mit der rechten Hand nach der Wohnung des Predigers hinunter und begleitete diesen Wink mit einer Miene, die das arme Mädchen noch tiefer erschütterte, da sie ihn auf der Stelle verstand.

»Hüten auch Sie sich vor ihm,« sagte er mit einem bedeutungsvollen Blick, »die Gräfin hat mir so eben gesagt, daß er einen Vulkan in sich trägt und daß er, wenn es einmal bei ihm zur Explosion kommt, ein Erdbeben

zu erzeugen vermag. Nehmen Sie sich vor einer solchen Explosion in Acht, Sie könnten auch mit in die Luft gesprengt werden, wie andere Leute. Und nun gute Nacht, mein schönes Kind, und schlafen auch Sie recht süß in diesem durch einen Einzigen zu einem Paradies umgewandelten alten Rabennest.«



Ueber die Gräfin, als die über Alles waltende Hausfrau, stürmten in diesen Tagen, zumal die Zahl der Gäste täglich wuchs und nur zu häufig wechselte, so viele ungewohnte Geschäfte ein, und die verschiedenen Anordnungen, die sie deshalb mit ihrer zahlreichen Dienerschaft zu treffen hatte, nahmen ihre ganzes Zeit so sehr in Anspruch, daß sie ihre früheren Beschäftigungen ganz bei Seite liegen lassen mußte und vom Genuß irgend einer freien Stunde bei ihr gar keine Rede war. Selbst dem Unterricht der Kinder, dem sie sich sonst mit ganzem Herzen hingegen, konnte sie sich in dieser Zeit nicht widmen und so wurde derselbe allein dem Prediger und der Erzieherin überlassen, die ihre Unterrichtsstunden in der Bibliothek nach wie vor streng innehielten und sich um die im Schlosse vorgehenden Dinge so wenig bekümmerten, als wären sie sie so gut wie gar nicht vorhanden.

Wenn nun auch Helene hierdurch häufiger und länger die Gesellschaft des von ihr so hoch verehrten Predigers genoß und durch näheren und ungestörteren Umgang mit ihm außerordentlich beglückt wurde, so litt die

Gräfin in ihrer Absonderung von ihnen doch um so mehr und höchstens nur auf wenige Augenblicke war es ihr am nächsten Tage vergönnt, einige flüchtige Worte mit dem Freunde zu wechseln, und ihr früher ausgesprochener Wunsch, daß er sich in diesen Tagen der Aufregung so viel wie möglich in ihrer Nähe halten möge, konnte somit durch die sie bedrängenden Verhältnisse selbst nicht zur Ausführung gelangen.

Nur einmal, am zweiten Morgen nach Ankunft der Gäste, nachdem die Unterrichtsstunden der Kinder eben vorüber waren und Wolfgang Harder sich nach Entfernung der Erzieherin mit ihren Pflegebefohlenen noch in der Bibliothek aufhielt, um nach einem Buche zu suchen, führte sie ein längeres und auch nicht sonderlich erquickendes Gespräch mit ihm. Die Gräfin hatte eben ihre Kinder oben im Zimmer empfangen und sich mit ihnen einige Augenblicke beschäftigt, was ja stets eine süße Pflichterfüllung für sie war. Bei dieser Gelegenheit erfuhr sie zufällig, daß Herr Harder noch in der Bibliothek sei und so stieg sie, nachdem die Kinder sie verlassen, die Wendeltreppe hinab, um dem Freunde zum ersten Mal an diesem Morgen einen Gruß zu sagen. Sie traf ihn in der That noch an, hoch oben auf einer Leiter stehend und unter den bestäubten Büchern suchend, aber er stieg sogleich herab, als er das Rauschen ihrer Kleider auf der Treppe vernahm und begrüßte sie auf das Herzlichste,

wobei es der ihn immer scharf beobachtenden Gräfin vorkommen wollte, als ob seine Miene eine gewisse Befangenheit verrathe, die er früher nie und selbst im Schlosse noch nicht in dem Grade gezeigt.

»Mein lieber Freund,« begann sie ihre Rede, nachdem sie ihm freundlich die Hand gereicht, »ich muß Sie einmal wieder in unserer alten Heimath aussuchen, der ich mir ganz entfremdet vorkomme, als wäre es schon eine lange Zeit her, seitdem wir darin so gemüthlich beisammen gewesen. Aber ich weiß nicht, wie es kommt: jeder Tag, der in diesem Taumel und dieser Unruhe verstreicht, scheint nur, so rasch er vorübergeht, eine Ewigkeit in sich zu bergen und mich selbst und alle Anderen um mich her mit seiner magischen Gewalt in ganz andere Wesen umzugestalten. Ja, gewiß,« fuhr sie fort, als er seine Augen unverwandt mit einer eigenen Forschermiene auf sie gerichtet hielt und dabei ein bei ihm ungewöhnlich langes Stillschweigen beobachtete, »Sie sind auch ein ganz Anderer und so still und zurückhaltend geworden, wie ich Sie nie gesehen, und Sie bewegen sich lange nicht mehr so frei und leicht vor meinen Augen und sprechen sich nicht mehr so zwanglos wie früher aus, trotzdem wir uns jetzt doch schon länger und besser kennen. Ganz besonders auffallend aber ist diese Neuerung vor mich hingetreten, seitdem wir diesen unheilvollen Besuch im Hause haben. O, Sie sollten sich denselben nicht so zu Herzen nehmen und wieder einmal der freundliche und heitere Mann sein, der Sie damals – o, wissen Sie es noch? – auf

dem friedlichen Berge waren. Warum ist denn eigentlich diese Veränderung mit Ihnen vorgegangen?«

»O, gnädige Frau,« antwortete er, indem ein sanftes Lächeln seine aufrichtige Miene überflog, »das ist doch wohl sehr natürlich und kann ja eigentlich gar nicht anders sein. Auf dem Berge dort waren wir freie Leute, gehörten uns allein, waren keinem Zwange unterworfen und standen uns einfach als Menschen gegenüber. Hier aber sind Sie etwas ganz Anderes geworden und gerade die Anwesenheit der vornehmen Gäste und deren unausgesetzte Huldigung gegen Sie haben es mir von Neuem in die Erinnerung zurückgerufen, daß Sie – meine Herrschaft und ich also gewissermaßen – Ihr Diener bin.«

»Harder!« rief sie, erstaunt einen Schritt zurücktretend und mit ihrem schönen Auge ihn vom Kopf bis zu den Füßen messend, »bitte, nein! Welches Wort haben Sie da gesprochen und wie sehr hätten Sie mich damit kränken können, wenn ich nicht mit Ihnen fühlte, daß Sie durch die Umstände einigermaßen berechtigt sind, sich in Ihrer Stellung augenblicklich isolirt zu finden. Nein, ich bitte Sie herzlich, verbannen Sie solche Gedanken; zwischen uns ist nichts, nichts geändert, als das, daß Sie mir hier und jetzt als Geistlicher noch höher stehen, als Sie mir dort als Mensch und Freund standen. Ich wußte ja damals nicht, daß Sie ein solcher waren, ja ich hatte keine Ahnung davon. Ich hatte Sie allein, noch ehe ich in Ihnen den Jugendbekannten wieder entdeckt, als Mensch liebgewonnen – o Sie wissen es wohl – da Sie sich mir stets als guter und redlicher Mensch gaben. So

sind wir allmählig wahre Freunde geworden, die Erfahrungen unserer Jugend haben sich mit der Erkenntniß unserer gegenwärtigen Zeit herzlich verbunden, und so soll es ferner zwischen uns bleiben. Das ist allein unser Verhältniß, was nichts auf der Welt, kein Mißbrauch der Gewalt, von welcher Seite sie auch kommen, kein Hohn und Spott, welche Lippe ihn auch sprechen mag, ändern kann. So denke ich wenigstens und ich hoffe zu Gott, daß unsere Meinungen diesmal nicht auseinander gehen. Nicht wahr? Nun denn, so geben Sie sich also, wie Sie früher waren und innerlich immer noch sind; legen Sie sich keinen Zwang auf, in Nichts, in Niemandes Gegenwart, sei er wer er sei, Sie sehen ja, daß ich mir auch keinen auferlege, als daß ich jetzt über meine Zeit nicht allein nach Gutdünken verfügen kann. Behindern, öffentlich und laut behindern wird Sie Niemand darin, das sollte Niemand wagen, ich stehe Ihnen dafür. In dieser Beziehung wenigstens bewege ich mich frei, und stolz und kräftig bewache ich mein mir angeborenes Vorrecht: zu denken und zu sprechen, wie meine Seele es verlangt. Denn die Seelen und Geister der Menschen unterliegen keinem äußeren Zwange, sie schweben frei und flüchtig über den Schranken der Welt, und das Einzige« – hier lächelte sie unendlich gütig – »das Einzige, was mir bei diesen Worten auffällig ist, ist das, daß ich, Ihr Beichtkind, Ihre Pflegebefohlene, zu Ihnen, meinem Seelsorger, so er-muthigend reden, ja predigen muß, während sonst doch die Kraft des Willens und der That in schöneren Worten

aus Ihrem Munde floß. Nun, können Sie mir etwas Entscheidendes hierauf erwiedern, was meine Meinung in dieser Beziehung über den Haufen wirft?«

Wolfgang Harder, der schon lange mit stiller Verwunderung der oratorischen Macht der so begabten und willensstarken Frau zugehört hatte, mußte jetzt unwillkürlich lächeln, als er sie so überzeugend sprechen hörte und jedes ihrer Worte eine wohlthuende Empfindung in seinem schon lange aufgewühlten Herzen erregte. Dennoch konnte er sich nicht enthalten, noch einen letzten leisen Widerspruch zu versuchen, vielleicht um sich von ihr, der in der höheren Gesellschaft heimischeren Frau, auch darin besiegen zu lassen.

»Sie haben wohl Recht,« sagte er sanft, »wenn Sie so ermuthigend zu mir reden, aber in meiner Lage kann ich mich doch wohl nicht anders zeigen, als ich mich in der That zeige. Bedenken Sie nur, daß viele und gewiß recht scharf beobachtende Augen auf mir ruhen und jedes meiner Worte und jede meiner Geberden in einem kritischen Gehirn skeptisch erwogen werden. Es ist eben die sogenannte traurige Etikette, der auch ich hier zum Opfer gefallen bin und in ihre Regeln und Gebote muß ich mich wie jeder andere Mensch fügen, wie ja auch Sie sich unwillkürlich oder mit unterwürfiger Selbstaufopferung unter dieselben fügen. Darin glaube ich Recht zu haben, gnädige Frau, nicht wahr?«

Sie schwieg eine Weile und schaute nachdenklich zu Boden.

»Ach Du lieber Gott, ja,« sagte sie endlich, »die Etikette! Was für ein trauriges, mich immer knechtisch einschnürendes Wort und welcher erbärmliche Begriff von einer Macht, der sich kein Mensch, hoch oder niedrig stehend, mit Gleichmuth und freiem Willen unterwirft, ist doch diese Etikette! O welche verhängnißvolle Last haben mit dieser die Welt beherrschenden Krankheit – die auch epidemisch wirkt – nach der einen Seite herrschsüchtige, nach der andern sklavische Menschen auf uns gehäuft! Nein, nein, nein, äußerlich mag sie vorhanden sein und unsern freien Willen einen Augenblick lähmen, aber innerlich erkenne ich sie nicht an, da existirt sie nicht für mich, ja ich verabscheue sie und wenn es an mir läge, und ich die Macht dazu besäße, so würde ich sie aus der Welt verbannen und niemals, niemals sollte sie wieder irgend einen Einfluß auf mich üben. – Was nun aber die Etikette zwischen uns betrifft, mein lieber Freund,« fuhr sie mit heiterer Miene fort, »so wollen wir wenigstens ein für alle Mal den Grundsatz aussprechen, daß sie nicht existirt. Für Sie bin ich nicht die Gräfin Brandhorst, was ich ja auch damals auf dem Berge nicht sein wollte, sondern für Sie bin ich allein – die Freundin. Da haben Sie meine Hand, mein theurer, lieber Freund, ich drücke sie Ihnen warm und herzlich, und nun sind wir wieder die Alten und kümmern uns nur noch um die Menschen da draußen, wenn es durchaus nothwendig ist, nicht wahr?«

»Ja,« sagte er, frei und leicht aufathmend, »wenn Sie so edel und aufrichtig sprechen und mich zu solcher ungezwungenen Handlungsweise auffordern, warum sollte ich mich Ihrer Ansicht nicht fügen, sie nicht auch zu der meinigen zu machen versuchen? So sei es denn so, wie Sie sagen, und ich will Alles thun, was an mir liegt, auch unter diesen Umständen Ihr Freund im vollen und wahren Sinne des Worts zu sein, wie ich es früher unter anderen Verhältnissen schon von ganzem Herzen war.«

»So, das ist recht, lieber Harder. Nun fühle ich, daß wir wirklich wieder die Alten sind und nun harren Sie nur in Geduld noch eine kurze Zeit aus. Die schlimmen Tage gehen, wie Sie sehen, rasch genug vorüber, wenn uns auch manche Stunde darin lang und bitter wird. Und nun noch Eins, ein Wichtiges und Erfreuliches. Der Prinz bleibt mit seinen Gästen nicht so lange bei uns, wie mein Mann es anfangs vermuthete. Am Sonntag Morgen schon, lange bevor wir zur Kirche gehen, reisen sie ab, der Prinz selbst hat es mir gestern Abend bei Tische gesagt. Nur der eine schreckliche Jagdtag morgen muß noch überstanden werden und er wird einer der schwersten von allen sein, denn ich soll auch einmal wieder zu Pferde steigen und die Amazone spielen, was ich eigentlich nie gern gethan und schon für immer beseitigt geglaubt hatte. Indessen werde ich nicht die einzige Dame zu Pferde sein, es kommen ihrer mehrere dazu her und so werde ich ja wohl auch über diesen einen steilen Berg noch hinwegklettern. Dann aber, dann gehören die Stunde und der Tag

wieder uns und wir können und werden friedlich wie früher mit einander verkehren. Jetzt aber leben Sie wohl, ich habe noch mancherlei Besorgungen auf mir und darf mich als Hausfrau nicht schelten und säumig finden lassen. Auf Wiedersehen bei Tische und – obgleich wir heute noch mehr Gäste bei Tafel haben als gestern, sitzen wir doch wieder einander gegenüber und unsere Blicke wenigstens können mit einander sprechen, was unsere Lippen nicht vermögen. Leben Sie wohl!«



Der Sonnabend, der von dem Grafen am sehnlichsten erwartete Tag, da sich an ihn seine kühnsten und egoistischsten Hoffnungen und Wünsche knüpften, war endlich gekommen und der Himmel hatte es mit den fröhlichen Menschen, die an der festlichen Jagd Theil nehmen wollten, wohlgemeint, indem er ihnen einen heiteren und nicht zu heißen Sommertag geschenkt. Schon vom frühesten Morgen an herrschte in dem alten Schlosse die lebhafteste Bewegung, denn bereits um acht Uhr waren zahlreiche Gäste aus der Nachbarschaft eingetroffen, mit ihnen einige Damen, die, nachdem die Gräfin sie zuvorkommend begrüßt und die ihnen nothwendigen Dienerinnen zuertheilt hatte, eilig die ihnen angewiesenen Zimmer aufsuchten, um sich in die mitgebrachten Reitkleider zu werfen. Der Graf war mit seinem Förster und einigen Gehülften schon viel früher mit den Vorbereitungen zur Jagd beschäftigt gewesen und eine Menge

Treiber aus dem Dorf waren aufgeboten, damit die zu erlegenden Hirsche im Bereiche der Gutswaldungen blieben und nicht über die üppig wogenden Getreidefelder in der Nähe brächen, die durchaus, wenn man nicht große Unannehmlichkeiten oder Kosten haben wollte, geschont werden mußten.

Im Schlosse selbst war in fast allen Zimmern schon frühzeitig Lust und Leben zu spüren. Die jungen Jagdherren nahmen gemeinschaftlich in einem größeren Gemach ihr erstes Frühstück ein, und kleideten sich dann flugs zu dem kühnen Ritt an, der ihnen bevorstand und so viel Vergnügen verhiess. Auf dem Hofe ging es laut und geräuschvoll genug her. Da wurden die Pferde gestriegelt und gesattelt und die edlen Thiere wieherten voll Muth und Eifer, in's Freie zu kommen, um ihr feuriges Temperament einmal austoben zu können. In den Ställen daneben aber heulte die wohl dressirte Meute, denn die gelehrigen Thiere ersahen aus allen Vorkehrungen, daß auch sie heute in Thätigkeit gerathen würden, wenngleich ihnen, da es ja keine Parforcejagd galt, keine große Arbeit vorbehalten war und sie eigentlich nur zum Prunk und um dem ganzen Vorhaben ein stattlicheres Ansehen zu geben, das allgemeine Vergnügen theilen sollten. Dazwischen tönte dann und wann das melodisch klingende Horn des jungen Piqueurs, der zum Gefolge des Prinzen gehörte und schon am Abend vorher mit seinen Hunden von der Stadt her auf dem Schlosse eingetroffen war. Um zehn Uhr wollte man sich im Schloßhofe versammeln, zu Pferde steigen und in bestimmten, von dem Grafen

vorher dazu bezeichneten Gruppen nach verschiedenen Richtungen hin den Weg nach dem Orte im Walde antreten, wo die hochgeweihten Waldthiere niedergeschossen werden sollten. Jeder Gruppe war ein mit der Gegend genau vertrauter Führer beigegeben, der von dem Grafen und dessen Förster die nöthigen Anweisungen erhalten hatte.

Um halb zehn Uhr trat der Graf gestiefelt und gespornt bei seiner Gemahlin ein, um sich zu vergewissern, daß sie nicht säumig gewesen, und ihr noch einmal, was ihm sehr nöthig schien, die letzten Verhaltensmaßregeln zu geben, denn er wußte ja, daß der Prinz diesen Tag mit seinen günstigen Gelegenheiten dazu ausersehen, mit seiner Gemahlin im Walde zusammenzutreffen und mit ihr nach seiner galanten Art über den wichtigen Gegenstand zu sprechen, der dem Grafen so sehr am Herzen lag und alle seine Hoffnungen in Erfüllung bringen sollte. Er, wie alle übrigen Herren, den Prinzen nicht ausgenommen, hatte kurz vor dem Aufbruch noch ein zweites Frühstück genossen und man hatte dabei zahlreiche Flaschen starken Weins auf das Gelingen des Tages geleert; das Hauptfrühstück dagegen sollte im Walde nach Beendigung der Jagd eingenommen werden, wozu schon zeitig alle Vorbereitungen getroffen waren. So trat der Graf also in etwas angeregtem Zustand bei seiner Gemahlin ein, was diese beim ersten Blick auf sein dunkel geröthetes Gesicht gewahrte und sie schon im Voraus besorgte machte, da sie wußte, daß der Wein auf den edlen Herrn niemals eine erheiternde Wirkung ausübte, sondern ihn

nur erbitterter und sarkastischer denn je zu stimmen und zu einer bei ihm nicht ungewöhnlichen Heftigkeit anzustacheln pflegte.

Als er in ihr eigentliches Wohngemach trat und sie nicht darin fand, suchte er sie in dem nächsten und dann auf der Veranda auf, und hier sah er sie, vollständig zu dem ihr so widerwärtigen Ritt gerüstet, auf einem ihrer Lieblingsplätze unter blühenden Granaten- und duftenden Orangenbäumen sitzen und gedankenvoll in die weiße blaue Ferne hinausstarren, in der ihr Geist heute mehr als in der ihr sonst so lieben Häuslichkeit zu weilen schien.

»Ah,« sagte er, nachdem er sie einige Zeit mit scharfem kritischen Blick gemustert, »also schon wieder und an so frühem Morgen in melancholische Träumereien versunken? Du bist in Wahrheit, selbst im wachen Zustande, eine ewige Träumerin geworden und man wird fast zum Mitleid angeregt, wenn man Dich in so interessanter Stellung sitzen sieht und aus Deinen weitfliegenden Gedanken stören muß. Verzeih' mir also mein Erscheinen und gib Dich diesmal dem gewöhnlichen Erdenleben hin nachdem Du lange genug in Deinen sieben Himmeln geschwärmt hast. – Aber sieh' da,« fuhr er mit heftigem Stirnrunzeln fort, als die Gräfin ihn mit einem still fragenden Blick ansah und kein Wort auf seine so seltsame Begrüßung fand, »Du erscheinst heute in einem schwarzen Reitkleide? Ich dünkte, Du könntest Dir auch einmal ein hellfarbiges machen lassen, wenn Du keins hast, – ich

liebe, wie Du weißt, diese Deine Leibfarbe nicht sonderlich.«

Die Gräfin erhob sich etwas aus ihrer nachdenklichen Stellung und erwiederte ruhig:

»Ich denke nur noch wenig zu reiten und da wird dies noch fast ganz neue Kleid ja wohl ausdauern. Es ist von schwarzem Sammet, wie Du siehst, und also wohl kostbar und elegant genug.«

»Nun ja, das mag sein, aber wenn Du dabei nur nicht immer eine solche sauersüße Miene annehmen wolltest! Gegen mich ginge das noch, ich bin an Deine Absonderlichkeiten gewöhnt, aber wenn der Prinz Dir eine Artigkeit sagt, solltest Du doch eigentlich eine andere Miene aufsetzen. Das ist, ehrlich gesprochen, eine reine Dummheit von Dir, meine Liebe, wenigstens eine furchtbare und wenig überlegte Kinderei. Solche Herren, wie er, sind nicht gewöhnt, in den Schmachtriemen gepreßt zu werden, sie kommen, sehen und siegen, wie jener große Feldherr der Römer. Sei also nicht, ich sage es Dir zum letzten Mal, so engherzig kühl, so prüde und starr; das ist nicht Sitte und feiner Ton bei Leuten von Stand und Rang, zu denen Du nun einmal als meine Gemahlin und, wie es scheint, ganz *contre coeur*, gehörst. – Und nun noch Eins, das Hauptsächlichste. Bemühe Dich auf jede Weise, den Prinzen heute an Deine Seite zu fesseln und ihm mit Deiner ganzen Liebenswürdigkeit – ich beanspruche sie ja nicht für mich – in gute Laune zu versetzen. Er wird mit Dir endlich, das hat er mir im Vertrauen gesagt, von meinen Wünschen, den Diplomatenposten in

W... zu erhalten, sprechen, und dann unterstütze meinen lebhaften Wunsch mit allen Kräften. Giebt er Dir irgend eine bestimmte Zusage, so ist die Sache fertig und ich bin ein für alle Mal ein glücklicher Mann. Das muß Dir genügen und deshalb fordere ich Dich zu meinem Beistande auf. Alles Andere ist Nebensache, pure Kindelei. Du weißt, wie meine Finanzen stehen. Ich hatte gerade nicht viel, als ich Dich heirathete, und Dein Vermögen hat mir aufgeholfen. Indessen ist es mit der Zeit, wie ja Alles einmal vergeht, etwas verbraucht und ich muß an neue Hülfquellen denken. Bin ich erst Diplomat, so lebe ich auf Staatskosten und das uns Uebriggebliebene, so viel oder wenig es ist, hilft mit. Das bedenke in Deinem sonst nicht ganz umdunkelten Sinn. Ich habe keine Lust, hier als ewiger Landjunker zu verbauern. Die Welt hat verlockende Reize für mich und die will ich genießen. Genieße sie mit mir und wir werden, wenn wir auch keine große Zärtlichkeit für einander besitzen, ganz erträglich mit einander leben. Du gönnst mir wie bisher *meine* Liebhabereien und ich gönne Dir Deine – Studien und Träumereien. Mache sie an und über Menschen, an welchen Du willst, ob sie Roth- oder Schwarzröcke tragen, am Ende wirst Du doch mit mir übereinstimmen, daß Alles in der Welt eitel ist außer dem Genuß, daß man die Menschen nicht lieben, sondern nur verachten kann und daß die Unsterblichkeit – Dein unwandelbares Traumbild – sich in den Kreis einiger dreißig, höchstens vierzig Jahre einpfercht. Diese Unsterblichkeit denke ich zu erleben und durchzukosten; was hinterher kommt, kümmert

mich nicht oder ist mir sehr gleichgültig; aber so lange ich jung und kräftig bin, will und muß ich genießen. Da hast Du noch einmal meine Philosophie, die Du schon kennst, und nun richte Dich danach. Eine Antwort will ich von Dir jetzt nicht hören, dazu habe ich keine Zeit, aber gehorchen wirst Du mir heute, ich verlasse mich darauf, denn es steht für mich zu viel auf dem Spiele. Adieu, bis auf Wiedersehen im schönen grünen Walde, Du – schöne Frau im schwarzen Kleid!«

Er verneigte sich mit einem mehr herrisch strafenden als auf ein frohes Wiedersehen hoffenden Blick und eilte schnell von der Veranda fort, nicht im Geringsten der Aufregung und des schmerzlichen Gefühls achtend, in welchem er die arme Frau zurückgelassen. Im ersten Augenblick fühlte sie sich wie zerschmettert, sank gegen die Lehne ihrer Bank zurück, preßte beide Hände fest auf das Herz und brach in Thränen aus. Aber nicht lange sollte sie in diesem ihr so peinlichen Zustande verharren und noch ehe sie sich gesammelt und einen Entschluß gefaßt, sollte eine andere Begegnung ihr zu Theil werden, die sie mehr beruhigte und erquickte, als sie es nach diesem für sie so schweren Auftritt noch für möglich gehalten.

Denn kaum hatte der Graf die Veranda verlassen und in seinem durch seine eigene Heftigkeit hervorgerufenen Zorn die Thür, die dahin führte, hinter sich zugeworfen, so rauschte es im Rücken der leise weinenden Frau und hinter dem dichten Schlingengewächs hervor, welches die Laube umgab, in der sie saß, trat rasch eine weibliche Gestalt, um sich, ebenfalls ihren Thränen hingegen, ihr zu

Füßen zu werfen und mit liebevollen Armen ihre Kniee zu umschlingen.

»Verzeihung, liebe gnädigste Frau,« schluchzte Helene, »Verzeihung, daß ich Sie in diesem Augenblick überrasche und Sie vielleicht auch noch quäle. Aber ich wollte in demselben Moment, als der Herr Graf erschien, zu Ihnen treten und um von ihm nicht bemerkt zu werden, habe ich mich hinter jenem Gebüsch verborgen gehalten. So habe ich denn zu meinem Leidwesen gehört, was hier vorgegangen, und ich begreife den Schmerz der Ihr ganzes Herz erfüllen muß. O, wenn Sie ein Herz mehr gebrauchen, um sich daran aufzurichten, so nehmen Sie das meine, denn keins kann wärmer und theilnehmender für Sie schlagen, das glauben Sie mir!«

Dabei streckte sie ihre Hände flehend nach der Gräfin aus, die ihr mit den ihren schon entgegen kam und ihr nun durch ihre Thränen hindurch unendlich liebevoll und fast schon halb getröstet tief in die so klaren und treuen blauen Kinderaugen blickte.

»Verzeihung, Helene?« fragte die Gräfin mit hingebender Innigkeit. »Ich soll Ihnen Ihre Liebe zu mir verzeihen? O Kind, liebes Kind, wie dankbar und ergeben bin ich Ihnen dafür, die ich innerlich an Liebe so reich und doch äußerlich so sparsam damit bedacht bin. Ja, liebes Kind, ich kann auch *Ihr* Herz gebrauchen, wie das aller Guten, doch still, heute nicht mehr darüber, ein andermal. Was Sie aber eben gehört, das vergessen Sie, wie auch ich es zu vergessen trachten will, denn was der Graf sprach,

kam wohl nicht ganz aus ihm, er schien mir durch seine Heftigkeit und den genossenen Wein wie berauscht zu sein. Ja, seien Sie still, der Tag gehört uns noch nicht allein. Heute herrscht hier noch ein anderer Gott als der unsere, der Gott der *Herren*, aber nicht unser lieber guter Herrgott da oben. Und nun muß ich mich wohl fertig machen, denn die bittere Stunde ist angebrochen, vor der ich schon so lange eine unbegreifliche Angst gehabt. Kommen Sie, geben Sie mir einen Kuß und nehmen Sie die Versicherung meiner herzlichsten und dankbarsten Freundschaft entgegen.«

Sie stand auf, umarmte und küßte das junge Mädchen herzlich und wollte sich eben von der Veranda entfernen, als der alte Benjamin, gestiefelt und gespornt wie alle Uebrigen, eintrat und mit seinem gutmüthigen und heute so traurig aussehenden Gesicht meldete, daß die Herren und Damen bereits im Hofe seien und daß das Pferd die Frau Gräfin erwarte.

»Ich danke Dir, Benjamin!« erwiderte die Gräfin, dem alten treuen Diener einen freundlichen Blick spendend, »und ich sehe mit Freuden, daß Du mich, wie auch sonst, diesmal zu Pferde begleiten wirst. Du hältst Dich überall, wo ich auch bin, in meiner Nähe, verstehst Du mich? Nun, so laß uns denn gehen und noch einmal eine Jagd mitmachen, zu der ich wahrhaftig heute am wenigsten aufgelegt bin.«

Unten in dem geräumigen Schloßhof sah man ein lebhaftes und hier selten so bunt durch einander wogendes Treiben. Einige der ungeduldigsten Herren waren schon zu Pferde gestiegen und die Damen warteten nur noch auf die Gräfin, um es ebenfalls zu thun. Kaum aber war sie, mit möglichster Freundlichkeit nach allen Seiten grüßend, erschienen, so näherte sich ihr der galante Prinz und half ihr selbst in den Sattel des edlen Grauschimmels, der die schöne Last heute durch den grünen Wald zu tragen bestimmt war. So saß denn in wenigen Minuten Alles zu Pferde und gruppenweise, wie es vorher angeordnet, ritt man ab, von den kläffenden Hunden begleitet, die den ermunternden Hörnerschall des in ihrer Mitte reitenden Piqueurs mit ihren heiseren Stimmen beantworteten und sich dann ungeduldig dem Park entgegendrängten, durch welchen die stattliche Cavalkade zuerst ihren Weg nahm.

Für den, der an einem solchen Vergnügen mit ganzem und freiem Herzen Theil zu nehmen vermag, dürfte dasselbe allerdings einen großen Reiz gewähren, denn schon die den Jäger umgebende Außenwelt, wenn sie so schön und einladend wie die in den herrlichen Waldungen der Rabenburg war, übt eine unläugbare Anziehungskraft auf jugendliche und thatendurstige Gemüther aus. In reinster Bläue wölbte sich heute der klare Sommerhimmel über dem thaufrischen Forst, dessen kräftige Buchen- und Eichenstämme majestätisch wie mächtige Säulen eines unabsehbaren Domes gen Himmel strebten und ihre reich belaubten Wipfel mit wahrem Stolz in den

sonnedurchglühten Lüften badeten. Unten dagegen, zwischen den Bäumen und da, wo der breite Weg sich auf moosigem Grunde in weiten Schlangenlinien dahinzog, ruhte noch tiefer kühler Schatten und aus ihm duftete es mit tausend Wohlgerüchen hervor, denn der hellgrüne Waldmeister blühte hier üppig in riesigen Naturbeeten und zahllose andere bunte Waldblumen hauchten mit ihm zugleich ihren schönsten Blüthenduft aus. Aus den lichten Kronen der Bäume aber sangen ganze Schaa-ren unsichtbarer Vögel ihr reines Morgenlied mit doppelter Lust herunter, als wollten sie mit Jubelgesang die fröhlichen Menschen begrüßen, die unter ihnen, munter scherzend und plaudernd, in jugendlicher Vollkraft dahinzogen, unter denen nur eine einzige Seele an stiller innerer Beklemmung litt, da sie eigentlich nicht wußte, wie ihr geschah und warum sie mitten in so ungewöhnlichem Treiben sich befand, denn sie kam sich selbst in der Heimath und unter alten Bekannten fremd vor, als gehöre sie nicht hierher und als sei sie am wenigsten die Person, die durch ihre Schönheit und ihren wunderbaren körperlichen Reiz allen jugendlich funkelnden Augen als glänzender Mittel- und Zielpunkt vorschwebte.

So ritt denn Irene, Gräfin von Brandhorst, heute an der Seite des liebenswürdigen Prinzen dahin, ihr unmittelbar folgend vier andere junge Damen auf wohlgeschul-ten, sanftgehenden Rossen, von denen der Grauschimmel, den die Gräfin ritt, das kostbarste von allen war, welches ihr der Graf einst in Anwendung großherziger Freigebigkeit zu solchen Ausflügen geschenkt, meist aber

selbst ritt, da seine Gemahlin bei Weitem nicht mehr so gern wie früher ein Pferd bestieg, vielmehr weit lieber zu Fuß, selbst auf schwierigen Pfaden, meilenweit bergauf und bergab zu wandern liebte. Alles um sie her aber zeigte sich heute im heitersten Glanz; die bunten Röcke der jugendlichen Reiter, die wallenden Kleider und Schleier der Damen, die frisch blühenden und lachenden Gesichter, Alles schimmerte und flimmerte von Lust und Leben und spiegelte eine so klare Oberfläche ab, als ob es keine bedrückten Herzen auf der Welt gäbe und keinen Schmerz, der darin seine unverwüstliche Wohnung aufgeschlagen hat. Doch heute dachten nur Wenige an bedrückte Herzen und deren Leid, heute strahlten fast alle Gesichter im sonnigsten Licht, denn wo gäbe es für junge Gemüther irgend ein Leid, wenn die Gedanken eben alle nur auf den einen äußerlichen Genuß gerichtet sind, der ihnen so voll geboten ward wie hier?

Anfangs war man im langsamen Schritt vom Schlosse weggeritten, als man aber erst das Dorf hinter sich gelassen, das man in schräger Richtung durchkreuzen mußte, und in das eigentliche Jagdrevier gelangt war und die endlosen Lichtungen des umfangreichen Waldes vor sich liegen sah, fragte der gesprächige Prinz seine Begleiterin galant, ob sie vielleicht geneigt sei, einen kleinen Trab anzuschlagen, da man ja, wie er wisse, nun bald den ersten Rendezvousort vor sich habe. Die Gräfin nickte ihm mit anmuthigem Lächeln, wie es ihr selbst an diesem schweren Tage zu Gebote stand, Beifall zu und leicht flogen nun die gewandten Reiter dahin, denen die Damen

an Eleganz und Geschicklichkeit nichts nachgaben. So gelangte man nach zehn Minuten vom Dorfe aus an eine von gewaltigen Buchen umgebene Waldblöße und hier wurden die Hunde mit dem Piqueur zurückgelassen, da die eigentliche Jagd ohne sie fortgesetzt werden mußte. Hier auch trennten sich die Herren mit fröhlichem Gruß von den zurückbleibenden Damen und jagten dem voransprengenden Prinzen und dem Grafen nach, die auf den fliegenden Rennem wie die Windsbraut dahinstoben, um nun bald an die Stelle zu gelangen, wo das lustige Morden beginnen und die schäumenden Pferde den Herren von den bereits harrenden Dienern abgenommen werden sollten, um ihnen dafür geladene Büchsen in die Hand zu geben.

Jedoch, beschreiben wie dies oft gezeichnete fürstliche Vergnügen hier nicht genauer. Es genüge, zu erwähnen, daß Jedermann seine Schuldigkeit that, Jäger und Treiber, und in wenigen Stunden waren ein Dutzend schöner hochgeweihter Hirsche gefällt, von denen der Prinz drei mit eigener Hand erlegt, worüber er glücklich wie ein junger Feldherr war, der seine erste ruhmvolle Schlacht gewonnen.

Der alte Benjamin, der, wie wir schon gesehen, es sich nicht hatte versagen wollen, seine geliebte Herrin noch in seinen alten Tagen auf einem solchen Jagdzuge wie früher so oft zu Pferde zu begleiten, war unterdeß mit einigen älteren Herren und deren Dienern aus der Nachbarschaft, die sich den Damen angeschlossen, bei der Gräfin zurückgeblieben und führte den weniger zum Jagen als

zum stilleren Mitgenuß geneigten Theil der Gesellschaft dem Orte im Walde zu, wo man, wie er wußte, ein Zelt aufgeschlagen hatte, in dem das übliche Waldfrühstück nach der Jagd eingenommen werden sollte.

Bald auch war es erreicht, die Damen waren von den Herren vorsichtig von den Pferden gehoben und hatten sich dann unter dem schattigen Zelte oder in der Nähe desselben auf improvisirte Moosbänke niedergelassen, die glücklichen Jäger erwartend, die endlich auch kamen, strahlend von Freude und Glück, denn das Vergnügen war über alle Erwartung groß gewesen und ein Jeder wußte Wunderdinge von seinen eigenen und der Anderen Heldenthaten zu erzählen. Das Fest erreichte aber erst seine höchste Höhe, als der schweißstriefende Piqueur und die zusammengekoppelten Hunde langsam mit den aufgebotenen Bauerwagen anlangten, welche die unter grünen Zweigen ruhenden erlegten Hirsche brachten, und nun wurde zuerst jedes Waldthier einzeln betrachtet und besprochen und jeder Jäger glaubte die tödtliche Wunde zu erkennen, die er mit eigener Hand dem edlen Wilde beigebracht. Erst als dieser wichtige Act beendet, und während einige Jäger noch mit dem Wilde nach Jägerart beschäftigt waren, um es rasch aufzubrechen, begaben sich auch die sonnegebräunten Herren in das geräumige Zelt, wo sie die Damen versammelt fanden, von denen nur wenige an der Besichtigung des toten Wildes Theil genommen, am wenigsten die Gräfin, der es stets Schmerz verursachte, wenn sie ein so edles

Thier blutend und starr auf dem dampfenden Rasen liegen sah.

Wie es bei solchen Festen im freien Walde unter genußsüchtigen Menschen üblich ist, wurde das reichliche kalte Frühstück im Zelt in der muntersten Laune und im zwanglosesten Gespräch eingenommen; getrunken wurde der edelste Wein in Fülle und der Champagner in großen Jagdpokalen credenzt, denn bei solchen Gelegenheiten, und namentlich an diesem Tage, kannte der Luxus des schwelgerischen Grafen keine Gränzen und er überbot sich fast in Freigebigkeit, obgleich er erst vor Kurzem seiner Gemahlin zu Gemüthe geführt, daß es mit seinen Finanzen eigentlich gar nicht so brillant bestellt sei, so daß er sich nach neuen Hilfsquellen umsehen müsse. So war es denn sehr natürlich, daß Scherz und gute Laune mit am Tische saßen und der scherzhafteste und bestgelaunte von Allen war der Graf, der hier als Wirth und in Ermangelung des bekritteltten ›schwarzen‹ Mannes seiner Gemahlin gegenüber saß, um die er sich, seitdem er das Schloß verlassen mit keinem Blick bekümmert, an die er kein Wort gerichtet, ja deren Nähe er, so oft es ging absichtlich vermieden hatte. Als man aber dem Bacchus und dem Gotte der Jagd genügende Opfer gebracht, der Prinz auch nach einem glänzenden Toast sein Glas auf das Wohlsein der schönen Wirthin und des gastfreien Wirthes geleert hatte, mußte man an den Aufbruch nach dem Schlosse denken, denn der Weg war weit

und namentlich die Damen begannen sich bei der Hitze des Tages nach ihren kühlen Zimmern im Schlosse zu sehnen.

Als ob er die Parole dazu von höherer Hand empfangen, ritt der Graf, ohne sich von Jemandem zu empfehlen, zuerst von der Waldlichtung ab, nur dem Prinzen noch das Wort zuraunend: er reite voran, um seine Pflichten als Wirth demnächst auch zu Hause zu erfüllen. Dem Grafen folgten einige sehr lachlustige Herren auf dem Fuße nach und ihnen schlossen sich unbemerkt auch einige Damen und die meisten der Diener an, so daß die Gräfin sich plötzlich nur in der Gesellschaft zweier Damen und einiger Herren sah, unter denen sich allerdings auch der Prinz befand, der sich von jetzt an mit einer so ausnehmenden Höflichkeit und Galanterie seiner Wirthin annahm, wie bisher noch nie, obwohl er sie den ganzen Tag über, so lange er in ihrer Nähe geweilt, keine Minute aus den Augen gelassen hatte.

»Es ist heiß geworden und wird jeden Augenblick heißer,« sagte der Prinz zur Gräfin, als diese sechs Personen sich in dem mit Trümmern von Flaschen und Gläsern bedeckten Zelte nur noch allein befanden, »und wir wollen es nicht machen, wie unsere Vorgänger und so schnell durch den glühenden Wald reiten. Der Weg ist ziemlich weit und die Sonne steht gerade über uns. Darf ich auf diesem Wege Ihr Begleiter und Führer sein, meine gnädige Frau Gräfin?«

»Ich werde mich Ihrer Führung gern anvertrauen, Durchlaucht,« erwiderte die Gräfin mit leise erbebender

Stimme, »aber ich kenne den Weg nach dem Schloß gewiß noch genauer als Sie und es könnte also leicht kommen, daß ich eher *Ihr* Führer als Sie der meinige werden.«

Der Prinz verbeugte sich mit tadelloser Galanterie und lächelte glücklich dabei.

»Wir wollen sehen, schöne Frau,« flüsterte er, »wer von uns Beiden am besten führt. Ich werde mein Möglichstes thun und sollte meine Kenntniß nicht ausreichen, so rechne ich fest auf die Ihrige. Darf ich Ihr Stallmeister sein?« fragte er dann, sich vor dem Grauschimmel, den Benjamin herangeführt, niederbeugend und die Hand haltend, um die schöne Frau in den Sattel zu heben.

Diese besann sich nicht lange.

»Wenn Sie *befehlen*, Durchlaucht,« hauchte sie leise hin, »so *gehorsche* ich.«

Gleich darauf saß sie im Sattel und während der Prinz ihre Kleider ordnete und noch einmal selbst nach den Zügeln des Pferdes sah, stiegen die anderen beiden Damen und die Herren und Diener auch auf und der kleine Zug setzte sich langsam in Bewegung.

Anfangs hielten sich Alle ziemlich dicht beisammen, da aber der Prinz sein feuriges Pferd, das nach dem Stalle strebte, straff im Zügel hielt, konnte auch die Gräfin nur sehr langsam reiten, und als die Anderen mehr Eile zu haben schienen und ihre Pferde in leichten Trab setzten, als brauchten sie um das edle Hauptpaar nicht mehr zu sorgen, sah sich die Gräfin bald mit dem Prinzen allein, nur von dem treuen Benjamin in einiger Entfernung gefolgt,

den seine Herrin wohl sah, um den sich der vornehme Herr an ihrer Seite aber nicht im Geringsten kümmerte, wie er denn wohl überhaupt auf nichts mehr außer sich als auf die Gräfin achtete, deren sanftes Gesicht, wenn er es mit den rechten Augen betrachtet hätte, auf diesem Ritt von einer wunderbaren Entschlossenheit und Energie strahlte, die der erhabene und von seiner Stellung so eingenommene Herr aber nur für den Ausdruck ihres inneren Glücks zu halten geneigt war.

Einige Zeit ritten sie so schweigend neben einander her und nur der Prinz erhob sein flammendes Auge dann und wann zu der schönen Frau, um ihre Miene zu prüfen und den Gang ihrer Gedanken zu erforschen, deren Ziel ihm noch etwas räthselhaft und unergründlich zu sein dünkte. Dabei kam sie ihm mit jedem Augenblick schöner und begehrenswerther vor, und je genauer er die wunderbar reinen Formen ihres Körpers betrachtete, die in dem sie herrlich kleidenden schwarzen Sammtcostüm so edel zu Tage traten, um so mehr fiel ihm auch die Anmuth und Ungezwungenheit auf, mit der sie auf dem feurigen Pferde saß, das sich, als sei es stolz auf die schöne Last, die es so leicht trug, fromm und geduldig von ihrer Hand leiten ließ und mit wahrer Lust auf dem weichen Waldboden dahintanzte.

Endlich aber konnte er die in ihm wogende und immer sichtbarer hervortretende Leidenschaft nicht länger zügeln, es mußte ausgesprochen werden, was sein ganzes Wesen erfüllte, und so sagte er, sein Pferd behutsam näher an das ihre lenkend und einen feurigen Blick auf

ihre nachdenkliche Miene richtend, mit leiser, von innerer Aufregung leicht vibrierender Stimme:

»Ich glaube mich nicht zu irren, gnädigste Frau, wenn ich Sie schon den ganzen heutigen Tag in einer mir an Ihnen eigentlich nicht zusagenden Nachdenklichkeit finde. Vorgestern und gestern waren Sie ganz anders, als Sie heute sind, und es schmerzt mich das wahrhaft, weil ich besorgen muß, daß irgend ein mir unbegreifliches Etwas vorhanden ist, was Sie zu diesem Nachdenken zwingt, und – ehrlich gestanden – ich fürchte sogar, daß ich selbst ein wenig die Schuld davon trage, da ich Sie so lange auf diese mir höchst wichtige Unterredung unter vier Augen warten ließ. Um nun meine Besorgniß niederzuschlagen, sagen Sie mir aufrichtig, woran denken Sie eigentlich schon den ganzen Tag und namentlich jetzt, wo wir doch allein sind und Sie mir das Glück Ihrer Gegenwart ungetheilt schenken könnten.«

Die Gräfin erhob langsam das Auge zu ihm und sagte dann mit der ehrlichsten Miene, die den unläugbaren Stempel der Wahrheit dessen trug, was sie sprach:

»Ich denke gerade an Etwas, was Sie ganz gewiß nicht interessirt, Durchlaucht.«

»O, Sie sollten lieber an Etwas denken, was mich recht sehr interessirt und mich schon seit mehreren Tagen ganz und gar beschäftigt.«

»Was ist das, Durchlaucht, wenn ich fragen darf?«

»Nun, wenn wir denn ehrlich mit einander reden wollen, so will ich es ganz sein und Ihnen sagen, daß ich

mich schon seit drei Tagen nur mit Ihrem künftigen Geschick beschäftige.«

»Mit meinem künftigen Geschick? Wie? Hat das nicht allein Gott in seiner allmächtigen Hand? Und Sie wollen sich wirklich damit beschäftigt haben?« fragte die Gräfin, mit einer Verwunderung zu ihm aufschauend, die ihn, da sie dabei in ihrer Erregung wunderbar schön aussah, von innerer Leidenschaft sichtbar erbeben ließ.

»Unaufhörlich und recht innig!« versetzte er, die rechte Hand betheuernd auf die Brust legend. »Ja, mit Ihrem künftigen Geschick,« fuhr er lebhafter fort, »denn Sie sind hier unter keinen Umständen an Ihrem richtigen Platz und, wenn mich nicht Alles trägt, selbst nicht in den richtigen Händen.«

»Der Schein trägt oft, Durchlaucht, und so vielleicht auch diesmal. Ich glaube doch, daß ich auf meinem richtigen Platz bin, denn Gott selbst hat mich darauf gestellt.«

»O, o, was soll Gott nicht Alles gethan haben, gnädige Frau! Der gute Gott thut freilich Alles, wenn wir das Ende aller Dinge nehmen, aber wir Menschen haben zum Theil unser Schicksal doch auch in unserer Hand und können und müssen es sogar zur rechten Zeit zu unsern Gunsten zu lenken verstehen. So will ich denn jetzt also auch nicht von Gott reden, sondern von den Menschen, die, mit Ihnen im Bunde, Ihr ferneres Schicksal zu leiten wünschen. Wie gesagt, Sie passen nicht hierher, in diese immerhin recht hübsche, aber im Ganzen doch langweilige und einförmige Einöde. Eine Frau von Adel, schön,

hold, reizend und geistreich, wie Sie, wenn Sie es nur sein wollen, gehört nicht auf ein einsam im Walde und bei einem armseligen Dorfe gelegenes Schloß, sondern in die große Welt. Dahin, wo Sie schon früher gewesen und die Blüten Ihrer Jugend entfaltet haben, müssen Sie zurückkehren. Und was an mir liegt, daß es geschehe, das werde ich thun. Der Graf wünscht schon lange eine diplomatische Stellung in W. . . und ich halte ihn mit Ihrer Hülfe für geeignet dazu. Was ihm noch an Routine abgeht, kann Ihre persönliche Liebenswürdigkeit und eine anderweitige Hülfe ersetzen. Sprechen Sie also nur ein Wort, ein einziges Wort, gnädigste Frau, und, ich büрге mit meinem Wort dafür – er hat diese Stellung.«

»Welches Wort soll ich sprechen?« fragte die Gräfin so ruhig wie möglich, während sich ihr Herz immer beklommener zusammenzog.«

Der Prinz drängte sein Pferd wieder näher an das der geängstigten Frau, sah sie mit einem glühenden Blick an und flüsterte mehr als er sprach:

»Das Wort, schöne Frau, daß Sie mir dafür dankbar sein wollen, daß Sie sich schon meinetwegen freuen, in Kreise zu treten, die mir nahe stehen, in denen ich den Ton angebe, und daß Sie mir nicht jede Hoffnung versagen, Ihnen – als Freund, als treu verbundener Freund – *recht* nahe zu stehen.«

Das verhängnißvolle Wort war heraus und es wirkte augenblicklich, aber auf ganz andere Weise, als der Prinz, der überall nur zu kommen, zu sehen und zu siegen

pflegte, erwartet haben mochte. Denn die Gräfin, sichtbar in große Bewegung gerathen, hob die Augen langsam zum blauen Himmel auf, als ob sie ihn bäte, ihr irgend wie und wo seine Hülfe für sie erscheinen zu lassen, dann aber sich rasch fassend und ihre Augen nicht mehr auf den liebeglühendem Prinzen richtend, der sich noch näher an sie herandrängte und sogar ihre Hand zu fassen suchte, lenkte sie durch eine geschickte Bewegung ihr Pferd plötzlich einen Schritt seitwärts, so daß des Prinzen schon nach ihr ausgestreckte Hand eine Weile zitternd in der Luft schwebte.

Der Prinz, erregter als er selbst wußte, hielt sich einige Zeit etwas ferner von ihr, nur seine braunen Augen glühten und bohrten sich fest auf die Gräfin ein, die mit gesenktem Kopf weiter ritt und in Gedanken verloren schien. Aber da schwoll sein leidenschaftliches Herz noch mehr auf, denn gerade in ihrem in sich selbst verlorenen Hinschauen fand er die schöne Frau reizender und verführerischer denn je. Dennoch fühlte sich der stolze Mann durch das ausweichende Benehmen derselben innerlich verletzt und vielleicht ohne es zu wollen, sagte er etwas weniger sanft als vorher:

»Denken Sie jetzt nicht nach, Frau Gräfin, und schweigen Sie auch nicht länger, ich ertrage das nicht. Ich bitte mir also eine Antwort auf meinen Ihnen in aller Bescheidenheit vorgebrachten Antrag aus.«

»Wollen Sie wirklich eine Antwort darauf haben? fragte da die Gräfin, ihren ganzen Muth und ihre innerliche Kraft zusammenfassend und ihn mit einem Blick von der

Seite betrachtend, der ihm in der That keine sehr günstige Antwort verhielß.

»Ja, ich bitte noch einmal darum.«

»Nun gut, Sie sollen sie haben. Sie fordern einen hohen Preis für die Erfüllung der Wünsche des Grafen, Durchlaucht. Hat er Sie vielleicht selbst zur Verkündung dieses Preises autorisirt?«

Der Prinz besann sich einen Augenblick, dann sagte er rasch:

»Wenn ich sage: Ja! werden Sie mir dann williger Gehör schenken?«

»O nein, ganz gewiß nicht, Durchlaucht. Und nun lassen Sie mich auch ganz ehrlich sein, wie ich nicht anders kann. Der Graf mag in seine Pläne so verstrickt, von seinen Wünschen so eingenommen sein, daß ihm dieser von Ihnen genannte Preis für den Augenblick gering scheint. Ich, die ich ihn zahlen soll, finde ihn *viel zu hoch*. Mag der Graf bleiben, was er ist, wenn ich ihm nur auf diese Weise zu etwas Besserem verhelfen soll.«

»Frau Gräfin, schöne Frau!« rief der Prinz in auflodernder Heftigkeit und drängte sein Pferd abermals an das ihre heran, »das kann Ihr letztes Wort nicht sein und Sie können sich unmöglich unser Verhältniß in so kurzer Zeit vollständig überlegt haben. Bedenken Sie, wer ich bin, und dann gehen Sie noch einmal mit sich zu Rathe.«

»O, ich bedenke schon lange, wer Sie sind und wer ich bin, und wenn ich recht aufrichtig sein soll, so will ich Ihnen darüber meine ganze Meinung sagen. Je höher ein Mensch im Leben steht – und Sie stehen recht hoch – um

so edler, vorwurfsfreier, erhabener über das niedrige Erdenleben sollte er sich zeigen. Wenn ich auch als Frau des Grafen Brandhorst leider solche Worte anhören muß, wie Sie sie eben gesprochen, so weise ich sie doch als Frau – als Frau von Adel, wie Sie sagten – die noch Selbstachtung für sich hat und dieselbe auch von Anderen in Anspruch nimmt, weit von mir fort. Ich kann, wie ich einmal bin, nicht *mehr* die Freundin eines Prinzen sein, als ich es bis jetzt gewesen bin. Wenn Sie es bei dem bloßen Worte hätten bewenden lassen, so würde ich es einfach nur als den Ausdruck Ihrer allgemein anerkannten und nur zu häufig geübten Galanterie betrachtet haben; so aber haben Sie Ihre Worte auch mit Blicken begleitet, wie sie bisher noch nie ein Mann auf mich gerichtet hat und wie ich sie von Niemandem dulden kann, selbst von einem hochstehenden Prinzen nicht.«

»Sie verkennen mich, gnädigste Frau,« erwiderte der Prinz, der durch diese so offene Sprache immer noch nicht genug abgekühlt war, »wenn Sie in meinem Blick etwas gefunden zu haben glauben, was selbst in meinem Herzen nicht vorhanden ist, eine – ja, eine Unlauterkeit, der Sie, wie ich wohl weiß, Ihrer Natur nach abhold sein müssen. Nein, Sie irren sich in der That in mir. Wenn ich Ihr Freund zu sein begehre, so geschieht es in allen Ehren und in einer Weise –«

»Wie sie der Prinz Trauenstein von mir, der Gräfin Brandhorst, geborenen von Trautenau, nur verlangen kann,« unterbrach ihn die Gräfin stolz, »das versteht sich

von selbst, Durchlaucht. Aber ich weiß nicht, was Sie veranlaßt, mich selbst in diesem Augenblick, nachdem Sie mir erklärt, nur in Ehren mein Freund sein zu wollen, mit Ihrem Pferde zu bedrängen, wie Sie jetzt wieder thun, ja mich sogar mit Ihrer Hand zu berühren trachten. Ich bitte Sie also um die Gefälligkeit, etwas weiter rechts zu reiten und nicht wieder den Arm nach mir auszustrecken. Was soll mein alter rechtschaffener Diener, der hinter uns reitet, von unserer Unterhaltung denken, wenn er eine Vertraulichkeit bemerkt, die ich selbst meinem vertrautesten Freunde in meinem Leben nicht gestattet habe, und Sie wollten ein solcher doch erst *werden*.«

Bei diesen Worten setzte sie ihr gehorsames Pferd in einen leichten Galopp und flog durch den Wald dahin. Der Prinz, der an ihrer Seite blieb, aber durch das raschere Reiten zum Schweigen verurtheilt war, schaute, obgleich er von der Hoheit ihres Wesens von Neuem bezaubert war, trüb vor sich nieder, als sinne er nach, ob er den einmal abgeschlagenen Angriff ganz aufgeben oder von Neuem beginnen solle. Aber da sah er plötzlich in der Ferne am Ende der großen Lichtung des Waldes, die sie so schnell durchritten, das Dorf auftauchen, dessen spitzer Kirchthurm sich wie ein nach Oben deutender Finger erhob und damit der tief bewegten Frau an seiner Seite die Hoffnung erregte, nun bald wieder in ihrem stillen Zimmer und von einem solchen neu sich aufdrängenden Freunde befreit zu sein.

Auf den Prinzen jedoch schien die Nähe des Dorfes eine ganze andere Wirkung zu üben, denn plötzlich legte

sich seine linke Hand, während er mit der rechten seine eigenen Zügel ergriffen, auf ihre Zügel und hielt ihr Pferd mit großer Gewandtheit an. Sobald aber beide Pferde wieder im Schritt gingen, sagte der Prinz, tief aufathmend und mit einem ergebungsvollen Ton, wie er ihn in der letzten halben Stunde nicht hatte hören lassen:

»Gnädigste Frau, gestatten Sie mir noch ein Wort in Ruhe mit Ihnen zu sprechen und eilen Sie nicht zu sehr, um nach Hause zu kommen. Ich muß klar über mich selber werden, das verlangt meine Natur so. Ich will Sie nicht mit meinem Freundschaftsantrage überraschen und habe Sie vielleicht schon zu sehr überrascht. Ich bereue das jetzt und bitte Sie um Verzeihung. Zugleich aber gebe ich Ihnen bis morgen früh, wo ich um acht Uhr das Schloß verlasse, Bedenkzeit. Ueberlegen Sie sich, was wir gesprochen und antworten Sie mir vor meiner Abreise, wenn nicht mündlich, mit zwei Worten schriftlich, und Sie können die Versicherung entgegennehmen, daß kein Mensch auf der Welt jemals von diesem unserm stillen Bündniß einen Gedanken erfährt.«

Kaum war das dreiste Wort heraus, so erhoben sich die Augen der Gräfin stolz zu dem Redenden und sie hafteten mit strahlendem Glanz auf ihm.

»Durchlaucht,« sagte sie mit unnachahmlicher Anmuth und Höflichkeit, aber doch in einem so bestimmten Ton, daß es den von dieser seltenen tugendhaften Schönheit heiß entflammten Prinzen kalt überrieselte, »es bedarf für mich weder einer Bedenkzeit, noch einer weiteren

Ueberlegung, noch eines schriftlichen Wortes. Alle Antwort, die ich Ihnen zu geben vermag, sollen die uns jetzt umgebenden Lüfte vernehmen.«

Der Prinz verbeugte sich höflich und gemessen und sprach nur die Worte:

»Und diese Antwort lautet?«

»Ich werde Ihre Freundin sein und bleiben, wie ich es bisher war, aber um keines Haares Breite werde ich es mehr werden, dessen ist Gott mein Zeuge!«

»Gnädigste Frau!« rief der Prinz, halb beschämt und halb erschrocken zu ihr hinüberblickend, »halten Sie ein! Verriegeln Sie sich nicht selbst die Pforte der Zukunft. Sie könnten einst auf andere Gedanken kommen und dann möchte es zu spät sein. Alles Menschliche ist wandelbar und der Freunde Sinn, die Sie heute verehren und morgen vielleicht schon vergessen haben, ist es also auch.«

»Sprechen Sie nicht weiter, Durchlaucht,« unterbrach sie ihn hastig. »Sie haben hier eben selbst Ihr Urtheil in meinen Augen gesprochen. Ihr Sinn ist wandelbar und das habe ich vorher gewußt. Heute finden Sie mich noch schön, Sie begehren meiner Freundschaft, und morgen vielleicht schon haben Sie dieselbe vergessen oder die Ihrige einer Anderen geschenkt. Ich aber kann und will nur Freunde haben, die es in alle Ewigkeit sind und bleiben, und schon darum können Sie mein Freund nicht sein.«

»Gnädige Frau,« rief der Prinz mit sichtbarer Erbitterung aus, »ist das Ihr letztes Wort? Besinnen Sie sich, noch haben Sie Zeit – ich bewillige sie Ihnen, bis wir an

jenen dort auftauchenden großen Eichen sind, dann aber ist auch meine Geduld – bei Ihnen zu Ende!«

Ein hoheitsvoller Blick fuhr wie ein Blitz bei diesen Worten über den dreisten und mit einem Mal herrisch gewordenen Sprecher hin, aber da, als sie noch nach einem schlagenden Worte suchte, sandte ihr der Himmel, den sie vorher nur durch einen Blick darum angefleht, eine Hülfe, auf die sie in diesem schweren Augenblick am wenigsten gerechnet hatte.

Dicht vor den beiden Reitern, als sie eben einer Wendung des Weges folgten, saßen auf einer hügelartigen Erhebung des Bodens unter einer prachtvollen, ihre Zweige majestätisch um sich her ausbreitenden Buche auf dem Rasen zwei erwachsene Personen und zwei Kinder. Es waren Wolfgang Harder, Helene und die beiden ihr anvertrauten Mädchen. Sie waren über das Dorf hinaus in den tieferen Wald gegangen, um den Kindern die zurückkehrenden Jäger zu zeigen und hier auch die geliebte Mama vorüberreiten zu sehen. Der Geistliche hatte Helene eine Weile aus einem mitgebrachten Buche vorgelesen, während die Kinder Blumen gepflückt, und dabei hatte man die beiden langsam heranreitenden Personen übersehen und bemerkte sie erst, als sie dicht vor ihnen hielten. Kaum aber sahen die beiden befreundeten Menschen die Gräfin und den Prinzen, so erhoben sie sich und stellten sich unter der Buche auf; eher als diese aber noch die Nahenden bemerkt, hatte die Gräfin ihre Freunde erkannt und mit lächelndem Gesicht auf sie hindeutend, sagte sie zu dem verstimmt aufblickenden Prinzen.

»Sehen Sie da, Durchlaucht, Ihre Geduld soll auf keine zu harte Probe gestellt werden. Unser Gespräch ist ein für alle Mal zu Ende und hier erlauben Sie wohl, daß ich mich von Ihnen verabschiede und mich zu meinen Kindern begeben, die ich heute den ganzen Tag noch nicht gesprochen habe.«

Da war es, als ob der stolze Mann mit einem Male seines ganzen großen Irrthums in Bezug auf diese edle Frau sich bewußt wurde und mit einem gezwungen lächelnden Blick auf den Geistlichen und die denselben begleitenden Personen hin, nahm er mit aller ihm zu Gebote stehenden Höflichkeit seinen Hut ab und sich so tief verbeugend, wie es im Sattel ging, sagte er:

»Sie haben zu befehlen, gnädigste Frau, und ich habe die Ehre, mich von Ihnen zu beurlauben. Guten Morgen, Herr Doctor, guten Morgen, meine lieben Kinder!«

Nach diesen Worten gab er seinem Pferde die Sporen und jagte dem Dorfe zu, um in wenigen Minuten das Schloß zu erreichen und hier seinen tief innerlich nagenden Groll in seinem einsamen Zimmer zu verbergen, denn das stand bei ihm fest: kein Mensch auf der Welt, selbst der charakterlose Gemahl dieser edlen Frau nicht, sollte erfahren, welche demüthigende Niederlage so eben ein erhabener Prinz im Walde der Rabenburg erlitten hatte.

Kaum aber war er davon gejagt, so hielt die Gräfin mit hochathmender Brust und wie von einer schweren Last befreit, mitten unter den Ihrigen ihr gehorsames Pferd an. Liebevoll schaute sie auf die sie Umstehenden nieder

und in der Freude ihres frisch aufgelebten Herzens rief sie dem Prediger hastig die Worte zu:

»Harder, kommen Sie und helfen Sie mir, lieber Freund. Ich will absteigen und dann mit Euch Allen zu Fuß nach Hause gehen. Ich habe lange genug hoch zu Roß gesessen und sehne mich, meine liebe heimathliche Erde wieder mit den Füßen zu berühren.«

Gewandt hatte sie sich bei diesen Worten aus dem sie umschließenden Bügel gehoben und, von Wolfgang Harder's kräftigen Händen gehalten, war sie gleich darauf zu Boden geglitten und hatte sich auf die Kniee niedergelassen, um die auf sie zustürzenden Kinder mit den Armen zu umfassen und an ihr hochschlagendes Herz zu drücken. Als sie aber ihre Augen wieder von ihnen erhob, waren sie voll heißer Thränen und ohne zu wissen, warum, weinten die Kinder mit ihr, während der Geistliche und Helene voller Verwunderung daneben standen und nur das Eine begriffen, daß die Gräfin in einer bei ihr selten gesehenen Gemüthsbewegung sei. Da aber war auch der alte Benjamin schon herangekommen und nach einem verständlichen Wink seiner Herrin nahm er ihr Pferd am Zügel und leitete es auf ihren Wunsch langsam nach dem Schloß zurück.

»So,« sagte die Gräfin, »jetzt sind wir wieder allein und nun wollen wir ruhig nach Hause gehen!« Und die Schleppe ihres schweren Reitkleides über den linken Arm schlagend, fuhr sie, zu dem Geistlichen gewendet, also zu sprechen fort: »Geben Sie mir Ihren Arm, lieber Freund, wie sonst, und wundern Sie sich nicht, wenn ich mich

heute recht fest darauf stütze. Abermals hat Gott Sie auf meinen Weg geführt und ich erkenne immer mehr sein väterliches, gütiges Walten darin. – So, jetzt gehen wir. Lassen Sie uns aber nicht über den heutigen Tag sprechen – mit keinem Wort. Fragen Sie mich auch nicht, was ich so eben erlebt und was mich in diese Ihnen unbegreifliche Aufregung versetzt, die sich, wie ich wohl sehe, in Ihren und Helenens Augen widerspiegelt. Lassen Sie uns vielmehr ruhig neben einander her durch Gottes herrlichen Wald gehen und uns freuen, daß wir einmal wieder friedlich und ungestört beisammen sind. Und Sie, liebe Helene, kommen Sie an unsere Seite mit den Kindern. Sie gehören mit zu unserm Bunde, den Sie ja haben entstehen und wachsen sehen. Und nun wollen wir so thun, als ob es keine Prinzen und dergleichen Herren auf der Welt gäbe, um deren Liebe und Haß, Freundschaft und Feindschaft ich mich nicht mehr bekümmern will. Ja, jetzt habe ich eine feste Stütze, ich fühle es. Und sehen Sie da – da ist unser liebes Dorf, und morgen werden Sie dort in der Kirche predigen und ich werde vor Ihnen sitzen und denken, Sie sprächen allein zu mir, und das soll mir eine wahre Erhebung von den entsetzlichen Strapazen dieser schrecklichen Tage sein!«

FÜNFTES CAPITEL. NACH DEM STURM DIE WINDSTILLE.

Es war bereits Nachmittag gegen drei Uhr, als die letzten Herren, die an dem Jagdvergnügen Theil genommen, in der Rabenburg anlangten und sich sämmtlich etwas ermüdet, wie es nicht anders zu erwarten war, in ihre

Zimmer zurückzogen. Die Gräfin, mit dem Geistlichen, Helenen und den Kindern vom Dorfe aus zu Fuß gehend, war sogar noch etwas später eingetroffen und auch sie fühlte sich von einer lange nicht empfundenen Mattigkeit heimgesucht, als sie ihre kühlen Gemächer erreichte und, von Helenen allein dahin begleitet, sich in einen Sessel sinken ließ. Letztere wunderte sich nicht, daß ihre Herrin schweigsam und in sich versunken blieb, denn ihr weiblicher Instinkt sagte ihre, ohne daß ihr die geringste Mittheilung darüber gemacht worden, daß wohl Grund dazu vorhanden sein müsse und sie sich nicht zu beeilen brauche, denselben zu entdecken, da sie ihn in der nächsten Zeit doch auf die eine oder andere Weise erfahren werde. Mit ihrem freundlichen zuvorkommenden Wesen bemühte sie sich jedoch, der Gräfin gerade jetzt ihre herzliche Ergebenheit zu erkennen zu geben; sie war ihr gefällig auf jederlei Art und suchte ihr an den Augen abzulauschen, was der lieben Frau etwa angenehm und erwünscht sei. Nur in einem Punkt glaubte sie gegen sie einen leisen Widerspruch erheben zu müssen und das geschah, als die Gräfin nach einiger Zeit äußerte, daß sie durchaus keine Neigung habe, an der heutigen Tafel theilzunehmen.

»Gestatten Sie mir,« sagte sie bescheiden, »Ihnen meine Ansicht darüber offen darzulegen, Frau Gräfin. An Ihrer Stelle würde ich mich nicht von der Tafel zurückziehen, vielmehr eine solche Miene anzunehmen versuchen, daß Jedermann mir wohl eine gewisse Ermattung, aber

keineswegs eine Ueberbürdung oder gar eine Unlust ansähe, die Wirthin bis zum Ende zu spielen. Lange dauert ja der Zwang nicht mehr, dem Sie unterworfen sind; morgen um diese Zeit gehören Sie sich und, wenn ich es sagen darf, auch uns wieder allein an, und so lange werden Sie ja wohl die Maske tragen können, die Ihnen die jetzigen Verhältnisse auferlegt haben.«

»Sie haben Recht, liebe Helene,« erwiderte die Gräfin und erhob sich aus ihrer ruhenden Lage. »So geschehe es denn, wie Sie mir rathen, und ich danke Ihnen recht herzlich dafür. Aber in großen Staat werfe ich mich nicht mehr, das kann ich nicht, und so lassen Sie mir ein einfaches Seidenkleid bringen, das bis an den Hals geschlossen ist, ich fühle mich erhitzt und mag durch keine Erkältung noch länger an diesen Tag erinnert sein, an den ich ohnehin lange genug denken werde.« –

Was die jüngeren Herren betrifft, so waren dieselben natürlich vollkommen befriedigt von dem ›großen Vergnügen‹ zurückgekehrt und so lange sie unter sich blieben, konnten sie nicht laut genug von den erlebten Dingen reden, ohne Ahnung, daß nicht Alle, die daran Theil genommen, auf gleiche Weise bezaubert waren. Allein das sollten sie sehr bald erfahren, denn als es endlich zur Tafel ging, unterlag es keiner besonderen Schwierigkeit, auf den Gesichtern der anwesenden Hauptpersonen, wenigstens in der ersten Viertelstunde, eine gewisse Verstimmung zu lesen, die, seltsam genug, Niemand auf irgend eine bestimmte Ursache zurückzuführen vermochte.

Der Prinz hatte sich gleich nach seiner Rückkehr in sein Zimmer eingeschlossen, angeblich um sich von der gehabten Anstrengung zu erholen, in Wahrheit aber, um die erlittene Demüthigung in sich selbst zu überwinden und sein nächstes Verhalten zu überlegen, das, wie er sich wohl sagte, nach allen Seiten hin als ein völlig zwangloses und unbefangenes erscheinen müsse. In dieser Ueberlegung war er noch begriffen, als der Graf sich bei ihm melden ließ, der vor Ungeduld fast verging, bald in Erfahrung zu bringen, was er von dem Beistande des hohen Herrn in Betreff seiner Wünsche zu erwarten habe. Allein der Prinz ließ ihm sagen, daß er ihm einige Ruhe gönnen möge; bei der Tafel hoffe er ihn jedoch recht vergnügt wiederzusehen und bis dahin wolle er ihn, den Gast, für ›beurlaubt‹ anerkennen.

Dem Grafen schien diese unerwartete Abweisung von keiner besonders günstigen Vorbedeutung zu sein, indessen schickte er sich in das Unvermeidliche, so gut es ging, nur war er von der plötzlichen Einsamkeitsliebe des Prinzen nicht sonderlich erbaut und begann bereits einen neuen Groll gegen die arme Gräfin zu hegen, die doch jedenfalls nur allein daran schuld sein könne, wenn Seine Durchlaucht sich auf der so kostspieligen Jagd nicht so vergnügt habe, wie zu erwarten gewesen, wenn Alles nach seinem Wunsch gegangen wäre.

Dennoch gab er sich noch nicht ganz den trübsten Erwartungen hin und da er sich auch herzlich müde fühlte, so war es ihm einerseits ganz angenehm, fast anderthalb

Stunden in seinem kühlen Zimmer der Ruhe pflegen zu können.

So war es halb fünf Uhr geworden. Nun aber trieb den Grafen eine nicht länger bezwingliche Unruhe empor und er beschloß sich jetzt zu seiner Gemahlin zu begeben, um vielleicht von ihr auf eine andere Weise zu erfahren, was das stille Verhalten des Prinzen, der bis um diese Zeit noch nicht zum Vorschein gekommen war, zu bedeuten habe.

Als er in das Wohnzimmer der Gräfin trat, in dem sie in dem Kleide, welches sie bei Tafel tragen wollte, auf dem Ruhebett lag zeigte sich, wie es bei ihm nichts Ungewöhnliches war, ein bitterer grollender Zug auf seinem Gesicht. Er hatte sich eigentlich vorgenommen, sehr unbefangen vor seiner Gemahlin zu erscheinen und sich nur zu erkundigen, wie ihr der ungewöhnlich weite Ritt bekommen sei, allein als er ihr nachdenkliches und von einem inneren Weh zeugendes Gesicht sah, schwanden seine guten Vorsätze bald und er gab sich nur zu sehr seiner herrischen Laune hin, wie er sie der geplagten Frau gegenüber nur zu oft blicken ließ.

»So,« begann er seine Rede, ohne einen weiteren Gruß zu sprechen und sich dabei auf einen bequemen Sessel niederlassend, »das hätten wir also wieder einmal hinter uns. Aber wie es scheint, hat Niemand und auch Du nicht, wie ich zu erkennen glaube, das überschwängliche Vergnügen dabei gefunden, was wir uns davon versprochen haben. Oder hast Du Dich vielleicht doch mehr amüsirt, als es mich nach Deinem Aussehen bedünken will?«

»Daß ich nicht wüßte,« erwiderte die Gräfin mit ihrer gewöhnlichen Milde und Ehrlichkeit. »Du weißt ja, ich liebe dergleichen, den Körper wie den Geist gleichzeitig aufreibende Vergnügungen nicht.«

»O, aber ich dünke doch, Du hättest wohl Grund zu einem ganz besonderen Vergnügen gehabt, da Du Dich in vortrefflicher Gesellschaft befunden hast, wie?«

»Ich bin in Gesellschaft gewesen, allerdings, weiter aber kann ich nichts sagen. Ob sie vortrefflich war, wie Du meinst, kann und mag ich in diesem Augenblick noch nicht vollgültig entscheiden.«

»Aha!« fuhr der Graf mit geschwollener Stirnader auf, »ich merke schon, wie es steht, und ich irre mich also nicht, wenn ich annehme, daß der Prinz eben so wenig befriedigt ist, wie Du. Er hat mich nicht einmal annehmen wollen, als ich mich bei ihm melden ließ; er sei zu angegriffen, ließ er mir sagen, und das spricht wahrhaftig nicht dafür, daß er das genossene Vergnügen nicht bewältigen kann. Haha! Ja, nun wird mir Alles mit jedem Augenblick klarer, Du brauchst mir gar nichts mehr zu sagen. Der schöne Plan, an dem ich so lange gebaut, wird wohl schon in der ersten Ausführung mißrathen sein. Wenn das aber der Fall, dann kann kein Anderer daran schuld sein, als Du, denn daß Du gegen den Prinzen irgend etwas gefehlt, habe ich schon auf seinem Gesicht gelesen, als er ohne Dich so stürmisch auf den Schloßhof geritten kam, obgleich ich kein Wort mit ihm zu wechseln Gelegenheit hatte. Ja, Du also allein trägst die Schuld,

daß meine schönen Aussichten, die gestern noch in voller Blüthe standen, heute entblättert sind; aber, wenn ich den Beweis davon erhalte, daß ich mich hierin nicht irre, dann – dann, das sage ich Dir, werde ich mich rächen, früher oder später, verlaß Dich darauf, und ich werde schon eine Stelle an Dir finden, wo Du verwundbar bist. Doch jetzt genug davon, wir wollen uns vor der Zeit nicht alteriren. Für's Erste wollen wir zur Tafel gehen. – Aber Du hast Dich ja noch nicht angekleidet, wie ich eben zu meinem Schrecken bemerke, warum bist Du darin so säumig gewesen?«

Die Gräfin, die bisher ihre ruhende Lage beibehalten, richtete sich vom Sopha auf, sah ihrem Gemahl ruhig in das finstere Gesicht und sagte:

»Ich bin ja, wie Du siehst, völlig zum Diner gekleidet.«

»Wie? In einem hohen Kleide willst Du mit dem Prinzen bei Tafel sitzen und noch dazu in einer so gräulichen Farbe, die ich nicht leiden kann? Ist das Scherz oder Ernst von Dir?«

»Ich weiß nicht, wie Du daran noch zweifeln kannst,« erwiderte mit sich gleich bleibender Ruhe die Gräfin. »Es ist natürlich voller Ernst bei mir, in diesem Kleide zur Tafel zu gehen. Ich habe mich bei dem Ritt übermäßig erhitzt und dann erkältet, und wenn ich nicht in einem geschlossenen Kleide in Eurer Gesellschaft erscheinen dürfte, müßte ich mich ganz fern davon halten und ruhig in meinem Zimmer bleiben.«

Der Graf sah seine Gemahlin, als sie dies mit einer Bestimmtheit sprach, wie er sie zuvor nie an ihr wahrgenommen, mit einer Miene an, als ob er an ihrem gesunden Verstande zweifle oder als ob ihm mit einem Mal ein neues Wunder offenbart würde.

»So,« sagte er nach einer Weile und sich zu einem ironischen Lächeln zwügend, »also Du sprichst da gewissermaßen Dein Ultimatum aus. O, wie schade wäre es, wenn Du nicht die Frau eines Diplomaten würdest, denn Du hast ganz das richtige Zeug dazu, die rechte Hand eines solchen zu sein! Gut denn, so werde ich mich also der neuen Demüthigung unterziehen müssen, die Tactlosigkeit meiner Frau bei Seiner Durchlaucht zu entschuldigen, blos – weil sie sich an seiner Seite – einen Schnupfen geholt hat. Haha! Nun gut, auch das werde ich thun, aber nun – nun wird auch meine Geduld mit Dir bald am Ende sein. Und das nimm auch als ein Ultimatum voll einem – diplomatischen Ehemann an. Ich habe die Ehre, Dir einen guten Tag zu wünschen!«



Wenn man nach all dem Vorangegangenen hätte erwarten sollen, daß die vorher erwähnte Verstimmung der Hauptpersonen sich bei der nun folgenden Tafel durch irgend eine äußerlich zu Tage tretende Erscheinung zeigen würde, so war das doch durchaus nicht der Fall. So leicht, wie Menschen gewöhnlichen Schlages und von nicht so

hoch geschraubter Eitelkeit und übernatürlich potenzirter Selbstverherrlichung, werden Leute, ›von Distinction‹ und ›von Rang und Stand‹ nicht aus ihrer Haltung geworfen, denn die Gewohnheit, sich zu beherrschen, unter allen Umständen eine glatte Miene zu zeigen und selbst bei knirschender innerer Wuth das gefälligste Wesen und die lammfrommste Gemüthsstimmung an den Tag zu legen, ist bei ihnen so groß und unterjocht sie so ganz, daß schon etwas Außerordentliches geschehen müßte, um ihren Gleichmuth sichtbar zu erschüttern und die, wenn auch noch so krampfhaften Bewegungen ihres Herzens auf ihren Gesichtern erscheinen zu lassen.

Den Beweis hiervon lieferte in den nächsten Stunden auch der Prinz von Trauenstein, als er mit einer Miene in den Speisesaal trat, als ob er der Sieger der Welt wäre, der Alles, was darauf kreucht und athmet, huldigend und verehrend zu seinen Füßen sieht. Von Hause aus zur Verstellung erzogen, in der großen Schule der Welt von den besten Meistern in der Kunst des Benehmens unterrichtet, spielte er auch jetzt den Diplomaten vom reinsten Wasser und war so höflich so artig, so zuvorkommend gegen Jedermann, daß Niemand ihm auszumerken vermochte, wie tief verwundet sein an dem crassesten Egoismus leidendes Herz war. Nur vielleicht in dem Uebermaaß seiner strahlenden Heiterkeit konnte außer der ihn allein richtig taxirenden Gräfin, ein schärferer Beobachter, und das war in diesem Fall der heute überaus schweigsame Geistliche von Rabenbrück, erkennen, daß seine zur Schau getragene Miene eben nur

Maske war, die alle Uebrigen täuschte, selbst den bereits wieder zweifelhaft gewordenen Grafen, der Alles aufbot, um heute am letzten Tage der Anwesenheit seines hohen Besuches den liebenswürdigsten Wirth zu spielen, wobei er sich, zur Unterstützung seiner guten Absicht, dem Weingenusse in einem Maaße ergab, wie früher noch nie. Namentlich sprach er dem Champagner ohne Unterlaß zu und ermunterte seine Gäste wiederholt zu gleichem Genuß, und so kam es, daß die ganze, schon ohnehin ziemlich angeregte Gesellschaft allmählig in die heiterste Laune gerieth und daß man nur Wenigen noch den inneren Zwang anmerkte, dem sie sich auferlegten, um ihrem längeren Verweilen in der Gesellschaft den Schein des Behagens zu geben.

Ungemein still, viel stiller und in sich versunkener als sonst, verhielt sich dagegen die Gräfin, obwohl sie sich sichtbar Mühe gab, an der lebhaften Unterhaltung Theil zu nehmen und den rechten Ton zu finden, der in dem gegenwärtigen Kreise durch den allgemeinen Fest- und Vergnügungstag einmal angeschlagen war. Auch merkte man ihr wohl den Zwang an, den sie sich anthat, allein man glaubte ihrer nach verschiedenen Seiten hin ausgesprochenen Versicherung nur zu gern, daß sie durch den langen Ritt gerade zur heißesten Mittagszeit abgespannt und ermattet sei.

Als sie dies ziemlich laut gegen eine der aus der Nachbarschaft gekommenen und am Mahle noch theilnehmenden Damen aussprach, die sich schon wiederholt nach ihrem Befinden erkundigt hatte, und der Prinz, der

die Worte gehört, darauf mit der vollendetsten Artigkeit und Höflichkeit sein Bedauern äußerte und ihr mit Sicherheit schon für den nächsten Tag gute Besserung verhieß, rief der Graf, der seine Ohren für die Worte des Prinzen stets geöffnet hielt, von der anderen Seite des Tisches herüber:

»Besorgen Sie nichts, Durchlaucht! Eine solche kleine Unpäßlichkeit hat bei einer so zähen und ausdauernden Natur, wie die Frau Gräfin sie hat, nicht viel zu bedeuten. Sie wird sich, was ich mir vorher gedacht, in dem zu warmen Kleide übermäßig erhitzt und dadurch einen Schnupfen zugezogen haben, und das ist Alles. Doch jetzt, meine Damen und Herren, wollen wir alle Unpäßlichkeiten und Unbehaglichkeiten der Welt bei Seite lassen und noch einmal auf die Gesundheit und das Gedeihen unseres theuren, hochverehrten Prinzen, Durchlaucht von Trauenstein, ein volles Glas leeren. Er lebe hoch!«

Natürlich zollte man dieser lebenswürdigen Aufforderung des so lebhaft angeregten Wirthes den vollsten Beifall und da dann auf das Wohlsein der schönen Wirthin und des gastfreien Wirthes vom Prinzen selbst und einem anderen drastischen Redner noch mehrere Toaste gesprochen und viele volle Gläser in Anspruch genommen wurden, so dauerte es etwas lange, bis das Gespräch wieder in ruhigeren Fluß gerieth, wobei sich der Prinz mit besonderer Artigkeit von Neuem an den Geistlichen wandte, der aufmerksam und ruhig wie immer auf seinem alten Platze der Wirthin gegenüber saß und nur dann

und wann einen freundlichen Blick mit ihr austauschte, ein unschuldiges Mienenspiel, welches dem lauerhaften Scharfblick des Prinzen nicht entging, ihn jedoch im Augenblick nicht viel zu kümmern schien und ihm nur Veranlassung gab, gegen die Gräfin wiederholt seine gute Meinung über diesen ›edlen jungen Geistlichen‹ auszusprechen, was diese mit beifälligem Verneigen des Kopfes, aber ohne ein Wort der Erwiderung hinnahm.

So war man endlich zum Dessert gekommen und es wurden dabei zufällig transparente Confectstücke in Ostereierform herumgereicht, in deren Innern kleine Photographieen von in der Stadt bekannten weiblichen Persönlichkeiten, die zur Theaterwelt gehörten, angebracht waren. Das leckere Spielwerk behagte den jungen lustigen Herrn außerordentlich und viele Scherze, wie sie unter Militairs so üblich und oft wunderbar treffend sind, wurden über die mehr oder minder große Aehnlichkeit der hier abgebildeten Schönen laut. Endlich reichte man dem Prinzen ein solches, durch seine Größe hervorragendes Spielwerk hin, mit der Bemerkung, daß man von einer Seite her dies für das schönste Gesicht unter allen vorhandenen halte, ihn aber bitte, mit seinem Kennerauge darüber entscheiden zu wollen, da man so eben eine Wette eingegangen, daß er sich gewiß für den Sieg dieser Dame erklären werde.

Mochte nun bei dieser im heitersten Scherz vorgebrachten Aufforderung eine kleine Tücke mit unterlaufen und der Prinz diese ihm vor Augen geführte Dame früher schon für schön erklärt haben oder nicht, genug,

er nahm das mit einem Glase versehene Ei von Zucker in die Hand, betrachtete aufmerksam das darin enthaltene Gesicht und legte es dann mit einer ziemlich gleichgültigen Geberde bei Seite. Alles war ringsum still geworden und wartete mit sichtbarer Spannung den alsbald erfolgenden Schiedsrichter spruch ab.

»Ich will meine Entscheidung über den streitigen Punkt, über den bereits so competente Meinungen abgegeben sind, lieber nicht fällen,« sagte er endlich lächelnd, »denn da Sie, meine Herren, mir gesagt, daß Sie darauf gewettet haben, möchte ich Keinem von Ihnen wehe thun, und so bin ich eigentlich unschlüssig geworden, was ich im Augenblick sagen soll. Bei der Beurtheilung eines weiblichen Gesichts kommt es meiner Meinung nach zumeist auf den Geschmack des Beschauers an und der kann sehr verschieden sein, ohne daß man im Stande ist, zu beweisen, daß der Eine oder Andere im Unrecht ist. Lassen Sie mich lieber, da wir gerade auf die Betrachtung weiblicher Schönheiten gerathen sind, einmal etwas indiscret sein und Ihnen etwas zeigen, was nach meinem Geschmack viel schöner ist, als dieses kleine von Ihnen bewunderte Meisterstück.«

Dabei zog er seine schwere Uhrkette hervor, an der unter anderen Berloques ein großes Medaillon von massivem Golde hing, hakte dasselbe von der Kette los und legte es mit überaus großer Bedachtsamkeit vor sich auf den Tisch.

»Wollen Sie einmal,« wandte er sich nun an die Gräfin, »einige vorzüglich schöne Gesichter und Gestalten sehen,

gnädigste Frau, so will ich sie Ihnen zeigen, aber Sie dürfen mich nicht fragen, wen dieselben darstellen. Es ist das ein kleines galantes Geheimniß, zu dem ich nur allein den Schlüssel haben möchte.«

Dabei öffnete er das durch eine verborgene Feder verschlossene Medaillon und zeigte ihr nach einander mehrere kleine darin enthaltene Photographieen, die in der That eben so schöne Gesichter und Gestalten zeigten, wie sie von einem vortrefflichen Meister aufgenommen waren.

Die Gräfin betrachtete sie aufmerksam lobte die auffallende Schönheit der Gesichter und die Kunst der Ausführung derselben und gab dann, nachdem der Prinz die Erlaubniß dazu ertheilt, das kostbar gearbeitete Medaillon ihrem nächsten Nachbar, der es nach einiger Zeit weiter gehen ließ, bis es die Runde um den Tisch gemacht und den Beifall und die Bewunderung aller Schauenden erregte hatte.

Während dies aber vorging und das Gespräch auf allen Seiten stockte, wandte sich der Prinz wieder mit einem beinahe sarkastischen Gesicht und einem etwas spitzen Ton, wie er ihn bisher noch nie gegen sie gezeigt, an die Gräfin und sagte auffallend laut, so daß Jeder der Tischgenossen seine Worte verstehen konnte:

»Haben Sie keine ähnliche und eben so gute kleine Photographie von sich, gnädigste Frau, vielleicht sogar im schwarzsammetnen Reitkleide? Denn in demselben haben Sie heute einen unauslöschlich angenehmen Eindruck auf mich gemacht. Ich würde Sie in diesem Falle

demüthigst um dies Geschenk aus Ihrer schönen Hand bitten, um es auch, wie diese da, in meinem Medaillon an der Uhrkette zu tragen.«

»Nein,« erwiderte die Gräfin nach kurzem Besinnen und in ihrem Ohr noch immer den spitzen Ton des Prinzen nachklingen hörend, »ich besitze dergleichen nicht, und jenes Medaillon wäre auch, wie ich meine, nicht der passende Platz für mein Bild.«

»Warum nicht?« fragte der Prinz etwas erstaunt und schon ahnend, welche unerwartete neue Demüthigung ihm im nächsten Augenblick zu Theil werden würde.

»Wie mir scheint,« lautete die rasche und mit mildester Stimme gegebene Antwort, »ist der kostbare Platz bereits vollständig besetzt.«

»O gnädigste Frau,« erwiderte der Prinz, sich schnell fassend und mit einer neuen Spitze flugs bei der Hand, »eins mehr oder weniger thut hier wohl nichts zur Sache, oder, wenn Sie es wünschen, kann ich auch eins von jenen älteren da bei Seite thun und ein neues an seine Stelle setzen.«

»Das wäre schade, Durchlaucht, und Sie dürfen Ihre älteren Erinnerungen durch keine neue, zufällig hinzugekommene zu verdunkeln suchen. Wo so glänzende Diamanten wie jene funkeln, glänzt eine matte, unscheinbare Perle nicht.«

»Nun,« fuhr der Prinz mit ernsterer Miene und unwillkürlich höflicher werdend fort, »wenn Sie diesen Platz durchaus nicht für sich in Anspruch nehmen, so will ich

an einen noch besseren denken, aber um Ihre Photographie, mag sie groß oder klein sein, bitte ich in der That.«

»Auch diese Bitte bin ich leider genöthigt, abzulehnen. Ich besitze bis jetzt selbst noch keine Photographie von mir. Mein Gesicht ist der Art, daß es bisher noch keinem Photographen gelungen ist, mich einigermaßen ähnlich oder meinem Wunsch entsprechend darzustellen.«

»O, das ist nicht möglich, gnädigste Frau. Gehen Sie nach der Stadt drüben in's Atelier zu Franconi, und ich stehe Ihnen dafür, Ihr Bild wird bei ihm vortrefflich geraten. Von ihm stammen auch einige dieser Portraits und das hübsche Medaillon selbst her, der Mann ist in seiner Art ein Unicum und hat noch nie ein wahrhaft schönes Gesicht verpfuscht, so zart und feinzülig dasselbe auch sein mag, wie zum Beispiel das Ihrige.«

»Sieh' da,« rief der Graf, der dieser Unterhaltung aufmerksam aus der Ferne zugehört, laut über den Tisch, »da hast Du ja gleich eine ganz neue Unterhaltung, wenn wir Alle fort sind. Ja, lasse Dich portraitiren, und dann verschenke ein Dutzend solcher Medaillons an Deine Freunde und Du wirst gewiß viele Freude damit bereiten.«

»Ich werde es mir überlegen,« erwiderte die Gräfin sinnend, »an meinem guten Willen soll es dabei nicht fehlen.«

Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, so rückte sie leise mit dem Stuhl und augenblicklich erhoben sich die

fremden Damen, die schon lange auf den Schluß der Tafel gewartet, um sich sogleich ihren Wirthen zu empfehlen und bald darauf die Rückkehr nach ihrer Heimath anzutreten. Auch der Prinz, der vielleicht froh war, daß die Sitzung zu Ende, die ihm doch keinen Genuß mehr verhieß, trat, als die zunächst Abreisenden sich verabschiedet, an die Gräfin heran, verbeugte sie respectvoll und küßte ihr galant die Hand.

»Es ist heute spät Mittag bei Ihnen gewesen, gnädigste Frau,« sagte er mit der glattesten Miene, »oder vielmehr früh Abend geworden; wenigstens hat sich der Himmel um uns her etwas verdunkelt, wie ich schon lange bemerkt, als ob ein Gewitter im Anzuge wäre. Nun, er will vielleicht mit uns trauern, daß wir einen so herrlichen und genußreichen Ort, wie Ihre Rabenburg es für uns war, verlassen müssen. Da Sie sich unpäßlich fühlen, so wollen wir Sie heute nicht länger von Ihrer Ruhe und der Pflege Ihrer Gesundheit abhalten und so verabschiede ich mich gleich von Ihnen, da ich wohl doch nicht mehr hoffen darf, Sie morgen vor acht Uhr, wo wir abreisen, wiederzusehen.«

Die Gräfin verneigte sich dankend und erwiderte einige höfliche Worte. Dann traten auch die übrigen Herren heran und es wurde noch eine ganze Fluth süßester Worte und Dankesversicherungen über die duldsame und immer gleich ruhig und freundlich bleibende Frau ausgegossen. Endlich aber war sie von Allen begrüßt worden

und nur Wolfgang Harder stand noch als der Letzte bescheiden in ihrer Nähe, um die Gelegenheit abzuwarten, auch seinerseits ihr einen guten Abend zu wünschen.

Da aber trat sie schon aus ihn zu und während der Graf angelegentlich mit Fräulein von Winning sprach, flüster-te sie, ihm die Hand reichend, die Worte zu:

»Bleiben Sie noch bei den Herren, bis sie sich zurückziehen und heute Abend werde ich keinen Spaziergang unternehmen. Ich fühle mich in der That abgespannt und bedarf der Ruhe. Morgen nach dem Gottesdienst im Dorf aber finden Sie sich auf der Veranda vor meinen Zimmern ein. Kann ich Sie mit Bestimmtheit erwarten?«

»Natürlich, gnädige Frau,« erwiderte Wolfgang Harder mit hell aufleuchtendem Auge, »und ich werde um so lieber erscheinen, da ich ja viele Tage lang nicht das Glück eines vertraulichen Gesprächs genossen habe.«

»Nun, dann leben Sie für heute wohl und danken Sie mit mir Gott, daß auch dieser Kelch an uns vorüber ist.«

Die Gräfin hatte den Speisesaal verlassen und da der Graf Fräulein von Winning noch immer durch sein Gespräch festhielt, konnte diese ihr nicht sogleich folgen, wie sie am liebsten gethan. Endlich aber wurde sie durch den Prinzen erlöst, der an den Grafen herantrat und ihm sagte, daß er heute nicht zu spielen wünsche, sondern lieber frühzeitig zu Bett gehen wolle, da er in Wahrheit müde sei und möglicher Weise auch einen Schnupfen davon tragen werde.

So war der Graf denn gezwungen, Helene frei zu lassen und diesen Augenblick benutzte sie, um mit dem Prediger, der sich auch schon dem Prinzen und den anderen Herren empfohlen, den Speisesaal zu verlassen und sich zu den Kindern zu begeben, die noch nicht zu Bett gegangen waren und unter der Aufsicht der Jungfer der Gräfin ruhig in ihrem Zimmer spielten. Zärtlich wie immer flogen die lieben Mädchen auf den Geistlichen zu, und als er sie geküßt und einige Worte mit ihnen gewechselt, setzte er sich mit Fräulein von Winning auf ein Sopha und starrte, offenbar nicht sehr gesprächslustig, eine Weile nachdenklich vor sich hin.

»Das war ein seltsamer Tag!« begann endlich Helene die kurze Unterhaltung, die ihrerseits glücklich war, einmal mit dem lieben Freunde ein paar herzliche Worte wechseln zu können.

»Ja, seltsam, da haben Sie Recht.«

»Aber was denken Sie so ernstlich nach? Haben Sie vielleicht schon erfahren, warum die Gräfin heute Morgen in so großer Aufregung war?«

»Nein, ich habe nicht danach geforscht und werde auch nicht danach forschen; wenn wir es erfahren sollen, wird es ohne unser Hinzuthun geschehen. Mir gehen vielmehr die ironischen Bemerkungen des Prinzen bei Tische im Kopfe herum als er der Frau Gräfin das Medaillon mit den wirklich sehr schönen Portraits zeigte, und diese haben einen ganz eigenthümlichen Gedanken in mir erzeugt.«

»Darf ich ihn nicht kennen, Herr Prediger?«

»Warum nicht? Ich wünschte wohl solch eine Photographie von unserer lieben Gräfin zu besitzen, wenn ich auch nicht zu dem Dutzend gehören möchte, dem der Graf damit ein Geschenk gemacht wissen wollte. Das war eine neue Abscheulichkeit von diesem gewissenlosen Mann – doch davon wollte ich nicht sprechen und ich habe eben nur an jene Photographie gedacht.«

Helene nickte ihm gedankenvoll zu, und da sich ihnen eben die Kinder wieder näherten, konnten sie das Gespräch nicht weiter fortsetzen und nach einer halben Stunde etwa, nachdem dieselben zu Bett gebracht und ihr Gebet verrichtet, an dem diesmal die Mutter nicht Theil nahm, empfahl sich Wolfgang Harder, da ihm Helene die Absicht ausgesprochen, noch zu der Gräfin zu gehen, um ihre Befehle für den folgenden Tag in Empfang zu nehmen. –

Bald darauf saß Helene bei ihrer gütigen Herrin und ihr Erstes war, derselben den Wunsch zu wiederholen, den der Geistliche ihr so eben in Betreff der Photographie der Gräfin ausgesprochen.

Diese, die auf ihrem Sopha saß und ein Buch vor sich zu liegen hatte, in dem sie mehr lesen wollte als wirklich las, blickte lächelnd zu dem guten Mädchen auf, als sie dessen Worte vernahm, nickte dann freundlich und sagte:

»Ja, das ist ein Wunsch, den man einem Freunde wohl gelegentlich erfüllen kann. Nicht zwölf, wohl aber zwei Freunde sollen ein solches Bild erhalten. Sie haben mich da auf einen guten Gedanken gebracht; doch nicht im

Reitkleide, worin ich dem spöttischen Prinzen so gefallen habe, will ich mich darstellen lassen, sondern in jenem einfachen Anzuge, in dem ich auf dem lieben Berge damals ging und stand, als der Mann zu uns trat, den uns Gott zu unserm Freunde bestimmt, was wir an jenem ersten schönen Tage noch nicht ahnen konnten. Ah, nun ist doch geschehen, was ich für unmöglich hielt: nun habe ich diesen schweren heißen Tag doch mit einem angenehmen Gedanken beschlossen und jetzt wollen wir getrost zur Ruhe gehen und hoffen, daß von morgen an wieder gemüthlichere Tage beginnen. Gehen Sie auch in Ihr Zimmer, liebe Helene, ich habe keine Lust mehr zu weiterem Gespräch und was wir uns sonst noch zu sagen haben, wollen wir morgen unterwegs abhandeln, wenn wir nach dem Dorf zur Kirche gehen.«



Am nächsten Morgen in aller Frühe herrschte noch einmal ein lebhaftes Treiben auf dem von Menschen aller Art gefüllten und bald wieder seiner früheren Einsamkeit hingeebenen Schloßhofe der Rabenburg. Der Wagen des Prinzen, der sein und seiner Begleiter Gepäck gebracht, wurde unter lautem Zuruf und fröhlichem Gelächter der zahlreichen Dienerschaft wieder beladen, und als man damit fertig war, wurden die Pferde vorgespannt und der Kutscher fuhr ihn ohne Zeitverlust nach der Stadt zurück. Gegen acht Uhr wurden auch die Herren sichtbar, die in bester Laune ihr Frühstück verzehrt,

und machten sich mit ihren edlen Rossen zu schaffen, die bereits von einigen Reitknechten gesattelt und in's Freie geführt waren. Im Schloß selbst herrschte dagegen um diese Zeit noch tiefe Stille, Niemand verursachte das geringste Geräusch. Der Graf war schon um sieben Uhr zum Prinzen gegangen, um seinen unterthänigsten Dank für den ihm so huldvoll geschenkten Besuch abzustatten und sich zugleich zu erkundigen, wie er geruht, worauf er den anscheinend zufriedenen hohen Herrn nach dem Hofe führte und mit ihm und allen Uebrigen zu Pferde stieg, um der Gesellschaft eine Strecke weit das Geleit zu geben.

Als aber die ganze glänzende Cavalkade abgeritten und ihre lauten gegenseitigen Zurufe und der Huftritt ihrer Rosse in der Ferne verschollen waren, trat eine noch größere Stille in dem einsamen Schloß und seinen Umgebungen ein, und Herr Striez und der alte Benjamin konnten jetzt endlich ungestört ihre vertraulichen Bemerkungen über die abgezogenen Gäste und die letzten Tage austauschen, die auch ihnen wie ihrer theuren Herrin so manche Unbequemlichkeit bereitet hatten. Um halb Neun aber kam der Graf in sichtbar mürrischer Laune von seinem Morgenritt zurück und nachdem er seinen Leibdiener Casper gerufen und ihm befohlen, seinen großen Reisekoffer und verschiedene Handtaschen mit allem Nothwendigen auf wenigstens vier Wochen zu versehen, da er noch im Laufe dieses Tages eine größere Reise antreten werde, warf er sein rothes Jagdkleid ab

und zog einen bequemeren Hausrock an, um sich ermüdet, wie er eigentlich immer war, wenn keine besondere Anregung ihn in Athem erhielt, auf ein Sopha zu legen und ein paar Stunden zu schlafen, wozu er ja jetzt erst eigentlich Zeit und Muße gefunden.

Um halb zehn Uhr trat die Gräfin, von den Kindern, Helenen, Herrn Striez und dem alten Benjamin begleitet, ihren allsonntäglichen Gang nach dem Dorfe an, um die Kirche zu besuchen und sie sah den Geistlichen an diesem Tage zuerst, als er die Kanzel bestieg, um wieder eine seiner schönen Predigten zu halten, die auch heute allgemeinen Beifall fand und viele geistreiche Anspielungen auf die letzten Tage enthielt, die Jedermann verstand, der nur einigermaßen in die auf dem Schlosse vorgefallenen Ereignisse eingeweiht war. Unmittelbar nach Schluß des Gottesdienstes jedoch, nachdem sie den guten Küster, seine Familie und einige ihr am meisten befreundeten Dorfbewohner begrüßt, begab sie sich mit den Ihrigen nach dem Schlosse zurück, um sich nach flüchtig eingenommenem Frühstück auf die Veranda zu begeben und den aus der Kirche zurückkehrenden Geistlichen zu erwarten, der ihr ja am Abend vorher verheißen hatte, ihr hier eine Stunde Gesellschaft zu leisten.

Der Himmel schien wirklich über das Scheiden der liebenswürdigen Gäste oder auch mit ihnen über ihre so bald eingetretene Trennung von der romantischen Rabenburg etwas zu trauern, wenigstens hatte er sich mit trübem Gewölk umzogen und drohte mit Regen, obgleich die Luft noch warm und ganz von den süßen Düften

erfüllt war, die vom Morgen bis zum Abend den freien Raum der Veranda umspielten. Die sonst so klar sichtbaren Thürme der Stadt verschwammen bereits im leichten Nebel und vom Flusse und dem Treiben darauf war nichts zu sehen, wie auch die Umrisse der fernen blauen Berge ganz aus dem Gesichtskreise verschwunden waren.

Die Gräfin saß still, noch immer an die eben gehörte Predigt denkend, über die sie einige Fragen an den Geistlichen zu richten gedachte, auf der Bank in ihrer Lieblingslaube, aber sie war noch nicht lange allein gewesen, da erschien der Geistliche in seinem gewöhnlichen Sonntagsanzuge und mit einem so geistesfrischen und freudigen Gesicht, daß man ihm wohl anmerken konnte, die Anstrengung bei der Predigt habe ihn nicht erschöpft und er sei mit sich selbst und seinem Vortrag zufrieden. Vielleicht aber trug auch zu seinem frohen Aussehen die Hoffnung bei, daß er jetzt wieder in das alte Geleise behaglichen Stillebens im Schlosse zurückkehren könne und daß es ihm nun nach so lästiger Störung vergönnt sei, ungestört den stillen Verkehr mit der Herrin desselben fortzusetzen, der ihm ja seinen Aufenthalt daselbst allein erträglich machte und eine innere Zufriedenheit in ihm erzeugte, wie er sie noch nie in seinem Leben, so lange er als Pfarrer wirkte, empfunden zu haben glaubte.

Herzlich wie immer war die Begrüßung der beiden so innig befreundeten Personen und bald hatte Wolfgang

Harder auf einer Bank der Gräfin gegenüber Platz genommen, um sich zuerst nach ihrem Befinden zu erkundigen, da ja auch er am vorigen Abend vernommen, daß sie sich abgespannt und ermüdet gefühlt und der Ruhe bedurft habe.

Indessen noch hatte die Gräfin nicht Zeit gehabt, die Antwort auf diese Frage zu sprechen, da wurden Beide schon wieder durch einen Besuch gestört, den sie zu dieser ungewöhnlichen Zeit keineswegs erwartet hatten. Plötzlich nämlich erschien der Graf in, von Wolfgang Harder hier noch nicht gesehenen hellfarbigen Reisekleidern, worüber selbst die Gräfin etwas erstaunte, da in den letzten Tagen von einer weiteren Reise ihres Gemahls nicht mehr die Rede gewesen war. Außerdem hielt er einen großen Brief in der Hand, den er mit einer beinahe verächtlichen Geberde, die Adresse nach unten gekehrt, auf den Tisch warf, hinter dem die Gräfin saß, und dann neben ihr Platz nahm, wobei er nur leicht seinen Strohhut rückte, um den anwesenden Geistlichen, der sich sogleich erhob, zu begrüßen.

»Guten Morgen!« begann er mit ziemlich ruhigem Gesichtsausdruck seine Rede, »und Sie, Herr Prediger, nehmen Sie Platz. Es ist mir übrigens lieb, daß ich Sie hier treffe, was ich vermuthet, und deshalb habe ich auch den Brief da für Sie mitgebracht, der heute Morgen mit anderen Packeten aus der Stadt angelangt ist. Ja, nehmen Sie ihn nur, er gehört Ihnen und kommt vom hochlöblichen Stadtgericht zu Berlin, oder mit welchem Titel sonst man eine so weise Behörde zu belegen pflegt. Mit Dir aber,«

fuhr er, sich an die Gräfin wendend, fort, »wollte ich noch etwas Anderes besprechen, denn wie Du siehst, bin ich zu einer Reise gerüstet, die ich in einer halben Stunde antreten will.«

Die Gräfin nickte nur zustimmend auf diese letzten Worte, denn der größte Theil ihrer Aufmerksamkeit war auf den Geistlichen gerichtet, der mit sichtbarer Verwunderung den Brief aufgenommen und die deutlich geschriebene Adresse, die wirklich an ihn lautete, wiederholt gelesen hatte. Gleich darauf aber steckte er ihn, noch leise den Kopf schüttelnd und still nachsinnend, in seine Brusttasche und wandte sich dann wieder dem Grafen zu, der, eben so die Verwunderung des Predigers wie die Aufmerksamkeit seiner Gemahlin darauf bemerkend, ironisch vor sich hin lächelte. Da konnte sich die Gräfin nicht länger halten und ihr reines blaues Auge voller Theilnahme auf den Freund richtend, fragte sie ihn:

»Der Brief scheint Ihnen einiges Bedenken zu erregen, lieber Harder. Wenigstens scheinen Sie ihn nicht erwartet zu haben. Hegen Sie keine Vermuthung, von Wem er kommt und was er enthält?«

Der Prediger antwortete nicht gleich, dafür nahm aber der Graf mit seiner gewöhnlichen sarkastischen Miene das Wort und sagte:

»Du hörst ja, daß er vom Stadtgericht in Berlin kommt und so neugierig wirst Du doch nicht sein, um wissen zu wollen, was unser Herr Prediger mit den Gerichten zu verhandeln hat. Haha! Als ob ein Geistlicher nicht eben

so gut Prozesse haben könnte, wie jeder andere Christenmensch!«

»Nein, Herr Graf,« nahm nun Wolfgang Harder das Wort, einen Prozeß wird es wohl nicht betreffen, denn wie ich in meinem Leben bisher noch keinen gehabt, wüßte ich nicht, wie mir jetzt einer aus den Wolken zu-fallen sollte.«

»O, darum sorgen Sie nicht, mein Lieber, die Wolken sind hoch und ihr Schooß ist schwarz – blicken Sie nur da oben hin, und die Prozesse fliegen in der Luft umher wie Mücken – ich weiß ein Lied davon zu singen. Doch – lassen wir den Brief, ich habe Dir noch die wärmsten Grüße von Seiten des Prinzen und der übrigen Herren zu bringen und es hat Allen sehr leid gethan, Dich heute Morgen nicht mehr sehen zu können.«

»Ich danke Dir,« erwiderte die Gräfin, »Du hast sie wohl eine Strecke weit nach der Stadt begleitet?«

»Ja, um ihnen bald wieder nachzufahren, denn mein Wagen wird bereits angespannt. Doch da bringst Du mich gleich auf das Zweite, was ich Dir sagen wollte. Nachdem meine Gäste abgereist sind kommt mir die Einöde hier so drückend vor, als ob ich eine Missethat begangen hätte, die nur die Zerstreung in der großen Welt ausgleichen kann. Ich werde daher das Schloß auf einige Wochen verlassen und eine kleine Vergnügungsreise unternehmen, obgleich mir das Wetter augenblicklich nicht günstig dazu scheint. Doch das weiß der Himmel, wenn ich einmal ein Vergnügen haben will, drängen sich immer trübe Wolken oder trübe Gesichter wie ungebetene Gäste in

meine Nähe, mich scheint das Gesindel eben so zu lieben wie zu verfolgen, doch es ist einmal nicht zu ändern und ich füge mich. Morgen lacht die Sonne vielleicht schon wieder und dann werde ich um so vergnügter sein.«

»Ich will es Dir wünschen; auf der Reise ist böses Wetter unangenehmer als zu Hause. Wohin wirst Du Deine Reise richten?«

»Das weiß ich noch nicht so genau. Graf Mansfeld, der den Prinzen leider nicht hierher begleiten konnte, hat heute Morgen an mich geschrieben, daß er in der Stadt sei und mich auf der kleinen Reise, die wir uns schon lange vorgenommen, begleiten will. Wir werden uns also in der Stadt treffen und über unser nächstes Ziel gemeinschaftlich berathen.«

»Graf Mansfeld!« sagte die Gräfin nachdenklich, wie zu sich. »Also er ist auch da und hat schon wieder Urlaub von seinem Fürsten erhalten?«

»Ja, er hat ihn erhalten, wie er ihn zu jeder Zeit erhält, wenn er ihn haben will. Seine Kammerherrendienste kann jeder beliebige Junker im Handumdrehen erlernen und verrichten. Aber Du scheinst nicht recht damit zufrieden zu sein, daß Mansfeld mich begleitet, wie?«

»O, doch! Du hast ja über Deine Begleitung allein zu bestimmen.«

»Nun ja, und das thue ich auch ohne Einschränkung. Ich weiß wohl, daß Du gegen Graf Mansfeld, meinen ältesten und liebsten Jugendfreund, eingenommen bist, und daß Du von jeher eine gewisse Antipathie gegen ihn gehabt hast, obwohl sie nie weniger gerechtfertigt war

als bei ihm, denn er ist ein Mann nach großem meisterhaftem Zuschnitt, kühn, schnell, voll Feuer und Kraft, mit einem Wort, ein Mann der That, wie man sie selten findet und Du sie so wenig liebst.«

Wolfgang Harder, dem das ehedemliche Gespräch, dem er hier wiederum so zufällig beiwohnen sollte, nicht angenehm däuchte, war langsam aufgestanden und nahm die Miene an, als wolle er sich entfernen. Kaum aber hatte der Graf es bemerkt, so winkte er herablassend mit der Hand und sagte:

»Bleiben Sie, Sie stören mich nicht und ich will Sie auch nicht lange stören, denn ich fahre ab, sobald mein Wagen fertig ist. Doch – was ich Dir sagen wollte,« wandte er sich wieder zur Gräfin, die wohl wußte, daß ihr Gemahl nur darum die Gegenwart des Predigers wünschte, weil er sich dadurch den Abschied von ihr zu erleichtern gedachte, »ja, Graf Mansfeld also wird mein Reisegefährte sein. Wenn Dir das nicht ganz recht ist, wie ich sehe, so ist es mir dafür um so mehr recht. Gehabe Dich während meiner Abwesenheit wohl und mache Dir und den Kindern so viel Vergnügen wie möglich. Ich beabsichtige ein Gleiches mit mir selber. Auf frohes Wiedersehen also! Willst Du mich vielleicht mit Deiner Hand beehren?«

Er streckte seine bereits behandschuhte Hand aus, in die sie die ihre rasch legte.

»Gern,« sagte sie, »da hast Du sie und ich wünsche Dir recht viel Vergnügen.«

»Ich Dir ein Gleiches!«

Er beugte sich auf die Hand der Gräfin nieder, um sie flüchtig mit den Lippen zu berühren, da sie keine Bewegung machte, die verrieth, daß sie ihm eine gleiche Gunst zu erweisen gedenke, wie er wahrscheinlich erwartet, und schickte sich eben an, sich zu entfernen, als er, nachdem er dem Geistlichen eine kalte stumme Verbeugung gemacht und eine eben solche wieder erhalten hatte noch einmal stehen blieb, sich ringsum blickte und sagte:

»Ist Fräulein von Winning nicht bei der Hand?«

Als wäre sie von einem unsichtbaren Geist gerufen worden, trat Helene in demselben Augenblick ganz zufällig aus dem Zimmer auf die Veranda heraus und hörte deutlich die etwas laut gesprochene Frage des Grafen. Einen Moment zögerte sie, ob sie sich zeigen solle, da sie aber wußte, daß die Gräfin und der Prediger auf der Veranda seien, schritt sie eilig heran und verneigte sich vor dem Grafen.

»Ah!« rief dieser freudig überrascht, und augenblicklich nahm sein bisher so kaltes Gesicht einen viel lebhafteren Ausdruck an, »Sie fliegen ja wie ein Engel herbei, mein liebes Fräulein, still und unbemerkt, wie ein solcher Himmelsbewohner es muß. So eben fragte ich nach Ihnen. Ich wollte von Ihnen doch auch gern Abschied nehmen.«

»Wollen Sie verreisen, Herr Graf?« fragte Helene etwas hastig und wider Wissen von einer freudigen Röthe dabei überfluthet.

»Ja, meine Liebe, ich gehe vielleicht ein wenig nach Ems oder Baden – ich weiß noch nicht bestimmt, wohin. Sie sehen, daß ich mich revanchire. Sie verließen mich auch vor einigen Wochen, um sich auf Ihre eigene Hand zu amüsiren. Doch, gehaben Sie sich wohl. Tragen Sie hübsch Handschuhe im Sonnenschein und lassen Sie Ihr reizendes Gesicht nicht wie neulich verbrennen. Das lieben wir Männer von Geschmack an schönen Frauen nicht, die wir uns selbst um der Sonne Brand nicht kümmern dürfen. Wollen Sie mir nun auch Ihre kleine Hand zum Abschied geben?«

Helene, von Neuem erröthend, reichte etwas zögernd und verlegen nach der Gräfin hinüberblickend, die unbeweglich stehen geblieben war, ihre Hand hin. Der Graf hielt dieselbe eine Weile fest, sah ihr bedeutungsvoll nickend in die Augen und dann küßte er rasch zweimal die kleine Hand, um gleich darauf ohne weiteren Gruß nach irgend einer Seite hin die Veranda zu verlassen.

Tiefe Stille herrschte auf derselben, als er gegangen war, kein Mensch sprach ein Wort, nur sahen sowohl der Prediger wie Helene die Gräfin mit innig theilnehmenden und verwunderten Blicken an. Sie mußte diese Blicke wohl fühlen, obgleich sie, wie an den Boden gefesselt, mit niedergeschlagenen Augen dastand, in denen es unwillkürlich wie flüssiges Silber zu schimmern begann. Da aber wurde Wolfgang Harder die Pause zu lang und zu drückend und er wollte eben etwas sprechen, was die

Gräfin aus ihrem trüben Sinnen risse, als sie es bemerkte und, zuerst auf ihn, dann auf Helene einen flehenden Blick richtend, mit schmerzlichem Ton rief:

»Sprechen Sie kein Wort, lieber Freund, und gehen Sie mit Helenen fort. Ich muß eine Weile für mich allein sein. Es giebt Augenblicke im Leben, wo man selbst seine besten Freunde nicht ertragen kann und mit sich und seinem Gott allein sein muß, um redlich über sich selber zu Gericht zu sitzen, damit man Anderen kein zu hartes Urtheil spreche.«

Sie winkte grüßend mit der Hand und bald hatte man sie ihrem Wunsch gemäß allein gelassen, um ihr Zeit zu gewähren, – über sich selbst zu Gericht zu sitzen.



Aber nicht lange blieb die arme Frau, die seit neun langen Jahren ihr hartes Loos so geduldig und ohne zu klagen trug, in der stillen Veranda sitzen. Es wurde ihrem gepreßten Herzen zu eng in dem eingeschlossenen Raume und sie sehnte sich nach Bewegung im Freien, im urkräftigen, blätterrauschenden Walde, den sie so liebte und in den sie immer stundenlang ging, wenn ein neuer qualvoller Schmerz ihr Herz belastete oder wenn sie sich Ruhe und Frieden erkämpfen wollte, nachdem ganz gegen ihre Neigung Streit und Hader in Fülle auf sie eingestürmt waren. So ging sie denn auch heute, nachdem sie sich im Stillen ausgeweint, zuerst in ihr Zimmer, nahm Hut und Sonnenschirm, der ihr wenigstens

zur Stütze dienen sollte, und schritt dann, von Niemandem bemerkt, in den Park hinab, den sie mit schnellen Schritten durcheilte, bis sie an die abgelegensten und völlig einsamen Theile desselben gelangte, wo nur die Vögel in den schattigen Kronen der alten Bäume sangen und der milde Sommerwind leise in den Blättern rauschte.

Länger als eine Stunde schritt sie hier auf und nieder und ging mit sich über ihr Schicksal zu Rathe; dann aber hatte ihr elastischer Geist sich frei gerungen und sie athmete wieder leichter auf, je mehr sie bedachte, daß die ganze Zeit jetzt ihr gehöre und daß nichts von außen sie bedränge, daß sie sich vielmehr nun ungestört ihrer Neigung hingeben könne, mit dem Prediger, mit Helene und ihren Kindern zu leben, wie sie gern lebte, und in ernsten und lehrreichen Gesprächen die Stunden hinzubringen, die nicht anderweitig von ihren Pflichten in Anspruch genommen waren.

Als sie mit ihrem Nachdenken so weit fertig war und sich neu gekräftigt fühlte, unter die Augen der sie beobachtenden Menschenan treten, ohne von ihnen wegen ihres sichtbaren Kummers bemitleidet zu werden, blieb sie plötzlich wieder stehen, denn es war ihr mit einem Male etwas Neues in den Sinn gekommen, was sie durch das letzte Gespräch mit dem Grafen und die sich daran knüpfenden Gedanken ganz aus der Erinnerung verloren hatte. Es betraf dies den Brief, den der Graf dem Geistlichen übergeben und der in ihren Augen, sie wußte selbst nicht warum, von Minute zu Minute in seiner Bedeutung stieg.

»Was kann das sein?« fragte sie sich. »Ich sah wohl, wie ihn, den sonst so ruhigen und immer gefaßten Mann, der Brief betroffen machte. Vom Stadtgericht in Berlin! Ein solches Gericht hat einen weiten Wirkungskreis und so viel ich aus ähnlichen Briefen weiß, die mein Mann oft genug erhält, bringen sie häufiger Schlimmes als Gutes. Nun, ich will in der That nicht zu neugierig sein und mich am wenigsten in sein Vertrauen drängen. Ist der Inhalt dieses Briefes wirklich von Bedeutung, so wird es mir seine Miene bei Tisch wohl verrathen und dann werde ich mir in traulicher Abendstunde ein Herz fassen und den Grund davon zu erforschen suchen.«

Nachdem sie auch über diesen kleinen Zwischenfall ihren Entschluß gefaßt, kehrte sie beruhigt in das Schloß zurück und begab sich zu ihren Kindern, um ihnen anzuzeigen, daß ihr Papa auf einige Wochen verreist sei. Indessen theilte sie ihnen damit nichts Neues mit, die Kinder wußten es schon, denn der Graf war selbst einen Augenblick bei ihnen gewesen, nachdem er die Veranda verlassen und kurz bevor er in den Wagen gestiegen und mit seinem ganzen Gepäck nach der Stadt gefahren war.

Bei Tische herrschte heute zwar ein geräuschloses, aber viel fröhlicheres Leben als sonst und schon die Mienen des Hausmeisters und Benjamins verriethen, als die Familienmitglieder in den Speisesaal traten, zur Genüge, daß jetzt ein glücklicherer Geist in dem traurigen Hause walte und daß nun, nachdem die unruhigen Gäste und der herrische Gebieter abgereist, Zufriedenheit, Ruhe und herzinnige Eintracht in dasselbe eingekehrt seien.

So begann denn auch, wie in der Natur nach dem Sturm oft eine wohlthuende Windstille folgt, mit diesem Mittagmahle ein süßer Friede sich auf die kleine Familie zu senken, alle Gemüther erhoben sich freier, wie von einem insgeheim gefühlten Druck erleichtert, und bald hatten Alle, die zu dem engen gemüthlichen Kreise in der Rabenburg gehörten, vergessen, daß es noch kurz vorher anders gewesen sei. Indessen sie waren zufrieden damit und dankten ihrem Schöpfer, daß er ihnen einmal auf längere Zeit ein ruhiges Stillleben verliehen habe, denn daß dieses, so lange ersehnt, jetzt durch neue Stürme ganz anderer Art unterbrochen werden könne, das ahnte Keines von ihnen und so gaben sich Alle mit dem herzlichsten Vertrauen der so golden heraufdämmernden Zeit hin, einer Zeit, wie sie sie noch nie auf der Rabenburg erlebt, so lange Wolfgang Harder ein Bewohner derselben geworden war.

Da das Wetter sich noch leidlich hielt und der leichte Nebelflor erst in der folgenden Nacht dem schon lange drohenden Regen weichen sollte, so behielt man Zeit, nach dem Essen mit den Kindern, die sehulich danach verlangten, noch einen weiten Spaziergang nach dem Walde und über das Dorf hinaus zu unternehmen, und als man das letztere hinter sich gelassen, lenkte die Gräfin ihre Schritte unwillkürlich nach der Stelle hin, wo sie am Tage vorher durch die unverhoffte Begegnung der Ihrigen aus einer ihr so peinlichen Lage gerissen worden war. Wohl dachte sie im Stillen an jene traurige Stunde, aber sie sprach kein Wort darüber, und weder Wolfgang

Harder noch Helene, die sie Beide zu verstehen glaubten, lenkten ihr Gespräch darauf hin, wie überhaupt fast keine Sylbe über die geschiedenen Gäste und die Ereignisse, die sie herbeigeführt, gewechselt wurde.

Am späteren Abend, als die Kinder nach alter gewohnter Weise durch das Gebet ihres Freundes zur Ruhe gebracht waren und wiederholt ihre Freude geäußert hatten, daß die Mama, Herr Harder und Fräulein Helene jetzt wieder zusammen bei ihnen wären, lud die Gräfin den Geistlichen ein, noch ein Stündchen mit ihr auf der Veranda zu plaudern, da man in den Park nicht zu gehen wagte, weil man jeden Augenblick den Ausbruch eines Gewitters befürchten mußte, denn rings am Horizont war ein starkes Wetterleuchten wahrzunehmen und bisweilen erhob sich schon ein drohender Windhauch, der jedoch warm blieb und den Aufenthalt in der geschützteren freien Veranda nicht unangenehm machte.

Als beide Personen sich nun so nahe saßen und traulich mit einander redeten, die Gräfin aber sich wieder in ihrer früheren natürlichen und zwanglosen Weise, als wäre nichts Störendes an sie herangetreten, gegen den alten Freund benahm, glaubte sie denselben, wie schon am ganzen Tage, etwas stiller und bedachtsamer als sonst zu finden. Er sprach wohl freundlich, ja herzlich mit ihr, aber seine innersten Gedanken weilten augenscheinlich bei etwas Anderem, wenigstens wollte es die Gräfin, die auf sein heutiges Wesen besonders aufmerksam war, so bedünken. Da fiel ihr plötzlich der heute Morgen vom Stadtgericht zu Berlin angelangte Brief ein und auf der

Stelle glaubte sie die Ursache seines nachdenklichen Wesens gefunden zu haben. So faßte sie sich denn ein Herz und etwas näher an seine Seite rückend, sagte sie mit ihrer weichen, sich an das Ohr des Hörenden immer fest anschmiegenden Stimme:

»Lieber Freund, entschuldigen Sie, wenn ich mir eine vertrauliche Frage erlaube, allein Ihr eigenartiges Benehmen den ganzen Tag über, wo wir doch so viel Ursache hatten, einmal wieder recht fröhlich zu sein, zwingt mich dazu. Ich finde Sie nämlich, ganz abweichend von Ihrem früheren Wesen, überaus schweigsam und nachdenklich und da Sie vielleicht einer freundschaftlichen Theilnahme bedürfen, so verkünde ich Ihnen hiermit die meine. Und nun sagen Sie mir ehrlich: steht Ihr seltsames Wesen vielleicht mit dem Brief im Zusammenhange, den Sie heute Morgen erhalten haben?«

Wolfgang Harder wandte seinen dunklen Kopf ruhig nach ihr hin und nickte lächelnd dabei.

»Offen gesagt, ja, es steht damit in unmittelbarem Zusammenhange. Sie haben es nur zu gut errathen.«

»O, dann darf ich auch wohl wissen, was er enthielt. Ich bin zwar nicht so neugierig, wie mein Mann mich hält, aber es interessirt mich Alles, was Sie betrifft und so möchte ich Ihr altes Vertrauen auch wohl für diesmal in Anspruch nehmen.«

»Es soll Ihnen auch zu Theil werden, gnädige Frau,« sagte Wolfgang Harder mit zunehmender Herzlichkeit, und ich habe sogar schon den ganzen Tag überlegt, wie ich Ihnen das mir Widerfahrene mittheilen soll. Ich

glaubte nur, daß Sie noch nicht ganz wieder in der Gegenwart lebten, und darum allein hielt ich so lange damit zurück.«

»O, nun machen Sie mich wirklich doch recht neugierig, und wenn mich nicht Alles täuscht, haben Sie mir sogar etwas Gutes zu sagen, wo ich fast auf das Gegenteil gefaßt war.«

Wolfgang Harder nickte, noch heiterer lächelnd und dann sagte er:

»Ja, es ist auch, wie es mir scheint, etwas Gutes, wenigstens etwas Angenehmes, auf das ich am wenigsten vorbereitet war. Der Brief kam wirklich vom Berliner Stadtgericht und hat mich in Wahrheit überrascht. Mit einem Wort, ich habe eine Erbschaft gemacht, an die ich mein Lebtag nicht gedacht.«

»Wie? Eine Erbschaft? Von Wem?« unterbrach ihn die Gräfin, indem sie ihm voll und freudig in das so lebhaft bewegte Gesicht sah.

»Von einer alten Tante, einer Schwester meiner Mutter, mit der ich bisher nur alle Jahre zur Neujahrszeit einen Brief wechselte. Sie lebte in Berlin in ihrem reizenden Gartenhause und verkehrte, da sie die Wittwe eines namhaften Künstlers, eines Malers war, nur mit Künstlern. Sie war reich, das wußte ich wohl, und eben darum habe ich selten ihre Nähe aufgesucht. Für mich hatte sie nur Etwas, um was sie sehr beneidete, und das war ein friedlicher, weiblich fürsorgender Sinn, gepaart mit einem überaus glücklichen Humor, der jedes Ereigniß im Leben, das bittere wie das süße, von der rosigsten Seite

aufzufassen verstand. Außerdem besaß sie eine schöne Bildersammlung und ihre zahlreichen Sculpturen lockten selbst Kenner an. Diese alte gute Dame ist nun gestorben und da sie weder Kinder noch sonstige Verwandte hinterläßt, hat sie mich – ja, denken Sie sich – zum Universalerben ihrer ganzen Hinterlassenschaft eingesetzt.«

Der Erzähler schwieg und schaute etwas verwundert auf seine Nachbarin hin, die sich ganz still verhielt und deren Gesicht, wie er selbst bei der trüben Abendbeleuchtung sah, etwas bleich geworden war.

»Nun,« fuhr er fort, »freuen Sie sich darüber nicht, gnädige Frau?«

»Ich weiß nicht, ob ich es schon darf,« entgegnete diese mit einem bangen Seufzer. »Aber erst sagen Sie mir, ist das Vermögen wirklich bedeutend, welches Sie so unerwartet geerbt?«

»Ja, es ist leidlich groß, für meine bescheidenen Verhältnisse sogar sehr groß; indessen erlassen Sie es mir, Ihnen die Summe in geraden Zahlen zu nennen, die allerdings auch schon in jenem gerichtlichen Briefe angedeutet ist.«

Die Gräfin senkte, wie es schien, noch betrübter als vorher, das Gesicht vor sich nieder. Plötzlich aber erhob sie den Kopf, sah den Freund mit einem tief forschenden Blick an und sagte, wobei sie einen neuen Seufzer nicht unterdrücken konnte:

»Wird diese so unerwartet gekommene Erbschaft einen auch für uns fühlbaren Einfluß auf Ihren Beruf oder Ihren jetzigen Wirkungskreis üben?«

»Auf den letzteren vorläufig nicht im Geringsten, gnädige Frau; aber den ersteren würde ich jedenfalls für immer aufgeben, wenn ich den letzteren aus irgend einem Grunde verlassen müßte.«

»Was heißt das?« fragte die Gräfin, innerlich erbebend, da sie den kaum gewonnenen Freund schon wieder zu verlieren fürchtete.

»Ach,« sagte er mit einer herzlich bittenden Miene, »erlassen Sie es mir, mich jetzt vollständig über diesen Punkt auszusprechen, gnädige Frau. Für den Augenblick ist, ich wiederhole es Ihnen, an keinen Wechsel meines Lebens zu denken und höchstens werde ich im Laufe des Sommers nach Berlin reisen müssen, um den Vorkehrungen, welche von der Erblasserin in ihrem Testament getroffen und vom Gericht gut geheißen sind, beizustimmen, was ich für's Erste schriftlich thun will. Mein jetziger Besitz in Berlin befindet sich in den besten Händen, die beiden alten Diener, die denselben in Gemeinschaft mit dem Gericht bewachen, sind treue Leute und ich bin in dieser Beziehung jeder etwaigen Sorge darüber enthoben.«

Jetzt erst athmete die Gräfin etwas freier auf.

»Ach,« sagte sie, »nun bin ich zufrieden. Da haben Sie meine Hand, ich gratulire Ihnen von ganzem Herzen. Sie sind also mit einem Mal ein glücklicher Mann geworden!«

»Ein glücklicher?« fragte Wolfgang Harder, indem er die festgehaltene Hand herzlich drückte, »ach nein, noch lange nicht, aber ein unabhängiger, wenn das Schicksal noch einmal versuchen wollte, mich in neue Fesseln zu

schlagen, die ich bereits mit meiner Ankunft in Rabenbrück, das heißt bei Ihnen, überwunden und abgestreift zu haben glaubte.«

»Nun, und ist Unabhängigkeit für sich allein nicht auch schon ein großes Glück?«

»Unter Umständen gewiß, und wenn Sie dies allein meinten, dann nehme ich Ihren Glückwunsch dankbar an.«

Sie drückte ihm noch einmal herzlich die Hand, dann standen sie auf, um sich in das Schloß zurückzugeben, da so eben die ersten Regentropfen zu fallen begannen und ein stürmischer Wind sich erhob, der den Aufenthalt im Freien nicht mehr länger erträglich machte.

SECHSTES CAPITEL. EIN ANGST- UND SORGENTAG.

Wie es vorherzusehen gewesen, begann sich nun auf dem einsamen Schlosse und im Kreise der so friedlich gesinnten Bewohner desselben ein reizendes Stilleben zu entwickeln, das nach allen Seiten hin die größte Befriedigung und ein sichtbares Wohlbehagen gewährte. Nach dem eben überstandenen geselligen Sturm und seinen die Gemüther der Betheiligten verstimmenden Nachklängen war innerhalb der Mauern der Rabenburg wie in ihren nächsten Umgebungen eine himmlische Ruhe eingetreten und jeder Einzelne konnte nun, nachdem der künstliche Zwang aufgehört, den die gesellschaftlichen Verhältnisse bisher auf ihn ausgeübt, seine natürliche Begabung wieder im vollsten Lichte zeigen. Allmähig auch gab sich dies neue Glück in der freudigen Belebung des

geistigen Verkehrs unter ihnen kund und alle Gesichter heiterten sich auf, wie auch alle Herzen eine Zeit lang in der vollsten Zufriedenheit schlugen.

Am stillsten von Allen verhielten sich noch die Gräfin und Wolfgang Harder, die, obgleich sie sich nicht die geringste Einschränkung in ihrem Verkehr mit einander auflegten, doch ihren innersten Gedanken und Empfindungen nachzuhängen schienen, die sich immer klarer und bewußter herausarbeiteten, um so der endlichen Entwicklung entgegenzureifen, die einmal unausbleiblich erfolgen mußte, wenn auch Keines von Beiden ahnte, noch weniger wußte, wie sich dieselbe gestalten sollte.

Viel heiterer, unbefangener und geradezu glücklicher dagegen zeigte sich Helene von Winning, die sich dem jetzigen zwanglosen Leben mit ihrer ganzen jugendlichen Lebhaftigkeit hingab und an die kommenden Tage so wenig dachte, wie sie die trüben Stunden der eben überwundenen Vergangenheit schon vergessen zu haben schien. Soweit ihre Stellung und ihre angeborene Bescheidenheit es ihr gestattete, schloß sie sich der Gräfin mit leicht erkennbarer Hingebung an, aber auch dem verehrten Geistlichen trat sie mit jedem Tage näher, je mehr sie mit der fortschreitenden Zeit immer neue Liebenswürdigkeiten und männliche Tugendhaftigkeit an ihm entdeckte. Am sichtbarsten trat diese ihre stille Verehrung hervor, wenn sie, wie es wohl bisweilen geschah, mit der Gräfin allein war und dann das Gespräch, bald in Folge ihrer eigenen Neigung, bald in Folge der liebevollen Anregung der Gräfin, sich auf den Mann richtete, welchen

Beide gleich hochschätzten, ohne noch zu ahnen oder gar zu wissen, daß die Andere ihm mit aller Gluth ihres Herzens ergeben war. In solchen einsamen Gesprächen konnten sich beide Frauen stundenlang über ihn und seine Eigenschaften unterhalten und, ohne zu ermüden, sich gegenseitig dieselben zergliedern, wobei es vorkam, daß Eine die Andere mit ihren neuen Entdeckungen über seinen Geist, sein Talent und seine geselligen Gaben überflügelte, worin sich namentlich Helene hervorthat, ohne dadurch beider arglosen Gräfin den mindesten Verdacht einer innigeren Zuneigung zu erregen.

So waren den so einsam und zurückgezogen Lebenden rasch genug einige Tage verstrichen und obwohl ihnen der Park, der Garten, der Wald und zumeist auch das nahegelegene Dorf durch die anhaltende böse Witterung verschlossen blieb, so fühlten sie sich doch in keiner Weise eingeengt, denn der Unterhaltung, der Zerstreung und des geselligen Vergnügens gab es für sie jetzt die Fülle.

Wenn der Graf übrigens auf seiner Reise, von deren endlichem Ziel Niemand die geringste Kunde erhielt, eben so böses Regenwetter hatte, wie es in diesen Tagen der Rabenburg zu Theil wurde, dann befand er sich gewiß nicht in so guter Laune, wie die Seinigen zu Hause, die in glücklichster Stimmung neben einander hin lebten und sowohl in dem regelrecht fortgeführten Unterricht der Kinder, wie bei den gemeinschaftlichen Mahlzeiten und den sich daran knüpfenden Gesprächen Genuß und Befriedigung in nie erlebtem Maße fanden.

So war man bis zum Abend des Mittwochs nach der Abreise des Grafen vorgerückt. Den Tag über hatte man sich geistig und gemüthlich wie alle Tage beschäftigt und nichts war vorgefallen, was bei dem Einen oder Anderen die Vermuthung hätte erregen können, daß sich irgend etwas Absonderliches vorbereite. Freilich, wenn Wolfgang Harder an diesem Tage recht aufmerksam auf die Gräfin und ihr Gehaben gewesen wäre, so hätte er wohl bemerken können, wie sie mit Helenen heimlich flüsterete, so oft sich eine Gelegenheit dazu bot, und wie sie dann häufig nach dem wolkenbedeckten Himmel emporblickte, der unaufhörliche Regengüsse herabsandte und mit seinem düsteren Nebel das ganze Thal bis zur Stadt und weit darüber hinaus verschleierte.

Gegen Abend aber, als sie in dem Zimmer der Gräfin beisammen saßen, die Kinder mit ihren Puppen und sonstigen Spielsachen eifrig beschäftigt waren, die Frauen gemächlich an einem großen Teppich stickten und Wolfgang Harder sie dabei mit irgend einer Erzählung, wie ehemals auf dem Berge unterhielt, bemerkte er es doch, daß die Gräfin unablässig ihre Augen auf die Außenwelt gerichtet hielt, und als er sie nun fragte, warum sie sich heute so lebhaft um das Wetter bekümmere, lächelte sie ihn und Helenen an und sagte:

»Sie verstehen so Vieles, lieber Freund, und haben in so manchen Dingen vortreffliche Erfahrungen gesammelt, sind Sie vielleicht auch ein guter Wetterprophet?«

»Kein besserer oder schlechterer als jeder andere denkende und die Natur liebende Mensch, gnädige Frau,«

erwiederte er. »Ich beobachte den Wind, die Dichtigkeit der Wolken und wenn ich dann noch das Barometer zu Rathe ziehe, so schließe ich aus Allem zusammen, was wir morgen oder übermorgen für Wetter haben werden.«

»Nun, wie wird es zum Beispiel morgen zufolge Ihrer Beobachtung sein?« fragte sie weiter, indem sie ihre Arbeit in den Schooß sinken und die schönen Augen abermals in's Freie schweifen ließ.

»Ich glaube, es wird besser werden; das Quecksilber verräth eine große Neigung zu steigen, ja es hatte sich sogar vor einer Stunde schon etwas in Bewegung gesetzt.«

»So, das zu hören, ist mir angenehm, und wenn Sie Recht haben, sollen Sie zu gelegener Zeit auch für Ihre gute Prophezeiung belohnt werden.«

Als sie dies sagte, sah sie so liebevoll an ihn hin und ihr schönes Gesicht war von einem so reizvollen Ausdruck belebt, daß Wolfgang Harder sich mehr denn je durch ihren Anblick erquickt fühlte und das gab seiner Unterhaltungskraft einen so neuen und kühnen Schwung, daß beide Damen ganz Ohr waren, ihre Arbeit beinahe vergaßen und sich wiederholt ihren tief empfundenen Beifall zunichten.

Später aber, als man sich trennen wollte, um zur Ruhe zu gehen und die Kinder schon längst zu Bett gebracht waren, lächelte ihn die Gräfin, wie es ihm vorkam, wieder auf eine ganz eigenthümliche Weise an und hielt seine Hand etwas länger fest, als ob es ihr schwer würde, sich von ihm zu trennen, ohne ihn einen tieferen Blick in ihr Irmeres haben thun zu lassen. Auch sagte sie, als

er sie fragend anblickte, als ob er in ihrem Gesicht eine Erklärung ihres ungewöhnlichen Wesens suche:

»Ich muß Ihnen doch noch etwas sagen, lieber Harder, denn ich kann Ihnen nicht Alles verschweigen, wenn Sie mich mit Ihren treuen Augen so ehrlich ansehen. Werden Sie mir verzeihen, wenn ich Ihnen in diesen Tagen einen kleinen Schreck einflöße?«

»Einen Schreck? Womit denn?«

»Ja, das kann ich Ihnen nicht sagen. Ich frage nur, ob Sie ihn mir verzeihen werden?«

»Gewiß, ich verzeihe Ihnen Alles, denn Uebles werden Sie mir gewiß nicht thun.«

»Nun, ich bin darin doch nicht so ganz sicher, wie Sie es aufnehmen werden,« fügte sie etwas befangener hinzu, »und das flößt mir eben eine kleine Sorge ein. Aber da Sie mir *Alles* verzeihen wollen, mir also gewissermaßen eine Generalabsolution ertheilen, so bin ich schon etwas zufriedener gestellt. Gerade diese Generalabsolution wollte ich von Ihnen haben. Nun, dafür sollen Sie nach dem kleinen Schreck vielleicht auch eine kleine Freude haben, nur müssen Sie geduldig sein und die Freude nicht so schnell und in zu großem Umfange verlangen.«

Jetzt lächelte auch Wolfgang Harder, der das Ganze für einen anmuthigen Scherz zu nehmen geneigt war, und sagte:

»Ich verstehe Sie zwar nicht, aber ich sehe in Ihrem Gesicht, was für mich auch ein Barometer ist, daß Sie nichts Schlimmes vorhaben können. Sie vermögen sich nicht zu verstellen, wie so viele andere Menschen, und

Ihnen liest man jeden Gedanken, den Sie hegen, aus den Augen ab, noch ehe ihn Ihre Lippen gesprochen haben.«

Hier sahen die Gräfin und Helene sich eine Weile forschend an und dann lachten Beide, wie von einem gemeinsamen Impulse getrieben, laut auf.

»Verzeihen Sie,« sagte die Gräfin, »daß wir unsere weibliche Schwäche nicht besser zu beherrschen vermögen, aber wir lachten Beide über eine und dieselbe Bemerkung, die wir in demselben Moment machten. Glauben Sie etwa, daß Sie sich zu verstellen vermögen, auch nur eine Minute lang? Nein, lieber Freund, Ihr Gesicht ist, namentlich für Ihre Freunde, durchsichtig wie Glas, noch mehr als das meine, und jeder Zug Ihres Herzens, jeder Gedanke Ihres Geistes spiegelt sich klar darauf ab; und diese Bemerkung haben wir schon heute Nachmittag mit einander ausgetauscht und weil Sie eben an mir eine ähnliche gemacht haben wollten, darum lachten wir.«

»So,« sagte Wolfgang Harder, auf den liebenswürdigen Scherz fröhlich eingehend, »also mein Gesicht ist durchsichtig wie Glas. Nun, das ist ja ein bedenkliches und unter Umständen verrätherisches Gesicht.«

»Tadeln oder beklagen Sie es nicht, lieber Freund,« fuhr nun die Gräfin mit größerem Ernst redend fort, »wir Beide haben es ganz gern so, wie es ist, aber wenn ich etwas Aehnliches an mir habe, wie Sie so eben sagten, dann hat sich ja wieder eine neue Sympathie an uns gefunden und damit wollen wir, oder vielmehr will ich ganz zufrieden sein. Doch nun – gute Nacht und ich erinnere

Sie noch einmal an Ihre Absolution. Der Schreck wird mir verziehen, nicht wahr?«

»Ja, von ganzem Herzen, wenn ich denn doch ohne Nachsicht erschreckt werden soll.«

Sie nickte ihm unendlich liebevoll zu und gleich darauf hatten sie sich alle Drei getrennt, um ihre Zimmer aufzusuchen, wobei es nur ganz seltsam war, daß alle Drei, ehe sie zur Ruhe gingen, noch einmal nach dem Wetterglaste sahen, ob wieder aus geheimer innerer Sympathie oder aus einem anderen Grunde, lassen wir dahingestellt.



Als Wolfgang Harder sich am nächsten Morgen von seinem Lager erhob, war wie aus einem inneren Antrieb einer seiner ersten Blicke auf das Wetter draußen gerichtet. Und da sah er, daß seine Vorhersagung, wenigstens in Bezug auf den Regen, eingetroffen war. Es regnete nicht mehr, nur von den Dächern und den Blättern der Bäume fielen einzelne schwere Tropfen mit jenem eigenthümlichen metallischen Laut, der uns schon oft, wenn wir noch im warmen Bette lagen, belehrt, daß während der Nacht der Himmel seine Schleusen geöffnet, jedoch gegen Morgen sich wieder geschlossen habe. Allein das war auch alles Günstige, was nach sechs Uhr Morgens im Freien zu bemerken war. Der Himmel hatte sich nicht aufgeheitert, ja er war noch recht dicht mit grauem Gewölk bedeckt, indessen hatte es sich, von einem laut blasenden Winde

getrieben, in die Höhe gehoben und es war somit Aussicht vorhanden, daß, wenn der Wind anhielt, der Regen nicht wiederkehren werde.

Und der Wind hielt wirklich in den nächsten Morgenstunden an, ja er verstärkte sich noch weit mehr. In den Bäumen rauschte er hörbar vom Park herüber und die leichteren Gebüsche und Blumen schüttelte er heftig hin und her, sodaß ihm viele duftige Blüten zum Opfer fielen.

Wolfgang Harder wußte selbst nicht, warum er gerade heute allen diesen Vorgängen draußen eine so große Aufmerksamkeit schenkte. Er beabsichtigte ja nicht, sich im Freien eine längere Bewegung zu machen, aber er stand noch immer unter der Einwirkung des Gesprächs am vergangenen Abend und er mußte immer wieder an den Schreck denken, den er ja heute oder in den nächsten Tagen – denn die Zeit seines Eintritts war ihm ja nicht genau bestimmt – erleben sollte. Indessen machte er sich bald von diesem letzten Gedanken frei, der ihm schließlich als ein heiterer Scherz der beiden gestern so wohl aufgelegten Damen erschien, und gab sich dafür seinem Studium hin, womit er an jedem Morgen sein neues Tagewerk begann.

Gegen Acht brachte ihm Benjamin sein Frühstück und wie gewöhnlich plauderte er einige Minuten mit dem alten Mann, der ihm, namentlich seitdem der Graf abgereist, viel näher noch als früher getreten war und der den jungen Geistlichen verehrte und liebte, wie alle übrigen

Diener im Hause, da er sich gegen alle gleich freundlich und leutselig benahm.

»Guten Morgen, Herr Prediger,« sagte der treue Diener. »Na, das war eine hübsche Regennacht und im Walde fließt es in Strömen von den Anhöhen. Unser Bach zwischen dem Park und Rabenbrück ist an mehreren Stellen ausgetreten und hat beinahe die Brücke zerstört. Haben Sie wohl den Sturm toben gehört, der gleich nach Mitternacht gewüthet hat?«

»Gewiß, Benjamin, und es stürmt ja noch leidlich fort, aber der Regen hat ganz nachgelassen.«

»Auf ein Stündchen, ja, da haben Sie Recht, aber wenn der Wind sich legt, wird er wieder in Strömen vom Himmel fließen. Ach, die arme Frau Gräfin, die thut mir recht leid. Sie geht so gern spazieren, am liebsten stundenweit – und nun kann sie nicht gut hinaus. Aber Lust hat sie am Ende doch dazu, heute Morgen ein Streckchen zu gehen, denn ich habe ihr gestern Abend ihre festen Bergschuhe zurecht machen müssen, die sie auch auf dem Berge damals trug – wissen Sie es noch?«

»O, ich weiß es gewiß!« sagte der Prediger mit einem leichten Seufzer süßer Erinnerung.

»Na ja, ich habe die niedlichen Dingerchen seit jenen Tagen gestern zum ersten Mal wieder in der Hand gehabt und mit Freuden blank geputzt. Ach, es war doch damals zu schön auf dem Berge, als wir, von aller Welt so fern, uns ganz allein überlassen waren, nicht wahr?«

»Gewiß, Benjamin, aber jetzt ist es ja hier auch recht schön, meinen Sie nicht?«

»Jetzt, ja, da haben Sie wohl Recht. Doch wie lange wird es dauern? Haha! Na, man muß mit Allem zufrieden sein und wenigstens die paar Tage in Ruhe genießen, selbst wenn es Regentage sind. – Haben Sie mir sonst noch etwas zu bestellen, Herr Prediger?«

»Nein, Benjamin, ich danke Ihnen für heute. – Sind die Kinder noch nicht munter?«

»O gewiß, und sie werden gleich kommen, um Ihnen einen guten Morgen zu sagen; aber jetzt muß ich gehen. Leben Sie wohl, Herr Prediger!«

Kaum war er gegangen, so ließen sich die munteren Stimmchen der Mädchen in der Bibliothek nebenan hören und gleich darauf klopfen sie leise an und traten nach erhaltener Erlaubniß herein, um wie jeden Morgen ihren Lehrer und Freund mit der alten kindlichen Herzlichkeit zu begrüßen. Bald darauf kehrten sie wieder in die Bibliothek zurück, um mit Fräulein Helene den heutigen Unterricht zu beginnen, und als es gegen neun Uhr ging, verfügte sich auch Wolfgang Harder in das Unterrichtszimmer, wo er die Gräfin bereits anwesend glaubte. Allein sie war noch nicht da und Helene unterrichtete die Kinder allein.

Als der Geistliche sie heute begrüßte, sah sie ihm nicht so unbefangen und offen wie sonst in's Gesicht; auch sprach sie nur äußerst wenige Worte mit ihm und wandte sich gleich wieder ihrer Lection zu, wobei ihre Stimme leise bebte, als ob sie unter der Einwirkung irgend einer gemüthlichen Aufregung stände. Sobald sie es aber

unbemerkt thun zu können glaubte, wandte sie den zierlichen Kopf nach dem Fenster hin, wo der Prediger sich auf den Sessel am kleinen Tisch niedergelassen hatte, auf dem sonst gewöhnlich die Gräfin saß, wenn sie dem Unterricht der Kinder als Zuhörerin beiwohnte. Er hatte ein Buch ergriffen und las darin eine Zeit lang mit anscheinender Aufmerksamkeit, oft aber auch richtete sich sein Auge nach der Wendeltreppe hin, die nach den Zimmern der Gräfin führte, als ob er sie erwarte und sie ihm schon etwas zu lange bleibe. Allein sie kam noch immer nicht.

Darüber endlich etwas unruhig werdend, erhob er sich von seinem Sitz und ging einige Male auf dem Teppich hinter Helene und den Kindern auf und ab, bis die Zeit kam, wo er sie selbst unterrichten sollte. Er nahm das Buch zur Hand, das ihm zum Leitfaden diente und begann seinen Vortrag über Religion. Nach einer halben Stunde aber ging er auf einen anderen Gegenstand über und las einige Abschnitte aus einem lehrreichen Geschichtswerk für Kinder vor, dem beide Mädchen ihre ganze Aufmerksamkeit schenkten, denn sie hörten ihren Lehrer eben so gern vorlesen wie die erwachsenen Damen.

Helene saß scheinbar ruhig mit am Tisch und hörte achtsam der Vorlesung zu; während der Prediger aber las, beobachtete sie fast unausgesetzt sein Gesicht, das ihr ja immer so interessant war, an dem sie jedoch heute, wie sie vielleicht erwartet, noch nichts besonders Auffälliges fand.

Als er sein Pensum beendet hatte und die Kinder nun einige Minuten an das Fenster traten, um sich zu ruhen und durch Plauderei die Zwischenzeit zu füllen, näherte sich ihm Helene, um einige Worte mit ihm zu reden. Allein da bemerkte sie zum ersten Mal einige Unruhe an ihm; er schien heute viel weniger als sonst auf ihre Rede zu achten, und da sie ihn endlich fragte, warum er so hastig hin und her gehe, was er noch immer bisweilen that, sagte er, ohne die Frage direct zu beantworten:

»Ist die Frau Gräfin heute Morgen noch nicht in der Bibliothek gewesen?«

»Nein, Herr Prediger, heute noch nicht.«

»Das ist ja eine seltene Erscheinung. Sie ist doch nicht krank?«

»O gewiß nicht. Um sieben Uhr, als ich sie sah, war sie vollkommen munter. Sie ist am Ende doch trotz des nasen Bodens etwas spazieren gegangen, wonach sie schon gestern ein so großes Verlangen trug, wenigstens hat ihr Benjamin feste Schuhe bereit stellen müssen.«

»Ja, das hat er mir schon gesagt. Nun, so werde ich einmal nach dem Garten oder in den Park gehen, vielleicht finde ich sie.«

Nach diesen Worten grüßte er Helenen und die Kinder und verließ die Bibliothek durch die Thür, die nach seinem Zimmer führte, wo er sich hastig ebenfalls zu einem Ausgang in den feuchten Park vorzubereiten begann.

Als er ihr den Rücken kehrte, hatte ihm Helene mit einer ganz eigenen und halb verstohlenen Aufmerksamkeit nachgelauscht, als aber die Thür hinter ihm geschlossen

war, schüttelte sie still vor sich hin lächelnd den Kopf und rief dann die Kinder herbei, um den Unterricht wieder aufzunehmen.

Bald darauf hatte Wolfgang Harder das Schloß verlassen und sich in den Garten begeben, um die Gräfin zu suchen, die er in irgend einem Gange, der nicht zu schlüpfzig war, zu finden hoffte. Allein er fand sie nicht, so sehr er seine Augen auch anstrengen mochte und so eifrig er sich verschiedenen Richtungen zuwandte, in denen er sie zu treffen vermuthete. Schon hatte er den ganzen, das Schloß umgebenden Garten und einen großen Theil des Parks vergeblich durchmessen, da fiel ihm plötzlich das Dorf ein. Ja, dahin konnte sie, zumal sie mehrere Tage nicht dort gewesen, gegangen sein, um vielleicht einen Kranken zu besuchen von dem sie plötzlich Kunde erhalten.

Kaum war ihm dieser Gedanke aufgestoßen, so eilte er im raschesten Schritt ihr nach, des überaus nassen Weges nicht achtend der namentlich zwischen Park und Dorf und in der Umgegend der Brücke, unter der der angeschwollene Bach brausend dahinschoß, für eine Dame kaum zu begehen war. Allein auch im Dorfe, das er bald erreicht, war die Gräfin nicht gewesen, das sagten ihm schon die Bewohner der ersten Häuser, bei denen er sich lebhaft danach erkundigte. Hierdurch indessen noch nicht befriedigt, ging er auch noch zum Küster, der ruhig rauchend in seinem Stübchen saß und las, aber auch er hatte die Gräfin an diesem Morgen noch nicht gesehen und glaubte auch nicht, daß sie bei diesem Wetter nach

Rabenbrück kommen werde, zumal Niemand im Dorfe ernstlich krank sei.

Jetzt mehr laufend als gehend und bei jedem Schritt unruhiger und besorgter werdend, eilte Wolfgang Harder wieder nach dem Schlosse zurück, und in der Hoffnung, die Gesuchte könne jetzt bereits in der Bibliothek sein, richtete er seine Schritte zuerst dahin, streckte aber nur den Kopf durch die halbgeöffnete Thür, und da er nur Helene und die Kinder ruhig darin arbeiten sah, zog er sich unbemerkt wieder zurück und stieg die Haupttreppe hinan die unmittelbar nach den Gemächern der Gräfin führte. Vor denselben angekommen, sah er eben Benjamin aus dem Wohnzimmer treten und seine erste, mit einer ungewöhnlichen Hast ausgestoßene Frage war:

»Benjamin, haben Sie die Frau Gräfin nicht gesehen?«

»Nein, Herr Prediger,« erwiderte der Alte freundlich, »im Schlosse ist sie gewiß nicht und in ihren Gemächern am allerwenigsten Da, überzeugen Sie sich selbst.«

Bei diesen Worten öffnete er wieder die eben geschlossene Thür und trat unmittelbar hinter dem Prediger mit ein, der die zierlichen Gemächer mit eiligem Fuß durchschritt.

»Aber warum sind Sie denn so besorgt?« fragtes der alte Diener, der den jungen Mann mit einiger Verwunderung betrachtete und sehr wohl die große Aufregung wahrnahm, die sich allmählig des so lange vergeblich Suchenden bemächtigt hatte.

»Ich weiß eben nicht, warum ich es bin,« erwiderte er, »aber ich bin es. Ich suche die Frau Gräfin schon länger

als eine Stunde, nachdem ich sie eben so lange in der Bibliothek erwartet. Ich bin sogar schon im Dorfe gewesen und da ich sie nirgends finde, bin ich eben besorgt.«

»O, da ängstigen Sie sich doch nicht, Herr Prediger. Die Gräfin hat früher schon oft, selbst bei ungünstigem Wetter, stundenlange Spaziergänge gemacht und ist immer wieder gesund und wohlbehalten zurückgekehrt.«

»Aber bei einem solchen Wetter, wie es heute ist, Benjamin? Das ist mir wenigstens neu. Sehen Sie doch nur, es fängt eben wieder an zu regnen und wenn sie weit gegangen, wird sie vollständig durchnäßt werden.«

Seine Worte leuchteten Benjamin ein, denn sie sprachen die Wahrheit aus. Eben hatten sich die dunkel über der Umgebung des Schlosses schwebenden Wolken zu senken begonnen, und da der Wind sie nicht mehr so heftig vor sich her jagte, so sprühte ein allmählig stärker werdender Regen auf die schon genügend durchnäßte Welt herab.

»Ist Herr Striez nicht bei der Hand?« fragte Wolfgang Harder, der mit jedem Augenblicke ängstlicher wurde. »Sollte er vielleicht wissen, wohin die Frau Gräfin sich begeben hat?«

»Ich glaube es nicht, aber ich kann ihn ja fragen, wenn Sie es wünschen; er wird gewiß auf seinem Zimmer sein.«

»Ja, bitte, gehen Sie sogleich zu ihm und theilen Sie ihm meine Besorgniß mit. Seine Antwort können Sie mir nach meinem Zimmer bringen, wohin ich mich begeben will.« –

Wolfgang Harder, in einer Aufregung, von der er sich keine Rechenschaft geben konnte, trat in seine Wohnung und trocknete sich den Schweiß von der Stirn, der ihm in dichten Tropfen davon herniederrieselte, denn es war trotz des trüben Himmels und des Windes sehr warm und der besorgte Mann war länger als anderthalb Stunden in der größten Hast umhergelaufen. Aber da erschien Benjamin schon wieder, zugleich ein leichtes Frühstück und eine Flasche Wein bringend, von dem er dem so sichtbar Erhitzten auf der Stelle ein Glas aufnöthigte.

»Herr Striez,« berichtete er dabei, »hat die Frau Gräfin auch nicht gesehen und weiß durchaus nicht, wohin sie gegangen sein kann. Aber auch er ist meiner Ansicht, daß Sie sich in keiner Weise zu beunruhigen brauchen. Die Frau Gräfin liebt weite Excursionen zu Fuß und um das Wetter hat sie sich nie bekümmert, sagt er.«

Ah! Als Benjamin diese beruhigenden Worte sprach, fiel es dem besorgten jungen Manne wie Schuppen von den Augen. Ja, nun zweifelte er auch nicht mehr, daß die Gräfin aus irgend einem Grunde einen weiteren Ausflug gemacht, denn damit stimmte nur zu gut ihre gestrige Frage nach dem heutigen Wetter und der Umstand überein, daß Benjamin ihre Bergschuhe hatte in Stand setzen müssen. Also dieser Ausflug war von ihr vorbedacht, vielleicht sogar mit Helene besprochen, die gestern Abend ganz im Einverständniß mit der Gräfin zu sein schien. Aber wohin konnte sie gegangen sein und zu welchem Zweck? Das war ihm ein unlösbares Räthsel. Ah, sollte sie am Ende gefahren sein?

Letztere Frage stieg ihm plötzlich auf und er sprach sie sogleich gegen Benjamin aus. Aber da erfuhr er, daß Niemand das Schloß zu Wagen verlassen habe und daß sämtliche Pferde ruhig im Stalle ständen.

»Es ist gut, ich danke Ihnen,« sagte er nun zu dem alten, immer mehr erstaunten Diener. »Doch nun lassen Sie mich einen Augenblick allein. – O, o, wie stark wird der Regen wieder und die Gräfin, die arme Gräfin, sollte bei diesem Unwetter irgend wohin unterwegs sein?«

Letzteres fragte er sich im Stillen, als Benjamin ihn verlassen hatte; aber da schoß ihm plötzlich wiederum ein neuer Gedanke durch den Kopf. Ihm war die heute so seltsam verschlossene Helene eingefallen. Nur diese konnte ihm, wenn irgend Wer, Aufschluß geben und den wollte er sich erpressen, mit allen Mitteln, selbst wenn er sich zu Bitten herbeilassen sollte, denn seine Besorgniß war allmählig wirklich zu einer unerklärlichen Angst gestiegen.

In sichtbarer Aufregung trat er gleich darauf wieder in die Bibliothek ein und Helene, die noch darin saß, gewahrte dieselbe nicht nur auf der Stelle, sobald sie die Augen zu ihm erhob, sondern sie wußte auch, was sich nun zunächst ereignen würde.

»Haben Sie die Frau Gräfin gefunden?« fragte sie, nur mit Mühe ein ihr unwillkürlich kommendes Lächeln unterdrückend.

»O, Fräulein von Winning,« sagte Wolfgang Harder mit sichtbarer Hast, »ich bitte Sie, ehrlich zu sein. Sie verbergen mir absichtlich etwas, dessen Ergründung mir

schwer auf der Seele liegt. Sie wissen, ich suche die Gräfin schon beinahe seit zwei Stunden. Ich bin durch den ganzen Park gelaufen, ja ich bin schon im Dorfe gewesen, aber nirgends war sie zu finden. Bitte, bitte, sagen Sie mir, wo sie ist, wenn Sie es wissen, ich ängstige mich jetzt wirklich um sie.«

»Thun Sie das nicht, Herr Prediger,« erwiderte Helene, ihr etwas befangenes Lächeln jetzt nicht mehr zurückhaltend, »es liegt durchaus kein Grund dazu vor. Allerdings weiß ich, wo die Frau Gräfin ist, denn sie hat mir schon gestern Abend ihre Absicht mitgetheilt, mich aber zugleich beauftragt, Ihnen vor Allen dieselbe zu verschweigen. Ich bin auch nicht ganz damit einverstanden gewesen, zumal bei dem voraussichtlich schlechten Wetter, und ich habe ihr gerathen, lieber zu fahren. Aber sie wollte nichts davon hören und beharrte mit seltener Consequenz auf ihrem Entschluß.«

»Aber mein Gott, bestes Fräulein,« rief Wolfgang Harter lebhaft aus, »wohin ist sie denn gegangen? Wollen Sie mir das auch jetzt noch verschweigen?«

»Nein, ich hätte es Ihnen schon vorher gesagt, wenn Sie mich so dringend wie jetzt darum gebeten hätten. Ich weiß wohl, ich fehle damit gegen den ausdrücklichen Wunsch der Frau Gräfin, aber Ihre Besorgniß kann ich nicht länger mit ansehen und so mögen Sie mir den Vorwurf ertragen helfen, den ich nachher wahrscheinlich von der Gräfin zu erwarten habe.«

»Gern, gern, aber wohin ist sie gegangen? Ich weiß es ja immer noch nicht.«

»Sie ist nach der Stadt gegangen, um einige nothwendige Besorgungen auszurichten, die sie nur persönlich ausrichten konnte. Da haben Sie Alles, was ich darüber weiß.«

»Nach der Stadt? Bei *dem* Wetter?« rief Wolfgang Har-der überaus verwundert. »Das ist ja mehr als eine Meile weit. O mein Gott, warum ist sie denn den weiten schmutzigen Weg nicht lieber gefahren?«

»Fragen Sie sie selber, wenn Sie sie sehen, sie wird Ihnen die Antwort gewiß nicht schuldig bleiben. Ueberdieß sagte ich Ihnen ja schon, sie *wollte* einen weiten Weg machen, sie ist daran gewöhnt, es mochte ihr nach so langem Sitzen im Hause ein Bedürfniß sein, und da sie wahrscheinlich ungestört sein wollte, so ging sie allein und bat mich, Ihnen nicht zu sagen, wo sie sei.«

»Ah!« rief der Geistliche, dem jetzt Alles ziemlich klar zu werden begann, »ist das vielleicht der Schreck, über den sie gestern so freundlich mit mir gescherzt hat?«

»Ehrlich gesprochen, ja! Das ist der mit Scherzen eingeleitete und nur zu richtig vorausgesehene Schreck.«

»Nun, dann ist es ihr wirklich gelungen, mich in Angst und Besorgniß zu versetzen, aber – ihr Scherz ging noch weiter – sie sprach ja von einer bald darauf folgenden Freude. Darf ich denn nun auch auf diese hoffen?«

Helene nickte ihm freudig zu.

»Gewiß,« sagte sie, »aber sie verhielt Ihnen die Freude nur, wenn Sie Geduld sie zu erwarten hätten. Heute also genießen Sie diese Freude noch nicht?«

»O, ich verlange auch nicht danach, wenn ich sie nur erst gesund und wohlbehalten wiedersehe. Welchen Weg mag sie nach der Stadt eingeschlagen haben?«

»Es giebt nur zwei dahin. Den gewöhnlichen Fahrweg auf der Chaussee und den einsamen Waldweg Berg auf und ab, der bei schönem Wetter so romantisch ist und den sie so liebt. Letzteren hat sie jedenfalls gewählt, namentlich wenn sie, was ich glaube, gänzlich ungestört sein wollte.«

»Aber mein Gott, bestes Fräulein, Sie sagen das immer noch mit so scherzhafter Miene; ich finde es durchaus nicht so ganz ungefährlich. Wenn ihr nun Landstreicher, deren es in dem dunklen Walde so viele giebt, auf ihrer einsamen Wanderung begegneten und ihr irgend ein Leid anthäten? Wer kann in diesem Fall für irgend ein unvorhergesehenes Unglück stehen?«

Bei diesem mit der ernstesten Miene vorgebrachten Einwurf wurde endlich auch Helene etwas ängstlich und das verrieth sich nur zu deutlich nicht allein durch ihre Miene, sondern auch dadurch, daß sie sich rasch von ihrem Stuhl erhob, auf dem sie bis jetzt ruhig gesessen, und an das Fenster trat, gegen das eben der noch heftiger gewordene Regen mit laut prasselnden Tropfen schlug.

»Sie hat am Ende nicht einmal einen Schirm mitgenommen?« fuhr der Geistliche erregt fort.

»Ja, einen Schirm hat sie, das weiß ich bestimmt, und ihre Kleidung war ihrem Unternehmen und der Witterung auch ganz angemessen.«

»Das beruhigt mich nicht im Geringsten, liebes Fräulein, und ich werde mich sogleich auf den Weg machen und ihr entgegengehen.«

»Wie, das wollten Sie wirklich? O, das würde auch mich beruhigen, denn Sie haben mich mit Ihrer Sorge um die theure Frau ernstlich angesteckt. Wenn sie aber darüber angehalten sein sollte, daß ich nicht verschwiegen gewesen bin und Sie ihr entgegengekommen sind?« fragte sie noch zuletzt.

»Das wird sie nicht, da kenne ich sie besser, und sollte es der Fall sein, so übernehme ich alle Verantwortung. Guten Morgen, und nun will ich sie bald gefunden haben!« –

Wolfgang Harder war aus der Bibliothek nach seinem Zimmer gegangen, hatte rasch seine Bergschuhe angezogen, einen Regenrock übergeworfen und war dann mit einem Schirm und einem kräftigen Stock in's Freie geeilt. In fünf Minuten befand er sich schon unterwegs, durchschnitt den Park auf den kürzesten Wegen und trat in den Wald ein, den er viel dunkler und unheimlicher fand als den Park, denn die mächtigen Bäume mit ihrem reichlichen Unterholz standen hier sehr dicht und ihre stark belaubten Kronen beschatteten den schmalen Fußsteig, der, meist bergan und bergab führend, sich anfangs durch düstere Tannen schlängelte, mit denen endlich wieder Buchen und Eichen abwechselten. Wolfgang Harder hatte diesen Weg bis zur Stadt zwar noch nie beschritten, aber er war eines Tages mit der Gräfin, Helenen und den Kindern eine Strecke darauf hingegangen

und man hatte ihm gesagt, daß dies der so romantisch schöne, nach der Stadt führende Fußsteig sei. Da es übrigens nur *einen* solchen gab und die Richtung nach der Stadt leicht einzuhalten war, wenn man alle Kreuzwege vermied, so konnte er nicht fehlgehen und rasch eilte er dahin, bis er fühlte, daß es in der dicken eingeschlossenen Luft des Waldes sehr heiß wurde, zumal er sehr warm gekleidet war und noch dazu einen Schirm trug. Da aber der Regen hier unter dem dichten Blätterdach des Waldes nicht so zu spüren war, schloß er den Schirm und nun erst konnten seine Augen, so oft der Weg eine Strecke geradeaus führte, frei vor sich hin schauen und die Ferne durchspähen, wenn ihm etwa Jemand von der Stadt her entgegenkommen sollte.

Eine gute Zeit lang hatte der so flüchtig dahin schreitende Wanderer keinen anderen Gedanken, als nur rasch vorwärts zu kommen, als er aber seinem ersten Drange Genüge gethan, als seine Brust bei dem häufigen Steigen lauter athmete und er die Wärme des Tages spürte, fing er an langsamer zu gehen und nun kamen ihm auch andere Gedanken wieder, die sich natürlich alle auf die Gesuchte bezogen und ihn oft von Neuem um sie besorgt machten. Es war in der That kein Wetter für eine zarte Frau, in dieser trübseligen Einsamkeit durch einen so düsteren Wald zu wandern, der bei schönem Wetter seine Reize haben mochte, jetzt aber wahrlich der Mühseligkeiten genug bot. Der bei trockener Luft so anmuthige Weg war an diesem Tage überaus aufgeweicht und morastig und an manchen Stellen, wo die Feuchtigkeit

wie in kleinen Bächen von der Höhe oder den umgebenden Felsen herabfloß, war kaum durchzukommen. Dabei sauste der Wind in seltsam schaurigen Tönen durch die starr und unbeweglich stehenden Stämme und hoch über dem Haupte des Wandelnden zog ein geisterhaftes Brausen und Rauschen durch die Blätter, als flüsterten auch sie sich ihre Besorgniß und ihre Angst zu. Mitunter auch ließ sich der heisere Ruf eines Raubvogels vernehmen, der in den freien Lüften heute vergebens nach Beute spähte, sonst aber war Alles still ringsum und nur der Fußtritt des Wanderers und der schrille Laut, den sein eisenbeschlagener Stock hervorrief, wenn er einen harten Wurzelstock oder einen Stein berührte, war noch zu vernehmen, aber es klang ihm selbst unheimlich, wenn er es hörte und, durch den Widerhall an einem flachen Felsen getäuscht, sich der rasch vorübergehenden Hoffnung hingab, es komme ihm Jemand entgegen und er werde nun bald sein Ziel erreicht haben.

Allein, das sollte noch nicht so bald geschehen. Schon war er weit über die Hälfte des Weges hinaus und bis jetzt war ihm noch keine Seele begegnet. Eben war er einen steilen Abhang hinangeklommen und stand nun, an den breiten Stamm einer Buche gelehnt, eine Weile still, um sein laut schlagendes Herz zur Ruhe kommen zu lassen. Mit den Augen so weit vorwärts dringend, als der dichte Wald und der sich bald wieder in einem Winkel umbiegende Weg es erlaubte, lauschte er mit angehaltenem Athem in die Ferne, aber noch immer wollte sich kein Laut darin vernehmen lassen.

»Wie,« sagte er sich plötzlich, »wenn ich nun doch auf ganz falschem Wege wäre und die Gräfin völlig verfehlt – ist das nicht denkbar? O gewiß. Denn das Wetter kann ihr, als sie in der Stadt war, zu schlecht vorgekommen, sie kann sich also einen Wagen genommen haben und zurückgefahren sein. O, ich habe doch eigentlich in meiner Unruhe und Hast recht thöricht gehandelt. Wollte ich der theuren Frau wirklich nützen, so mußte ich ihr, wenn ich auch für mich selbst diesen Weg wählte, auf dem Fahrwege einen Wagen entsenden, dann erst war ich sicher, daß Einer von uns sie traf und ohne Gefahr heimbrachte. Doch nun ist es leider zu spät dazu und ich hätte früher klüger und umsichtiger sein sollen.«

Er stand noch eine Weile still und horchte. Sein Herzschlag hatte sich beruhigt, sein Athem war wieder gleichmäßiger geworden und so schritt er eine Strecke weiter vor, um bald abermals still zu stehen und zu lauschen, da er wieder den Fußtritt eines ihm entgegenkommenden Menschen zu hören glaubte. Allein er hatte sich nochmals getäuscht, es waren nur die einfachen Stimmen der Natur, die er gehört, das bald lautere, bald schwächere Aufschlagen der von den hoch in der Luft schwebenden Blättern fallenden Tropfen oder ein kranker brechender Zweig, der die Last des Regens nicht länger ertragen konnte und von seinem hohen Sitz jäh in die Tiefe gestürzt war.

»Ach,« sagte er leise zu sich, »leider habe ich auch ganz vergessen zu fragen, wann sie das Schloß verlassen hat, und nun kann ich nicht einmal mit Sicherheit ihre

Rückkehr berechnen. Doch, sie muß schon vor acht Uhr fortgegangen sein und da sie, wie immer wenn sie allein geht, rasch ausschreitet, so hat sie in anderthalb Stunden die Stadt erreicht. Um halb Zehn also kann sie dort angekommen sein. Mag sie zwei Stunden mit ihren Geschäften und ihrer Erholung verbracht haben, dann bat sie also um halb zwölf Uhr, falls sie auf diesem Wege kommt, die Stadt verlassen. Und was haben wir jetzt für Zeit?«

Er sah nach der Uhr, es war beinahe halb Zwei.

»Ach,« fuhr er wieder im Selbstgespräch fort, das immer wehmüthiger und weicher wurde, »sie ist also schon über die Zeit ausgeblieben, denn um diese Stunde könnte sie nach meiner Berechnung schon zu Hause sein. O wenn sie doch käme! Wie glücklich und zufrieden würde mich das machen! Mir ist, als hätte ich sie schon ein Jahr lang nicht gesehen und als könnte ich sie mir nie wiedergewinnen, und doch habe ich sie erst gestern Abend gesprochen und sie wird gewiß heute noch in ihr Schloß zurückkehren und ich werde sie also wiedersehen. Ach, welchen wunderbaren Einfluß hat doch diese unvergleichliche Frau in so kurzer Zeit auf mich geübt! Bin ich nicht wie aus mir selbst gerückt? Bin ich noch derselbe ruhige, still besonnene und alles Aeußere so gleichmüthig aufnehmende Mensch, der ich vor sechs oder acht Wochen war? Nein, ich bin es nicht, ich bin wie umgewandelt, Alles in mir und außer mir ist anders geworden und die ganze Welt, mit Allem, was darin lebt und

webt, hat ein neues Ansehen gewonnen. Guter Gott, welche seltsame Veränderung kann in einem Menschen vorgehen, wenn Du ihm einen andern in den Weg schickst, dessen Herz und Geist mit dem unseren so viel Gemeinsames hat und dessen Auge – ach, ich läugne es mir nicht, ich kann es mir nicht mehr läugnen – einen ganzen Himmel für uns birgt!«

Er hatte eben wieder eine neue Anhöhe erstiegen und sah nun von der Spitze derselben vor sich in die Tiefe hinab. Es war plötzlich dunkler als vorher um ihn geworden, denn grauweiße Nebelballen huschten durch die Baumstämme, und die Wolken, die schwer über den Wipfeln dahinzogen, hatten eine noch viel schwärzere und drohendere Färbung angenommen. Fast unwegsam lag der steil bergabführende Weg vor ihm, morastig war er durch und durch und der auftretende Fuß sank tief bis über die Knöchel in die schwarze Humuslache. Da hielt er plötzlich den Athem an – denn hatte er nicht eben wirklich einen bisher noch nicht vernommenen Laut gehört? Ja, es war ihm nicht nur so, es stand unzweifelhaft fest, ein den Berg heraufschreitender Fuß hatte auf einen mürben Zweig getreten, der Zweig war gebrochen und dieser Laut war es, den er mit seinem hinlauschenden Ohr aufgefaßt. Aber noch sah er Niemanden, Nichts; der Weg wandte sich in der vor ihm liegenden Tiefe um eine Felsecke, die mit dichten Tannen bestanden war und bis dahin nur konnten seine Augen dringen, so scharf er sie auch auf diese Stelle richten mochte.

Da aber, plötzlich, vernahm er einen anderen Laut. Ein Stock, von kräftiger Hand geführt, wurde fest auf einen im Wege liegenden Stein gestoßen und einen Augenblick darauf trat eine dunkle Gestalt um den Felsblock herum – und ja, das konnte nur sie, die so lange und sehnsüchtig Erwartete sein und – sie war es auch.

Mit hoch aufgeschürzten Kleidern, den Schirm in der einen Hand und in der anderen einen Stock tragend, den sie sich irgend wo in der Stadt gekauft, da sie wohl gedacht, daß sie seiner bedürfen würde, kam sie daher. Ruhig und sicher tretend, die Augen zum Boden gesenkt, schickte sie sich eben an, die vor ihr liegende Anhöhe zu ersteigen und muthig und kühn schritt sie voran, noch immer nicht die Augen erhebend, um den Freund zu gewahren, der ihr, was sie gewiß nicht erwartet, so weit entgegengekommen war und sie schon so lange mit bangem Herzklopfen erwartete.

Aber da konnte er sich nicht länger bemeistern. Einen lauten freudigen Ruf ausstoßend, sprang er mehr als er ging, ihr entgegen und da, als sie ihn sah und erkannte, blieb sie athemlos stehen und erwartete ihn, da sie vielleicht in diesem Augenblick mehr erschöpft sein mochte, als sie es merken lassen wollte.

Auf wessen Seite aber die sich nun äußernde Freude größer war, auf der ihren oder auf der seinen, das wollen wir unerörtert lassen, da es wohl schwer zu entscheiden wäre; groß aber war sie gewiß auf beiden, wie sich alsbald aus ihren Blicken und Reden zu erkennen gab, obgleich die Ueberraschung der Gräfin, den Freund dessen

inneren Seelenzustand sie wohl aus seinem ganzen Wesen erkennen mochte, hier an dieser Stelle und auf dem von ihr so geheim gehaltenen Wege zu finden, im ersten Augenblick ihr fast die Sprache raubte.

Schon aus der ersten Anrede Wolfgang Harder's, die er hören ließ, als er noch ziemlich weit von ihr entfernt war, während sie staunend auf demselben Fleck stehen geblieben war, leuchtete seine Freude, aber zugleich auch seine Herzensangst hervor.

»Gnädige Frau,« rief er ihr mit bewegter Stimme entgegen, »also Sie sind es? Wirklich? Gott sei gelobt, daß ich Sie wohlbehalten und ungefährdet vor mir sehe! Aber warum haben Sie mir das gethan, und nicht mir allein, sondern uns Allen? Ahnten Sie denn nicht, daß wir um Sie besorgt sein würden? O, warum sind Sie nicht lieber gefahren, denn bei diesem schrecklichen Wetter ist der Weg nach der Stadt doch gewiß für Sie viel zu weit!«

Sie stand noch immer vor ihm still, aber sie hatte ihm schweigend die Hand hingereicht, die diesmal wieder ohne Handschuh war und trotz der Feuchtigkeit sich warm und lebensvoll anfühlen ließ, und dabei blickte sie ihn mit einem unendlich glücklichen Lächeln an, in dem aber für ihres Freundes scharfes Auge doch etwas Fremdartiges lag, als ob sie sich ihm nur mit Zagen nähern und ihr innerstes Wesen wie mit einer künstlichen Zurückhaltung verschließen wolle.

»O,« erwiderte sie endlich, ihm seelenvoll zunicke und immer noch seine Hand festhaltend, »es ist doch süß, zu wissen, daß andere Leute um uns besorgt sind, wenn

wir einmal einer seltsamen Laune folgen und uns von ihnen entfernen; daraus folgt denn, daß Sie an mich gedacht haben, nicht wahr?«

»Gewiß folgt das daraus, liebe gnädige Frau. O wie sehr habe ich an Sie gedacht, aber auch wie schmerzlich vermißt, da ich Sie überall, selbst im Dorfe vergeblich suchte und Niemand mir sagen wollte, wo ich Sie finden könnte, bis Fräulein Helene endlich Mitleid mit meiner Sorge fühlte und es nicht mehr über das Herz bringen konnte, mir das Ziel Ihres Weges zu verschweigen.«

»Das Alles habe ich mir wohl gedacht,« sagte sie lächelnd, nun an seiner Seite langsam die Anhöhe ersteigend, von der herab er ihr eben entgegengelaufen war, »auch daß Helene mich endlich verrathen würde. Aber daß Ihre Sorge so groß wäre, daß Sie so weit mir entgegenkämen, das habe ich mir ich, die ewige Träumerin, nicht träumen lassen. Und warum ich nicht gefahren bin? Ja freilich, das hätte ich sehr leicht thun und so meine Besorgungen ohne alle Mühe ausrichten können, aber dann hätte ich meinen Zweck nur halb erreicht, den ich jetzt vollständig – so hoffe ich – erreicht habe.«

»Was war denn das für ein seltsamer Zweck, den Sie nur durch einen so weiten Gang zu Fuß, durch einen solchen Regen und in einem so einsamen Walde erreichen konnten?«

Sie senkte bei diesen Worten und während des Predigers Auge fest auf das ihre gerichtet war, etwas den Kopf und sagte mit leiserer Stimme:

»Lieber Freund, dringen Sie nicht zu sehr in mich und lassen Sie mich nur erst etwas zu Athem kommen, da ich so rasch gegangen bin. Ich werde Ihnen vielleicht nachher doch mehr über diesen Zweck sagen, als Ihnen lieb sein mag; für's Erste begnügen Sie sich damit, zu wissen, daß ich zu Fuß gehen und eine tüchtige Bewegung haben wollte, wie sie mir schon lange noththat. Und gesagt habe ich Niemandem davon, auch Ihnen nicht, weil – ich allein sein wollte, einmal ganz allein, um mit mir ganz still zu Rathe zu gehen, was ich am besten auf einem langen einsamen Gange kann. Ein ernstes Nachdenken, wie ich es bedurfte, macht, wenn man sitzt oder liegt, bekloffen und unruhig, im Gehen aber macht es sich von selbst, es beruhigt und klärt zugleich und das eben war heute mein inniger und lebhafter Wunsch.«

»Worüber wollten Sie denn so eifrig mit sich zu Rathe gehen?« fragte Wolfgang Harder nach einer Weile, während er selber gedankenvoll zu werden begann und sich vergebens bemühte, zu ergründen, was die Gräfin wohl mit sich zu berathen gehabt habe.

»Still, mein Freund,« erwiderte sie rasch, ihren Arm in den seinigen legend und ihm den Schirm gebend, den er sogleich ergriff und nun über Beiden hielt, »fragen Sie mich noch nicht im ersten Augenblick danach, ich sagte Ihnen ja schon, es wird von selbst zu Tage kommen. Erst will ich mich nur freuen, daß ich Sie wiedersehe, denn aufrichtig gesagt, ich habe mich nach einem freundlichen Menschenantlitz in diesem düsteren Walde geseht, und da bringen Sie mir nun das freundlichste entgegen,

was es für mich giebt. Dafür danke ich Ihnen zuerst recht herzlich, und wenn es eine Belohnung für Sie dafür giebt, so soll Ihnen dieselbe gewiß auch zu Theil werden, wenn Sie eben die Geduld haben, die ich Ihnen schon gestern predigte.«

»Aha, ich verstehe,« erwiderte er, »Sie kehren zu dem Scherz von gestern Abend zurück und das freut mich Ihrer eigenen Stimmung wegen, denn daß ich es Ihnen nur gleich sage: in Ihrem Gesicht, das ich nun schon so genau kenne, lag vorher ein mir fremdartiger Zug, der trotz Ihrer Freundlichkeit etwas recht Ernstes in sich zu schließen schien. Habe ich darin recht gesehen?«

Sie nickte mit niedergeschlagenen Augen, aber sie erwiderte nichts und so schritten sie Beide langsam und schweigend eine Weile dahin, den Regen, den trüben Himmel, Alles, Alles um sich her vergessend, und vielleicht hätten Beide viel darum gegeben, wenn der lange Weg, der noch vor ihnen lag, noch dreimal so lang gewesen wäre, denn so allein und abgeschlossen von der ganzen Welt, so ungestört dem Austausch ihrer Gedanken hingegeben, waren sie, so lange sie auf dem Schloß zusammen weilten, noch nie gewesen.

Erst nach einiger Zeit schien die Gräfin aus der Träumerei, worin sie versunken, zu erwachen und nun erkundigte sie sich zuerst mit lebhaftem Interesse nach den Kindern und ob alles Uebrige zu Hause in Ordnung sei.

Wolfgang Harder stattete ihr getreuen Bericht ab und erzählte ihr nun, wie der Morgen im Schlosse verlaufen, wie er sie zuerst beim Unterricht vermißt, dann gesucht

und wie sich nun Eins aus dem Andern entwickelt, bis er und Helene endlich in die größte Unruhe und Sorge gerathen seien.

Sie hörte ihm aufmerksam zu und lächelte dabei oft still vor sich hin, als empfände sie eine geheime Freude über Alles, was sie vernommen; als der Erzähler aber mit seinem Bericht zu Ende, wurde sie wieder ernster und schien über etwas nachzudenken und abermals mit sich zu Rathe zu gehen.

Wolfgang Harder bemerkte es wohl, und da er glaubte, sie würde jetzt seinen Bitten zugänglicher sein, so drang er noch einmal mit der warm gesprochenen Bitte in sie, ihm endlich zu sagen, was sie denn eigentlich zu dem einsamen Fußgange veranlaßt und was sie so Ernstes mit sich zu überlegen gehabt habe.

Die Gräfin blickte sich um, als suche sie etwas, aber sie sah nur nach der Stelle des Waldes, wo sie sich befand, und da sie erkannte, daß der vor ihr liegende Weg noch weit und sie also noch Zeit genug habe, um ein wichtiges Gespräch zu Ende zu bringen, so sagte sie, freundlich mit dem Kopfe nickend:

»Ah, ich sehe nun, wo wir sind; jetzt haben wir die steilsten Abhänge hinter uns und können noch langsamer und gemächlicher unsern Weg fortsetzen. Und da auch der Regen aufgehört hat, wie ich glaube, so schließen Sie den Schirm. – So, nun läßt es sich freier athmen und freier reden,« fuhr sie mit einem leichten Seufzer fort, »und da ich es Ihnen doch einmal sagen muß und es Ihnen auch möglichst bald sagen wollte, was mir auf dem

Herzen liegt, um mit mir und Ihnen selbst auf's Reine zu kommen, so will ich den gegenwärtigen Augenblick benutzen, der mir nicht ganz ungünstig zu meinem Vorhaben zu sein scheint. Und so sollen Sie denn einmal wieder mein Seelsorger und ich will wieder Ihr Beichtkind sein, ein Verhältniß, wie ich mir so leicht kein schöneres und herrlicheres denken kann. Ach, ich bin in Wahrheit ernstlich mit mir zu Rathe gegangen und habe streng über mich selbst zu Gericht gesessen, aber ich kann nicht recht damit zu Stande kommen und so müssen Sie mir helfen, mit Ihrem Kopf und Ihrem Herzen, die ich beide gleich sehr in Anspruch nehmen möchte. Auch dürfen Sie nicht erschrecken, nicht böse sein, wenn ich ganz ehrlich spreche und Ihnen einen dunklen Theil meines Herzens erschließe. Ihnen gegenüber aber kann ich nicht anders; flößen Sie mir doch ein so großes Vertrauen ein, und da Sie so gesunde und scharfe Sinne besitzen, so daß Sie gewiß schon tiefer in mich und meine Verhältnisse geblickt haben, als Sie sich merken ließen, so sage ich Ihnen vielleicht nicht einmal etwas ganz Neues. Nun aber sagen Sie mir zuerst und recht aufrichtig: können Sie wohl wirkliche Achtung für eine Frau haben, die sich selbst vor Ihnen bitter anklagen muß, in vielen Dingen seit langer Zeit recht arg gefehlt zu haben und jeden Augenblick, selbst mit Bewußtsein, daß sie es thut, zu fehlen fortfährt? Ich meine, verstehen Sie mich recht,« fuhr sie lebhafter fort, da sie wohl merkte, daß sie sich trotz ihres guten Willens dazu, doch nicht so klar ausdrückte, wie es vielleicht in ihrer Absicht liegen mochte, »können Sie diese Achtung

und auch Nachsicht für eine und mit einer Frau haben, die mit sich selbst im traurigsten Zwiespalt lebt, die mit sich so zerfallen ist, daß sie durch ihre eigene Hülfe nicht mehr über sich in's Reine kommen kann und daher der Hülfe eines Mächtigeren bedarf, um sich aus dem trostlosen Wirrwarr zu retten, in den sie nicht nur ihre äußeren Verhältnisse, sondern auch ihr eigenes inneres Fühlen und Empfinden versetzt haben?«

Wolfgang Harder, der aufmerksam die Blicke und Mienen der Redenden studirte, um zu der Klarheit zu gelangen, die er in ihren mit sichtbarer Anstrengung vorgebrachten Worten nicht finden konnte, schwieg eine Weile; dann nahm er all seinen Muth zusammen, und ihre Hand, die auf seinem Arm lag, mit der seinen leise berührend, sagte er mit seiner wärmsten Herzensstimme, die von jeher eine so große Wirkung auf sie geübt:

»Warum fragen Sie mich so? Versteht sich das nicht von selbst?«

»Nein, das versteht sich nicht von selbst, lieber Freund; ach, ich zittre davor, daß Sie mir diese Ihre Achtung versagen könnten, und damit lege ich Ihnen das Geständniß ab, daß mir vor allen Dingen an Ihrer persönlichen Achtung gelegen ist, denn auch ich achte Sie hoch und ich möchte in Ihrer Meinung nicht niedriger stehen, als ich Sie in der meinen stehend weiß. Ach ja, Sie haben mich schon in vielen meiner Schwächen gesehen und sind mit Ihrem Scharfblick gewiß schon tief in meine zagende Seele gedrungen. Sie haben das Schwanken und vielleicht auch das Irren in meinen religiösen Ansichten

erkannt und ich fühle es jeden Sonntag aus Ihrer Predigt, daß Sie ganz leise und sanft darauf hinwirken, mich in meinem Glauben zu läutern und zu klären und mich so allmähig auf die Höhe richtigerer Selbsterkenntniß zu ziehen, auf der Sie kraft Ihrer größeren Begabung und Verstandesreife schon lange stehen. O, möchte Ihnen das doch mit der Zeit vollständig gelingen! Rasch wird es freilich nicht gehen, denn ein weibliches Herz sagt sich nicht so leicht von den Irrthümern los, die es seit seiner Kinderzeit eingesogen hat und in denen es so lange Jahre befangen gewesen ist, zumal es dieselben in seinen dunklen Anschauungen für ewig bestehende Wahrheiten gehalten hat. Doch zu diesem Schwanken in der Religion kommt nun noch eine andere Schwäche meinerseits und nun will ich Ihnen, nicht allein dem Geistlichen, sondern auch dem wahren Freunde, mein ganzes Herz aufschließen, weil ich glaube, daß Sie der einzige Mensch sind, dem ich so nahe treten und so unbedingt vertrauen darf. Ja, Sie haben erkannt und müssen erkannt haben, wie unwürdig, schwierig und seltsam meine äußere Lage ist, Sie haben ohne allen Zweifel gesehen oder gefühlt, wie unglücklich ich mich in dieser Lage fühlen muß. Können Sie da einem solchen schwachen und von allen Hilfsmitteln verlassenen Weibe gegenüber, dem von einer Seite her, wo es am wenigsten geschehen sollte, alles Gefühl für Recht und Wahrheit, aller Seelenadel, alle Frauenwürde, wenn nicht abgesprochen, doch bekrittelt und

bespöttelt wird, können Sie vor einer solchen tief gedemüthigten Frau, wenn sie sich endlich wie ein ohnmächtiger Wurm gegen den Krittler und Spötter krümmt und laut vor Ihnen bekennt: ich finde diese Lage auf die Dauer unerträglich und doch, doch muß ich in ihr verharren, noch dieselbe Achtung hegen, die Sie vor ihr hegten, als Sie noch nicht von dem ganzen Elend ihres gegenwärtigen Lebens unterrichtet waren?»

»Ja,« sagte Wolfgang Harder nach kurzem Besinnen mit fester Stimme und warmer Hingebung, »jetzt erst recht kann ich diese Achtung hegen, und ich kann nicht nur, ich muß es sogar, denn das Vertrauen, welches mir diese Frau mit diesem Geständniß erweist, schließt ihr mein ganzes Herz auf und wenn ich ihr etwas Aehnliches darauf zu erwiedern hätte, würde ich es augenblicklich mit demselben Vertrauen thun.«

»So. Ach! und meine Schwäche, die Sie nur recht erkennen müssen, die schreckt Sie nicht von mir zurück, die benimmt Ihnen wirklich nicht die Achtung vor mir?»

»Ganz gewiß nicht. Aber worin beruht denn eigentlich Ihre Schwäche, die ich noch nicht ganz ergründen kann, da Sie sie mir nicht mit klaren Worten bezeichnen?»

»Ach,« erwiederte die tief leidende und von ihren Gefühlen unsäglich geängstigte Frau, »das kann ich Ihnen vor der Hand noch nicht so genau sagen, so sehr Sie das auch vielleicht wünschen möchten, aber ich bin eben – sehr schwach und stehe sogar auf dem Punkte, irreligiös zu sein, das heißt, meine mit einem Eid übernommene Pflicht als eine kaum erträgliche Last zu erkennen, und

das ist doch wohl die größte Schwäche, zu der sich eine Frau in meiner Lage bekennen kann.«

»Aber warum denn, worin denn? O, so haben Sie doch nur volles Vertrauen zu mir und sprechen Sie Alles aus, was Ihnen auf der Seele liegt, denn nur dann bin ich vielleicht im Stande, Ihnen den Weg anzudeuten, auf dem Sie zu dem Ziele gelangen, das Sie früher oder später doch erreichen müssen, um Ruhe und Frieden mit sich selber zu gewinnen.«

»O, dies Vertrauen habe ich wohl, aber ich kann es nur nicht mit näheren Worten bezeichnen. Sie sollen mich jetzt nur damit trösten, daß Sie mir bestätigen, was ich zunächst wissen möchte: ob ich auch in Zukunft auf Ihre Freundschaft, auf Ihren Beistand rechnen kann, wie ich sie für den Augenblick zu besitzen glaube? Denn sehen Sie, ich weiß, daß ein wohlwollendes und mir unendlich wohlthuendes Gefühl der Sympathie Sie zu mir zieht, warm, innig, ja, bester Mann, das weiß ich, aber dies Gefühl kann und wird vielleicht einst vorübergehen –«

»Nie, nie!« unterbrach sie Wolfgang Harder, indem er seine Hand fest auf die ihre legte und sie mit Blicken ansah, die seine innerste und dauerhafteste Hingebung verriethen.

»Ruhig! Hören Sie mich nur weiter an,« fuhr sie lebhaft fort. »Wenn dieses Gefühl inniger Sympathie nun wirklich vorübergehen sollte – ach! es ist schmerzlich, das nur zu denken, aber es kann doch sein! – wenn es vorübergerauscht, sage ich, dann möchte ich wenigstens

den Gedanken mit in meine einsame Lage hinüberretten, daß Sie mir trotz meiner Schwäche und mannigfachen Gebrechen, doch Ihre Achtung und Werthschätzung bewahrt haben. Und können Sie mir nun die Versicherung geben, daß ich diese nicht in Ihren Augen verlieren werde?«

»Gnädigste Frau,« rief Wolfgang Harder, »was soll ich Ihnen sagen, daß Sie mir glauben? Ich gehöre nicht zu den Menschen, die gern mit einem Eide betheuern, daß sie halten wollen, was sie versprechen, aber in diesem Fall gelobe ich mir in mir selbst, mit Eides Kraft, daß jene Achtung und Werthschätzung Ihrer selbst nur mit meinem Leben, das heißt, mit meinem Denken und Fühlen aufhören kann.«

Die Gräfin schaute ihn von der Seite überaus freudig an, aber doch war sie mit ihrer Anklage gegen sich selbst noch nicht zu Ende gekommen und so hatte sie auch noch nicht die volle Ueberzeugung erlangt, daß ihr Wunsch in Bezug auf die Dauer jener Achtung unter allen Umständen sich erfüllen werde.

»Seien Sie nicht zu voreilig mit Ihrer Betheuerung,« sagte sie, »Sie könnten sich in und über sich selbst getäuscht fühlen, wenn Sie erst in Erfahrung gebracht, warum ich in mir darüber so zweifelhaft geworden bin.«

»Ich bin nicht voreilig in meiner Betheuerung, sondern sie strömt mir unmittelbar und unaufhaltsam aus dem Herzen – also, ich kann nicht anders reden, als ich rede, und Sie dürfen mir glauben, daß nichts in der Welt

mich in meinen Empfindungen für Sie schwankend machen wird.«

Der Gräfin sank das Haupt auf die Brust und mit abgewandtem Gesicht flüsterte sie:

»Auch nicht, wenn Sie als mein Seelsorger erkennen sollten, daß ich die mir auferlegte Pflicht nicht nur widerwillig trage, sondern ihr auch in meinem Innern – abtrünnig werde?«

»Das werden Sie, so weit ich Sie kenne, nicht!« erwiderte der Geistliche mit lauter und doch leise bebender Stimme.

»So weit Sie mich kennen, gut! Ach, wenn Sie dies schöne Vertrauen zu mir haben, dann stehen Sie mir auch bei in meiner Schwäche und helfen Sie mir die Pflicht tragen, die mir schon lange schwer und jetzt alle Tage schwerer auf das Herz fällt. Denn ach, mein lieber Freund, wozu soll hier noch Heimlichkeit und Zurückhaltung nützen, da Sie mir schon lange dieses Herz geschaut, wie ich es an Ihren Blicken und aus vielen Ihrer Worte erkannt habe: ich fühle die Sklavenkette, die mich schon so viele Jahre fesselt, jetzt zum ersten Mal bis in mein innerstes Fleisch und Mark dringen und mein Herzblut erkälten, und mein Stolz, so lange durch meinen Willen in Schranken gehalten, bäumt sich mit einem Mal gewaltsam dagegen auf, mein Herz sträubt sich mit wachsender Gewalt, sie noch länger zu ertragen, und doch, und doch *muß* ich sie tragen, denn ich habe vor Gott gelobt, alles Leid und alles Weh an der Seite Dessen auf

mich zu nehmen, der mir von Gott selbst zur Seite gestellt ist. Und nun helfen Sie mir also diese Last ertragen und so meiner beschwornen Pflicht genügen. Wollen Sie das?«

Ehe Wolfgang Harder ein Wort erwiederte, besann er sich eine Weile, und wie tief nicht nur ihr Vertrauen, sondern auch ihr vor seinen Augen enthülltes Leid ihn ergriff, bewies der bange Seufzer, der seiner hochathmenden Brust entquoll.

»Ja,« sagte er endlich, »ich will sie Ihnen tragen helfen und so viel ich kann, mich bemühen, Sie fest an Ihre Pflicht zu ketten und Ihnen mit Trost und Rath zur Seite zu stehen, damit Sie sie erfüllen, so lange Ihre Kraft dazu ausreichend ist. Da Sie aber in Ihrem Vertrauen zu mir so weit vorgeschritten sind, so schenken Sie es mir auch ganz, und sagen Sie mir ehrlich, damit ich weiß, woran ich bin: Sie fühlen sich unglücklich in ihrem ehelichen Verhältniß, nicht wahr?«

»Ja, ja, ja! Und daß ich es endlich ausspreche, vor meinem Gott und Ihnen; dem ersten Menschen, der es aus meinem Munde hört, beweise Ihnen den furchtbaren Grad dieses meines allmählig bis fast zur Unerträglichkeit angewachsenen Unglücks. Zum rechten Bewußtsein dieser meiner Lage bin ich aber erst gekommen, seitdem –«

Sie hielt inne und besann sich, als ob sie mit sich in Zweifel sei, ob sie sagen dürfe, was ihr auf der Lippe schwebte, und dabei sah man ihr an, einen wie harten Kampf sie innerlich mit sich selber bestand.

»Nun, seitdem?« fragte Wolfgang Harder ruhig, indem er immer langsamer und langsamer an ihrer Seite dahinschritt. »Sie wollten ja ehrlich sein, also sprechen Sie aus, was Sie auf der Lippe hatten.«

»Nein,« sagte sie, »ich darf es nicht, das wäre ja auch schon wider meine Pflicht und die wollten Sie mir ja erfüllen helfen. Ich will aber doch den Satz nicht unbeeendet lassen und so sage ich: seitdem dieser unglückselige Besuch da war. Seit diesem Besuch und namentlich seit jenem entsetzlichen Sonnabend, als wir von dem Jagen der Herren zurückkehrten und Sie mit den Kindern und Helenen mich aus einer so großen Verlegenheit retteten, fühle ich mich durch und durch unglücklich und ich bin, trotzdem es vielleicht nicht so schien, innerlich wie gebrochen gewesen und die Kraft, es Ihnen länger zu verhehlen, ist mir dadurch abhanden gekommen. So, jetzt wissen Sie Alles, was Sie wissen dürfen und jetzt helfen Sie mir als Freund, daß ich mich bezwingen und aufrecht erhalte; aber forschen und fragen Sie nicht weiter, sondern immer, wenn Sie merken, daß ich recht unglücklich bin, sagen Sie mir: Seien Sie standhaft, halten Sie sich aufrecht, thun Sie Ihre Pflicht – gegen Jedermann und sollte Ihnen das Herz wirklich stückweis dabei brechen! Wollen Sie das?«

»Ja, das will ich, so lange mir Gott Kraft dazu verleiht!« sagte der in seinem tiefsten Innern aufgewühlte Geistliche mit einem langen Seufzer.

»So, nun, dann ist Alles gut, dann bin ich wieder zufrieden und mit mir ausgesöhnt. Nun kann ich wieder Ihr

Auge suchen und Ihnen herzlich die Hand drücken, denn nun weiß und fühle ich, daß Sie mein wahrer Freund sind und daß ich selbst mit allen meinen so zahlreichen Schwächen auf Ihre fernere Achtung rechnen kann. Und sehen Sie, das war es, was mir schon seit einigen Tagen so schwer auf der Seele lag, was ich in mir ordnen und regeln wollte, und darum hatte ich den Trieb, recht weit und lange zu gehen, denn beim Gehen kreisen meine Gedanken schneller und kräftiger und ein Entschluß ringt sich rascher aus meinem Geiste los. Und siehe da – die Wolken am Himmel sind verschwunden, wie die Wolken von meinem Herzen und da zeigt sich schon der erste Fleck blauen Aethers wieder. O mein Gott, wie ist das Leben so süß, wenn man Vertrauen hat und findet und wenn man auf die Achtung und Liebe der Besten auf Erden hoffen und bauen kann! Nun wollen wir getrost unter das Dach der alten Rabenburg zurückkehren; es möge uns sanft beschirmen und uns noch recht, recht lange in Freundschaft und Frieden bei einander wohnen lassen!«

SIEBENTES CAPITEL. DER KAMPF ZWISCHEN PFLICHT UND LEIDENSCHAFT.

Als die Gräfin mit dem Geistlichen wieder in das Schloß trat, wurde sie von allen Ihrigen mit der größten Herzlichkeit begrüßt, denn die Besorgniß um sie, die zuerst Wolfgang Harder befallen, hatte zuletzt auch alle Uebrigen ergriffen und man hatte der Rückkehr Beider mit großer Spannung entgegengesehen. Auch die Kinder begrüßten ihre Mama mit der herzlichsten Freude und

dankten dem Prediger, daß er die ihnen Verlorengegangene wiedergebracht. Helene aber war ihr still entgegengegangen und hatte ihr mit einem vielsagenden Blick die Hand gedrückt, doch zu sprechen vermochte sie nicht oder sie wollte es vielleicht auch nicht, denn sie glaubte in den seltsam erregten Gesichtern der beiden Menschen zu lesen, daß sie unterwegs nicht nur ein ernstes, sondern auch ein bedeutsames Gespräch geführt, und so wollte sie sie nicht in ihren Gedanken stören, die, wie sie wohl merkte, noch lange nicht ausgeschwirrt hatten und fort und fort ungestüm in ihnen kreisten, so große Mühe sie sich auch gaben, sich zu beherrschen und den Bewohnern des Schlosses ein möglichst ruhiges Antlitz zu zeigen.

Beide begaben sich alsbald in ihre Zimmer und kleideten sich rasch um, denn Beide waren nicht nur von dem Regen arg mitgenommen, sondern auch innerlich erhitzt und bedurften der Ruhe, der sie sich auch hingeben wollten, sobald man zu der gewöhnlichen Stunde zu Mittag gespeist. Obgleich nun die Gräfin bei Tisch liebevoll und herzlich gegen Jedermann war, so merkte man ihr doch, wie sie sprach und sich bewegte, eine gewisse Ermattung an, was sie auch auf Helenens Frage selbst eingestand und ihre Bitte, einige Stunden ruhen zu wollen, zu erfüllen versprach. Sie hielt sich auch nicht lange mehr in der kleinen Gesellschaft auf, sondern verließ sie, nachdem sie Helenen auf die Stirn geküßt, die Kinder herzlich umarmt und auf Wolfgang Harder einen Blick gerichtet hatte, den

nur er verstand, da er gewissermaßen das Siegel auf die heute zwischen ihnen getroffene Vereinbarung war.

Unterdessen hatte sich der Himmel wirklich aufgeklärt und die trüben Regenwolken waren nirgends mehr sichtbar. Ja, gegen Abend brach die Sonne aus dem letzten Nebelwall im Westen und streute Gold und Purpur am Himmel und über die ganze Erde aus. Wunderbar hell waren dabei die fernen Thürme der großen Stadt und der heute so silberfarbige Fluß beleuchtet und die ganze Natur lag in einem so süßen Frieden, als ob es keinen Sturm, keinen Regenguß mehr in ihr gäbe und als ob die Menschen in einer Sinnestäuschung befangen gewesen, die noch vor Kurzem an Sturm und Regenguß geglaubt hatten.

In nicht so süßem Frieden saß Wolfgang Harder in seinem einsamen Zimmer und starrte gedankenvoll in die wieder aufgeklärte Welt hinaus, Ach, in ihm war auch Vieles aufgeklärt, was ihm früher dunkel gewesen, aber diese Aufklärung goß keine Freude und kein Wohlbehagen in sein von Stürmen aller Art hin und her gerissenes Herz. Er sah Alles vor sich, wie es wirklich war, er zergliederte sich mit seinem scharfen geistigen Secirmesser jede seiner eigenen Regungen, aber das gab ihm nur die sicherere Erkenntniß, daß Alles, was er vor sich sah, was um ihn und in ihm lag, unendlich trübe und traurig sei und daß er nirgends einen Stern erblicke, der ihm Hoffnung verhieß, daß es einst weniger stürmisch in seinem Herzen zugehen und daß auch über ihn der stille Gottesfrieden hereinbrechen werde, der jetzt vor seinen bald

sehenden, bald wie blind vor sich hinstarrenden Augen lag.

Indessen, er wollte heute, wo er schon so viel Angst und Sorge ausgestanden und dann ein so bedeutsames Bekenntniß gehört, das ihm ebenfalls Pein und Sorge bereitet, nicht noch mehr des Unheils auf sich laden, er hatte schon schwer genug daran zu tragen. So zwang er sich denn mit seiner großen Willenskraft zu scheinbarer Ruhe und suchte sich mit irgend etwas zu beschäftigen, was seinen Geist in Anspruch nähme. Allein das wollte ihm heute nicht so gut wie sonst gelingen; jeder Gedanke, der sich nicht auf den einzigen Punkt richtete, der jetzt der Hauptpunkt in seinem Leben geworden war, dünkte ihn ein blasser, ein geist- und lebloser Gedanke, und so warf er seine Arbeit bei Seite und ging nur, fast über nichts mehr ernstlich nachdenkend, in seinem geräumigen Zimmer lange Zeit auf und nieder.

Aber da entwickelte sich aus seinem so sehr in Anspruch genommenen Herzen, wenn auch kein Gedanke, doch ein seltsames, nie so mächtig empfundenes Gefühl und dasselbe steigerte sich zu einem so lebhaften Wunsch, daß er ihn kaum noch länger unterdrücken konnte. Er hatte Irene heute doch lange genug gesehen und gesprochen, aber das kam ihm jetzt lange nicht genügend vor und seine Sehnsucht, sie wieder zu sehen und wieder zu sprechen, wuchs riesengroß in ihm empor, so daß er es nur mit großer Selbstüberwindung noch in seinem einsamen Zimmer aushalten konnte. So schien es ihm denn eine wahre Erlösung aus seiner Pein, als

Benjamin kam und ihn einlud, zum Thee zu kommen; Fräulein von Winning sei mit den Kindern schon im Saal und die Frau Gräfin werde wahrscheinlich auch gleich erscheinen.

Wolfgang Harder folgte der Aufforderung auf der Stelle und bald sah er sich Helenen gegenüber, die mit den Kindern noch allein war und nur auf ihn gewartet hatte, um sich an den Tisch zu setzen.

»Nehmen wir Platz,« sagte sie mit etwas betrübter Miene, »wir werden heute Abend den Thee allein trinken müssen, Herr Prediger.«

Dieser blieb vor ihr stehen und sah ihr betroffen in das ernste Gesicht, das ihm mit jedem Augenblick bedenklicher vorkam.

»Warum?« fragte er leise, »kommt etwa die Frau Gräfin nicht zum Thee?«

»Nein, Herr Prediger, sie kommt nicht und läßt sich durch mich entschuldigen, da sie sich nicht ganz wohl befindet.«

»Nicht ganz wohl?« fragte Wolfgang Harder, während sein Herz gewaltsam zu klopfen begann. »Ah, so ist ihr die Anstrengung doch wohl zu groß gewesen?«

»Ich glaube es auch. Sie hat sich zwar nicht ausgekleidet und zu Bett gelegt, aber sie hat ein bequemes Kleid angezogen und das thut sie Abends nur, wenn sie ihr Zimmer nicht mehr verlassen will. Sie liegt auf dem Sopha und versucht zu lesen, was ihr heute keine besondere Freude zu machen scheint.«

Man hatte sich am Tisch niedergelassen, aber nur Helene und die Kinder tranken ihren Thee, während der Geistliche unruhig vor sich hinstarrte. Endlich begann er wieder zu sprechen und sagte:

»Fräulein von Winning, sagen Sie mir aufrichtig – fühlt die Frau Gräfin sich auch nicht ernstlich unwohl?«

Helene zuckte die Achseln.

»Ich fürchte es nicht,« sagte sie sichtbar betreten, »aber sie kam mir allerdings anders wie sonst vor und ihr Gemüth scheint in seltener Aufregung zu sein. Ich werde nachher noch einmal zu ihr gehen und mich nach ihrem Befinden erkundigen.«

»O, thun Sie das, und lassen Sie mich wissen, wie es ihr geht. Ich bitte Sie recht sehr darum. Ich hatte mich so gefreut, sie heute Abend noch einmal zu sprechen, da der ganze Tag doch eigentlich nur ein halber gewesen ist.«

Helene nickte und dann sprachen Beide nicht mehr, bis die Kinder ihre Speisen eingenommen und mit der Erzieherin wieder das Zimmer verließen. Ehe Letztere aber ging, wandte sich Wolfgang Harder noch einmal zu ihr hin und sagte:

»Ich werde in mein Zimmer gehen und es heute nicht mehr verlassen. Wenn Sie eine Botschaft für mich haben sollten, so werden Sie mich darin finden können.«

»Das ist mir lieb. Die Frau Gräfin könnte Sie ja vielleicht auch noch sprechen wollen. Und nun wünsche ich Ihnen einen guten Abend.«

Wolfgang Harder war wieder um eine Hoffnung ärmer und um eine Sorge reicher in sein Zimmer zurückgekehrt und da saß er nun mit sich und seinen trüben Gedanken allein und starrte in die schon in Abenddämmerung gehüllte herrliche Gegend hinaus. Aber so schön und reich sie auch bei dieser Beleuchtung war, er sah wenig von ihr; die Welt schien ihm mit einem Mal wieder verschlossen, wie damals auf dem Berge, als Irene so plötzlich von ihm gewichen war und ihn mit sich und seiner Sehnsucht allein gelassen hatte. Ach, jetzt hatte er sie freilich noch einmal wiedergefunden, sie wohnte, sie athmete mit ihm unter einem Dache, aber sie war in einer Art doch viel weiter von ihm getrennt, als damals, denn nun erst übersah er die ganze Kluft, die zwischen ihnen lag, mit haarscharfem Blick. Und jetzt war sie vielleicht von Neuem unglücklich, was sie ihm heute so ehrlich bekannt, oder gar ernstlich krank, und die Sehnsucht, ja die Sehnsucht nach ihr war dieselbe geblieben, oder nein, sie war unermesslich gewachsen und erfüllte ihn heute mit einer ganz anderen Qual als damals, wo sie ihm mit ihrem Leid und allen ihren übrigen traurigen Verhältnissen doch noch lange nicht so nahe getreten war.

In einer solchen Stimmung, die für ein liebendes Männerherz, das sich mehr oder weniger bewußt ist, vielleicht ebenfalls geliebt zu werden und sich dabei eingestehen muß, daß es weder mit ganzer Hingebung lieben, noch die Gegenliebe ohne alle Einschränkung annehmen darf, die qualvollste ist, die es geben kann, mußte er fast

eine ganze Stunde ausharren, ohne daß Jemand ihm eine Kunde gebracht hätte oder gar der Ruf zu ihm gedrungen wäre, sich zu der kranken und gewiß wie er innerlich leidenden Freundin zu begeben. Schon wollte er sich, da ihm sein augenblicklicher Zustand fast unerträglich vorkam, niedersetzen und einige Worte an die Gräfin schreiben, mit der herzlichen Bitte, ihn, wenn sie nicht zu krank sei, noch einmal auf einige Augenblicke zu empfangen, da klopfte ein kleines Händchen leise an seine Thür, und als er hastig aufsprang und hineilte, um den so sehnsüchtig erwarteten Boten einzulassen, trat die kleine Hildegard herein und flog mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu.

»Hildegard,« rief er, nachdem er sie herzlich geküßt, »wie geht es der lieben Mama?«

»O, ganz gut, Herr Prediger. Sie liegt in ihrem schönen weißen Morgenrock auf dem Sopha und liest in einem Buche.«

»Also sie ist nicht krank?« fragte er mit rasch beruhigter Miene weiter.

»Das glaube ich nicht, nur müde ist sie gewiß, das hat sie Fräulein Helenen und uns schon zweimal gesagt.«

»So. Und hast Du mir sonst nichts zu bestellen?«

»O doch, aber ich soll es Ihnen gerade so sagen, wie die Mama es gesagt, und ich weiß nicht, ob ich ihre Worte genau behalten habe.«

»So besinne Dich und sprich rasch – was hat sie Dir gesagt?«

Das liebliche Kind schmiegte sich fester an ihn an, legte sein dunkles Köpfchen an seine Brust und sagte, liebevoll zu ihm aufblickend:

»Die Mama sagte, ich solle Sie fragen, ob Sie vielleicht gern noch ein Viertelstündchen zu ihr kämen, und wenns Sie es gern thäten, dann möchten Sie kommen, sonst aber nicht.«

»Wann soll ich kommen?« fragte Wolfgang Harder, wie neu geboren frisch aufathmend.

»Sie sagte: recht bald! glaube ich.«

»So laß uns auf der Stelle gehen, mein Kind, die Mama möchte, da sie so müde ist, bald schlafen gehen wollen.«

Hildegard war sogleich dazu bereit und bald hatten sie den kurzen Weg nach dem Wohnzimmer der Gräfin zurückgelegt und Wolfgang Harder, Hildegard an der Hand haltend, die sie nicht wieder losgelassen, trat bei der Gräfin ein, die er, wie das Kind es gesagt, auf ihrem Ruhebett von blauem Sammet liegend fand. Vor ihr auf einem Stuhl saß Helene, an deren Knie die kleine Ilse lehnte, die sie mit einem Arm umschlungen hielt. Die Gräfin schien so eben einen längeren Bericht der lebhaft bewegten Helene aufmerksam angehört zu haben; als der Erwartete aber kam, herrschte eine tiefe Stille in dem von lieblichem Duft erfüllten Gemach und so konnte man aus dieser plötzlichen Stille leicht errathen, von Wem eben die Rede gewesen war.

Sobald der Gerufene eingetreten, gab die Gräfin Helenen einen Wink und sagte freundlich:

»Kinder, geht mit Fräulein Helenen jetzt in Euer Zimmer und wartet, bis Herr Harder kommt und mit Euch beten wird. Ich selbst werde heute nicht zugegen sein, wenn Ihr zu Bett geht, denn ich will mein Zimmer nicht mehr verlassen. Nun gehet!«

Die Kinder drängten sich beide an das Lager der Mutter, umarmten und küßten sie zärtlich und dann gingen sie mit Helenen hinaus, nachdem sie dem Geistlichen zugemfen, sie nicht zu lange warten zu lassen.

Wolfgang Harder blieb von der Gräfin, die ihre ruhende Lage beibehalten hatte, einige Schritte entfernt stehen und blickte mit froh aufschlagendem Herzen auf die schöne Frau hin, denn er glaubte bereits erkannt zu haben, daß sie nicht ernstlich krank sei, obwohl eine gewisse Abspannung und Ermüdung auf ihrem heute etwas bleichen Gesicht wohl zu bemerken war. Aber wie lieblich und reizvoll erschien ihm gerade in der bleicheren Färbung des sonst so lebensvollen Gesichts und in der sichtbaren körperlichen Ermattung diese seltene Frau, an der sonst in jeder Bewegung und Geberde die anmuthigste Regsamkeit zu Tage trat! Es war zum zweiten Mal, daß er sie in dieser einfachen und doch so geschmackvollen Toilette sah. Das erste Mal war es in jener Gewitternacht auf dem Thurmberge gewesen, als Benjamin ihn in das Zimmer der Kinder geholt, denn auch damals hatte sie, wie jetzt, ein weites weißes Morgenkleid getragen und ihre glänzend schwarzen Haare, aus ihren Flechten

gelöst und in der Mitte gescheitelt, fielen in reichen Wellenlinien zu beiden Seiten ihres Kopfes bis weit über die schöne Büste herab.

Als er sie aber eine Weile betrachtet und dabei kein Wort weder von ihm noch von ihr gesprochen war, gab sie ihm mit der Hand einen Wink und auf den Stuhl deutend, den kurz vorher Helene eingenommen, sagte sie leise:

»Kommen Sie, lieber Freund, und setzen Sie sich einige Minuten zu mir. Ich bin zwar müde und matt und auch geistig recht abgespannt, aber ein paar Worte möchte ich doch noch gern mit Ihnen reden. Haben Sie vielleicht auf Ihrem einsamen Zimmer ein ähnliches Verlangen gehabt?«

Wolfgang Harder athmete bei diesen liebevollen Worten tief auf und dann sagte er, seine mächtige Stimme ebenfalls zu einem weicheren Klange dämpfend:

»Ich bin es ja schon gewohnt, daß wir immer Ein und Dasselbe wünschen und begehren und so überrascht es mich nicht, daß wir auch heute zu gleicher Zeit denselben Wunsch hegten. Ja, ich habe ein gleiches Verlangen gehabt und ich bekenne es um so lieber, da Sie mir wieder mit Ihrem schönen Vertrauen vorangegangen sind.«

»Nun, das ist mir lieb, dann sind Sie mir gewiß nicht böse, daß ich Sie noch einmal zu mir beschied, der Sie heute, wie mir so eben auch Helene gesagt, schon so viele Sorge um mich gehabt haben. Auch dafür wollte ich Ihnen noch danken, was ich vielleicht heute Morgen in meiner fieberhaften Aufregung vergessen habe. Ja, fieberhaft aufgereggt war ich, das will ich Ihnen jetzt, da ich

viel ruhiger geworden, gern eingestehen. – Das war aber nur das Eine und nun kommt das Andere. Heute Morgen sind Sie mein Vertrauter geworden und haben zugleich versprochen, auch ferner mein treuer Berather zu bleiben. Heute Abend sollen Sie allein mein Seelsorger sein, denn, offen gestanden, ich fühle ein unabweisbares Bedürfniß nach geistlichem Zuspruch, und wenn ich dabei Ihr ruhiges Auge sehe und Ihre sanfte Stimme höre, die, wie mir vorkommt, gegen mich immer ganz anders spricht, als gegen Andere, so fühle ich mich wunderbar besänftigt und Alles, was mich sonst quälen und belasten mag, sinkt stets gleichsam in den Hintergrund meiner Seele zurück. Wollen Sie nun heute vorzugsweise mein geistlicher Trost und Beistand sein?«

»Gnädige Frau,« erwiderte Wolfgang Harder mit einem so innigen Klang der Stimme, daß sie schon allein wie eine Wohlthat auf die ihm so vertrauende Gräfin wirkte, »was könnte ich lieber sein wollen als daß Sie haben über Alles zu gebieten, was ich besitze und zu leisten vermag, über jede meiner Kräfte, meiner Fähigkeiten – mit einem Wort also, ich stehe Ihnen mit Allem zu Diensten, was Ihnen nützlich oder angenehm sein kann.«

»Gut, und ich danke Ihnen schon für diese Ihre liebevolle Bereitwilligkeit. Nun aber habe ich eine recht herzliche Bitte. Denken Sie einmal, ich sei auch noch ein Kind, und in Wahrheit, ich bin es in vielen Dingen noch immer und werde es auch wohl bleiben, da ich mich ja nicht anders gestalten kann, als ich bin. Man hat mir das recht oft zum Vorwurf gemacht, obgleich ich ja nichts dafür kann,

daß mein Herz so kindisch geblieben ist, wie man mich so oft und bei jeder Gelegenheit schilt. Denken Sie also, ich sei auch Ihr Kind und behandeln Sie mich als solches. Ich möchte einmal, was ich so lange nicht gekannt, recht ruhig und sanft einschlafen, wie wir es jeden Abend bei meinen Kindern sehen, aber dann müssen Sie mir – mir allein auch einmal jenes göttliche Gebet sprechen, ganz in der Art und Weise, wie Sie es damals zuerst in jener Gewitternacht auf dem lieben Berge gethan. Ach, heute habe ich auch einen bösen Gewittertag gehabt und ich fühle den Blitz, der in mir gezündet, und höre den Donner, der noch immer in meinem Herzen widerhallt, in allen Gebeinen flammen und grollen, und da sollen Ihre Worte wie ein sanfter Gewitterregen die Flammen kühlen und mich wieder mit meinem Gott versöhnen, den ich – ach ja! – heute mit meinem Geständniß gegen Sie über einen Anderen, was vielleicht nicht recht war, gekränkt und betrübt habe. Wollen Sie das?«

Sie sah ihn dabei mit einem unendlich wehmüthigen Blick an, der seine Seele durchschauerte, und so sagte er sogleich:

»Von ganzem Herzen gern will ich es thun, und ich bitte Gott, daß er meinem Geiste die rechte Kraft und meiner Lippe den rechten Ausdruck gebe, damit dies Gebet auf Sie wirke, wie Sie es wünschen.«

»So, ich danke Ihnen schon im Voraus. Und nun stehen Sie auf und knieen Sie auf dieses Kissen vor meinem Lager nieder und dann falten Sie die Hände und legen sie auf meine Hände, und so beten Sie laut und ich will

in meinem Herzen leise mit Ihnen beten und vielleicht – vielleicht erhört dies Gebet Gott und ich bin wieder mit ihm versöhnt, wie ich es schon so oft gewesen bin.«

Ruhig erhob sich Wolfgang Harder von seinem Sitz und that, wie sie ihm gesagt. Sanft lagen seine gefalteten Hände an den ihrigen und fest ruhten ihre Blicke auf einander, als wären sie in einem Gedanken, in einem Wunsche, in einer Bitte vereint, und das waren sie ja wirklich und Keines von Beiden zweifelte daran. Und da fing er an zu sprechen, und diesmal mußte Gott ihm große Kraft und Fähigkeit verleihen, das Herz seiner Zuhörerinnen zu ergreifen und zu rühren, denn nie hatte sie dies schöne Gebet von seinen Lippen mit solcher Innigkeit und solchem Ausdruck sprechen hören, wie es heute geschah. Wie mit tausend Ohren lauschte sie auf diese Innigkeit, auf diesen Ausdruck, sie schien jedes Wort mit gleicher Innigkeit in sich einzusaugen, und namentlich in den kurzen Pausen, die er kaum merklich hinter jedem einzelnen Satz eintreten ließ, wurzelten ihre Blicke mit einem festen Vertrauen auf ihm, bis sie sie nur mit innerer Gewalt von ihm loszureißen vermochte und in die Höhe hob, als sähe sie jetzt in das Auge eines noch Höheren, Reineren, Mächtigeren, zu dem dies Gebet langsam und innig emporstieg. Als er aber an die Worte kam: ›Vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel!‹ da brach sie, von ihren Gefühlen übermannt, in Thränen aus, schloß die Augen und blickte in

sich selbst, wie ihrer Schuld sich Bewußten hinein, die dennoch aus die Vergebung ihres gnädigen Gottes hofft.

Als er fertig war und sein Amen! mit dem gewöhnlichen tiefen und in allen Herzen stets nachhallenden Ton gesprochen hatte, sagte sie, ohne die Augen zu öffnen, ganz leise und kaum hörbar:

»Ich danke Ihnen, jetzt fühle ich mich gestärkt und werde auch später ruhig schlafen können. O, was ist das für ein wunderbares und heilkräftiges Gebet und wie umfaßt es Alles, Alles, was in der armen Menschenbrust wühlt und was sie hofft. Gehen Sie jetzt und beten Sie es auch meinen Kindern vor, damit auch sie in ihrer Kinderart Theil an meiner Ruhe und an meinem – Glück haben.«

Er wollte sich eben erheben, da fühlte er seine Hand noch einen Augenblick von der ihren zurückgehalten. So blieb er noch eine Weile auf den Knien und sah auf die noch immer geschlossene Augen der vor ihm Ruhenden hin. Aber da hob sie die dunklen Wimpern auf, ein strahlender Blick schoß aus den blauen Sternen hervor und gleich darauf hatte sie seine Hand zu ihren Lippen erhoben und leise geküßt, ohne daß er es, da es so rasch und unvermuthet geschah, verhindern konnte. Aber wie von einem inneren Schreck erfaßt, starrte er, rasch aufstehend, auf sie hin und seine Lippe brachte nur mit zitternder Hast die Worte hervor:

»Gnädigste Frau – was thun Sie da?«

Sie sah ihn groß, ruhig, liebevoll an und flüsterte eben so leise:

»Ich küsse meinem Seelsorger aus Dankbarkeit die Hand, ist denn das nicht erlaubt? O, was aus so reinem Herzen kommt und zu so reinem Herzen geht, das erlaubt Gott, und zum Beweise, daß Sie es so und nicht anders aufnehmen, küssen Sie mir dafür die Stirn.«

Wolfgang Harder wußte kaum, wie es geschah, aber gleich darauf hatte er sich auf ihre Stirn niedergebeugt und mit leichtem Druck seiner Lippen ihre lilienweiße Stirn berührt. Dann aber, noch einen fragenden Blick auf ihr von süßem Lächeln überfluthetes Antlitz werfend, schritt er mit hoch aufgerichteter Gestalt, als fühle er sich zu neuem Kampf mit Jedermann gestählt und erfrischt, aus dem Zimmer und wandelte langsam und tief in Gedanken versunken, seiner eigenen Wohnung zu.



Wolfgang Harder betrat sein einsames Zimmer als ein ganz anderer Mensch, als er es kurz vorher verlassen hatte. Wie ist es nur möglich, lautete seine erste Frage an das Schicksal, als er nun mit sich allein und ungestört war, daß mit einem Menschen in einem so kurzen Zeitraum eine so gewaltige Umwandlung vorgehen kann, wie er sie nun an sich selbst fühlte? Und doch war dies der Fall, denn er war sich plötzlich, wie durch einen Zauberschlag dazu gebracht, bewußt geworden und wurde es mit jedem Augenblick mehr, daß seine Seele von nun an nicht mehr allein in diesem Zimmer wohnte, sondern daß eine andere Seele, zu einem untheilbaren Ganzen mit der

seinen verbunden, darin eingezogen war. Nein, er konnte es sich nun endlich nicht länger verhehlen, was er sich so lange verhehlt, er konnte es nun nicht mehr niederdrücken und bekämpfen, was er so lange mit Aufwendung aller Geistes- und Willenskräfte bisher zu bekämpfen gesucht – er liebte ein menschliches Wesen und liebte mit einer Innigkeit und Hingebung, ja, mit einer Leidenschaft, wie er sie noch niemals in seinem Leben empfunden hatte. Allein er, der so klare und besonnene Mann, war sich zugleich auch eines anderen damit verbundenen und leider bitteren Gefühls bewußt, der Ueberzeugung nämlich, daß er mit dieser Leidenschaft in den heftigsten Kampf einzutreten beginne, den er in seinem bisherigen Leben zu überstehen gehabt, und was ihm diese Ueberzeugung nicht weniger bitter machte, ja, sie nur noch peinlicher und qualvoller erscheinen ließ, das war der Gedanke, daß nicht er allein diesen süßbitteren und doch so entsetzlichen Kampf auszukämpfen habe, sondern daß auch eine Andere, die so Vieles gemeinsam mit ihm hatte, auf gleiche Weise in denselben verwickelt sei, und dieser Gedanke war ein mir zu wahrer, denn auch bei Irene trat dieser Kampf fast in derselben Minute und in eben so gewaltigem inneren Ringen ein.

Ach, und wir wissen es ja Alle aus eigener Erfahrung, daß ein Herz, welches zum ersten Mal nach so langer Vereinsamung von einer solchen Leidenschaft ergriffen ist, um so heftiger in Anspruch genommen wird, je größer die Tugendhaftigkeit ist, der es bisher mit allen Kräften

seines Wesens huldigte, daß es zu einem um so heftigeren Kampfe führt, und dies Herz um so stärker blutet, je höher der Verstand und alle Seelenkräfte entwickelt sind, die bisher der Leitstern seines Daseins und seines Wirkens waren. Zu strenger Arbeit von Kindheit an erzogen, mit seinem Gewissen über die kleinsten Vorfälle des Lebens zu Rathe zu gehen gewohnt, hatte er es von jeher für die höchste Aufgabe seines Lebens gehalten, nur seiner Pflicht und den göttlichen Vorschriften gemäß zu leben, die sein heiliger Beruf ihm als unantastbar bezeichnet, und so hatte er seine innersten Empfindungen nie auf den Markt des Lebens getragen, er hatte sie ruhig und unbeobachtet in seinem Innern sich entwickeln lassen, und sein Herz war jugendlich rein und frei von allen Schlacken geblieben, die manches andere Herz so früh in den Strudel des Unheils reißen und ihm die schöne Welt mit allen ihren Erzeugnissen und Gaben schon früh verschließen, weil die Empfindungen vor der Zeit abgestumpft sind, die es allein in edelster und reinsten Weise genießen lassen. Und nun zum ersten Mal öffnete sich diese Pforte des genußreichen Lebens weit, weit vor ihm, und er sah das namenlose Glück vor seinen Augen aufgehäuft, welches die Liebe einem Herzen gewähren kann, wenn sie die rechte Liebe ist, und wenn sie von dem Gegenstande, dem sie sich gewidmet, mit gleicher Gluth und Innigkeit erwidert wird.

Daß er aber nicht allein liebte, sondern daß er von Irene wieder geliebt wurde, das wußte er jetzt, oder glaubte es wenigstens zu wissen, das sagte ihm sein eigenes

Herz, und um so mehr liebte er sie, weil er sah und hörte und fühlte, wie namenlos unglücklich sie war und wie auch ihr alles das bisher versagt geblieben, was er jetzt als das Köstlichste für eine einsame Menschenbrust entdeckt und erkannt hatte.

Aber da trat sogleich sein zartes Gewissen mit auf den Kampfplatz und auch der Verstand warf sich augenblicklich zur Kritik dieser süßen Leidenschaft auf. O, wie traurig erschien diese schon bei ihrem ersten Entstehen und sich Bewußtwerden vom Gewissen und vom Verstande zugleich verurtheilte Liebe dem reinen Herzen dieser beiden Menschen! Sie durften ja Beide, wie ihre Verhältnisse einmal waren, nicht lieben, wo doch jeder Schlag ihrer Herzen es ihnen verkündete, daß es wirklich der Fall. Sie wußten ja, daß sie Unrecht thaten, gegen einen Dritten, gegen Gott, gegen sich selber, und doch war die Flamme, die in ihnen brannte, so süß und lauter, doch war das Glück, das endlich nach langem, vergeblich versuchtem Dämpfen in Beiden zum Ausbruch gekommen, so groß, so neu, so blühend frisch, daß sie sie nicht auf der Stelle ersticken konnten, ja daß es ihnen an Kraft gebrach, sie auch nur in die allernothwendigsten Schranken einzudämmen. Und wenn sie sie nun doch eindämmten, wenn sie die Flamme nur in sich selbst zum Ausbruch kommen ließen und sie äußerlich, öffentlich, vor den Augen Fremder und sogar vor sich selber verbargen, wie intensiv und gewaltsam mußte da nicht der innere Kampf sein, in den sie sich gerissen sahen! Und doch kämpften sie rüstig und wacker fort und es gelang ihnen sogar über alle

Erwartung, vor sich selbst die Schmerzen zu verbergen, denen sie überliefert waren, und sich den Anschein zu geben, als wären sie nur noch, was sie früher gewesen: herzenswarmer, sich treulich ergebene Freunde, die nur gern und freudig thaten, was dem Einen oder Andern lieb war und die sich so zu einem schönen Ganzen zusammenschlossen, wie es eigentlich sein soll, wenn man das ganze Glück der freudenreichen Liebe, ohne von ihrem leidenschaftlichen Stachel verwundet zu werden, kennen lernen und genießen will.

Das Alles sagte sich an diesem seligen und doch wieder so unseligen Abend der ruhige, besonnene, tugendhafte und verstandesreife Wolfgang Harder, aber – was half es ihm? Kam er damit zum Zweck? Erreichte er damit irgend ein wünschenswerthes Ziel, das ihn über den tiefen Kummer, den er zugleich mit seiner Liebe empfand, hinaus erhob? Ach nein, an diesem Abend wenigstens erreichte er es nicht und das war nach Lage der Sache auch wohl noch nicht möglich. Zuerst war ihm das plötzlich über ihn hereingeströmte und ihn gleichsam berauschende Glücksgefühl noch zu neu, seine Verstandeskraft war der siegreichen Obergewalt seines zur Liebe erwachten Herzens noch nicht gewachsen, und so gab er sich, allen weiteren Kampf auf spätere Tage verschiebend, nur diesem berauscheden ersten Glücksgefühl hin und er war nahe daran, seine Hände zu seinem Schöpfer emporzuheben und ihm zu danken, daß er ihn nun, in schon vorgerückten Jahren, doch auch einmal das unsägliche

Glück einer solchen unvergleichlichen Empfindung habe kosten lassen.

Und da, mit diesem plötzlichen Erwachen dieser früher nie gekannten, in ihrer Machtentwicklung viel zu gering geschätzten Leidenschaft, war es ihm, als ob eben so plötzlich ganz andere und neue Sinne in ihm erwacht wären, deren Feinheit und Elasticität er früher noch gar nicht kennen gelernt hatte. Er glaubte mit einem Mal hören zu können, was über ihm in dem Zimmer geschah, das er soeben verlassen, er glaubte mit seinen wie verklärt emporschauenden Augen durch die Wandung hindurch dringen und sehen zu können, was das Weib seiner Liebe in diesem Augenblick that, nachdem sie ihm durch unwiderlegliche Zeichen, die sie ihm freilich in aller Unschuld hatte angedeihen lassen, ihre Neigung zu erkennen gegeben. So hielt er sich denn ganz still in seinem Zimmer und ging nur leise, leise und fast den Athem anhaltend, auf dem weichen Teppich hin und her, immer horchend, immer lauschend, ob er nicht irgend Etwas vernähme, was ihm von Neuem den Beweis lieferte, daß sie sich noch mit ihm beschäftigte, daß sie noch liebevoll seiner gedächte und daß sie den Kuß, der noch immer auf seiner Hand brannte, wiederholen würde, wenn er noch einmal in ihre Nähe träte und daß er ihre Stirn wieder küssen könnte, diese reine, wolkenlose Stirn, die sie ihm so kindlich und unschuldig keusch zum Kuß geboten hatte.

So waren alle seine Gedanken, wie sie noch nie in seinem Leben auf einen Punkt concentrirt gewesen, bei ihr

versammelt, er dachte, fühlte nur sie, und ob er auch tausendmal sagte, daß er nicht so denken und fühlen dürfe, daß es ein Vergehen, eine Sünde, ein Verbrechen sei – er konnte nicht davon los, denn immer wieder riß ihn eine magische Gewalt zu ihr hinaus, die da über ihm wohnte und gewiß, wie er, mit sich in schwerem Kampfe lag.

Da wurde es ihm plötzlich wunderbar heiß in dem geräumigen Zimmer; seine Brust schien ihm zerspringen zu wollen und es war ihm zu Muthe, als ob das Herz, das er bisher nie gefühlt, mit einem Male gewachsen wäre, so groß und weit, daß es den ganzen Raum in seiner Brust erfüllte und alle übrigen Organe wie unbedeutende Nebensache bei Seite drängte. Mit einem Wort, er sehnte sich nach Luft, nach frischer Luft, um einmal tief aufathmen zu können, und so trat er an das Fenster, öffnete beide Flügel weit und schaute mit schimmernden Augen in die nächtliche Natur und die friedliche Stille hinaus, die darauf ausgebreitet lag.

Ach ja, es war ein schöner und beruhigender Anblick, der ihm da zu Theil wurde, und früher hätte er ihn gewiß friedlich gestimmt und wunderbar besänftigt. Alle Regenwolken waren hinweggefegt und in reiner Bläue dehnte sich der unermeßliche Himmel mit seinem zahllosen Sternenmeer über ihm aus. Gerade vor ihm, im funkelndsten Glanz, stand sein Lieblingssternbild, der große Bär, und die anmuthig gebogene Deichsel desselben war nach dem Fenster über ihm gerichtet, als zeige Gott selbst mit goldenem Finger dahin und als wolle er ihm sagen:

»Da wohnt sie, die Du liebst und die Dich wieder liebt. Sieh, ich halte meine große Hand über Euch und darum verzaget nicht. Seid tugendhaft und fromm, wie Ihr es bisher gewesen, denn der Tugendhafte findet immer seinen Lohn, wenn nicht auf dieser Welt, doch – auf einer anderen.«

»O Gott,« dachte unser Freund, als ihm dieser Gedanke so plötzlich kam, »in einer anderen Welt! Da bin ich ja wider Vermuthen und ganz von selbst zu ihrem Glauben gekommen und sollte sie wirklich gegen mich Recht haben, daß der Mensch, der tugendhafte, auf Erden gerecht lebende und unschuldig leidende Mensch in jener anderen Welt seinen Lohn, also auch seine auf der Erde verlorene Liebe findet?«

Doch, er war in diesem Augenblick nicht im Stande, über solche, weit über sein gegenwärtiges Empfinden hinaus liegende Dinge zu grübeln; für heute verstieg er sich nicht in jene andere Welt, denn die irdische hatte genug der Reize für ihn und sie gab ihm mehr zu denken, als er für den Moment bewältigen konnte. Aber seltsam, je länger er nach dem sternensflammenden Firmament hinaufschaute und auch den jungen Mond sich über die Parkbäume erheben sah, als wolle auch er das neue Glück in der alten Rabenburg mit seinem großen Auge betrachten, um so ruhiger wurde er, um so friedlicher senkte sich wie eine lichte Wolke von oben der Gedanke in sein Herz, daß ja Gott wirklich über alle Leidenden, also auch über ihn und Irene wache, und daß er sich ihm kindlich ergeben müsse, da Er ja schon wissen werde, wie

ihnen Beiden zu helfen sei und wie sie die Last ertragen würden, die zugleich mit dem nie empfundenen Glück heute auf ihre Seele gefallen war.

Und wiederum seltsam, als er diesen Gedanken mit voller Ueberzeugung in sich aufgenommen, schwand die brennende Sehnsucht, die er noch so eben nach ihr, der Freundin seiner Seele, empfunden, dahin und wandelte sich in eine linde, weich an sein Herz sich schmiegende Wehmuth um, und nun gelobte er sich und seinem Gott, dem er in einem langen Gebet sein ganzes Herz dargelegt, daß er sich standhaft erweisen, daß er seine Pflicht bis zum letzten Hauch getreulich üben wolle und daß ihm dafür Gott auch die nöthige Stärkung in sein Herz und seinen Geist einflößen möge, um Alles zu tragen, was noch zu tragen sein werde, und möge es noch so schwer und bedrückend sein.

Mit diesem Gedanken ging er endlich spät nach Mitternacht zur Ruh und Gott mußte seine Bitte um Beruhigung und Besänftigung seiner Gefühle erhört haben, denn er sandte ihm seinen süßesten Boten, den Schlaf, und in seinen Armen vergaß er das Glück und das Leid, die ihm heute zum ersten Mal in seinem Leben zum Bewußtsein gekommen waren.



Wenn nun schon der Kampf, den der geistig so kräftige und in sich abgeschlossene Wolfgang Harder mit sich so eben beendet, ein heftiger gewesen war, so war der,

den die Gräfin mit ihren aus dem Schlummer erwachten Gefühlen zu bestehen hatte, ein noch viel heftigerer und andauernderer, denn sie hatte nicht nur ein gleich zartes Gewissen wie er, sondern sie mußte noch andere Rücksichten nehmen, da sie ja nicht im Leben allein stand, wie er, vielmehr nicht nur mit ihrem Gott und sich, sondern auch mit einem anderen Menschen zu rechten hatte, und diese Klippe war für sie eine so furchtbare und gefährliche, daß sie nicht so leicht darüber fort oder ganz unbeschädigt an ihr vorüberkommen konnte.

Wolfgang Harder hatte mit seinen scharfen Sinnen ganz recht gehört, wenn er geglaubt, daß sie wieder aufgestanden und im Zimmer hin und hergeschritten sei. Es hatte sie nach seinem Weggehen nicht lange mehr in so ruhiger Lage gelassen, denn der in den letzten Augenblicken seiner Anwesenheit so plötzlich in ihr ausgebrochene Gefühlssturm hatte sie aufgetrieben und, mit sich selbst von Neuem kämpfend, war sie rastlos mehrere Stunden lang in ihrem Zimmer hin und hergegangen. Auch sie hatte schon lange die in ihr sich regende und allmählig zu einer gewaltigen Potenz angewachsene Leidenschaft erkannt, aber sie mit der einer edlen Seele eigenen Resignation in Schranken zu halten gesucht. Daß es ihr gelungen war, wenigstens eine Zeit lang, hatte sie nicht nur ihrer Tugendhaftigkeit und ihrem regen Pflichtgefühl, ihrer Religiosität und ihren durch eine vortreffliche Erziehung ihr eingepprägten Grundsätzen zu danken, sondern auch dem Umstande, daß der Mann, den sie

liebte und der sie, was auch sie sehr wohl wußte, wieder liebte, ebenfalls ein reiner, edler und gewissenhafter Mann war. Heute am Morgen, nachdem sie auf dem langen Wege reiflich mit sich zu Rathe gegangen, hatte sie noch geglaubt, daß sie sich, wenn er ihr nur seine ganze Freundschaft schenke und ihr für alle Fälle seine Achtung bewahre, zufrieden und glücklich in ihr immerhin noch trostloses Loos fügen könne, allein später und zu meist am Abend, als sie seine Sorge um sie gesehen, und seine Freude, als er sie wieder gewonnen, wären ihr ihre inneren Augen aufgegangen und sie hatte zu ihrem Entsetzen erkannt, daß Freundschaft und Achtung nicht hinreichend seien, sie vollkommen glücklich zu machen, und daß das Gefühl, welches sie für diesen Mann hegte, ein viel wärmeres und für alle Zukunft unauslöschliches sei, denn auch sie hatte früher noch nie wahrhaft geliebt, auch ihr Herz war im Innersten jungfräulich unberührt geblieben, und Wolfgang Harder war der erste Mann, bei dessen Begegnung sie sich mit einem wunderbaren Gefühl von Schmerz und Freude zugleich bekannt, daß er das noch nie gesehene Männerideal sei, das sich in jedem Frauenherzen einmal wie von selbst bildet und daß, wenn sie überhaupt jemals einen Mann lieben solle, nur er allein dieser Mann sein könne.

Aber schon damals, als sie zum ersten Mal auf dem einsamen Thurmberge die ersten Schwingungen ihrer von still wachsender Liebe erfüllten Seele erkannt, hatte ihr langer innerer Kampf mit sich selber begonnen und als sie sich blutend von ihm losriß, ohne Scheidewort, da

war es allein darum geschehen, um sich beim Abschiede nicht selbst gegen ihn zu verrathen und die Gefühle sehen zu lassen, die schon tiefe Wurzeln in ihr geschlagen hatten. Später, als sie ihn so unerwartet auf der Rabenburg wiedergefunden, glaubte sie eine höhere Fügung in diesem Zusammentreffen zu finden, und in ihrem gläubigen Sinn dankte sie Gott im Stillen dafür, daß er einen solchen treuen Führer und Berather auf ihren dornenvollen Weg gesandt. Allein je mehr sie erkannte, wie gefährlich dieser theure Freund ihrer Ruhe und ihrem irdischen Frieden wurde, und je klarer die nie gefühlte und mit jeder Stunde wachsende Leidenschaft ihr selbst zur Anschauung kam, um so heftiger hatte sie gegen sich selbst gekämpft und das qualvolle süße Gefühl aus ihrer Brust zu reißen und an seine Stelle nur das einer warmen herzlichen Freundschaft zu setzen versucht. Allein, wie man weiß, ist ein solches Gefühl, wenn es einmal in einer zart besaiteten Frauenbrust vorhanden, schwer oder gar nicht auszurotten, und je edler eine Frau, je reiner ihr Herz, je größer ihre religiöse Gewissenhaftigkeit ist, um so tiefer ist ihre Empfindung für das Edle und Gute, wo sie es findet, und wenn dasselbe, wie hier, an einer so wohlgefälligen männlichen Erscheinung haftet, dann bleibt es unwandelbar für das ganze Leben bestehen und eine solche Frau kann wohl leiblich vor Schmerz untergehen, aber den Gegenstand ihres Schmerzes wird sie sich unter keiner Folterqual aus der Seele reißen lassen.

Dennoch aber hatte sie redlich das Ihre gethan, um sich von dem Netze zu befreien, welches das Geschick

so gewaltsam und fest über sie geworfen, und tausend Pläne hatte sie geschmiedet, sich von ihm, dem mit jeder Stunde ihr lieber und theurer werdenden Mann, loszureißen, oder ihn gar, wenn sie selbst zu schwach zu solchem Beginnen sei, zu einer Trennung von ihr zu veranlassen, aber sobald sie einmal irgend einen Entschluß zu diesem Ende gefaßt zu haben glaubte, schwand er in nichts dahin, wenn sie ihn wiedersah, und wenn sie in seine treuen blauen Augen blickte, seine weiche milde Stimme hörte, mangelte ihr die Kraft, diesen Entschluß auszuführen. Nein, sie sah es endlich ein, sie konnte nicht mehr von ihm los, er war bereits in ihrem Herzen zu tief eingewurzelt und sie besaß nur noch so viel Kraft, Gott zu bitten, daß er sie vor größerer Gefahr schützen und daß er ihr die Sünde verzeihen möge, wenn es eine sei, einen Mann auf *die* Weise zu lieben, wie sie eben Wolfgang Harder liebte.

Und heute nun, als sie ihn zum letzten Mal gesehen und gehört, hatte sie sich nicht länger bezwingen können die lange zusammengepreßten Empfindungen ihrer Brust waren endlich gewaltsam, wie ein übermäßig angeschwollener Bach über seine Ufer strömt, übergeflossen und sie hatte, freilich nur in der sanftesten Weise, in der reinsten Form ihren Gefühlen einen unverkennbaren Ausdruck gegeben.

Jetzt, als er von ihr gegangen war, selber überschwellend von ähnlichen Empfindungen, wie sie mit ihrem scharfen Seelenauge wohl erkannt, war der Kampf von Neuem in ihr losgebrochen. Kaum hatte er das Zimmer

verlassen, so hatte sie sich aus ihrer ruhenden Lage erhoben und war aufgeregt wie nie, und um so aufgeregter, als sie sich während seiner Anwesenheit so gewaltsam bezwungen, hin und her gegangen, bis sie endlich in Gedanken zu dem Gebet zurückkehrte, das er kurz vorher mit eben so viel innerer Kraft wie Milde zu ihr gesprochen hatte. Da war sie denn endlich auf ihre Kniee gesunken, hatte unter strömenden Thränen die Hände zu Gott emporgehoben und ihn gebeten, sie zu behüten und zu beschirmen gegen alle Gefahr. Indessen, da war ihr etwas Seltsames und nie Empfundenes begegnet. Sie, die weiche, nachgiebige, duldsame Frau, die bisher ohne zu klagen und zu murren das Aergste ertragen, was einer Frau von einem kalten, herrischen und zugleich durch übermäßige Genüsse geistig frühzeitig verwelkten Mann nur auferlegt werden kann, hatte mit einem Mal, sie wußte nicht woher er kam, einen lauten Widerspruch in sich auftauchen gefühlt, und von diesem seltsamen Widerspruch gestachelt, hatte ihre flehende Bitte zu Gott mit einem Mal eine ganz andere Form angenommen, als sie ihr zu geben die Absicht gehabt.

»Wie,« hatte sie zu sich gesagt, indem sie immer noch mit hoch erhobenen Händen auf den Knieen lag, »soll ich denn Alles von mir weisen, nichts für mich behalten, was mich noch mit irgend einer Freude, mit irgend einem Wohlbehagen an das Leben bindet und mir nur einen Schimmer von Glück verleiht? Soll ich auch diesem Manne mit kurzen Worten sagen: Geh und laß mich

allein meinen dunkeln Weg in Trübsal und Schmerz ziehen? Nein, das kann, das vermag ich nicht, denn so viel Selbstverläugnung besitze ich nicht. Ich habe schon Vieles von mir gethan, was mir lieb und werth und angenehm war, ich habe so manches schwere Opfer gebracht, aber dieses einzige und letzte kann ich nicht bringen. Auch ich bin ein Mensch und habe menschliche Empfindungen und soll ich sie nun ganz aus meiner Brust reißen und eine todte, leb- und empfindungslose Maschine sein, die nur der launenhafte Wille eines herrischen Meisters in Bewegung setzt?«

»Aber,« fuhr sie nach einer Weile längeren Sinnens fort und indem sie sich von ihren Knieen erhob und mit gesenktem Kopf langsam durch ihre Zimmer hin und herschritt, »wenn er nun selbst dieses Opfer unausbleiblich machte, wenn er den inneren Zwiespalt, in den sein reines Herz offenbar versetzt ist, nicht länger ertragen könnte und sich von mir losrisse, wie ich es nicht von ihm kann – und er ist ja jetzt ein unabhängiger, wohlhabender Mann und bedarf der armseligen Besoldung, die ihm eine solche Pfarrstelle bringt, nicht mehr – soll ich ihn dann ziehen lassen oder soll ich ihn halten? Ach, ich möchte gern das Letztere, aber ich weiß nicht, ob ich es darf. Nein, ich darf es gewiß nicht. Allein, dieser Fall ist ja noch nicht eingetreten und ich beunruhige mich vor der Zeit. Ich will es erst darauf ankommen lassen, ob er selbst etwas zu Stande bringt, was ich nicht vermag. O mein Gott, in welcher traurigen und trostlosen Lage befinde ich mich doch und wer wird mich daraus befreien? Ja,

so eben habe ich noch zu Dir gebetet: Vergieb mir meine Schuld, wie ich allen meinen Schuldigem vergebe, und führe mich nicht in Versuchung, sondern erlöse mich von dem Uebel! O, ich, ich vergebe gern allen meinen Schuldigern von ganzem Herzen, aber wirst Du mir auch *meine* Schuld vergeben und mich nicht in Versuchung führen, die mir so nahe liegt und gegen die ich mit allen meinen Kräften anzukämpfen mich bemühe? – Doch nein,« fuhr sie wieder nach längerem Sinnen fort. »wo liegt denn eigentlich die Versuchung, die ich so sehr fürchte und die ich von mir abwenden will? Ist sie nicht ganz fern von mir und ist es nicht nur meine Gewissensangst, die sie in der Nähe zu finden glaubt? Ich liebe ihn, ja, das ist wahr, ich liebe ihn aus innigster Seele, mit meinem ganzen Herzen, aber ist denn dies seltsame, wunderbare, mich erhebende und zugleich läuternde Gefühl eine Schuld? Kann ich dafür, daß es in mein Herz gedrungen ist? Hat Gott selbst meine Gefühle mir nicht in die Seele geflüßt? Ja, das hat er, aber trotzdem muß ich mir immer wieder sagen: Du darfst ihn nicht lieben, Du mußt vielmehr einen Anderen lieben oder wenigstens zu lieben versuchen. Doch wie, ich *muß*? Wer kann mir das gebieten, wenn Der, den ich lieben soll und muß, ein Unwürdiger ist, wenn er alle meine Liebe oder meine Bemühungen dazu, die ich Jahre lang an ihn verschwendet, mit kaltem Herzen und hartem Fuß von sich stößt, wenn er mich höhnt und verspottet in meinen heiligsten Enrpfindungen, wenn er

mich wegen einer kleinen Abweichung von seinem Gutdünken erniedrigt vor Jedermann, wenn er jeden Augenblick meinen Stolz, meine weibliche Würde kränkt und mich behandelt, nicht wie man seine Gattin, sondern eine erkaufte Sklavin behandelt, mit der man heute spielt, die man heute küßt und morgen mit bitteren Worten und Mißhandlungen von sich weist? Einen solchen Mann also *muß* ich lieben? Sollte das Gottes Gebot sein, der ja ein gerechter und gütiger Gott sein soll? Nein, das kann und das wird Gott selbst nicht verlangen, der in mein Herz sieht und weiß, wie rein dies Herz, wie frei von allen sündigen Gedanken, von allen sinnlichen Trieben ist. Ach, und er weiß ja, wie und auf welche Weise ich in den Ehestand getreten bin, der für mich nur ein wahrhaftiger Wehestand geworden und geblieben ist. Als ich meinen Mann kennen lernte, wußte ich noch nicht, was Liebe ist. Ich glaubte ihn zu lieben, da er mir sagte, daß eine Braut ihren Bräutigam recht lieben, ihm immer gehorchen, sich ihm in allen Dingen, ohne zu denken, ohne zu murren, ohne einen anderen Wunsch zu hegen als den seinen, unterwerfen müsse, und da ich von jeher gern einem Stärkeren gehorcht und mich einer besseren Einsicht gefügt habe, so hielt ich die seltsam unklaren, ja dunklen Gefühle, die da über mich kamen, für Liebe, und so sagte ich ihm, daß ich ihn liebe oder ihn so zu lieben mich bemühen werde, wie er es mich lehren würde. Allmählig gewöhnte ich mich an seinen Umgang, an seine von der meinen so weit abweichende Denk- und Lebensweise, und wenn mein Herz auch nichts dabei empfand, so

that ich doch meine Pflicht, vom Morgen bis Abend, so oft er sie ausrief, um ihm das Leben nach meinen besten Kräften zu erleichtern und zu versüßen. Ach, dabei wußte ich immer noch nicht, was Liebe ist, mein Herz hatte noch nicht gesprochen, es lag wie verödet, wie todt in meiner ruhig und still schlagenden Brust. Jetzt, jetzt zum ersten Mal aber ist es aus seinem Schlummer, aus seinem Scheintode erwacht und es spricht in einer Sprache, die mir ganz neu, aber darum nicht weniger verständlich ist, denn sie hallt wie ein heiliger Glockenton, weithin über alle Fernen schallend, in meinem wachgewordenen Herzen wider, und jetzt fühle, jetzt weiß ich, daß es eine andere, eine bessere, eine wahrere Liebe giebt, als die, die ich früher dafür gehalten habe. Und dieser besseren, reineren, wahren Liebe sollte ich mich nicht hingeben, jenem heiligen Glockenton, der mich zu sich ruft, nicht folgen dürfen? – Und zu Wem zieht er mich denn hin? Zu einem Manne, der so edel und gut, so brav und rein, so zart und fromm ist, wie ich noch keinen anderen gesehen und Den sollte ich nicht lieben dürfen? Endlich sollte ich einen Menschen gefunden haben, dessen Herz das meine versteht und in dessen Herz ich meinen ganzen Kummer ausschütten kann, und ich sollte ihn nicht mit meinen Gedanken umweben, ihm nicht zugethan sein dürfen mit Herz und Seele? Nein, das kann Niemand von mir verlangen, und selbst wenn ich ihn nicht lieben oder es ihm nicht zeigen darf, daß ich ihn liebe – ausrotten kann und werde ich die Liebe zu ihm nicht, ich müßte denn mich selbst zerstören und ausrotten, da diese Liebe

bereits mein ganzes Wesen ergriffen und durchdrungen hat.«

»Ja,« fuhr sie nach einer gedankenvollen Pause wieder zu reden fort, »so weit bin ich mit mir gekommen und das steht fest; es kommt nur darauf an, daß ich diese Liebe nicht an den Tag bringe, sie vielmehr in mich verschließe und meine sonstige Pflichterfüllung damit in Einklang zu bringen versuche. Und diese Pflicht werde ich nach wie vor mit allen meinen Kräften erfüllen. Ich werde Alles aufbieten, meinem Mann gefällig und gehorsam zu sein, so weit er es von mir verlangen kann, ich werde versuchen, ihn sanft und zart zu stimmen, so weit er sich sanft und zart zeigen kann, ich werde mich ihm unterordnen, mich seinem Wunsch und Willen fügen, wenn auch mit blutendem Herzen, aber ich werde es. Mehr aber als das kann ich nicht leisten, und wenn ich dann dennoch schuldig und sündhaft bin und vor Gott also befunden werde, dann wird Gott mir meine Schuld vergeben, denn er wird mit Gerechtigkeit und Güte genau abwägen, auf wessen Seite die Schaaale der größeren Schuld und Sünde neigt.«

–

Nach diesem langen Selbstgespräch, das eben so gut eine Selbstanklage wie eine Selbstreinigung vor sich und ihrem Schöpfer war, fühlte Irene sich ruhiger werden und auch sie trat an ein Fenster, öffnete es und schaute mit schwimmenden Augen zu dem hehren Sternenhimmel empor, der mit seinen unzähligen fernen Welten wie ein unermeßlicher, golden funkelnder Blüthenteppich vor ihr ausgebreitet lag.

Als sie ihn aber längere Zeit schweigend und mit immer ruhiger athmender Brust betrachtet, lösten sich ihre so lange in Spannung gehaltenen Gefühle vor süßlicher Wehmuth und vielleicht auch vor staunender Bewunderung des allgewaltigen, unbegreiflichen Wesens dort oben über ihr in sanftfließende Thränen aus, und sie dankte Gott innig, daß er ihr wenigstens die Erkenntniß gegeben, daß sie nicht ganz auf dem rechten Wege sei, und sie gelobte ihm noch einmal, nicht nur treu an ihrer Pflicht zu hängen und das ihr aufgebürdete schwere Loos mit Ergebung und Geduld tragen zu wollen, sondern auch dem Freunde die ruhige Herzlichkeit und das sichtbare Wohlwollen zu bewahren, die er so wohl verdiente, und seinen Edelmuth, seine Großherzigkeit und seine Entsagungskraft nachzuahmen, so weit es in ihren Kräften stehe.

Mit diesem ihrem letzten Gelöbniß ging auch sie endlich zur Ruhe und ihr Schlummer war eben so süß und fest, wie der ihres Freundes, als hätte eine erhabene segnende Hand auch diese sympathetische Gnadenquelle über Beide ausgegossen und sie mit gleicher Liebe, mit gleicher Väterlichkeit und Milde umfaßt und in seinen unmittelbaren göttlichen Schutz genommen.

ACHTES CAPITEL. DIE BELOHNUNG FÜR DIE
AUSGESTANDEN ANGST.

Wer hat es nicht schon erlebt, daß nach einem unheilvollen verwüstenden Sturm, der in dunkler Nacht in eines Menschen Seele getobt, am sonnenklar anbrechenden Morgen Alles ganz anders aussieht, als es während der Aufregung und der bedrängenden Qual während jenes Sturmes vorauszusehen und zu hoffen war? Wie die Finsterniß und das Dunkel der Nacht etwas geheimnißvoll Beängstigendes, etwas unheilvoll Niederschmetterndes in ihrem räthselhaften Schooße bergen, so ruht in dem golden tagenden Licht, in der wiedererwachten Freude des Morgens ein verheißungsvolles Glück, eine beruhigende klärende Gewalt, und wer daher mit Ruhe dem neuen Licht und seiner Freude entgegenblicken kann, der hat schon an und für sich den ihn bedrohenden Feind bezwungen und die Hoffnung auf seine gänzliche Besiegung davongetragen.

So sollte es auch am nächsten Morgen bei den Bewohnern der Rabenburg der Fall sein, und als die in der Nacht so schwer unter ihren Empfindungen Leidenden ihr Haupt von den Kissen erhoben, war, wie der sichtbare Segen Gottes, eine himmlische Ruhe, ein kaum begreiflicher Frieden in ihre vorher so erschütterten Herzen eingekehrt.

Ja, die Sonne war an diesem Morgen goldklar über dem weiten schönen Thale, das vor der Rabenburg lag, und über den schönbewaldeten Bergen, die es umgaben,

aufgegangen, und deutlich, übersehbar und von jedem Nebel befreit, lag die farbenreiche Ferne und die vom Thau blitzende Nähe vor den Augen der auf sie Hinschauenden ausgebreitet. Ein warmer linder Wind setzte die üppig grünenden Blätter der Bäume in sanft rauschende Bewegung, die Blumen dufteten ringsum ihre süßesten Wohlgerüche aus und in den sonnebeschienebenen Wipfeln der alten Bäume sangen die Vögel ihr trostvolles Lied, als ob es für sie keinen Schmerz gäbe, an dem die so viel höher stehenden Menschen so häufig kranken und leiden.

Und wie draußen in der freien Natur, so sah es an diesem Morgen auch in den Herzen der zumeist Leidenden im Innern der Rabenburg fromm und friedlich aus. Als ob kein Kampf kein Zwiespalt in den Gemüthern stattgefunden, als ob kein Schmerz, keine Beängstigung sie während der Nacht heimgesucht, so trafen sie am Morgen ruhig und freudig zusammen, und Alles, was geschah, verlief wie sonst in seinem alten gewöhnlichen Geleise und die Geschäfte wie die Vergnügungen wickelten sich still und behaglich im ruhigen Gange eins dem andern folgend ab. Wie auch sonst begrüßten die Kinder zuerst ihren Lehrer in dessen Zimmer und brachten ihm die herzlichsten Grüße von der Mama und Fräulein Helene, und um neun Uhr begab er sich in die Bibliothek, um in Gegenwart der Erzieherin, der sich bald auch die Gräfin zugesellte, seinen Unterricht abzuhalten. Gegen zwölf Uhr aber, als derselbe beendet war, trat man mit den Kindern einen gemeinsamen Spaziergang an und dabei wurden, ohne daß mit einem Wort des vorigen Tages

erwähnt ward, herzliche Gespräche geführt und der Prediger unterhielt die ihn Begleitenden in seiner gewöhnlichen Art, indem er ihnen bald Dies, bald Jenes erzählte und dadurch die ihm mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zuhörende Helene an jene ersten glücklichen Tage auf dem Thurmberge erinnerte. Am Nachmittag unternahm man bald nach dem Essen eine weitere Spazierfahrt durch den nahegelegenen Wald und den Abend verbrachte man wieder in friedlichster Gemeinsamkeit, ohne daß irgend ein Vorfall sich ereignete, der die allgemeine Behaglichkeit gestört oder, wenigstens sichtbar, einen trüben Gedanken auf die Oberfläche heraufbeschworen hätte. Am späteren Abend nach dem Thee aber traten die Gräfin und Wolfgang Harder zum ersten Mal ihren gewöhnlichen Spaziergang wieder an, ohne in ihrer Unterhaltung zu dem Gegenstande zurückzukehren, der sie am vorigen Tage so lebhaft und verhängnißvoll beschäftigt hatte.

Wie nun dieser eine Tag verlaufen war, so verstrichen noch mehrere still und friedlich und wieder kam ein Sonntag heran, ohne daß irgend Etwas vorgefallen wäre, was das innere Verhältniß der zumeist Beteiligten umgestaltet oder den in ihnen gährenden Stoff zu einem neuen Ausbruch ihrer Empfindungen veranlaßt hätte. Aber am zweiten Tage nach diesem Sonntag, an dem der Geistliche von Rabenbrück seine ganze Gemeinde

wieder um sich versammelt gesehen und ihr eine herrliche Predigt gehalten hatte, sollte ein neuer äußerer Vorfall die ruhige Stimmung desselben doch wieder einigermaßen erschüttern, freilich nicht auf eine rauhe oder gar bittere Weise, allein er sollte dadurch doch wieder einen weiteren Schritt zu dem Ziele thun, vor dem er sich selber, wie auch die Gräfin, zu fürchten schien, da sie es Beide bisher absichtlich vermieden hatten, noch einmal auf das Verhältniß zurückzukommen, in dem sie zu einander standen.

Es war also eines Dienstag Morgens, als Alle während des Unterrichts der Kinder in der Bibliothek ruhig beisammen saßen. Eben hatte Wolfgang Harder seinen heutigen Vortrag begonnen und sowohl die Gräfin wie Helene folgten aufmerksam seinen belehrenden Worten, da trat Benjamin leise herein und legte vor die Gräfin einen Brief und ein kleines Packet hin, welches, wie er sagte, so eben der Postbote gebracht habe. Die Gräfin warf nur einen Blick darauf und sie hatte schon errathen, was der Brief und das Packet enthielt, und, Helenen einen raschen Wink gebend, den diese mit einem zufriedenen Lächeln beantwortete, steckte sie Beides, ohne ein Wort weiter zu sprechen, in die Tasche und folgte mit möglichster Aufmerksamkeit den Worten des Lehrers, der sich durch den unbedeutenden Vorfall in keiner Weise hatte stören lassen. Als nach elf Uhr aber der Unterricht geschlossen wurde, stand die Gräfin etwas hastiger als sonst auf und nachdem sie sich an Wolfgang Harder mit der Bitte gewandt, mit ihr eine halbe Stunde später einen

Spaziergang nach dem Dorf zu unternehmen, wohin sie ja oft um diese Zeit gingen, stieg sie eilig die Wendeltreppe hinauf, die nach ihren Zimmern führte.

Der Prediger, der den Wink der Gräfin vorher, welcher allein Helenen gegolten, wohl wahrgenommen hatte und dem auch die Hast aufgefallen war, mit der sich die Erste, was sie sonst nicht that, aus der Bibliothek entfernt, trat jetzt an Helene heran und sagte:

»Mein liebes Fräulein, Sie verzeihen, daß ich etwas neugierig erscheine, allein ich glaube bemerkt zu haben, daß die Sendung, die Benjamin vorher hereinbrachte, der Frau Gräfin nicht ganz gleichgültig war, obwohl sie sich Mühe gab, eine gewisse Aufregung zu verbergen, die sie dabei befiel. Da Sie nun wissen, wie sehr ich um unserer Herrin Wohl besorgt bin und wie ich in jedem kleinen Ereigniß um uns her gleich etwas Bedenkliches vermuthete, so bitte ich Sie, mich zu beruhigen, wenn Sie es vermögen, denn daß Sie auch heute über den Inhalt jenes Briefes besser unterrichtet sind als ich, vielleicht eben so sehr, wie neulich, als die Gräfin so heimlich das Schloß verließ, habe ich an Ihren beiderseitigen Blicken bemerkt, als der Brief wie das Packet so rasch in der Tasche der Gräfin verschwanden.«

Helene, sichtbar in Berlegenheit gerathend und nach ihrer Art, sobald man mit einer nicht leicht zu erfüllenden Bitte in sie drang, hoch erröthend, wandte sich zuerst seitwärts, um dem verehrten Manne den Ausdruck ihres heimlich lächelnden Gesichts zu verbergen, dann aber kehrte sie es ihm wieder zu und sagte mit ihrer

freundlichsten Miene, die sie immer zeigte, wenn sie in nähere Verbindung mit ihm trat:

»Daß Sie ein scharfes Auge und einen raschen Blick haben, Herr Prediger, weiß ich schon längst, und wir Alle, die wir Sie so genau kennen, wissen auch, daß man Ihnen nicht lange etwas verheimlichen kann, was Sie zu errathen wünschen. Allein heute bin ich doch nicht im Stande, noch weniger als neulich, Ihnen die gewünschte Auskunft zu geben, indessen darf ich Ihnen die Versicherung zukommen lassen, daß diesmal nichts vorliegt, was Sie in die geringste Sorge versetzen könnte. Uebrigens bin ich fest überzeugt, daß Sie noch heute Morgen von der Frau Gräfin selbst erfahren werden, was Sie zu wissen verlangen, und das wird wohl auf dem Spaziergang geschehen, zu dem sie Sie eingeladen hat, wozu ich Ihnen denn auch von ganzem Herzen recht viel Vergnügen wünsche.«

Sie knixte dabei so artig und erröthete noch einmal so holdselig, daß Wolfgang Harder schon daraus erkannte, daß sie die Wahrheit gesprochen, und so trennte er sich ruhig von ihr, um das Frühstück in seinem Zimmer einzunehmen, das ihm Benjamin jeden Morgen dahin brachte, und sich dann auf den Spaziergang vorzubereiten, der ihm ein neues kleines Räthsel lösen sollte.

Es ging gegen Zwölf, als unser Freund aus dem Schloßportal trat und langsam davor auf und nieder ging, um die Gräfin zu erwarten, wie es in der Regel von ihm gehandhabt wurde. Sie ließ ihn auch nicht lange allein, sondern kam mit Sonnenschirm und Hut heraus, nickte ihm

freudig zu und legte, wie sie es noch immer that, sogleich ihren Arm in den seinen.

»Kommen Sie!« sagte sie mit ungemein heiterer Miene, und doch war vielleicht eine kleine Befangenheit auf ihren kindlich unschuldigen Zügen dabei sichtbar. »Aber wir wollen diesmal nicht den Weg nach dem Dorfe einschlagen, wie ich vorher sagte, sondern einmal etwas weit in den Park hineingehen und oben unter den alten Linden Ihren Lieblingsplatz aufsuchen, von wo aus man die schönste Aussicht über das Schloß und nach dem heute im leichten Nebel verschwimmenden Fluß hat. Ist Ihnen das recht?«

»Sie haben über unser Ziel zu bestimmen, gnädige Frau,« erwiderte er, »ich folge Ihnen überall hin, also gehen wir.«

Langsam und auffallend schweigsam traten Beide den etwas weiten Gang an, der allmähig in die Höhe führte, denn die bezeichneten Linden standen auf dem höchsten Punkt des Parks und beherrschten das ganze Gut, das Dorf daneben und außerdem die weit herum liegende Landschaft, die wie eine Landkarte zu den Füßen des Beschauers ausgebreitet lag.

Es war ein wonniger Tag, einer der letzten des Junimonats, und der Himmel hatte sich in sein schönstes Blau gekleidet, als wollte er nicht minder schön erscheinen als die sommerliche Erde, die im frischesten Grün prangte und ihren Blüthenduft ringsum aus allen Gebüschern verstreute. Dabei sandte die Sonne nicht allzu heiße Strahlen hernieder, und wenn sie es auch gethan, die beiden

Spaziergänger hätten keine Last davon gehabt, denn sie schritten im tiefsten Schatten der schönsten Parkbäume dahin, und da sie im Anfang wenig oder gar nichts mit einander sprachen, so erstiegen sie auch ohne alle Beschwerde den höchsten Berg und bald hatten sie die halbrunde Rasenbank erreicht, die hier unter vier mächtigen Linden angebracht war und die Wolfgang Harder, da er sie überaus liebte und oft auf ihr ruhte, im Scherz sein Bergsopha genannt hatte.

Heute nun bot dieser ländliche Ruhesitz einen gar lieblichen Aufenthalt. Die so reich belaubten Linden warfen einen tiefen Schatten darüber hin und füllten mit ihrem aromatischen Blüthenduft die ganze Umgegend an. Auch eine verspätete Nachtigall hatte sich von ihnen noch nicht zu trennen vermocht und wie zur Bewillkommnung der beiden Gäste ließ sie ihre schönsten Cadenzen erschallen, als sie sich im kühlen Schatten auf die Rasenbank niederließen.

Da die Gräfin sich noch immer schweigsam verhielt, als sinne sie ernstlich über irgend etwas nach oder als zögere sie, mit ihrer Eröffnung hervorzutreten, so schwieg auch ihr Begleiter und schaute nur mit erwartungsvoller Spannung auf die wunderliebliche Gegend hin, die mit allen ihren bunten Baumgruppen und den hochragenden Schloßthürmen zunächst und dann mit dem jenseits derselben sichtbaren Flußthale, der gewaltigen Stadt und den blauen Bergen dahinter hier vor und unter ihnen

ausbreitet lag. Endlich aber dauerte ihm das Schweigen der Gräfin denn doch zu lange und da er sie auch ihre nachdenkliche Miene beibehalten sah, sagte er:

»Ich habe mir vorher gedacht, gnädige Frau, daß Sie mir heute etwas zu sagen hätten. Da Sie aber in einem so hartnäckigen Schweigen verharren, wie ich es bei Ihnen zu finden nicht gewohnt bin, so befällt mich die Sorge, daß es wieder etwas Schmerzliches ist. Wenn ich mich irre, so befreien Sie mich bald davon, oder wenn Sie mir nichts Besonderes mitzutheilen haben, so lassen Sie uns lieber über gleichgültige Dinge sprechen. Das wird immer noch angenehmer als dies Schweigen sein, für Sie, weil Sie dann aus Ihrem Sinnen erwachen, und für mich, weil ich aus Ihren Worten ersehe, daß ich ohne Noth besorgt gewesen bin.«

Da wandte sie sich mit ihrer alten Unbefangenheit und Freundlichkeit zu ihm und indem sie ihm lächelnd zunickte, sagte sie, halb im Scherz:

»Ah, ich soll also aus meinem Sinnen erwachen! Meinen vielleicht auch Sie, daß ich noch immer die alte Träumerin bin und mich in das geräuschvolle Leben nicht finden kann?«

»Ach nein,« erwiderte er, »ich habe Sie noch nie für eine Träumerin gehalten und das Leben, welches Sie jetzt umgiebt, ist ja auch glücklicher Weise so geräuschvoll nicht, daß Sie sich nicht darin sollten finden können.«

»Da haben Sie Recht, es ist jetzt sogar recht still und gerade das hat mich unendlich beruhigt und alle die bangen Zweifel und Bedenken, die mich so lange geplagt,

zum Schweigen gebracht. Doch darüber lassen Sie uns heute lieber noch nicht sprechen. Es werden leider bald genug Tage kommen, an denen sie von selbst erwachen und dann werden wir Zeit genug haben, darüber unsere Gedanken auszutauschen. Heute nun ist ein Tag, auf den ich mich lange im Stillen gefreut, und Sie werden bald den Grund davon erfahren und mir zugestehen müssen, daß ich mich mit Recht darauf gefreut. Und um so mehr freue ich mich, weil ich mir denke, auch Ihnen eine Freude bereiten zu können, die Sie gewiß nicht mit solchem Herzklopfen erwartet haben wie ich, da ich ja nicht wußte, ob sie mir gerathen würde. Jetzt nun glaube ich, daß sie mir gerathen wird, die äußeren günstigen Bedingungen wenigstens sind dazu vorhanden und die inneren, denke ich, werden sich ja auch wohl finden lassen. Darf ich es nun wagen, *meine* Freude zu enthüllen, um vielleicht auch die *Ihre* damit hervorzurufen?«

»Eine Freude?« fragte Wolfgang Harder mit hell aufleuchtendem Blick. »Ach, gnädige Frau, wann käme eine Freude nicht jedem Menschen zur rechten Zeit, und wenn Sie mir eine solche bereiten wollen, so erfreut mich schon Ihre Absicht, es zu thun und so halten Sie nicht damit zurück, denn Sie haben es in Wahrheit verstanden, mich etwas mehr als gewöhnlich neugierig zu machen.«

»Nun, das wollte ich ja eben, lieber Freund, und nun lassen Sie mich die Einleitung beendet haben und zu der an und für sich unbedeutenden Hauptsache übergehen.«

Als sie dies sprach, erröthete sie lebhaft und griff schon unwillkürlich mit der Hand in die Tasche, in die sie heute Morgen das von Benjamin gebrachte Packet mit dem Brief gesteckt. Aber sie zog sie, von einer unruhigen Hast bewegt, schnell wieder daraus zurück und indem sie ihr Gesicht nach dem Freunde umwandte und ihn mit ihren seelenvollen Augen unendlich freundlich ansah, sagte sie mit einer halb leisen und vor tiefer Bewegung bebenden Stimme:

»Die gute Helene hat mir neulich den Wunsch von Ihnen hinterbracht, daß Sie ein kleines Portrait, eine Photographie von mir besitzen möchten. Ist dies wirklich der Fall und hegen Sie diesen Wunsch noch im gegenwärtigen Augenblick? Oder still, antworten Sie mir noch nicht, denn ich will diese Frage lieber nicht an Sie richten, da ich Ihre Antwort, auch ohne sie zu hören, schon in Ihren Augen zu lesen glaube; sagen Sie mir also lieber, warum haben Sie mir das nicht selbst gesagt? Wäre denn das ein so unerreichbarer oder von mir nicht zu erfüllender Wunsch gewesen?«

»Gnädige Frau,« rief Wolfgang Harder, wobei sein männliches Gesicht in dunkler Röthe erglühte und sein blaues Auge eine unsägliche Freude ausstrahlte, »ist es möglich! Also Fräulein Helene hat Ihnen das wiedergesagt?«

»Warum sollte sie es nicht? Was ist denn eben Verhängliches dabei?«

»Verfängliches gewiß nicht, aber meine Bitte, direct an Sie gerichtet, wäre mir zu kühn erschienen und – Sie wissen, ich spreche nicht gern – sei es gegen Wen es sei – eine Bitte aus, die mir, Gott weiß aus welchen Gründen! – immerhin versagt werden kann.«

»O, warum sollte ich Ihnen, meinem alten Freunde, wohl eine so kleine und unschuldige Freude versagen? Im Gegentheil, ich habe mich recht sehr gefreut, als die gute Helene mir in der besten Absicht und zu Ihren alleinigen Gunsten mir diesen Ihren Wunsch hinterbrachte, aber ich hätte mich noch mehr gefreut, wenn Sie ihn mir selbst zu geeigneter Zeit ausgesprochen hätten. Nun, das ist einmal so und nicht anders gekommen und ich will mich damit zufrieden geben. Ihr stiller Wunsch aber hat dazu beigetragen, mich von meiner Abneigung, mich photographiren zu lassen, abzubringen und so bin ich denn neulich zu dem mir empfohlenen Mann gegangen und habe das kleine Wagestück unternommen. Und nun will ich Ihnen auch gestehen, daß mein neulicher Besuch in der Stadt mit zu diesem Zweck abgestattet wurde und daß Helene darum wußte und also mit im Geheimniß war, wie sie ohne Zweifel auch heute, als das Packet kam, errathen hat, daß die bestellten Bilder darin enthalten sind. Da habe ich sie, sehen Sie, und wie mich bedünken will, ist das von mir für so schwer gehaltene Werk diesmal gelungen und Seine Durchlaucht hat also wirklich einmal Recht gehabt und mir den geeignetsten Mann empfohlen. Hier habe ich mehrere mitgebracht und nun

suchen Sie sich das aus, welches Ihnen am besten gefällt.«

Dabei wickelte sie das kleine Packet auseinander und hielt ihm mehrere ihrer wohlgetroffenen Portraits mit freudestrahlenden Augen hin.

Wolfgang Harder, hoch erfreut, ja viel mehr, als er verathen mochte, nahm die Bilder in die Hand und betrachtete sie mit einem an Entzücken streifenden Wohlgefallen. Er mußte sich gestehen, daß der empfohlene Mann in der Stadt ein Meisterstück geliefert, denn die Photographieen waren vortrefflich gerathen und gaben die reinen schönen Formen der lebensvollen Gestalt und den ganzen lieblichen Ausdruck ihres kindlichen, nachdenklichen und geistreichen Gesichts in der anschaulichsten Weise wieder.

»Gnädige Frau,« rief er in überwallender Herzlichkeit, »Sie glauben nicht, wie sehr Sie mich mit dieser herrlichen Gabe überraschen und beglücken, aber wählen kann und mag ich mir davon keins; was Sie mir geben, wird mir jedenfalls das liebste sein.«

»Gut,« erwiderte die Gräfin, ebenfalls von Freude belebt, daß ihr unerwartetes Geschenk einen so sichtbaren Beifall fand, »so werde ich zu Hause das beste von Allen auswählen und dann sollen Sie es haben und Sie können es Ihrem Album einverleiben, da Sie ja ein so schönes besitzen, wie ich weiß. Allein« – fuhr sie nach kurzem Bedenken und von Neuem etwas erröthend fort – »Sie müssen es mir nicht übel deuten, wenn ich Ihnen nun einmal wieder eine neue Schwäche an mir verrathe und

eine recht egoistische Regung an den Tag lege. In einem großen Album liegen so viele Personen so nahe bei einander, die oft sehr wenig zusammen passen und ich habe es von jeher nicht geliebt, mit zu dem großen Haufen zu gehören, so edel und gut auch die in Ihrem Album gesammelten Freunde sein mögen. Gerade bei Ihnen möchte ich nicht mit vielen Anderen zusammengethan sein, viel lieber möchte ich, daß Sie mein Portrait allein in anderer Art aufbewahren, so daß nicht jedes beliebigen Neugierigen Auge darauf fällt und mich mit zu den gewöhnlichen Freunden meines Freundes zählt. Thun Sie also in Gottes Namen das Bild, welches ich Ihnen nachher geben werde, in jenes Album – für sich allein aber behalten Sie das, was ich Ihnen jetzt gebe und das eigentliche Geschenk ist, um dessen willen ich neulich den bösen Gang nach der Stadt gemacht habe.«

Bei diesen Worten griff sie noch einmal in die Tasche und holte ein Etui von rothem Maroquin hervor, welches sie nun mit schwimmenden Augen dem immer mehr verwunderten und hoch beglückten Freunde überreichte.

»Was ist das?« fragte er, vor Verwunderung und Freude nicht mehr zu sprechen im Stande.

»Oeffnen Sie es und sehen Sie es an,« erwiderte sie, holdselig lächelnd. »Vielleicht findet auch dies Ihren Beifall und dann wäre ich erst recht mit meinem kleinen geheimnißvollen Unternehmen zufrieden.«

Wolfgang Harder öffnete das zierliche Etui und fand auf blauseidenem Kissen ein prachtvoll gearbeitetes Medaillon von massivem Golde, dessen eine Fläche ein in

der Mitte eingravirtes Blumenbouquet zeigte, auf dessen anderer Fläche aber in einem ähnlichen Bouquet ein kostbarer Brillant funkelte, der den verwunderten Augen des jungen Geistlichen wie eine kleine Sonne entgegenleuchtete.

Worte hatte er indeß in diesem Augenblick nicht, um seine Gefühle und seinen Dank auszusprechen, vielmehr sah er die schöne Frau, die über die Freude, welche sie bereitete, selbst hoch erfreut war, nur mit einem Blick an, der die ganze Empfindung seines von Glück und Dankbarkeit überströmenden Herzens aussprach. Sie aber, die auch diesen Blick verstand und ihn sich im Stillen in die richtigen Worte übersetzte, nickte ihm herzlich zu und legte ihre Hand auf die seine, in der er noch immer das Medaillon hielt, ohne es näher betrachtet oder gar geöffnet zu haben. Endlich jedoch sagte sie:

»Nun, gefällt es Ihnen? O, dann öffnen Sie es und sehen nach, ob der unscheinbare Inhalt auch seinem glänzenden Aeußeren entspricht.«

Wolfgang Harder, noch immer keines Wortes fähig, drückte mit zitternder Hand auf einen kleinen Knopf am oberen Ende des Medaillons, den sie ihm zeigte, und da schaute ihm unter einem blitzenden Crystallglase ein kleines Portrait Irenens an, das dem größeren vollkommen ähnlich und an seinem Rande von ganz kleinen milchweißen Perlen umgeben war.

Lange starrte er auf das liebeliche Gesicht hin, welches er nun in seiner Hand hielt, dann aber erhob er die von Freude strahlenden Augen zu dem lebendigen Gesicht an

seiner Seite und sagte mit einem fast wehmüthig klingenden Ton:

»Gnädige Frau, was soll ich jetzt sprechen und wie soll ich Ihnen danken? Ach ich kann es nicht, wie ich es wohl möchte, denn dies Geschenk ist so kostbar, so namenlos kostbar für mich, daß Worte überhaupt nicht auszudrücken vermöchten, was ich darüber empfinde.«

»Nun, so ist ja mein lebhaftester Wunsch erfüllt, mein Freund, Sie haben eben genug und für mich verständlich genug gesprochen und Sie glauben nicht, wie glücklich ich bin, wenn ich Jemandem auch einmal eine Freude bereiten kann, der für eine solche empfänglich ist. Ich habe mir, wie Sie sehen, auch bei diesem Geschenk Sr. Durchlaucht Medaillon zum Muster genommen, das einzige Muster, was er mir bieten kann, und ich war so glücklich, bei demselben Meister, der das Bild gemacht, noch dies und ein zweites, ganz ähnliches Medaillon zu finden. Ich nahm beide, da sie noch keinen Eigenthümer hatten, sogleich für mich und nun, der Sie das schönste davon besitzen, müssen Sie mir nur verzeihen, daß ich, die ich den Prunk und den Glanz in keiner Gestalt und am wenigsten an meiner eigenen Person liebe, doch mein eigenes Gesicht in solch strahlendes Kleid habe hüllen lassen. Allein ich wollte eben, daß Sie es an der Uhrkette trügen, und so war ja der kleine Prunk nicht für mich, sondern für Sie berechnet, und Sie müssen mir schon nicht übel nehmen, wenn ich die weibliche Eitelkeit besitze, auch Sie einmal mit etwas glänzen zu sehen, was Andere in gleicher Gestalt nicht aufzuweisen haben.«

»Wie,« unterbrach die jetzt so warm und eifrig Redende Wolfgang Harder mit immer höher leuchtendem Auge, »ich soll dies kostbare Medaillon mit seinem mir noch weit kostbareren Inhalt an meiner unscheinbaren Uhrkette tragen? Darf ich denn das und wird Niemand einen Anstoß daran nehmen?«

Sie sah ihn mit ihren heute im reinsten Blau schimmernden Augen groß an und sagte dann:

»Warum sollten Sie das nicht und wer könnte denn einen Anstoß daran nehmen, daß Sie ein Medaillon tragen, von dem Niemand weiß, den Sie es nicht wissen lassen wollen, wie es in Ihren Besitz gekommen ist und dessen Inhalt Sie ja nicht so zu Tage legen werden, wie es neulich von jenem Prinzen an öffentlicher Tafel geschah? Haben Sie denn nicht gesehen, daß der Prinz und ein großer Theil seiner Begleitung, ja der Graf Brandhorst selbst, solche Medaillons an ihrer Uhrkette trugen? Und wenn es erlaubt ist, daß ein Mann irgend eine fremde Schönheit, die vielleicht zweideutigen Rufes ist, an seiner Kette vor aller Welt Augen trägt, sollte es da nicht noch viel mehr erlaubt sein, daß ein edler Mann das Bild einer redlichen, wenn auch schwachen Frau eben so trägt, noch dazu, wenn er sich mit gutem Recht sagen kann, daß diese Frau, die sich mit Stolz seine Freundin nennt, es ihm zu dem Zweck *selbst* gegeben hat?«

»O gnädige Frau,« rief nun Wolfgang Harder, der endlich einen Ausdruck für seine Empfindung gefunden zu haben glaubte, »wie glücklich machen Sie mich mit diesen Worten, die ja die herrlichste Illustration zu der so

schönen Gabe sind, aber lassen Sie mich noch einmal zu meiner innersten Befriedigung die Frage daran knüpfen, die nach Ihren eben gesprochenen Worten eigentlich überflüssig ist: sind Sie und wollen Sie denn wirklich meine Freundin sein?«

»Zweifeln Sie noch daran?« fragte sie, mit einem Blick, der unmittelbar aus ihrer Seele zu kommen schien und augenblicklich auch in seine Seele drang.

»Nein,« erwiderte er fest und klar, »jetzt zweifle ich keinen Augenblick mehr daran und nun weiß ich, ein für alle Mal, wie ich Sie mir zu denken und in meinem Innersten, wenn ich ganz allein mit mir bin, zu nennen habe.«

Dabei nahm er ihre Hand, drückte einen herzlichen Kuß darauf und behielt sie, da sie sich ihm nicht entzog, in der seinen. Aber kein Wort weiter kam über seine Lippen, selbst sein Dank war stumm geworden, denn die Freude, das Glück, welches ihn in diesem Augenblick ganz und gar erfüllte, war zu groß und zu mächtig, um seinen Empfindungen einen anderen Ausdruck zu gestatten.

Als Irene aber dies Glück sah und die Empfindungen begriff, von denen sein Herz überschwohll, kamen ihre eigenen Gefühle, die so lange in übermäßiger Spannung gewesen, zu einem plötzlichen Ausbruch; sie brach in helle Freudenthränen aus, ihr ganzer Körper erbebte dabei von einem namenlosen Gefühl innerer Wonne, ihr Kopf sank unwillkürlich einen Augenblick lang auf seine Schulter und sie schluchzte endlich so laut, wie sie

vielleicht nur als Kind in unaussprechlicher Seligkeit geschluchzt, wenn sie einmal ganz und vollkommen glücklich gewesen war.

Wolfgang Harder aber regte sich dabei nicht, nur seine Hand umschloß unwillkürlich fester und fester ihre feinen Finger und in seinem von Wonne durchschauerten Herzen glühte es auf wie ein Feuermeer, aus dem nur der einzige Gedanke aufleuchtete, daß er ein würdiger Freund einer solchen selten gefundenen Seele sein wolle, und er gelobte es sich im Stillen mit tausend Eiden, daß das edle Herz an seiner Seite es nie bereuen solle, einem Mann, wie er einer war, seine Freundschaft und sein Vertrauen geschenkt zu haben.

Allmählig aber hatte sich auch Irene gefaßt und ihren Kopf von seiner Schulter erhoben und so saßen sie eine Weile stumm neben einander, jetzt alle Beide träumerisch vor sich hinblickend, als ob die ganze übrige Welt für sie verloren sei oder als ob sie eine neue Welt vor sich entstehen und sich entwickeln sähen, in der sie von nun an für ihre ganze übrige Lebenszeit verweilen wollten.

Endlich aber erhob Irene ihre noch immer von Thränen schimmernden Augen und sich mit Gewalt aus ihren Träumen emporreißend, sagte sie mit weicher und sein Ohr wie mit einer sanften Musik berauschenden Stimme:

»So, nun wissen wir, daß wir wirklich Freunde sind, und solche Freunde, wie wir in diesem schönen Augenblick waren, wollen wir für unser ganzes ferneres Leben sein: rein vor Gott, rein vor unseren eigenen Augen – was

kann die trübe Welt uns jetzt anhaben, da wir das Bewußtsein in uns tragen, der Welt nicht zu bedürfen, die uns nicht kennt, wie wir uns kennen, und ihrer Feindseligkeit trotzen zu dürfen, da sie keinen Stachel mehr für uns besitzt, der unser Herz zu verwunden oder gar zu vernichten vermag. Kommen Sie jetzt und lassen Sie uns ruhig noch ein wenig umherwandeln und dann in unsere Heimath zurückkehren, die uns von heute an heimischer denn je geworden ist und in der wir Alles mit Ruhe erwarten wollen was das Schicksal über uns zu verhängen für gut befinden wird.«

Und sie erhoben sich Beide und gingen wortlos, Arm in Arm und fest auf einander gestützt, den schönen schattigen Weg durch den Park zurück, der sie bald wieder in die alte Rabenburg führte, in der sie schon so manchen Schmerz und so manche Wonne gemeinsam getragen und wo ihnen doch noch, ohne daß sie eine Ahnung davon hatten, viel größere Schmerzen und – vielleicht auch viel größere Wonnen zu erfahren vom unberechenbaren Schicksal vorbehalten war.

NEUNTES CAPITEL. EINE UNERWARTETE ENTDECKUNG.

Wieder war ein Sonntag gekommen, der erste im Monat Juli, und die Gräfin mit ihrer ganzen Hausdienerschaft war nach Rabenbrück zur Kirche gewandert; um die Predigt des Freundes zu hören, deren Text sie jetzt schon immer einige Tage vorher erfuhr und auf diese Weise sich mit um so größerer Spannung auf den ihr so lieben Genuß vorbereiten konnte.

Es war ein wunderschöner Sommertag und Wolfgang Harder erinnerte sich nicht, als er seinen heutigen Berufsgang antrat, das Dorf Rabenbrück jemals in einer so herrlichen Beleuchtung gesehen zu haben. Vielleicht trug die glückliche Stimmung, in der er sich seit jenem genußreichen Spaziergang nach dem höchsten Punkt des Parks mit der Gräfin befand, dazu bei, denn seit jenem Tage war er förmlich aufgelebt und Jedermann, der ihn sah und sprechen hörte, mußte sich gestehen, daß eine früher nie an ihm bemerkte Heiterkeit sich in seinem ganzen Wesen und in allen seinen Aeüßerungen abspiegelte. Allein auch die übrigen Kirchgänger aus dem Schloß, vor Allen die Gräfin und Helene freuten sich über den sonnenklaren Sonntagsmorgen und die friedliche Stille, die über dem Dorf und seinen Umgebungen ausgebreitet lag, und Beide theilten sich darüber ihre Meinung mit, als sie den kurzen Weg durch den Park dahin wandelten und bevor sie, nachdem sie den alten guten Küster begrüßt, der sie an der Kirchthür erwartete, in das einfache Gotteshaus eintraten.

Allein auch in diesem Gotteshause selbst sollte ihnen heute ein hoher Genuß bevorstehen, denn selten wohl oder nie war in demselben eine so herrliche und das ganze Menschengemüth ergreifende Predigt gehalten worden. Offenbar hatte der Geistliche seinen Text und den sich daran knüpfenden Vortrag dem jetzigen Zustande seines Herzens angepaßt und die Gräfin fühlte wohl heraus, daß derselbe hauptsächlich für sie gesprochen war, obwohl auch alle übrigen Zuhörer das größte Interesse

daran nahmen und überaus lebhaft von demselben bewegt und ergriffen wurden.

Eine Person gab es jedoch vor Allen, die heute mehr als gewöhnlich davon entzückt war und in ihrer Offenherzigkeit nicht umhin konnte, ihren Gedanken darüber einen hörbaren Ausdruck zu geben. Es war Helene von Winning, die der sonntäglichen Predigt stets mit hoher Erwartung entgegensah, heute aber von dem Inhalt derselben und der Art des Vortrags völlig hingerissen war.

Als sie nach elf Uhr Vormittags mit der Gräfin und den Kindern nach dem Schlosse zurückkehrte, glaubte Irene zu bemerken, daß Helene sich heute zum ersten Mal nicht so wie sonst um die Kinder bekümmerte, die kleine Ilse nicht mehr wie früher an der Hand führte, sondern in einer ganz eigenthümlichen Erregung neben ihr herschritt und ihrer Bewunderung des Geistlichen frei die Zügel schießen ließ.

Eine ähnliche Erregung hatte das gute Mädchen nur selten blicken lassen und heute fiel sie der Gräfin, die ihren Worten ein aufmerksames Ohr lieh, besonders auf. Ueberhaupt war es ihr schon einige Mal so vorgekommen, als ob mit dem jungen Wesen seit längerer Zeit eine große Veränderung vorgegangen wäre. Früher war sie in ihrer angeborenen Bescheidenheit stets sehr still und zurückhaltend gewesen und hatte nur gesprochen, wenn sie besonders dazu veranlaßt worden war. Das hatte sich in der letzten Zeit allmähig geändert und sie hatte sich unaufgefordert und, wie es schien, von einem inneren Triebe dazu gedrängt, der Gräfin mitgetheilt, indem

sie viele sie umgebende und sie innerlich beschäftigende Gegenstände in ihre Betrachtung zog und ihre Meinung darüber frei und nicht selten in großer Lebhaftigkeit äußerte.

Namentlich aber hatte die Gräfin diese innere Wandlung an ihr bemerkt, seitdem sie die kleine Reise im Frühjahr unternommen und zwei Wochen mit ihr auf dem einsamen Thurmberge gewelt hatte. Als sie nun über die Ursachen dieser Veränderung nachzudenken begann, konnte sie nur einer derselben diese auffallende Wirkung zuschreiben. Der Aufenthalt in der Fremde, die freiere Bewegung in der frischen Luft, die neuen Eindrücke, die ihr die Betrachtung der schönen Natur auf dem Berge boten waren es gewiß nicht allein, die sie so heiter und lebhaft machten, vielmehr konnte es nur die Erscheinung Wolfgang Harder's sein, die ihr auf dem Berge in den Weg getreten war. Offenbar wenigstens war es, daß sie von dem Augenblick an, wo derselbe ihr Tischgenoß bei Herrn Kilian geworden und dann so häufig in ihrer Gesellschaft gewelt, eine viel glücklichere und zufriedener Miene gezeigt hatte, während sie sonst meist ernst und oft sogar trübselig erschienen war. Diese innere und äußere Zufriedenheit hatte mit jedem Tage auf dem Berge zugenommen und sie hatte wiederholt ihren Beifall

über das glückliche Zusammentreffen mit dem geistreichen jungen Mann ausgesprochen. Auf den Spaziergängen, die sie in der Gesellschaft der Gräfin mit ihm machte, hatte sie stets eine Heiterkeit gezeigt, die damals Irenen, die anfangs ja selbst so heiter gewesen, nicht besonders aufgefallen war, und auch an den späteren Erinnerungen des jungen Mädchens, die in ihren Gesprächen immer wieder auf einzelne Begebenheiten, Vorfälle und Unterhaltungen zurückkam, fand sie nichts Ungewöhnliches, da sie ja selbst ein so großes und lebhaftes Interesse daran nahm.

Als sie nun aber in Folge jenes an sie gelangten Briefes des Hausmeisters Striez, wozu dieser durch den Grafen veranlaßt worden war, so plötzlich und unerwartet den Berg verlassen mußte und nicht einmal Abschied von dem so lieb gewonnenen neuen Bekannten nehmen konnte, war sie still und traurig geworden und es war der Gräfin schon damals nicht entgangen, daß sie in jenen Tagen viel mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt gewesen war und nur wenig Antheil an allen übrigen, ihr begegnenden Reisevorfällen genommen hatte.

Unterwegs, bei einer Freundin der Gräfin sich einige Tage aufhaltend, hatte sie sogar oft Spuren von einer Traurigkeit gezeigt, die sich selbst in Gegenwart der Kinder und bei deren unschuldigen Plaudereien nicht verloren, und namentlich in einsamen Abendstunden hatte dieselbe eine melancholische Färbung angenommen, die auf eine tiefe Verstimmung ihres Gemüths schließen ließ. Die Gräfin hatte damals geglaubt, daß sie sich in ihrer

abhängigen Lage nicht glücklich fühle und sie hatte daher Alles aufgeboten, um das junge Mädchen, das ihr so lieb und werth war, zu erheitern und durch ihre eigene Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit mit ihrem durch das Geschick ihr auferlegten Verhältniß auszusöhnen.

Eine ganz andere Stimmung aber war plötzlich in ihr zum Ausbruch gekommen, als in der Rabenburg unerwartet der junge Freund vom Berge wieder erschienen und in der Gestalt des Geistlichen von Rabenbrück vor ihre Augen getreten war. Von einem sichtbaren glücklichen Gefühl überströmt, war ihr trübes Schweigen und ihr nachdenkliches Wesen in eine Heiterkeit übergegangen, wie sie die Gräfin bisher noch nie an ihr bemerkt und diese Heiterkeit war ihr so ziemlich treu geblieben, bis die übertriebenen und ihr gewiß nicht genehmen Galanterieen des rücksichtslosen Grafen ihr Gemüth wieder in eine ernstere Strömung versetzt hatten. Allein jedesmal, wenn sie in nähere Berührung mit dem Geistlichen gerathen war und namentlich, als er an dem Unterricht der Kinder sich lebhaft betheiligte und wenn er, wie heute, eine von ihr bewunderte Predigt in der Kirche hielt, war ihre Geistesthätigkeit, ihr Frohsinn zu einem neuen Aufschwung geweckt worden und diese freudige Erregung hatte ihren Höhepunkt in den Tagen erreicht, wo der vornehme Besuch auf der Rabenburg eingetroffen war, der nicht wenig dazu beigetragen, sie in längere und häufigere Berührung mit dem Geistlichen zu bringen, der ja zu dieser Zeit weniger als sonst von der Gräfin in Anspruch genommen wurde.

Seit einigen Tagen jedoch hatte diese freudige Erregung und Heiterkeit Helenens sichtbar abgenommen und ohne daß man hätte sagen können, was der Grund davon sei, war sie allmählig wieder stiller und stiller geworden und hatte nicht mehr so häufig die Gesellschaft der Gräfin aufgesucht, die, mit sich und ihren Gedanken selbst lebhafter denn je beschäftigt, anfangs kein Arg darin gefunden. Auch war es derselben aufgefallen, daß Helene, so oft sie sich in der Nähe des Geistlichen befand, mit ihm sprach oder an seiner Unterhaltung mit der Gräfin Theil nahm, wieder froher, lebhafter und aufgeweckter erschien, daß sie aber stets unruhig und oft sogar wieder traurig wurde, wenn er ihren Augen entschwand und, an seinen Arbeitstisch gefesselt, die Damen sich allein überließ.

Das Alles war der Gräfin, die so viel eigenes Herzeleid zu bedenken und zu erwägen hatte, wohl bisweilen, aber doch bei Weitem nicht immer entgangen und sie hatte schon öfter den Vorsatz gefaßt, zu Helenens eigenem Besten tiefer nachzuforschen, welche Ursachen zu diesem so wandelbaren Wesen und Verhalten des jungen Mädchens vorhanden sein mochten. Allein bis auf den heutigen Tag hatte sich noch immer nicht die geeignete Gelegenheit dazu finden lassen wollen und erst an diesem Sonntage, wo der Enthusiasmus und die Bewunderung Helenens für Wolfgang Harder so klar wie nie zum Vorschein kam, nahm sie sich vor, sich Einsicht in den Gemüthszustand des jungen Mädchens zu verschaffen und dessen Gefühl für den Geistlichen auszukundschaften.

Das sollte nun freilich in einer Art und Weise geschehen, die ganz ihrem Zartgefühl und ihrer Liebenswürdigkeit, wie auch ihrem Wohlwollen für Helene entsprach, da sie sich wohl sagen mochte, daß es ihr am wenigsten anstehe, hier ein Richteramt übernehmen zu wollen, obwohl ihr viel daran lag, daß die Erzieherin ihrer Kinder sich keinen falschen Illusionen überließ, die sie dem armen verwaisten Mädchen zu seinem eigenen Besten gern ersparen wollte, da sie ja aus eigener Erfahrung wußte, wie schmerzlich die Wunde brennt, die in dem Herzen einer liebenden Frau entsteht, wenn sie erkennt, daß ihre Neigung auf einen Mann gefallen ist, der dieselbe nicht erwidern kann oder darf. Und daß Wolfgang Harder keine tiefere Neigung für Helenen empfand, das wußte Irene an ihrem eigenen Herzen nur zu genau und darüber gab sie sich nicht dem geringsten Zweifel hin, der bei einer anderen und weniger edlen Frau, vielleicht im Stande gewesen wäre, in ihrem eigenen Herzen eine Art von Zwiespalt oder gar eine eifersüchtige Regung hervorzurufen, von der in der Brust der so vielfach durch ihre eigenen Kämpfe in Anspruch genommenen Frau keine Spur vorhanden war.

Auf dem Heimwege von der Kirche an diesem Sonntage nun gingen der Gräfin alle diese Gedanken reger denn je durch die Seele, und während Helene sich in lauten Lobpreisungen über den Geistlichen erschöpfte und mit jedem Augenblick redseliger zu werden begann, wurde sie selbst allmählig stiller und nachdenklicher, bis sie endlich zu einem Entschluß gelangt war, den sie auf der

Stelle ausführen wollte, sobald sie das Schloß erreicht hatten.

Zu dem Ende bat sie Helenen, als sie sich auf dem Corridor von ihr trennte, um ihre Zimmer aufzusuchen, nach einiger Zeit zu ihr zu kommen; da sie mit ihr etwas Ernstliches zu besprechen habe, und Helene, freudig bewegt wie nie, sagte es gern zu und übergab nur die Kinder dem alten Benjamin mit der Bitte, mit ihnen noch ein wenig spazieren zu gehen, da sie eine Aufforderung von der Frau Gräfin erhalten habe, mit derselben in ihrem Zimmer zu reden.

Benjamin, den Kindern von ganzem Herzen zugethan und eben so von ihnen geliebt, unterzog sich gern dem erhaltenen Auftrage und nachdem die Mädchen ihr Frühstück verzehrt, begab er sich mit ihnen in den Park, während Helene zu der Gräfin ging, die sie auf ihrem Lieblingsplatz in der schönen Zeltlaube auf der Veranda fand, wo sie ruhig saß und in die herrliche Gegend hinunterschaute, nicht ohne innere Spannung, wie sich die Scene, der sie entgensah, vor ihren Augen entwickeln würde.

»Kommen Sie, liebe Helene,« redete die Gräfin das junge Mädchen an, als es mit seinem leichten Gange zwischen den duftenden Orangenbäumen leise dahertrat, »und lassen Sie uns unsere Plauderei von vorher noch ein Weilchen fortsetzen. Es ist wunderschön heute auf meiner Veranda, die Rosen und Reseda duften von unten so süß herauf, die Sonne kann uns hier mit ihrem heißen Strahl nicht erreichen und wir sind einmal ganz ungestört und allein. Herr Harder hat noch im Dorfe mit

einer Taufe zu thun und wird wohl erst nach einer Stunde zurückkehren, um unsern Dank für seine schöne Predigt entgegenzunehmen. So wollen wir denn die Zeit für uns benutzen und recht gemüthlich unsere Gedanken austauschen, nicht wahr?«

»Gewiß, gnädigste Frau, und ich danke Ihnen recht sehr für Ihre Güte, daß Sie so viel Rücksicht auf mich nehmen und mir so manche Stunde Ihrer Zeit widmen. Aber der arme Herr Harder thut mir doch recht leid. Gerade Sonntags, wenn andere Leute sich von ihrer Wochenarbeit ruhen, muß er am angestrengtesten arbeiten, und heute ist es ihm gewiß recht schwer geworden, bei der großen Hitze so anhaltend zu reden und dabei die herrlichen Gedanken zu entwickeln, die uns Alle so erbaute und innerlich erhoben haben.«

Dahin wollte die Gräfin das Gespräch nun nicht wieder gebracht sehen und so sagte sie, geschickt von dem Thema abbrechend:

»Das ist wohl wahr, mein liebes Kind, aber es ist ja gerade der Beruf des Geistlichen, Sonntags zu arbeiten, und was man gern thut, kann man auch Sonntags ohne große Mühe thun, zumal wenn man damit zugleich Gott und den Menschen dient. Indessen, von Herrn Harder wollte ich jetzt nicht mit Ihnen sprechen, auch haben wir ja heute schon so Mancherlei über ihn verhandelt; lassen Sie uns lieber einmal von uns selbst reden, und damit ich Ihre Aufmerksamkeit gleich von vornherein fessele, will ich Ihnen sagen, daß ich Ihnen eine kleine Freude

zu bereiten gedenke oder vielmehr, daß ich jetzt in Ausführung bringen will, was ich halb und halb mit Ihrem Wissen schon seit einigen Tagen vorbereitet habe.«

»Mir eine Freude?« fragte Helene mit leuchtenden Augen. »Ach, gnädige Frau, Sie bereiten mir ja so oft eine solche und Sie häufen durch Ihre Güte die Schuld meiner Dankbarkeit alle Tage höher an.«

»Seien Sie mir nicht zu dankbar, Helene,« fuhr die Gräfin mit größerer Wärme fort, »oder wenn Sie es gegen mich auf die rechte Weise sein wollen, lassen Sie es meine Kinder entgelten und fahren Sie fort, ihnen eine so treue Hüterin und Lehrerin zu sein wie bisher. Und da haben wir gleich den richtigen Punkt erreicht, von dem ich ausgehen wollte, um Ihnen auch nach meiner Art die Schuld meiner Dankbarkeit abzutragen, die ich gegen Sie fühle, eben für die treue Pflichterfüllung die Sie meinen lieben Mädchen zuwenden. Aber Sie sind nicht allein freundlich und liebevoll gegen meine Kinder gewesen, sondern Sie haben auch mir von jeher eine treue Anhänglichkeit bewiesen. Ich habe es wohl bemerkt, daß Sie Alles, was Sie mir thun, mit Liebe und aus freiem Herzen thun und nie daran denken, mir blos die Hingebung an den Tag zu legen, die eine Lehrerin der Mutter ihrer Pflegebefohlenen erweist. Ja, ich fühle recht dankbar und innig diese Ihre Anhänglichkeit und deshalb habe ich Ihnen auch stets mein ganzes Vertrauen geschenkt. Daß Sie während der Zeit, die Sie in meinem Hause zugebracht, tiefer in mein Herz geblickt, mich und mein ganzes Verhältniß in meiner Familie erkannt und durchschaut, weiß ich ebenfalls,

und gerade daß Sie nie ein Wort gegen mich darüber geäußert haben, hat mich stets mit einer besonderen Achtung für Sie erfüllt. Um Ihnen nun einen kleinen Beweis zu liefern, daß ich Ihr Benehmen gegen mich und die Meinigen zu würdigen weiß und daß ich Ihnen in der That recht dankbar dafür bin, habe ich mich entschlossen, Ihnen heute ein Geschenk zu überreichen, welches vielleicht einigen Werth für Sie hat und in Zukunft, die dunkel vor uns Allen liegt, noch größeren Werth durch die Erinnerung an vergangene Tage erhält, die oft recht, recht bitter, oft aber auch recht, recht süß waren. Hier habe ich Ihnen also in diesem Medaillon mein Bild anbringen lassen und damit Sie es gleich in Gebrauch ziehen können, habe ich es an dieser Kette befestigt, die ich Ihnen jetzt selbst um den Hals legen will.«

Bei diesen mit einiger Rührung gesprochenen Worten öffnete sie das rothe Etui, wie auch Wolfgang Harder eins erhalten, und nahm ein ganz ähnliches Medaillon, nur daß es auf der Vorderseite statt des Brillanten einen funkelnden Smaragd zeigte, heraus, das an einer feinen goldenen Kette hing, die sie um den zierlichen Hals des jungen Mädchens schlang.

Helene war, wie Wolfgang Harder vor einigen Tagen, von der unverhofften reichen Gabe so lebhaft betroffen, daß sie so wenig wie er im ersten Augenblick ein dankendes Wort sprechen konnte. Nur stürzten ihr auf der Stelle Thränen aus den Augen und mit der einen Hand

das Medaillon umschließend, erfaßte sie mit der andern die Hand der Gräfin und drückte sie innig an ihre warmen Lippen.

»Gnädige Frau,« rief sie endlich voll tiefer Bewegung, nachdem sie sich die Augen flüchtig getrocknet, »das ist eine Gabe, so schön und reich, wie ich sie nie von Ihnen erwartet habe oder erwarten konnte. Ach, ich glaubte, Sie hätten ein solches Medaillon nur für Herrn Harder bestimmt, der es ja auch schon seit einigen Tagen trägt, und nun ist auch mir ein solches zu Theil geworden. Wenn ich jetzt wenige Worte des Dankes habe, so glauben Sie nicht, daß mein Herz arm daran ist, im Gegentheil, gerade weil mein Herz zu voll des Dankes ist, habe ich der Worte so wenige.«

Die Gräfin lächelte freudig auf das blühende kleinere Mädchen herab, das sich wiederholt auf ihre schöne Hand niederbeugte und dieselbe küßte, dann sagte sie:

»Ich weiß, liebe Helene, wie Jemandem zu Muthe ist, der einen solchen Beweis der Liebe und Freundschaft eines anderen Menschen empfängt und darum bedarf es der Worte nicht, mir Ihre Gefühle auszusprechen. Lieben Sie mich ferner eben so herzlich wie bisher und meine Kinder auch, dann bin ich genügend belohnt und so habe ich meinen Zweck erreicht und Ihnen eine kleine Freude gemacht. Denn daß Sie sich freuen, das sehe ich an Ihren glänzenden blauen Kinderaugen. Nicht wahr?«

»O gewiß, gnädige Frau, ich freue mich unendlich – aber darf ich denn nun auch das Bild betrachten, da ich das schöne Medaillon mein nennen darf? Wie öffnet man

die festschließende Kapsel, ich weiß es nicht, denn ich habe noch nicht gewagt, Herrn Harder zu bitten, mir das Bild zu zeigen, das ja, wie Sie mir schon früher gesagt, in jener Kapsel verborgen sein soll.«

Die Gräfin zeigte ihr den einfachen Mechanismus und nun starrte Helene, wie früher Wolfgang Harder, mit entzücktem Auge auf das wohlgetroffene Bildniß hin.

»Ach,« sagte das lieblich erröthete Mädchen, dessen Thränen schon wieder aufgehört zu fließen, »wie schön und gut ist es doch gerathen! Und daß Herr Harder und ich ein solches erhalten, das verdanken wir doch eigentlich dem Prinzen von Trauenstein, der Sie allein auf den Gedanken gebracht hat, sich in dieser Form darstellen zu lassen.«

Die Gräfin blickte einen Augenblick schwermüthig vor sich hin in die schöne Landschaft, die sie doch gewiß nicht sah, und sagte dann:

»Ja, das verdanken Sie ihm allerdings. Nun, so kann man auch einmal einem solchen Herrn etwas Gutes zu danken haben, da ja leider nur zu oft das Gegentheil stattfinden.«

Es trat eine Pause ein, die Helene damit ausfüllte, daß sie das kleine Portrait unausgesetzt betrachtete und es zuletzt küßte, bis sie es vorsichtig wieder verschloß.

»Ach,« fing sie mit einem Mal wieder zu reden an, »nun seien Sie auch so gütig, mir zu sagen, was bisher noch nicht geschehen, was Herr Harder gesagt hat, als Sie ihm das Medaillon mit dem Bilde geschenkt haben. Sieht das

letztere ganz dem meinen gleich oder ist es in einer anderen Art aufgefaßt?«

»Nein, meine Liebe, es ist ganz dasselbe und ich habe es nur für Sie Beide anfertigen lassen, da Sie und er ja allein meine getreuen und mir mit ganzer Seele zugethanenen Freunde sind.«

»O wie glücklich macht es mich, das aus Ihrem eigenen Munde zu hören, gnädige Frau!« rief Helene in aufloodernder Gluth aus. »Wir Beide, ja, sind in Wahrheit Ihre getreuen Freunde, durchs ganze Leben, bis zum Tode, ich habe es mir schon oft im Stillen gelobt, denn ich habe Sie wirklich lieb, wie man nur eine hochverehrte Freundin oder gar eine Blutsverwandte haben kann, die, begabt mit allen die Menschen schmückenden Reizen und als Muster aller Tugenden uns zur Nacheiferung vorleuchtet.«

»Ach, liebes Kind, die Tugenden und Reize, die Sie mir andichten, lassen Sie lieber bei Seite, denn ich bin in der That nicht so reich damit bedacht, wie Ihre Neigung zu mir Ihnen vorspiegelt. Aber lieb, recht lieb habe ich auch Sie und daß ich Ihnen das sagen kann, thut mir unendlich wohl. Ach, Sie wissen ja, ich habe nur wenig Menschen auf der Welt, die ich lieben kann. Ich besitze leider keine Blutsverwandte mehr. Mein Mann, meine Kinder sind die einzigen Personen, mit denen ich durch die Bande des Bluts verbunden bin. Meine Jugendfreundinnen, deren ich sonst so viele besaß, sind in alle Welt zerstreut und ihre Verhältnisse haben sie weit von meinem Lebenswege abgeführt. Nun habe ich nur in meiner Nähe Herrn

Harder und Sie, die mir das Leben, das ja so oft recht hart und bitter ist, versüßen und verschönern und Sie Beide will ich recht fest in meinem oft so trüben Herzen zusammenschließen!«

»O, welche gute Gesellschaft habe ich da in Ihrem Herzen gefunden!« rief Helene hier mit einem unbewußt ihr entschlüpfenden Seufzer aus und dabei küßte sie noch einmal das Bild, schloß es dann und ließ es sanft in ihren Busen gleiten. »Nun fehlt mir nur noch ein Bild, das mit mir zusammen in Ihrem Herzen wohnt, und das müßte in ähnlicher Art ausgeführt und in dieselbe Kapsel eingeschlossen sein, dann würde auch ich Sie Beide zusammen auf meinem Herzen tragen.«

Diese mit flammender Begeisterung gesprochenen Worte, die das ganze Geheimniß des jugendlichen Herzens der Erzieherin zu verrathen geeignet waren, ließen die Gräfin wieder mit größerer Aufmerksamkeit das erregte Mädchen betrachten. Von dem Wunsch fortgerissen, ganz klar in ihre Seele zu schauen und zugleich ihre innersten Gedanken über Wolfgang Harder zu erforschen, den Helene mit ihr selbst in so nahe Verbindung brachte, sagte sie mit einiger Hast:

»Kind, was haben Sie da für einen seltsamen Gedanken! Herrn Harder's und mein Bild zusammen in einem und demselben Medaillon auf Ihrem Herzen getragen! Wie kommen Sie darauf, uns in so nahe Verbindung zu bringen?«

»Ja,« fuhr Helene in ihrem glühenden Eifer fort, »das denke und wünsche ich mir und dieser Gedanke scheint

mir gar nicht so seltsam zu sein. Sie Beide kann ich schon lange in meiner Liebe nicht mehr von einander trennen, Sie gehören für mich zusammen und mir ist oft zu Muthe, als würden, als müßten Sie auch ferner näher mit einander verbunden bleiben, nachdem Gott Sie so oft schon ganz wider Erwarten zusammengeführt hat.«

Die Gräfin erschrak über diese aus der vollen Seele des jungen Mädchens quellenden Worte mehr, als sie blicken lassen wollte, und um Helenens Gedanken wenigstens von sich selbst abzuleiten, sagte sie, in ihrer Verlegenheit nun selbst auf den Gegenstand zurückkommend, den sie vorher hatte vermeiden wollen:

»Sie sprechen schon wieder von Herrn Harder, liebes Kind, wie heute fast den ganzen Tag. Ist er denn so fest mit Ihren Gedanken verwoben, daß Sie sich gar nicht von ihm trennen können?«

Helene besann sich eine Weile und schien dabei einen inneren kurzen Kampf zu bestehen.

»Ja,« rief sie plötzlich schwärmerisch aus und erhob ihre blauen Augen beinahe entzückt zu dem eben so blauen Himmel, »er ist fest damit verwoben und ich kann – ich gestehe es ehrlich – bei Tage und bei Nacht keinen andern Gedanken fassen. Denn einen Menschen, wie er einer ist, habe ich nie in meinem Leben gesehen und es mag in der That auch nur wenige solche geben.«

Die Gräfin war ganz still geworden und fast bereute sie es, daß sie das junge, jetzt so leidenschaftlich erregte Mädchen zur Entwicklung seiner innersten Gedanken und Gefühle veranlaßt hatte. Aber um etwas zu sagen und Helene allmählig auf einen anderen Gedanken zu bringen, was sie noch immer hoffte, sagte sie mit einem leichten Seufzer:

»Ach ja, da haben Sie wohl Recht. Es mag allerdings noch ähnliche, eben so herzenswarme, geistreiche und liebenswürdige Menschen geben, aber selten sind sie gewiß und wenn wir sie suchen wollten, fänden wir sie wahrlich nicht so leicht. Aus den Wolken müssen sie für uns niederfallen, der liebe fürsorgende Gott muß sie uns schenken, ach! und mir ist Herr Harder allerdings schon dreimal so gut wie aus den Wolken gefallen oder von Gott geschenkt worden.«

»Mir erst zweimal,« rief Helene mit einem ganz eigenen Glanz ihrer Augen, »Sie sind mir also um einmal voraus, gnädige Frau. Aber ich fühle wie Sie, was das schon für ein Glück ist, einen solchen Menschen in seiner Nähe haben, ihn täglich sehen und hören zu dürfen, und dieses Glück ist es, dem ich mich jeden Tag mit vollere Herzen hingebe.«

Der Gräfin fing das eigene Herz immer stärker zu klopfen an und sie konnte im Augenblick kein Wort weiter sprechen, da sie die Entwicklung dieser beängstigenden Scene näher und näher rücken sah. Sie warf nur von der Seite her einen tiefforschenden Blick auf das von seinen Gefühlen völlig hingerissene Mädchen, als wolle sie es

prüfen, wie tief der süßbittere Dorn der Liebe in sein junges Herz gedrungen sei. Endlich aber sagte sie doch, als zwingt sie ein innerer Anreiz dazu, obwohl sie es nur mit Zagen und bebenden Lippen aussprach:

»Sie sprechen sehr warm und innig von Herrn Harder, liebe Helene, und wenn mich Ihr warmes Gefühl für denselben auch auf der einen Seite erfreut, da ich es ja mit Ihnen theile, so macht es mich auf der andern doch wieder außerordentlich besorgt. Haben Sie schon jemals einen anderen Mann geliebt?«

»Noch nie, Frau Gräfin,« erwiderte Helene schnell und mit schrankenloser Aufrichtigkeit, »noch nie, und Herr Harder ist der erste Mann, dem ich – ja, dem ich mit solcher Liebe und Hingebung zugethan bin und der mir eine so tiefe Neigung in die Seele geflößt hat.«

»Wie,« rief Irene fast erschreckend aus, und ihr erbleichendes Gesicht lieferte den sichtlichen Beweis, wie tief sie dies offenherzige Bekenntniß eines unschuldigen Herzens ergriff, »Sie sind ihm mit wirklicher Liebe zugethan? Also Sie lieben – unsern Freund, Herrn Wolfgang Harder?«

Da war es mit Helenens Fassung, die sie so lange standhaft behauptet, zu Ende. Sie fiel, wie von einer höheren Macht dazu gedrängt, der Gräfin zu Füßen und umklammerte, in lautes Schluchzen ausbrechend, mit beiden Armen ihre Kniee.

»Gnädigste Frau,« stöhnte sie in abgebrochenen Sätzen, »Sie fragen mich da etwas – was ich mich im Stillen schon oft gefragt, aber jetzt – höre ich es zum ersten Mal

laut vor meinen Ohren ertönen – und da muß ich – wie ich Ihnen gegenüber einmal bin und nicht anders kann – aufrichtig bekennen: ja, ich liebe ihn!«

»Aber mein Gott,« rief die Gräfin schmerzerfüllt aus, »das ist ja sehr, sehr, fast unendlich traurig!«

»Warum denn unendlich traurig?« fragte Helene, mit ihren thränenerfüllten Augen verwunderungsvoll forschend zu der sich zu ihr niederbeugenden Gräfin emporschauend.

»Weil,« erwiderte diese mit krampfhaft zusammengezogenem Herzen, »weil eine solche Liebe nur zum Glück führt, mein Kind, wenn sie auf Gegenliebe trifft.«

»Ja freilich mag das gewöhnlich wohl der Fall sein,« erwiderte Helene wie ein völlig resignirtes Opferlamm, »aber daran habe ich in diesem Fall noch gar nicht gedacht. So egoistisch, von ihm wiedergeliebt zu werden, bin ich nicht und das dürfen Sie nicht von mir denken, gnädige Frau. Ich will nur lieben nach meiner Art – das heißt verehrungsvoll zu ihm aufschauen, wie man einen so edlen und theuren Mann nur verehren kann, aber er braucht mich nicht wieder zu lieben, er soll mich nur ein wenig lieb haben, wie man einen guten Freund lieb hat, und ein wenig hat er mich gewiß auch lieb, obgleich er, wie ich die Sache betrachte, mich sicher nicht so liebt, wie ich ihn liebe.«

»Wissen Sie das bestimmt, Helene?« brachte die Gräfin mit stammelnden Lippen hervor. Und da das junge Mädchen die Antwort zu geben zögerte, fuhr sie dringender

und mit bittender Miene und Stimme fort: »Antworten Sie mir darauf und eben so ehrlich wie vorher.«

»Ich glaube es zu wissen,« erwiderte Helene noch immer etwas zögernd, »aber sprechen kann und darf ich darüber nicht, da Alles, was ich darüber denke, ja mich nicht allein betrifft.«

»O mein Gott,« rief nun die Gräfin, in eine bei ihr nicht gewöhnliche Aufwallung gerathend und von den Gefühlen, die Helene mit ihren kindlichen und ihr nicht vollkommen verständlichen Aeußerungen wachgerufen, wider Willen fortgerissen, »wenn er Sie doch wiederliebte und glücklich durch Sie würde, wie schön, wie gut, wie herrlich wäre das!«

»Wie schön, wie gut und herrlich?« fragte Helene, die also Redende mit weit geöffneten Augen anstarrend. »Meinen Sie das ehrlich?«

»Ja, mein Herz, das meine ich ganz ehrlich,« sagte die Gräfin mit stolzer und ächt weiblicher Erhebung, »denn wenn er Sie wieder liebte, dann – dann wären vielleicht drei Menschen glücklicher, als sie es gegenwärtig sind!«

Und jetzt war sie es, die von ihrer irdischen Bewegung widerstandlos hingerissen ward und sich einer Rührung hingab, wie sie vorher nur Helene allein empfunden haben mochte.

»Drei Menschen?« fragte diese, wieder verwunderrungsvoll zu der Gräfin, vor der sie noch immer auf den Knien lag, emporblickend. »Wie meinen Sie das? Wer sind diese drei Menschen?«

»Das sind Sie,« sagte die Gräfin, alle ihre Kraft zusammenfassend und nun auch ehrlich mit der Sprache herausgehend, »das sind Sie – Ihr Freund – unser Freund und –«

»Und? Und? O, reden Sie doch, ich bitte Sie – herzlich, innig darum.«

»Und – ich!« sagte die Gräfin, die schwimmenden Augen voll unsäglichen Wehs nach dem blauen Himmel richtend.

»O mein Gott!« rief Helene und schlug beide Hände vor das von Thränen überfluthete Gesicht. »Meine Ahnung war richtig. Jetzt sehe ich Alles klar, wie es ist und nicht anders sein kann.«

»Was siehst Du klar, Du liebes Geschöpf?« fragte Irene in banger und doch schon halb überwundener Pein.

»Sie lieben ihn nicht,« schluchzte Helene und warf sich, von ihrer tiefen Regung übermannt, an die hochklopfende Brust der schönen, sie eine Weile fest umschlingenden Frau. Diese aber, nachdem sie erst Helens liebevoller Aufwallung liebe reich begegnet, drängte sie sanft von sich zurück und dann erhob sie sich stolz von ihrem Sitz und sah das vor ihr sich ebenfalls erhebende Mädchen mit großem, klarem und festem Blick an.

»Ja,« sagte sie, »Sie haben diesmal Recht. Ich habe das in mir und für mich schon lange gewußt, jetzt aber fühle ich es noch viel stärker denn je und ich bekenne es Ihnen laut und ehrlich – aber verstehen Sie mich recht und mißbrauchen Sie meine Offenherzigkeit nicht: ich liebe

ihn, aber ich liebe ihn so, wie eine Frau, die einem Anderen gehört, einen edlen braven Mann lieben kann und darf. Doch das, meine liebe, gute Helene, darf Sie nicht kümmern, das darf Sie nicht von ihm zurückschrecken – Sie können ja immerhin noch seine Liebe, ganz so, wie Sie sie für ihn hegen, erringen.«

Helene schüttelte sanft und ergebungsvoll den blonden kindlichen Kopf. Sie kämpfte rasch in sich einen harten, tief inneren Kampf, aber bald hatte sie sich selbst besiegt und so rief sie mit einer Bestimmtheit und Sicherheit, die, so viel sie auch Irenen damit gab, dieser doch tief in die Seele schnitt:

»Nein, nein, gnädige Frau, ich werde sie nicht erringen und ich darf und will sie auch nicht erringen. Dazu bin ich viel zu unbedeutend, zu geringfügig, zu winzig und nie werde ich in dem vollen Bewußtsein meiner untergeordneten Persönlichkeit meine Ansprüche zu einem solchen Manne erheben. Wenn er aber Eine lieben kann, mit vollem Herzen und mit ganzer Seele, so sind nur Sie es, denn Sie stehen so hoch, so glänzend, so erhaben da, daß ich tief in den Schatten vor Ihnen sinke. Wo Ihre große Flamme hell und golden strahlt und Alles erwärmt und erleuchtet, da flickert mein schwaches Licht nur matt und reicht kaum hin, meinen eigenen einsamen Weg dürftig zu erhellen. Nein, Sie, Sie allein müssen ihn lieben, er verdient eine solche Liebe, und er, er muß Sie wiederlieben. Und sehen Sie, ich bin jung, ich kann ihn noch vergessen und verschmerzen, mein ganzes Leben liegt ja noch unerschlossen vor mir; auch habe ich noch keinen

großen Kummer gehabt und bedarf noch keiner so festen und unwandelbaren Stütze. Sie aber, o, ich weiß es, Sie sind unglücklich, sehr unglücklich, gnädige Frau, Sie bedürfen einer solchen Stütze und der Liebe eines Guten, Edlen, wie Herr Harder einer ist.«

»Kind,« unterbrach die von ihrer Erregung fortgerissene Helene die Gräfin, die tief erschüttert dem unaufhaltsamen Redestrom zugehört hatte, »was sprechen Sie da! Sie schließen mir ja heute nicht nur Ihr ganzes Herz auf, sondern greifen zugleich auch tief, tief in das meine hinein, das ich bis jetzt nur meinem Schöpfer klar dargelegt.«

»Die Wahrheit spreche ich!« rief Helene in einer Art flammender Begeisterung wie sie oft schwache und gemüthstiefe Menschen überkommt, wenn sie einmal aus ihrem geheimnißvollen Stilleben zur Aeüßerung ihrer innersten Gedanken hingerissen werden, und dabei entwickelte sie eine Klarheit und Unerschrockenheit, wie sie ihr die Gräfin nie zugetraut hatte, die aber eine Frau besitzt, wenn ihr edles Herz so tief getroffen ist und so laut und offen gesprochen hat, wie es hier der Fall. »Ja, ich spreche die Wahrheit,« fuhr sie fort, »und nun lassen Sie mich heute sagen, was mir schon so lange und so schwer auf der Seele lag und wovon ich mich endlich erleichtern muß, um Ihnen zu zeigen, wer und was ich Ihnen gegenüber bin. Ich kann durch den Verlust Herrn Harder's, der mir, ich fühle das ganz bestimmt, nie zu Theil werden kann, nur einmal unglücklich werden, Sie aber würden, wenn Sie ihn verlören, doppelt unglücklich sein. Denn

außer dem Verlust Ihrer Liebe und seiner Liebe würde Sie der Kummer zerstören, daß ein Mann, wie der Herr Graf, im Stande ist, eine Frau zu mißhandeln oder, um mich bildlich auszudrücken, mit Füßen zu treten, eine Frau, wie Sie es sind, ein so engelhaftes und von Jedermann angebetetes Wesen, denn daß Ihr Mann Sie nicht verdient, das weiß Niemand so gut wie ich.«

»Helene!« rief die Gräfin, deren Erschütterung fast einer Lähmung glich, und sie starrte auf das in voller Leidenschaft sprechende Mädchen mit weit geöffneten Augen hin, »was sprechen Sie da? Woher wissen Sie das?«

»Ich weiß Alles, gnädige Frau,« fuhr Helene im größten Eifer fort, »ich sehe, ich fühle Alles, wie es um mich her und in Ihnen ist. Oder glauben Sie vielleicht, daß ich, weil ich immer so stumm blieb, wenn Sie tyrannisch behandelt wurden, auch blind und taub war? Nein, ich habe Alles gesehen und gehört, was man Ihnen angethan, so lange ich in Ihrem Hause bin, und stets hat das tiefste Mitgefühl mich zu Ihnen gezogen und, ohne daß ich ein Wort darüber gesprochen, habe ich Ihnen mein ganzes Herz geweiht. Darum aber, gnädige Frau, bitte ich jetzt auch um Verzeihung für meine Dreistigkeit, allein wir haben heute einmal gegenseitig in unser Herz geschaut und nun kennen wir uns und wissen, was wir von einander haben. Also verzeihen Sie mir, meine liebe, theure gnädige Frau und denken Sie daran, weil ich mich Ihnen so ganz enthüllt, nicht übel von mir. Aber nun hören Sie noch mein letztes Wort. Ein gequältes Herz, und das ist das meine in diesem schweren Augenblick, soll von jeher

prophetisch gewesen sein. Das hat Gott vielleicht an ihm gethan, um ihm doch etwas zu gewähren, da er ihm so viel Anderes genommen oder versagt hat. Ich habe vorher die ganze Wahrheit gesprochen und wiederhole sie jetzt: ich werde keine Ansprüche auf den Mann erheben, den ich so hoch schätze, aber Sie – Sie müssen es. Das heißt, verstehen auch Sie mich recht, Sie dürfen ihn sich durch nichts, nichts in der Welt von sich abwendig machen lassen, er muß Ihre Stütze, Ihr Stab für's fernere Leben sein, denn Sie werden ihn nur zu gut gebrauchen. Ich kann meinen Weg durch's Leben allein finden, wie bisher, und wenn ich nur weiß, daß Sie mich lieben und Er – mich achtet, daß Sie mich also Beide nicht verkennen, dann will ich schon in meinem stillen Herzen zufrieden sein und Gott danken, daß er mir durch Sie Beide so glückliche Stunden geschenkt hat. Leben Sie wohl, gnädige Frau, und gönnen Sie mir heute den ganzen Tag Ruhe in stiller Einsamkeit. Morgen werde ich mich wieder gefaßt und gesammelt haben und nach wie vor bei Ihnen und den lieben Kindern meine Pflicht erfüllen können, bis Sie mich eines Tages gehen heißen, wenn Sie mich nicht mehr gebrauchen können.«

Sie wollte sich nach einer demuthsvollen Verbeugung entfernen, aber Irene ließ sie so rasch nicht gehen. Sie trat hastig auf sie zu und bald hatte sie sie mit beiden Armen umschlungen und fest an ihr vor Bewunderung und Mitleid hochklopfendes Herz gedrückt.

»Kind, liebes Kind, meine gute Helene,« sagte sie mit ihrem innigsten Seelenton, »gehen Sie, mit Gott, ja, und

ruhen und fassen Sie sich, ich aber werde Sie nie gehen heißen, so lange Sie bei mir ausharren und meine Trübsal und meine Freude mit mir theilen wollen. Sie sollen meine Freundin, meine innigste Freundin bleiben, wie Sie es von dieser Stunde an sind, denn ich bedarf einer Freundschaft, wie die Ihre ist: wahr, warm, uneigennützig und rein von aller Eitelkeit und allem Egoismus der Welt. Wollen Sie das, versprechen Sie mir das?«

Helene lag an ihrer Brust und schluchzte laut. Sie hatte sich in der edlen Frau nicht geirrt und fühlte das im innersten Herzen.

»Ja, ja, ja,« sagte sie, »ich will gern bei Ihnen ausharren und wenigstens alle Trübsal mit Ihnen theilen, so lange ich es kann und Gott es will!«

»So danke ich Ihnen von ganzem Herzen, mein liebes Kind, und nun gehen Sie in Gottes Namen. Wollen Sie mich aber noch einmal sprechen, sei es, wann es sei, so kommen Sie zu mir und mein Herz soll Ihnen stets so offen stehen, wie es mir heute das Ihre gewesen ist. Leben Sie wohl!«

Sie küßte sie herzlich auf Stirn und Lippen, und dann eilte Helene wie auf Windesflügeln davon, als fürchte sie, es möchte ihr Jemand auf dem Wege nach ihrem Zimmer begegnen und sie von der Ruhe und Sammlung abhalten, die ihr, dem armen gequälten und doch so edlen Wesen, vor allen Dingen nöthig war.

Als Wolfgang Harder eine halbe Stunde später mit heiterem Gesicht, wie er es immer zeigte, wenn er seine Sonntagspflicht zu seiner eigenen Zufriedenheit erfüllt, auf die Veranda trat, wo er sich nach der Predigt stets einzufinden pflegte, hatte er keine Ahnung, was kurz vorher an diesem jetzt so stillen Orte vorgefallen war und warum die Gräfin ihn mit einem so tief wehmüthigen Blick empfing, ihm so herzlich die Hand drückte und dabei ernst forschend in sein immer so klares und offenes Auge sah. Freilich fiel es ihm auf, daß sie ungewöhnlich still und wortkarg war, allein er glaubte die Ursache davon in der Nachwirkung seiner ersten Rede suchen zu müssen, und damit stimmte auch das Benehmen der von ihm so hoch verehrten Frau im Uebrigen überein. Allerdings war es ihr nicht möglich gewesen, die Unruhe ihres Gemüths in der kurzen Zeit ihres Alleinseins ganz zu bewältigen, aber sie fühlte sich dennoch durch Alles, was und wie sie es aus Helenens Munde erfahren, innerlich gehoben, denn sie hatte ja wieder eine edle Seele kennen gelernt und das ist für eine andere edle Seele immer ein hoher und erhebender Genuß.

So bezwang sie sich denn auch in dem nun folgenden kurzen Gespräch mit der ihr stets zu Gebote stehenden Selbstbeherrschung und sprach in so rührender Weise ihren herzlichen Dank für die gehörte Predigt aus, daß der Geistliche ihr Benehmen nur ganz natürlich fand und keinerlei Argwohn hegte, daß er selbst ohne sein Verschulden dazu beigetragen, die Freundin in ihre jetzige Stimmung zu versetzen.

Allein ihr heutiges Beisammensein sollte nicht lange dauern und auf eine sehr unerwartete und für die Gräfin gewiß sehr unerfreuliche Weise unterbrochen werden. Denn eben als Wolfgang Harder sich neben ihr niedergelassen hatte und die Unterhaltung in ruhigen Fluß zu bringen versuchte, kam Benjamin und meldete, daß zwei Damen von einem benachbarten Gute eingetroffen seien und die Frau Gräfin zu sprechen wünschten.

Ein solcher Besuch kam im Hochsommer auf der Rabenburg, wenn der Hausherr abwesend war, nur selten vor. Die meisten näheren Bekannten der gräflichen Familie, sowohl aus der Stadt wie aus der ländlichen Nachbarschaft, befanden sich auf Reisen oder in Bädern und nur wenige waren auf ihren Gütern zurückgeblieben, um die heiße Jahreszeit darauf zuzubringen. Heute nun waren zwei ältere Damen gekommen, deren männliche Verwandte auch auf Reisen gegangen und, um sich den auf dem Lande oft so langweiligen Sonntag zu verkürzen, hatten sie sich vorgenommen, der lieben Gräfin Brandhorst einen mehrstündigen Besuch abzustatten, da sie ja wußten, daß man auf der Rabenburg stets angenehm war und jederzeit gastfrei aufgenommen wurde.

Ach, wenn so viele Besucher doch wüßten, wie oft sie mit dergleichen sogenannten Visiten und ihren wohlgemeinten Freundschaftsbezeugungen und leichtfertigen Plaudereien als höchst unzufriedene Störenfriede erscheinen! Und in der Regel kommen die lieben Freunde und Bekannten gerade zu einer Zeit, wenn man sie am wenigsten gern sieht, während sie vergeblich auf sich

warten lassen, wenn man nach ihrer Unterhaltung verlangt. Aber das ist einmal so in der Welt und da ein Jeder diesem Unstern unterworfen ist, bleibt nichts Anderes übrig, als sich in das Unvermeidliche zu schicken und den guten Willen der Freunde mit Ergebung als eine besondere Aufmerksamkeit ihrerseits hinzunehmen.

An diesem verhängnißvollen Sonntag nun war die Gräfin am wenigsten in der Stimmung, den Besuch fremder und ihr im Ganzen gleichgültiger Personen angenehm zu finden, allein auch sie faßte sich schnell und beschloß sogar, ihre ganze Liebenswürdigkeit aufzubieten, um die Gäste nicht fühlen zu lassen, daß sie ihr heute mehr denn je zur unrechten Zeit gekommen seien.

Als Benjamin ihr jene Meldung brachte, hielt sie mitten im Sprechen inne und sah nur Wolfgang Harder mit einem Blick an, den sowohl er wie Benjamin verstand und der schon allein hinreichend war, den beiden Getreuen ihre innersten Gedanken zu verrathen.

»Wer sind die beiden Damen?« fragte sie Benjamin, indem sie sich langsam und wie von einem schweren Gewicht niedergehalten von ihrem Sitze erhob.

Benjamin nannte die Namen und erhielt dann den Befehl, sie in das Empfangszimmer zu führen und Herrn Striez zu sagen, daß er in Bezug auf die Tafel seine Vorkehrungen treffen möge, denn es unterlag bei ihr keinem Zweifel mehr, daß diese beiden Nachbarinnen bis zum Abend auf der Rabenburg bleiben würden, wo sie unendlich gern waren und stets einen angenehmen Sonntag verlebten.

Als Benjamin die Veranda verlassen hatte, sagte die Gräfin leise zu dem Freunde:

»Das ist seltsam und nicht gerade angenehm, lieber Freund. Heute wäre ich am liebsten mit Ihnen allein geblieben, denn ich hatte Ihnen so Manches sagen wollen, was man sich nicht alle Tage und zu jeder Stunde sagt. Doch, der Abend wird uns ja bleiben und so müssen wir schon zufrieden sein. Leben Sie also wohl bis zur Speisestunde; ich will Sie nicht damit quälen, ein Genöß unserer ›Salonconversation‹ zu sein und auch den Nachmittag sollen Sie für sich haben, aber zum Thee erwarte ich Sie bestimmt wiederzusehen und dann gehören Sie mir, nicht wahr?«

Wolfgang Harder verbeugte sich lächelnd und streckte seine Hand hin, da ihm die Gräfin die ihrige hinhielt. So trennten sie sich und während die Gräfin zu ihren Gästen ging, begab sich der Prediger in den Park, wo er bald mit den Kindern zusammentraf, die Benjamin bisher umhergeführt hatte, da Helene nach ihrem Zimmer gegangen war.

Als Wolfgang Harder die Kinder bei der Hand genommen und Benjamin gesagt hatte, daß er sie ihm einstweilen allein überlassen könne, fragte er:

»Nun, wo ist denn Fräulein Helene, Hildegard?«

»Sie ist bei Mama, Herr Prediger,« antwortete das Kind und sprang lebhaft an seiner Hand den schönen Parkweg entlang, in den er mit ihnen eingetreten war.

»Nein,« erwiederte er, »da war sie nicht, ich komme so eben von der Mama her.«

»O ich weiß, wo sie ist,« sagte nun die kleine Ilse. »Sie ist vorher in ihr Zimmer gegangen und ich habe sie mit rothgeweinten Augen am Fenster stehen sehen.«

Wolfgang Harder horchte hoch auf, denn daß Helene, die stets so heitere, weinte, war ihm ganz neu. Allein er fragte nicht weiter und gab sich auch keine Mühe, die Ursache dieser seltenen Thränen zu ergründen, wenn überhaupt die Meldung des Kindes richtig war.

Als er indessen um die bestimmte Zeit mit den Kindern bei der Tafel erschien, wo er den bereits sehr neugierig ihm entgegensehenden Damen vorgestellt wurde, fand er zu seiner Verwunderung Helene auch jetzt nicht vor und als er Hildegard nun abermals fragte, wo Fräulein von Winning sei, sagte sie:

»Sie sitzt in ihrer Stube, Herr Prediger, und Ilse hat vorher Recht gehabt, ihre Augen waren noch ganz roth, als ich sie kurz vorher sah.«

Die Gräfin, obwohl sie sich eben mit ihren Gästen unterhielt, hörte doch dies Gespräch und beobachtete dabei des Geistlichen Gesicht scharf, aber es drückte für sie nichts Besonderes aus und so sagte sie, sich zu ihm hinwendend:

»Ja, die Kinder haben Recht, Fräulein Helene hat geweint. Ich glaube, sie hat heftige Kopfschmerzen, und so ist es am besten, daß sie sich heute der Ruhe überläßt.«

Wolfgang Harder drückte mit einigen Worten sein Bedauern hierüber aus, aber dann wandte er seine ganze Aufmerksamkeit den fremden Damen zu, die ihn mit

sichtbarem Wohlgefallen betrachteten und seinen Worten die größte Theilnahme schenkten. Ja, das Gerücht, so sagten sie nachher der Gräfin, habe ganz Recht gehabt. Es hätte schon überall hin verlautet, daß der neue Geistliche in Rabenbrück ein höchst interessanter und gebildeter Mann sei. Seine Durchlaucht, der Prinz von Trauenstein, habe darüber in einigen Gesellschaften in der Stadt gesprochen und unter Anderm gesagt: wenn er auch gerade kein Apoll auf der Kanzel sei, so sei er wenigstens ein ansehnlicher Apostel und er begreife den Grafen Brandhorst nicht, wie er sich einen so schönen und vollgültigen Mann zum Hauscaplan habe nehmen können.

Die Gräfin erröthete lebhaft, als sie diese leichtfertigen Worte vernahm, aber sie sagte sogleich:

»Dann irrt sich der Prinz. Herr Harder ist nicht unser Hauscaplan, sondern nur einstweilen unser Gast, bis sein abgebranntes Haus in Rabenbrück zu seiner Aufnahme hergestellt ist.«

»O, wir wissen es wohl, Liebe,« erwiderte die eine der beiden Damen, »aber Sie kennen ja den Prinzen. Er muß seinen Scherz machen und sollte es selbst auf Kosten anderer Leute geschehen, wie das bei so vornehmen Leuten in der Regel der Fall ist.«

Dies Gespräch fand erst nach Aufhub der Tafel auf der Veranda statt, wo die Damen den Kaffee tranken, nachdem der Gegenstand ihres Gesprächs sich ihnen empfohlen hatte und in den nahen Wald spazieren gegangen war. Er hatte die Kinder mitnehmen wollen, aber die Gräfin hatte ihn gebeten, sie bei ihr zu lassen, und als er sich

daraus allein entfernte und in aller Ruhe in Gegenwart der Gräfin Hildegard sagte, sie möge Fräulein von Winning von ihm grüßen, wenn sie sie sähe, und er ließe ihr gute Besserung wünschen, erwiderte die Gräfin freundlich:

»Ich werde es ihr selbst sagen, wenn ich mich nachher nach ihrem Befinden erkundige. Haben wir das Vergnügen, Sie beim Thee wiederzusehen?«

»Ich werde nicht ermangeln zu erscheinen, gnädige Frau!«

Und damit verbeugte er sich vor den drei Damen und trat seinen Weg an.

Kaum aber hatte er dieselben verlassen, so sagte die eine Dame, die schon vorher die neue Verbreiterin des allgemeinen Gerüchts gewesen war:

»Ja, das muß ich sagen, liebe Gräfin, das ist in Wahrheit ein ansehnlicher Mann. Was hat er für wunderbar schöne klare Augen und wie fein beträgt er sich! Man sollte meinen, er wäre ein Cavalier, denn er hat nichts, auch gar nichts von einem Geistlichen an sich, und am wenigsten von einem Landgeistlichen.«

»Doch, doch, meine Liebe,« nahm die zweite Dame das Wort, »es liegt etwas Würdevolles in seinem ganzen Wesen und wenn er spricht, möchte man beide Ohren weit aufmachen, um nur keins seiner Worte zu verlieren. Der Tausend, ja, das ist eine Stimme! Darin liegt Seele und Herz und den möchte ich wahrhaftig einmal predigen hören. Sie Glückliche!« wandte sie sich zu der jetzt noch

lebhafter erröthenden Gräfin, »wie sehr sind Sie zu beneiden! Ich gäbe etwas darum, wenn unser alter Pfarrer einmal solchen Nachfolger bekäme.«

»Will er sich denn emeritiren lassen?« fragte die Gräfin, um das Gespräch von dem ›ansehnlichen Apostel‹ abzuleiten.

»O nein, das nicht – aber nun lassen Sie uns ein wenig in Ihren herrlichen Garten gehen, den wir so lange nicht gesehen haben. Vielleicht begegnen wir dem schönen Mann noch einmal und diesmal soll er mir nicht wieder so leicht ent schlüpfen.«

Die Damen begaben sich in den Garten, aber so sehnsüchtig die beiden Fremden auch nach dem jungen Geistlichen ausschauen mochten, sie fanden ihn nicht, da er schon längst aus dem das Schloß zunächst umgebenden Park in den auf den Bergen liegenden Theil hinübergegangen war und seinen Lieblingsplatz auf dem Moossopha ausgesucht hatte. Da saß er jetzt, rauchte gemüthlich seine Cigarre und ließ seine Augen freudig über die herrliche Gegend schweifen, bis es allmählig Abend ward, wo er dann nach dem Schloß zurückkehrte und die Gesellschaft auch schon im Theezimmer versammelt fand, da die Fremden nun bald ihre Heimkehr antreten wollten.

Einige Augenblicke später, nachdem er die Damen begrüßt hatte, sagte die Gräfin zu ihm:

»Ich habe Helene so eben gesprochen und ihr Ihren Gruß überbracht. Sie läßt herzlich danken, aber sie wird heute das Zimmer hüten. Gehen Sie also nachher auch nicht zu den Kindern, wie sonst, ich bitte darum.«

Wolfgang Harder erwiderte einige Worte darauf und dann gab er sich der allgemeinen Unterhaltung hin, die von Seiten der fremden Damen ungewöhnlich lebhaft fortgeführt wurde, bis Benjamin meldete, daß der Wagen der Herrschaften vorgefahren sei.

Die Gräfin wie der Prediger begleiteten die Gäste bis an den Wagen und nachdem noch ein langathmiger Abschied gesprochen und eine baldige Rückkehr verheißen war, da man sich diesmal außerordentlich auf der schönen Rabenburg amüsirt habe, fuhren sie davon.

Die Gräfin blieb vor dem Portale stehen und sah dem Wagen nach, bis er hinter dem Gebüsch des Paris verschwunden war, dann wandte sie sich zu dem schweigend neben ihr stehenden Freunde um, legte vertraulich ihren Arm in den seinen und sagte mit einem aus tiefer Brust kommenden Erleichterungsseufzer:

»So, das haben wir hinter uns und hoffentlich nun einen stillen Abend vor uns. Kommen Sie und lassen Sie uns einen tüchtigen Gang machen, ich habe heute viel zu wenig Bewegung gehabt.«

Beide schlugen den Weg in den höher gelegenen Park ein, der sich bereits in linde Dämmerung gehüllt hatte. Hier und da trat allmählig auch schon ein matt blinkender Stern hervor und in den Blättern der Bäume und Gesträuche flüsterte der laue Abendwind, rings um die Wandelnden her die Luft mit seinen Wohlgerüchen erfüllend, die er von den Blumenbeeten des Gartens herübergetragen.

»O mein Gott,« begann die Gräfin tief aufathmend das Gespräch, »wie süß und köstlich ist ein solcher stiller

Abend, wenn man den größten Theil des Tages in Unruhe und Hast verbracht hat. Nicht wahr?«

»Gewiß, gnädige Frau, aber worüber haben Sie denn so viele Unruhe gehabt?«

»O, ich meine damit nicht unsern Besuch allein, obgleich er mich gerade heute in keiner Besuchsstimmung überrascht hat,« fuhr die Gräfin etwas langsamer und bedächtiger sprechend fort, »sondern ich habe auch wohl einige Ursache, an unsre gute Helene zu denken, lieber Freund.«

»Was ist denn eigentlich mit ihr?« fragte Wolfgang Harder zwar theilnahmvoll, aber ohne dabei die geringste innere Bewegung zu zeigen, auf die Irene aufmerksam zu lauschen schien. »Sie ist doch nicht ernstlich krank? Die beiden Kinder sagten mir schon vor Tisch, sie habe rothgeweinte Augen gehabt, und das ist doch ein seltener Fall bei ihr.«

»Ja; aber es kommt bei sensiblen Frauen, wie Helene eine ist, doch wohl bisweilen vor, daß sie, auch ohne besonderen leiblichen Schmerz zu empfinden, ihrem Herzen durch einen Thränenerguß Luft machen müssen,« erwiederte die Gräfin, wobei sie unausgesetzt die Miene des ruhig neben ihr Herschreitenden beobachtete. »Das arme Mädchen thut mir eigentlich recht leid,« setzte sie dann hinzu.

»Warum denn?« lautete die freundliche Frage des Predigers. »Hat sie denn etwa irgend ein mir unbekanntes Leid, das ihr so schwer aus dem Herzen liegt?«

»Ach, lieber Freund, bedenken Sie doch, in welcher eigenthümlichen Lage sich das arme Wesen befindet. Sie steht im Leben so allein und ist als Erzieherin überall auf die Gunst Fremder angewiesen. Von allen ihren Verwandten lebt nur noch eine alte Taute, die auch nicht in den besten Verhältnissen zu sein scheint, da Helene ihr, wie ich weiß, bisweilen eine kleine Unterstützung von ihren unbedeutenden Ersparnissen angedeihen läßt. Sie hat erst neulich einen Brief von der alten Dame empfangen und der scheint sie wenig befriedigt zu haben, da sie seit dieser Zeit trübe und wortkarg geworden ist.«

»Das habe ich bisher gar nicht bemerkt,« erwiderte Wolfgang Harder überaus unbefangen, »und gegen mich ist sie in der letzten Zeit sogar gesprächiger und munterer als sonst gewesen.«

»O, da hat sie sich nur gegen Sie besonders zusammen genommen; aber im Ganzen ist es doch traurig genug, wenn ein so junges Mädchen so allein im Leben steht und Niemanden zu seinem Rath und Tröster an der Seite hat. Meinen Sie nicht auch?«

»Gewiß, gnädige Frau, ist sie deshalb zu beklagen, aber für besonders traurig kann ich es nicht halten, da sie darin mit vielen Menschen ein und dasselbe Schicksal theilt. Auch hat sie ja bei Ihnen eine vortreffliche Heimstätte gefunden und später wird sich ja wohl auch durch Ihre Hülfe ein passendes Unterkommen für sie ausfindig machen lassen.«

Er sprach dies mit der größer Ruhe und ohne jede Spur innerer Bewegung aus und die Gräfin ersah daraus nur zu

wohl, daß Helene sich über die Empfindungen Wolfgang Harder's gegen sie nicht getäuscht. Um ihn aber noch etwas näher auszuforschen, sagte sie sogleich:

»Für's Erste wird das nicht nöthig sein und wenn es von mir allein abhängt, so behalte ich sie so lange bei mir, wie es ihr selbst bei mir gefällt. Ich habe sie herzlich, recht herzlich lieb, sie ist aufrichtig, wahr, edel und brav in jeder Beziehung und ich denke, sie wird sich durch ihre vielfachen guten und seltenen Eigenschaften auch Ihren Beifall erworben haben, nicht wahr?«

»Ganz gewiß gnädige Frau, ich schätze sie sehr und es bedarf das wohl keiner besonderen Versicherung von meiner Seite. Sie ist eine liebevolle Pflegerin Ihrer Kinder, hat viel gelernt und unterrichtet vortrefflich. Außerdem hat sie ein reines unschuldiges Herz, vertraut auf Gott, und da wird ihr Gott auch wohl ein mildes Schicksal aufbewahrt haben.«

»Das sage und wünsche ich mit Ihnen und ich danke Ihnen für diese Ihre wohlmeinende Aeußerung über das gute Kind!« sagte die Gräfin, wunderbar erleichtert aufathmend, denn nun glaubte sie das Verhältniß zwischen den beiden Getreuen vollkommen ergründet zu haben. – »Aber sehen Sie diesen Sternenhimmel an,« fuhr sie rasch fort, »er ist unterdeß ganz klar geworden. Ist es nicht köstlich und groß und schön, wie da oben eine Welt nach der anderen aus ihrem geheimnißvollen Aethermeer hervortritt und uns mit ihrem glänzenden Auge aus hoher Ferne grüßt?«

»Ja, es ist köstlich, groß und schön, gnädige Frau, aber noch viel köstlicher, größer und schöner für mich ist der Gedanke,« fuhr Wolfgang Harder mit einem Mal lebhafter als vorher zu sprechen fort, »den ich auch heute in meiner Predigt, wenn nicht vollständig entwickelt, doch wenigstens angedeutet habe, daß Gott auf allen diesen Welten wohnt und jede ohne Unterschied mit seiner Liebe und seiner Güte beherrscht und leitet.«

»Ach, woran erinnern Sie mich!« erwiderte die Gräfin mit rasch aufflammendem Gefühl. »Sie haben heut zum ersten Mal laut und öffentlich von der Unsterblichkeit der Seele gesprochen und dabei auf ein mögliches, ja wahrscheinliches Wiedersehen nach dem Tode hingewiesen. Das haben Sie früher noch nie gethan, ja, Sie waren, wenn Sie sich unseres ersten Gesprächs über Religion erinnern, nicht ganz damit einverstanden, wie mich dünkt. Aber jetzt scheinen Sie darüber anders zu denken. Nun, habe ich Recht oder nicht? Wie steht es mit Ihren jetzigen Ansichten darüber?«

Wolfgang Harder war plötzlich schweigsam geworden und Irene mußte ihn noch einmal bitten, ihr auf ihre Frage Antwort zu geben, was sie auf eine ungemein herzliche Weise that.

»Also Sie wollen es,« sagte er nach einigem Nachdenken und mit einer wunderbar innigen Stimme, die sich seiner aufmerksam lauschenden Zuhörerin – sie wußte selbst nicht warum – wie eine wohlthuende Musik an das Herz schmiegte, »nun ja, so sei es. – Wenn ich jetzt,« fuhr er wieder nach einer kurzen Pause fort, als würde es ihm

schwer, seine Worte vom Herzen loszulösen, »wenn ich jetzt schon mehr an ein künftiges Wiedersehen nach dem Tode auf dieser oder einer anderen Welt, wohin wir nun gerathen mögen, glaube – ja, glaube – so verdanke ich das allein Ihrem Umgange, liebe gnädige Frau. Ich habe Sie zu meinem reinen Deismus, zu meinem Vernunftglauben bekehren wollen und Sie – haben mich zu dem Glauben in meiner schönen Jugendzeit, in mancher Beziehung wenigstens, zurückgeführt.«

»Harder!« rief die Gräfin fast entzückt und blieb stehen, um den also Redenden mit ihren großen blauen Augen voller Spannung anzusehen. »Ist das wahr? Habe ich wirklich diese wunderbare und von mir nicht mehr gehoffte Einwirkung auf Sie geübt?«

»Ja,« sagte er fest und innig, »es ist wahr! Ich hoffe jetzt schon Vieles, was Sie hoffen, und wo eine so schöne Hoffnung in ein warmes Menschenherz einmal eingekehrt ist, da findet sich am Ende auch allmählig – der Glaube.«

»Ach mein Gott, wie beglückt mich dieses Ihr Wort!« rief sie laut und blieb wieder stehen, als wären ihre Füße an den Boden gefesselt. »O, fahren Sie in dieser Hoffnung, in diesem Glauben fort und vielleicht – vielleicht finden wir uns dann auch einmal auf einem solchen Stern dort oben beisammen, wenn wir unser irdisches Auge geschlossen haben.«

»Daran wollen wir noch nicht denken, gnädige Frau,« beschwichtigte er ihre leicht erkennbare Aufwallung mit

seinem mildesten Stimmton. »Wir leben ja noch auf dieser Welt und ich hoffe meine Augen noch lange nicht zu schließen, um –«

»Um was?« fragte sie lebhaft weiter, da er wieder schwieg und sich zu besinnen schien.«

»– um eben so lange in die Ihrigen sehen zu können!« sagte er mit halbem Flüsterton, so daß sie ihn kaum verstand.

Aber wenn auch nicht ihr Ohr, so hatte ihn doch ihr Herz verstanden, und daß sie ihm dafür dankbar war, bewies der leise Druck, mit dem sie unbewußt seinen Arm an sich preßte. Und lange noch wandelten sie so schweigend umher, denn eine hörbare Antwort erfolgte auf jenen letzten Ausspruch nicht. Dennoch fingen sie nach einiger Zeit abermals eine Unterhaltung an, aber von den Sternen und der Zukunft sprachen sie nicht mehr, die Gegenwart nahm sie noch vollauf in Anspruch und sie gaben sich ihr mit ganzem Herzen und voller Seele hin. Und noch durften sie es, denn noch war die Gegenwart für sie süß und erquickend, aber wie lange noch? Das konnten sie Beide nicht wissen und Niemand war unter ihnen und um sie, der es ihnen hätte verrathen und das Schicksal vorherverkünden können, das schon düster und geheimnißvoll in der Nähe lauerte und mit seinen gespenstischen Schwingen über sie wie über vieles Andere verhängnißvoll, schwer und bang herniederrauschen sollte.

DRITTER BAND.

ERSTES CAPITEL. DIE KATASTROPHE NAHT.

Wir glauben den Leser hier daran erinnern zu müssen, daß die so eben erzählten und noch zu erzählenden Ereignisse auf der stillen Rabenburg sich zu einer höchst denkwürdigen Zeit zutrug, da sie in die Monate Juni und Juli des Jahres 1870 fielen. Es war dies eine Zeit von so ernstlicher und tiefgreifender Bedeutung, wie wir wohl lange keine gehabt und, so Gott will, auch so bald keine wieder haben werden. Mit einem Wort, es war die Zeit, wo König Wilhelm von Preußen in Ems weilte und die französische Allmacht den Augenblick gekommen glaubte, um sich zu dem großen gegen Deutschland gerichteten Kriege zu erheben, den sie schon lange im Stillen beschlossen und den sie, koste es was es wolle, in's Werk zu setzen nur auf eine passende Gelegenheit gelauert, um sich so endlich in der That die erste Stelle im Rathe der irdischen Götter zu erobern, die, so lange Preußen siegreich und ungebrochen war, ihr noch nicht ganz unzweifelhaft gehörte.

Allerdings waren die Nachrichten darüber durch die Zeitungen auch zu den in friedlichster Stille lebenden Bewohnern der einsamen Rabenburg gedrungen, aber Niemand von ihnen ahnte das große Verhängniß, das bereits über ganz Deutschland und allen seinen Söhnen und Töchtern schwebte.

Wolfgang Harder hatte zwar mit aufmerksamer Spannung die neuesten in Paris und Ems vorgehenden Dinge

in den Zeitungen gelesen und auch der Gräfin und Heleen darüber die nöthigen Mittheilungen gemacht, allein, mit sich selbst und den ihn umgebenden Verhältnissen vollauf beschäftigt, hatte er allen diesen durch öffentliche Blätter verbreiteten Nachrichten nicht die ihnen gebührende Aufmerksamkeit gewidmet, auch war er kein so heißblütiger Politiker, um sich mit leidenschaftlicher Hast um die traurigen Händel der Welt zu bekümmern oder sich wohl gar persönlich in dieselben zu mischen und so hatte er in seinem mehr den Bedürfnissen seines Herzens als den äußeren Vorfällen der Welt ergebenen Geiste nicht die Tragweite ermessen, welche die in Ems vorgehenden Ereignisse ür ihn selbst wie für die ganze ihn umgebende Welt haben konnten.

Es war am Morgen des 12. Juli, als er, nachdem der Unterricht der Kinder in der Bibliothek beendet, die Zeitungen vom vorigen Tage erhielt, und die Frauen wunderten sich nicht wenig, als er nach flüchtigem Einblick in die von Benjamin gebrachten Blätter, sich ganz still auf den Sessel am Fenster zurückzog und anhaltend darin zu lesen begann. Als seine Aufmerksamkeit aber in mehr als gewöhnlichem Grade dadurch gefesselt zu werden schien, trat die Gräfin in seine Nähe und fragte ihn, was ihn denn heute so ernstlich an der Zeitung interessire, und da schaute er mit ernst blickendem Auge an und sagte:

»Gnädige Frau, verzeihen Sie, daß ich so ämsig lese, aber was heute in diesen Blättern enthalten ist, scheint mir wichtiger und bedeutungsvoller für uns Alle, als was

wir in den letzten Tagen erwartet und seit langen Jahren erlebt haben.«

»Nun, was ist es denn, so sprechen Sie doch,« fuhr die Gräfin mit eben so ernstem Gesicht fort, wie er es zeigte, ist denn die Verwicklung mit Frankreich noch nicht beseitigt und wirklich im Stande, uns in eine Unruhe zu versetzen, wie Sie, der sonst so ruhige Mann, sie bereits auf dem Gesichte tragen?«

»Ganz gewiß, gnädige Frau,« erwiderte er. »Der Kaiser Napoleon beharrt auf seinen drängenden Feindseligkeiten gegen unsern König, denn daß der ganzen Machination eine offenbare Feindseligkeit gegen Preußen zum Grunde liegt, unterliegt keinem Zweifel mehr. Unser König soll, nach des französischen Caesaren Ansicht, den Erbprinzen von Hohenzollern zum Verzicht auf die spanische Krone veranlassen, und das ist doch ein Eingriff in die persönliche Stellung unseres Herrn, die nur durch die eingebildete Machtvollkommenheit dieses corsischen Abenteurers erklärt, sonst aber durch nichts gerechtfertigt werden kann. Mir ist, daß ich es nur gestehe, in diesem Augenblick ganz sonderbar zu Muthe. Bisher habe ich immer noch gedacht, daß die so künstlich eingefädelte Verwicklung sich zu allgemeiner Zufriedenheit ausgleichen werde, aber, wie ich die Sache jetzt betrachte, scheint mir ein verhängnißvoller und bestimmter Wille oder vielmehr eine napoleonische Willkür, wie wir sie schon früher an dem Onkel des jetzigen französischen Machthabers kennen gelernt, die Leitung in die Hand genommen zu haben und, wenn mich nicht

Alles täuscht, werden wir einer ernsten Zeit entgegengehen. Ich weiß nicht, wie es kommt, daß ich bisher wie in müßiger Schlaftrunkenheit sorglos dahin gelebt habe, aber durch die Frechheit, mit der man jetzt in Paris auftritt und sich die Oberherrschaft der Welt anmaßt, sind mir plötzlich die Schuppen von den Augen gefallen und ich sehe klar, was man in Paris will und wohin man unsern friedlichen König und sein eben so friedfertiges Volk zu drängen sucht.«

»Wohin will man denn nach Ihrer Meinung den König und unser Volk drängen?« fragte die Gräfin weiter, die bei dem unruhigen Wesen und der betretenen Miene des bedächtigen Geistlichen immer mehr ihre Sorglosigkeit schwinden fühlte.

»Wohin anders als zu einem neuen Kriege, gnädige Frau? Und das ist mir nur zu erklärlich. Nachdem Preußen Dänemark und Oesterreich bezwungen und der Welt bewiesen hat, daß es nicht umsonst eine kriegsgeübte Armee und Kraft und Willen hat der Welt von Neuem zu beweisen, daß es noch immer das alte wehrhafte Preußen ist, kann der Abkömmling eines Napoleon es nicht ertragen, weniger Ruhm zu erndten als König Wilhelm, und der Gedanke liegt nicht gar fern, daß, wer König Wilhelm bezwingt, nachdem er alle seine Widersacher bezwungen, der mächtigste Herrscher der gegenwärtig stimmangebenden Nationen ist. Nun, dieser Herrscher will eben Louis Napoleon sein, sein Neid, seine Eifersucht dulden es nicht, als Zweiter im Rathe der Götter der Erde zu sitzen und so will er eben der Erste sein.«

»Ist das Ihre wirkliche und ganz ernstlich gemeinte Ansicht?« fragte die Gräfin, sich dem Redenden gegenüber auf einen Stuhl setzend, nachdem sie Helene mit den Kindern in's Freie geschickt hatte.

»Ganz gewiß, gnädige Frau, und es sollte mich nicht wundern, wenn die Ereignisse, die da kommen sollen, sich von jetzt an sehr rasch entwickeln. Das Unheil hat bereits seinen Flug begonnen und Sie wissen ja, was der Dichter so wahr und richtig sagt: Das Unheil schreitet schnell!«

»Das wäre ja schrecklich, lieber Freund,« erwiderte die Gräfin mit steigender Besorgniß »Aber sollten Sie sich nicht irren? Ach, ich glaube Ihnen immer so gern. Bei Ihrer Einsicht ist mir Ihre Meinung in allen Dingen stets eine Richtschnur für die meine gewesen, aber diesmal wünschte ich wirklich, Ihre Phantasie malte sich die Wirklichkeit zu schwarz.«

»Meine Phantasie spricht diesmal nicht mit, gnädige Frau,« erwiderte Wolfgang Harder sehr ernst, »ich lese nur aus den Thatsachen, die bereits geschehen, heraus, was noch geschehen wird und da kann ich wirklich keine andere Ansicht gewinnen, als ich Ihnen so eben entwickelt habe,«

Die Gräfin schaute trübe vor sich hin und eben wollte der Prediger wieder zu sprechen beginnen, als die Thür der Bibliothek etwas hastig geöffnet ward und Benjamin mit erregtem Gesicht durch dieselbe eintrat.

Eine neue und eben nicht angenehme Nachricht vermuthend, sprang die Gräfin erschrocken vom Stuhl auf

und eilte dem alten Diener entgegen, der, wie auch Wolfgang Harder jetzt bemerkte, bleich und betreten aussah und kaum die Worte finden konnte, die er sprechen wollte.

»Benjamin,« rief die Gräfin dem treuen Alten zu, »was giebt es? Hast Du uns irgend eine wichtige Nachricht mitzutheilen?«

Bevor er aber noch antworten konnte, trat auch Helene ohne die Kinder in's Zimmer, denn sie hatte schon draußen vernommen, was für eine Nachricht Benjamin brachte und sie wollte dabei sein, wenn er sie sprach, um zu sehen, welche Wirkung dieselbe auf die Gräfin und den Prediger üben würde.

»Ob meine Nachricht wichtig ist,« stotterte Benjamin, »weiß ich nicht, Frau Gräfin, aber überrascht hat sie mich doch, da ich die Rückkehr des Herrn Grafen nicht so bald vermuthete.«

»Wie? Der Graf kehrt schon nach der Rabenburg zurück?« fragte die Gräfin mit einem schleppenden Ton, und nun war sie es, die sichtlich erbleichte und den Schreck in seiner ganzen Schwere empfand, den bereits Benjamin und Helene draußen gehabt hatten.

»Ja,« fuhr Benjamin, mit beiden Armen lebhaft gestikulirend fort, als wolle er damit sei Empfindungen Luft machen, die er nicht aussprechen durfte, »der Herr Graf kommt zurück, Frau Gräfin, und zwar heute Abend um fünf Uhr, doch soll mit der Tafel nicht auf ihn gewartet werden. So eben nämlich ist Casper aus der Stadt angelangt, um für den Herrn Grafen und einen Begleiter,

den Herrn Grafen Mansfeld, der mit nach der Rabenburg kommt, einen Wagen zu bestellen. Er soll um vier Uhr in der Stadt sein und die beiden Herrn von Sr. Durchlaucht Hotel abholen wo sie Beide heute Mittag speisen werden. Wollen Sie den Casper vielleicht selbst sprechen, Frau Gräfin?«

Die Gräfin hatte sich schon gefaßt, obgleich sie einen neuen Dolchstoß empfangen, denn daß ihr bitterster Gegner und ihres Mannes bester Freund, der Graf Mansfeld, denselben wirklich nach der Rabenburg begleiten und also noch heute vor ihren Augen erscheinen werde, war das Unangenehmste, was ihr die von Benjamin überbrachte Nachricht enthüllen konnte. So sagte sie denn, nachdem sie sich kurze Zeit besonnen:

»Nein, ich will Casper nicht sprechen, sich sehe keinen Grund dazu ein. Ich weiß ja nun, was er bringt. Sage nur Herrn Striez, daß er des Grafen von Mansfeld Zimmer, welches er gewöhnlich bewohnt, in Ordnung bringt, und das Uebrige – nun, das wollen wir in Ruhe erwarten.«

Benjamin war wieder gegangen, um dem Hausmeister den ihm aufgetragenen Befehl auszurichten; als die Thür sich aber hinter ihm geschlossen, standen die drei Personen in der Bibliothek dicht vor einander und sahen sich schweigend und mit Blicken an, die viel mehr als Worte ihre Ueberraschung verriethen. Die Gräfin jedoch, auf der zumeist die Augen der beiden Anderen ruhten, stand unbeweglich auf derselben Stelle, die sie vorher eingenommen, hatte die rechte Hand auf ihre Stirn gelegt und sich damit die Augen bedeckt.

»Graf Mansfeld,« sagte sie endlich leise, »kommt mit meinem Mann zurück. Ach, das ist keine gute Vorbedeutung von Dem, was er bringt. Denn dieser unselige Mann ist noch nie in meine Nähe getreten, ohne mir recht, recht wehe zu thun und unter seinem bösen Einfluß ist der Graf stets ein ganz anderer gewesen als sonst und, wahrhaftig! über seine übergroße Milde und Freundlichkeit haben wir uns doch nie beklagen können – Nun, wie Gott will,« fuhr sie lauter fort und nickte Wolfgang Harder und Helenen schon wieder freundlich zu, »man muß sich ja in Alles schicken. So wollen wir uns denn auf den neuen Gast vorbereiten und hoffen, daß seine Anwesenheit auf der Rabenburg diesmal von keiner allzu schweren Folge begleitet sei. Guten Morgen, lieber Harder, guten Morgen, Helene! Sie entschuldigen mich wohl Beide, wenn ich mich in mein Zimmer verfüge und mich – auf den Empfang des Herrn Grafen Mansfeld würdig vorbereite.«

Wie drei eingeschüchterte Vögel flatterten die drei Personen nach diesen Unheil verkündenden Worten aus einander, denn auf jeden von ihnen hatte die unerwartete Nachricht von der so schnellen Rückkehr des Grafen mit einer besonderen niederschlagenden Kraft gewirkt, und sogar der sonst so gleichmüthige Geistliche, von der bösen Ahnung der Gräfin angesteckt, daß dieser und die nächsten Tage ein neues Unheil über die stille Rabenburg heraufbeschwören würden, suchte sein Zimmer mit einem Herzklopfen auf, wie es selbst die bedenklichen politischen Nachrichten dieses Morgens nicht hatten hervorrufen können.

Wenn der Graf Brandhorst von einem seiner beliebten Ausflüge, wie er jetzt wieder einen solchen nach einem schwelgerischen Badeort unternommen, zurückkehrte, war er noch niemals frohen Muthes in seiner schönen Heimath erschienen. Im Gegentheil, nachdem er Alles genossen, was das tumultuarisch pulsirende Leben in der großen Welt den genußsüchtigen und leichtlebigen Menschen bieten kann und sich an leichtfertigen Triumphen darin berauscht hatte, war er stets ermüdet und zugleich bis in's Innerste aufgeregt oder gar in grollender Stimmung zu den Seinen zurückgekehrt, als trügen diese die Schuld, daß er nicht immer genießen und das herrliche Leben fortsetzen könne, was ihn so eben in seinen betäubenden Strudel gezogen und ihm die große Welt wieder von einer beneidenswerthen Seite gezeigt hatte.

So war es auch diesmal und sogar in einem noch viel höheren Grade der Fall und dafür hatte leider das Geschick in seiner unerklärlich waltenden Weise gesorgt. Von dem laut brausenden Welttreiben übersättigt, durch große Verluste im Spiel erbittert, fiel bei seiner inneren Gereiztheit nun noch die drohende Weltlage schwer in's Gewicht und so erschien er diesmal in seinem Schloß in einem Zustande, der Allen, die ihn sahen, verkündete, daß ein furchtbares Gewitter im Anzuge sei und daß sich Jeder vor ihm in Acht nehmen könne, da Niemand zu berechnen vermochte, auf Wen der zerschmetternde Blitz

aus den drohenden Wolken fallen werde. Vielleicht fühlte der leidenschaftliche Mensch instinktmäßig, daß ihm und der Welt etwas allgemein Bedeutsames bevorstand, und so, überreizt, im höchsten Grade nervös aufgereggt, war er diesmal in eine Art wüthiger Verbissenheit gerathen, wie sie noch niemals Einer der Seinigen an ihm gesehen.

Wenn es nun schon in solchen Zeiten gefährlich für Jedermann war, mit ihm zu verkehren, da seine herrische Laune willkürlich über Alles sich erstreckte, so war zum Ueberfluß noch ein anderes Moment hinzugekommen, um seine Gegenwart noch bedenklicher und verhängnißvoller erscheinen zu lassen. Wie wir schon wissen, hatte er mit seinem intimen Freunde, dem Grafen Mansfeld, die Reise zusammen gemacht und nachdem sie erst in Homburg eine Woche gewelt, waren sie nach Ems gegangen, da sich nur zu bald herausgestellt, daß in der Nähe König Wilhelm's große Dinge sich vorbereiteten, und der Entwicklung derselben beizuwohnen, war für den Grafen Mansfeld, der seinen Freund an weltmännischer und diplomatischer Feinheit weit überragte, ein unwiderstehliches Bedürfniß gewesen.

Wohl hatte die Gräfin sehr Recht gehabt, wenn sie gesagt, daß der dämonische Einfluß dieses eben so intriganten wie gewissenlosen Hof- und Lebemannes von jeher verderblich für ihren Mann gewesen sei, denn noch nie war derselbe in der Rabenburg erschienen, ohne schmerzliche Erinnerungen an seine Anwesenheit daselbst zurückgelassen zu haben. Darum wurde die Gräfin

auch immer von einem stillen Grauen befallen, wenn ihr seine Ankunft verkündet ward und am meisten schmerzte sie die Ueberzeugung, daß ihr Gemahl durch den längeren Verkehr mit einem solchen Mann in seinen alten Vorurtheilen nur bestärkt und zu neuem angreifenden Verfahren gegen sie und die ihr zunächst stehenden Personen gereizt werden würde.

Um diesen uns nur flüchtig beegnenden unheilvollen Mann mit wenigen Strichen zu zeichnen, wollen wir sagen, daß er in früheren Jahren, wie Graf Brandhorst, Militair gewesen war und mit ihm bei demselben Regiment gestanden hatte. Jedoch von einem unbezähmbaren Ehrgeiz gestachelt und durch hohe Verbindungen dazu verlockt, hatte er frühzeitig den militairischen Beruf aufgegeben und sich dem einträglicheren und genußreicheren Hofleben gewidmet, wo er denn durch seine Gewandtheit und Fähigkeit zur diplomatischen Intrigue seinem kleinen Fürsten als Kammerherr einige große Dienste zu leisten in der glücklichen Lage gewesen war. Aus dieser an sich unbedeutenden Stellung aber war er sehr bald in eine vortheilhaftere und bedeutendere an einem größeren Hofe übergetreten und diese letztere hatte er sich namentlich durch die Fähigkeit erworben, sich in alle Strömungen der Zeit schicken und den Mantel der Dienstbarkeit, der zugleich oft der Mantel der Zauberei ist, auf beiden Schultern tragen zu können. Mit einem Wort, der Herr Graf Mansfeld war, wie der Zeitgeist es verlangte und ihm sehr ersprießlich erscheinen ließ, ein überaus

frommer Mann geworden, das heißt, er liebte es mit einem Mal, fleißig in die Kirche zu gehen und, das köstlich gebundene Gesangbuch in der Hand, sich öffentlich betend bewundern zu lassen.

So sehen wir ja jetzt viele große Männer am Webstuhl der Zeit außerordentlich segensreich wirken und wenigstens für unsern liebenswürdigen Hofmann war die rasche fromme Bekehrung von einer guten Wirkung begleitet gewesen. Er hatte nicht nur die große Mode mit Erfolg mitgemacht und dabei, wie man sagt, sein Schäfchen in's Trockene gebracht, sondern er konnte auch von sich mit wohlbewußtem Ruhme sagen, daß er persönlich Stein auf Stein zu dem großen Gebäude gefügt, welches die neuere Zeit aufgebaut und dessen auf unzuverlässigem Boden gemauerte Grundvesten wir jetzt endlich, Gott sei es gedankt, nach den ungeheuren Erfolgen der letzten Jahre durch die eiserne Hand und den stählernen Geist eines wirklichen Mannes erschüttern sahen.

Beide Freunde, ziemlich von gleichem Alter, hatten sich nun in den rheinischen Bädern anfangs gar herrlich amüsirt, allmählig jedoch war ihnen der Ernst der politischen Situation klar geworden, und nur um vor dem Ausbruch des erwarteten Orkans ihre Obliegenheiten in der Heimath in Ordnung zu bringen, waren sie jetzt so rasch zurückgekehrt. Allerdings hatten sie es sehr ungern gethan, denn Keiner von Beiden sehnte sich nach Hause. Graf Mansfeld hatte keine Familie, wohnte im Schlosse seines Fürsten, der auch verreist war, und nichts zog ihn so eilig dahin, weshalb er seinen Freund, von dem er sich

bis auf den letzten Moment nicht trennen wollte, auf einige Tage nach der Rabenburg begleitet hatte.

Graf Brandhorst dagegen, der die Langeweile daselbst schon im Voraus wie die Pest fürchtete, war unwillig, widerstrebend, grollend dahingezogen, denn was fand er zu Hause? Eine Frau, die er nicht verstand, nicht kannte und noch weniger liebte und die eben die Seinige geworden war, wie so viele edle Frauen durch ein Zusammenwirken zufälliger Umstände die Gefährtinnen von Männern werden, die sie nicht verdienen. Auch an seinen Kindern fand er keinen besonderen Geschmack. Sie waren noch zu klein, um neben und mit ihm glänzen zu können, auch wußte er nicht, was Vaterliebe ist, und da sich die Kinder in einem instinktartigen Gefühl auch nicht besonders zu ihm hingezogen fühlten, so kamen sie bei dem egoistischen Mann fast in gar keinen Betracht. So blieb ihm denn nur noch eine Person in der Rabenburg übrig, an die er selbst auf seiner letzten Reise zuweilen mit einer Art inneren Wohlbehagens gedacht, und das war natürlich Helene von Winning. Diese kleine zierliche Gestalt mit den blauen Kinderaugen und dem blonden Studentenkopf hatte ihm vom ersten Augenblick an, als er sie sah, ausnehmend gefallen, und gerade, daß sie sich von ihm zurückzog, hatte seine Eitelkeit gereizt und sie ihm nur noch begehrllicher gemacht, und so war sie auch jetzt die einzige Person, zu der er gern zurückkehrte und die wiederzusehen er sich einigermaßen freute, wenn Freude überhaupt noch in einem so ausgebrannten leeren Herzen ihre Wohnung haben konnte.

Etwa um sechs Uhr Abends verkündete das schon aus weiter Ferne her herüberschallende Peitschenknallen des gräflichen Kutschers den Bewohnern des Schlosses, daß der Herr und Gebieter desselben von seiner vierwöchentlichen Vergnügensreise dahin zurückgekehrt sei. Bald darauf entwickelte sich auf dem Schloßhofe vor der nach des Herrn Gemächern führenden Thür ein lebhaftes Treiben, aber keines Menschen Gesicht, so viel ihrer auch ihres Dienstes oder ihrer Neugierde halber dabei erschienen waren, zeigte eine freudige Miene, als der Graf mit seinem Freunde aus dem Wagen stieg und, nach Niemandes Befinden fragend und nur dem Hausmeister, dem alten Benjamin und einigen anderen Dienern einen kurzen Gruß spendend, sofort in seine und seines Freundes Gemächer eilte, die, wie auch sonst, wenn Graf Mansfeld die Rabenburg besuchte, dicht neben denen des Wirthes lagen, ja einen Theil seiner Wohnung bildeten, die nur ganz vertrauten und besonders in seiner Gunst stehenden Personen eingeräumt wurde.

Als die beiden Herren nun in die ihnen wohlbekanntesten Räumlichkeiten traten, schaute sich Graf Brandhorst scharf nach allen Seiten um, ob seinem bevorzugten Freunde auch alle Ehre widerfahren und seinem etwas verwöhnten Geschmack Rechnung getragen sei, indessen konnte er mit Allem, was er fand, zufrieden sein, denn Herr Striez, der des Grafen Mansfeld Gewohnheiten eben so gut wie die seines eigenen Herrn kannte, hatte bei Zeiten gesorgt, daß Alles in bester Ordnung sich befinde.

So nickte der Wirth denn auch dem treuen Diener, der die beiden Herren nach ihren Zimmern begleitet, beifällig zu und gab ihm dann den Befehl, Casper zu ihm zu senden. Der Hausmeister zog sich zurück und bald erschien der Leibdiener des Herrn, um nun seinerseits verschiedene Befehle in Betreff der Behaglichkeit seines Gastes zu empfangen.

Wenige Minuten später hatten es sich beide Herren möglichst bequem gemacht und Graf Mansfeld öffnete nun seine Thür, um bei dem Freunde einzutreten und ihm die Frage vorzulegen, ob er es nicht für angemessen halte, ihn zunächst zu der Frau Gräfin zu führen, der er doch vor allen Dingen die gebräuchlichen Honneurs machen müsse.

»Ja so,« erwiderte der Graf, der sich eben eine Cigarre anzündete, »das hätte ich beinahe vergessen. Du bist und bleibst doch stets ein galanter Mann und ich sollte Dir eigentlich Deine höfische Gewandtheit und Kenntniß in dergleichen Dingen abzulauschen suchen, um bei den Frauen eben so glücklich zu sein wie Du. Ich hätte wahrhaftig nicht daran gedacht, eher als zur Theestunde zu meiner Frau zu gehen, um auf diese Weise zwei Fliegen gleich mit einer Klappe zu schlagen. Ich bin mein ganzes Leben hindurch kein schmachtender Held gewesen und habe eine Frau nur als eine Nebensache im Hauswesen betrachtet, aber Du hast andere Ansichten darüber, wie ich weiß, und suchst gerade durch die Frauen zu einer vollkommenen Herrschaft zu gelangen. Nun, das wäre eine zu langweilige und mühsame Arbeit für mich, doch –

weg damit! Keine Philosophie heute, wir haben Anderes und Wichtigeres zu thun. So laß uns also gehen und die Damen vom Hause begrüßen; – aber höre,« fuhr er, sich schon zum Gehen anschickend fort, »eine Bitte kannst Du mir noch erfüllen. Wenn ich Dir nachher bei meiner Frau einen Wink gebe, Dich zu entfernen, so laß uns bald allein. Ich will nicht etwa,« fuhr er sarkastisch lachend fort, »ein süßes *tête à tête* ist mit ihr haben, wie Du Dir vorstellen magst, Gott bewahre, aber die sentimentale Träumerin, die Du ja so gut kennst wie ich, könnte es mir übel nehmen, wenn ich nach vierwöchentlicher Abwesenheit gleich mit einem Gast in ihr Zimmer trete, der wie ange nagelt bei ihr sitzen bleibt. Ueberdies möchte ich mit ihr allein sein, wenn ich ihr die Katastrophe melde, vor der wir stehen, und ihre Lamentationen darüber werden Dir gerade kein besonderes Vergnügen bereiten. So begieb Dich also, wenn Du uns verlässest, in den Park, ich werde Dich daselbst finden und dann wollen wir sehen, wie wir den ersten Abend verbringen, der immer der langweiligste für mich ist, wenn ich nach einer solchen Reise das alte Rabennest betrete.«

Graf Mansfeld, der während dieser langen Rede vor einem Spiegel gestanden, sein schwarzes Haar und seinen vorzüglich gepflegten Schnurr- und Backenbart in Ordnung gebracht hatte, trat dann in seinen Reisekleidern, die freilich elegant genug waren, mit seinem Freunde den Gang nach den Zimmern der Gräfin an, die allerdings schon seit einiger Zeit, wenigstens den Besuch ihres Mannes erwartet hatte.

Sie saß jetzt mit Wolfgang Harder, Helenen und den Kindern, die sie sämmtlich absichtlich zu sich beschieden, auf der Veranda und fächelte sich mit ihrem Tuch Kühlung zu, denn nicht allein die schwüle heiße Luft, die an diesem Julitage herrschte, hatte sie beklommen gemacht, sondern sie wurde auch von einer inneren geheimnißvollen Gluth verzehrt, deren sie nicht Meister werden konnte und es war ihr fast wieder zu Muthe, als ob eine innere Stimme, ahnungsreich wie sonst, ihr sagte, daß gleich noch an diesem Tage der häusliche Krieg wieder beginnen werde, der vier Wochen lang geruht und dadurch die alte Rabenburg zu einem Tummelplatz ungewohnter Freuden gemacht hatte.

Wolfgang Harder las den beiden Damen, als die Herren auf der Veranda erschienen, eben noch einige Abschnitte aus der letzten, gegen Abend angekommenen Zeitung vor, die die telegraphische Depesche enthielt, daß der Prinz von Hohenzollern der spanischen Krone entsagt habe, ein Ereigniß, welches man also, wie der Geistliche annahm, als die beste Lösung der obschwebenden Differenzen betrachten könne. Als die Gräfin aber an der Seite ihres Mannes die feine schmiegsame Gestalt und das ewig lächelnde und dabei in gleißnerische Falten gelegte Gesicht des ihr so verhaßten Hofmannes daherkommen sah, ging sie ihnen entgegen, verbeugte sich höflich, aber sichtlich kühl vor dem Letzteren und reichte dann ihrem Manne die Hand, der gar nicht that, als ob er so lange Zeit von seiner Frau entfernt gewesen, vielmehr eben erst von einem kurzen Spaziergange zurückgekommen

wäre. Nur auf Helenen warf er einen freundlich prüfenden und begrüßenden Blick, und als gleich darauf Hildgard und Ilse der peinlichen Begrüßungsscene dadurch ein Ende machten, daß sie freudig auf den Vater zusprangen, beugte er sich zu ihnen nieder und beschäftigte sich eine Weile mit ihnen, während die Gräfin mit dem Gast einige Worte wechselte, die nichts als die üblichen Redensarten enthielten, die einmal Mode geworden sind, wenn Menschen, die sich längere Zeit nicht gesehen, mögen sie selbst im gleichgültigsten Verhältniß mit einander stehen, sich wieder begegnen.

Diese ganze erste und der Gräfin so peinliche Scene dauerte indeß nicht lange, denn kaum hatte Graf Brandhorst auch mit Helenen, der er sich genähert, einige Worte getauscht, so entfernte sich diese mit den Kindern, was auch alsbald Wolfgang Harder that, da sein Patronatsherr sich gar nicht um ihn bekümmerte und ihn kaum zu bemerken die Miene annahm, Graf Mansfeld dagegen ihm nur eine stumme Verbeugung hatte zukommen lassen, nachdem die Gräfin ihn als den Prediger von Rabenbrück vorgestellt.

Graf Brandhorst schien erst die Neigung zu haben, Helene noch etwas länger auf der Veranda zu fesseln, allein bald besann er sich eines Anderen; er ließ sie ruhig gehen und sah ihr nur mit einem leuchtenden Blick nach, als sie mit ihrem zierlich leichten Gange, die Kinder an der Hand führend, in den nahe gelegenen Zimmern der Gräfin verschwand. Dann aber, seine ausgegangene Cigarre von Neuem anzündend, setzte er sich auf einen in

der Nähe stehenden Stuhl und beobachtete schweigend die Gräfin und seinen Freund, die noch immer in leichter Unterhaltung begriffen waren, welche jedoch, wie es keinem Zweifel unterliegen konnte, von der Ersteren mit ziemlicher Gleichgültigkeit, wenn nicht gar einer mit jedem Augenblick stärker hervortretenden Kühle fortgesetzt wurde.

Das Gesicht des Grafen, immer kalt und leicht zu einer sarkastischen Aufwallung bereit, nahm, als er diese ihm nicht besonders gefallende Bemerkung machte, allmählig einen ganz anderen Ausdruck an. Seine Stirn bedeckte sich mit drohenden Grollen, sein Auge strahlte ein dämonisches Feuer aus und schon kochte in ihm der Grimm, daß sein bester Freund auf eine, wie es ihm vorkam, so lieblose und gleichgültige Weise empfangen wurde. Dennoch hielt er noch an sich und lauschte auf die Worte, welche die Gräfin sprach, mit haarscharfer Aufmerksamkeit, als wolle er schon jetzt den Stoff daraus sammeln, der sich bald in heftigen Worten über die arme Frau ergießen sollte. Endlich aber konnte er sich nicht länger zügelnd, und mit einer hastigen Bewegung seinen Sitz verlassend, trat er den beiden Redenden näher und stellte sich so, daß Graf Mansfeld ihm in's Gesicht sehen und den Wink auffangen konnte, den er ihm geben zu wollen schon vorher angedeutet hatte.

Der Wink war gegeben und auch verstanden worden; Graf Mansfeld aber, dem es bei seiner dämonischen Natur vielleicht ein Vergnügen bereitete, den leidenschaftlich erregten Freund noch ein wenig mehr zu stacheln,

um ihn mit besserem Erfolg eine eheliche Hausherrnszene aufführen zu lassen, zögerte noch einige Zeit, ihn zu befolgen und erst, als der Graf unruhig auf und nieder zu gehen begann und sich einige Mal laut räusperte, brach er das eingefädelte Gespräch mit der Gräfin ab und empfahl sich, mit dem Wunsch, die Dame des Hauses recht bald am Theetisch wiederzusehen.

So war also der Graf endlich, was er schon lange gewünscht, mit seiner Frau allein, und diese, die ihren Mann so genau kannte, hatte schon längst aus seinem Benehmen und seiner Miene errathen, daß der gefürchtete Sturm jetzt in nahem Ausbruch begriffen sei. Allein, da sie demselben nicht mehr entrinnen konnte, raffte sie all ihren Muth zusammen, ihn geduldig über sich ergehen zu lassen, und so wandte sie ihr von ruhiger Entschlossenheit zeugendes Antlitz auf den Grafen hin, in der Erwartung, daß er, ohne zu säumen, auf sein nächstes Ziel losgehen werde.

Darin hatte sie sich leider auch nicht getäuscht, denn nachdem er eine Minute ihre Miene durchforscht und den Zustand ihrer Seele daraus erkannt hatte, sagte er mit seinem immer gleich kalten, in diesem Augenblick aber durch seine bisher künstlich gehemmte Aufregung viel schärfer hervortretenden Ton:

»Nun, so stehen wir uns also einmal wieder gegenüber, sehr edle Frau Gräfin, nachdem ich einen bedeutungsvollen Abschnitt meines Lebens auf meiner höchst interessanten Reise eben zurückgelegt habe. Indessen,

Du scheinst Dich nicht besonders zu freuen, mich wieder bei Dir zu sehen, wenigstens war Deine Miene sehr kalt, als Du uns kommen sahst. Wenn Du gehofft hast, dadurch auf irgend eine Weise dem Grafen Mansfeld zu imponiren, so irrst Du Dich, denn ein so gewiegter Frauenkenner, wie er einer ist, sieht durch jede Maske einer Frau, wie Du sie vornehmen kannst, hindurch. Oder hast Du Dich vielleicht ganz im Stillen auf meine Rückkehr gefreut? Nun, wenn das ist, so muß ich Dir sagen, daß ich diese besondere Freude noch immer nicht an Dir entdecken kann.«

»Das thut mir leid,« erwiderte die Gräfin, sich auf einen Stuhl niederlassend, da ihr schon jetzt die Füße zu beben begannen, »ich habe Dich allerdings mehr im Stillen als laut willkommen geheißen, aber Du mußt mich schon entschuldigen, wenn ich meinen Gefühlen keinen anderen Ausdruck geben kann, da die Freude, Dich wieder zu Hause zu wissen, durch einen anderen Gedanken getrübt wird, den ich Dir zu verbergen mich völlig außer Stande fühle.«

»Was ist das für ein Gedanke, wenn ich danach zu fragen mir erlauben darf,« erwiderte der Graf mit ironischer Höflichkeit, indem er sich der Gräfin gegenüber ebenfalls auf einen Stuhl setzte.

»Willst Du es wirklich wissen?« fragte die Gräfin nachdem sie längere Zeit geschwiegen und ihre sanften Augen mit zunehmender Besorgniß auf den drohenden Zügen ihres Gemahls hatte weilen lassen.

»Ja, mache nur nicht so viele Umstände,« fuhr der Graf höhnisch fort, »sonst langweilst Du mich wie gewöhnlich. Ich *will* diesen Gedanken kennen lernen, da er gewiß ein sublimer und gottseliger Gedanke ist.«

»Nein,« fuhr die Gräfin mit größerer Fassung fort, »sublim ist dieser Gedanke nicht und noch weniger gottselig, wie Du zu spotten liebst, im Gegentheil, er berührt leider einen Gegenstand, der schon oft Gelegenheit zu unliebsamen Bemerkungen zwischen uns geboten hat.«

»Aha, ich verstehe. Nun sprich Dich nur klar und deutlich wie immer aus, wenn Deine erhabene Seele besonders traumreich und zeichendeuterisch ist.«

»Gern, obgleich ich vorher bemerken muß, daß meine Seele keineswegs die Eigenschaften besitzt, die Du ihr eben anzudichten beliebst. Mit einem Wort: meine Freude, Dich wiederzusehen, wird nur dadurch etwas getrübt, daß ich Dich in einer Gesellschaft zurückkehren sehe, die ich nie geliebt, wie ich auch nie die Gründe verhehlt habe, die mich zu dieser antipathischen Empfindung veranlassen. Wärest Du allein gekommen, so würde ich Dir herzlicher entgegengetreten sein, jener Mann aber erkälte mein Gefühl schon, wenn er noch zwanzig Schritte von mir entfernt ist.«

»Haha!« lachte der Graf laut auf, »das ist es also! Nun, ich dachte mir es wohl und das ist es gerade, was mich, wie Du wohl merken wirst, in eine so gute Laune versetzt. – Aber sage mir einmal,« fuhr er nach kurzer Pause und in einem viel herrischeren Tone fort, »seit wann bestreitest

Du mir das Recht, meinen Umgang zu wählen, wie mir beliebt, und mit hierherzubringen, wer mir gefällt?«

»Ich bestreite Dir dies Recht durchaus nicht, Waldemar, aber Du weißt, ich bin immer ehrlich und aufrichtig gewesen, ich habe mich immer so gegeben, wie ich bin, und so sage ich auch diesmal, ich hätte Dich lieber allein kommen sehen, als in der Gesellschaft Deines Freundes, der stets auf Dich unheilvoll gewirkt und das unselige Verhältniß, wie es zwischen uns leider einmal besteht, jedesmal unseliger gestaltet hat, so oft er seinen Fuß über unsere Schwelle setzte.«

Der Graf sog mit kräftigen Zügen an seiner nur halb brennenden Cigarre und warf sich dabei stolz in die Brust.

»Ich könnte Dir hierauf etwas ganz Anderes sagen,« sprach er noch lauter als vorher, »aber ich beherrsche mich, wie es einem Manne von meinem Stande geziemt, und begnüge mich damit, Dir einfach zu erklären, ich verbitte mir ein für alle Mal dergleichen Bemerkungen, wie ich sie eben über meinen vortrefflichen Freund habe aussprechen hören. Und um so mehr habe ich ein Recht, sie mir zu verbitten, da ich mich auch nicht um Deine Freunde bekümmere, nicht im Geringsten, und Dich zu Deinem intimen Kreise Leute wählen lasse, wie es Dich gut dünkt. So müssen Dir also auch meine Freunde gleichgültig sein und Du mußt mich mit ihnen nach Gutdünken gewähren lassen.«

»O ja, das thue ich auch,« erwiderte die Gräfin mit stolzem Selbstbewußtsein, das sich in ihrem ganzen gehobenen Wesen aussprach, »wenn aber ein Mann wie der Graf Mansfeld über *meine* Schwelle tritt, habe ich wohl das Recht, Dir meine Meinung über ihn zu sagen. Im Uebrigen ist er mir so gleichgültig wie möglich, ja, mehr als das.«

Der Graf, der der Dialektik seiner Gemahlin in solchen Reden nie gewachsen gewesen und dessen Vorrath von Gründen und Beweisstücken immer sehr bald erschöpft war, schien im Bewußtsein, daß sein Freund wirklich ein von vielen Frauen nicht gerade geliebter Mann sei, zu fühlen, daß ihm hier ganz unerwartet eine Niederlage zu Theil werden könne wo er mit größter Bestimmtheit auf einen raschen Sieg gerechnet hatte, und so spannte er seinen Zorn etwas herab und überließ sich nur um so mehr seiner Hauptstärke, dem Hohn, indem er sagte:

»Ich verstehe Dich, und ich sehe nur zu gut, daß Du in meiner Abwesenheit wieder neue Studien ebenso in Liebenswürdigkeit wie in Wortfechtereie gemacht hast. Du scheinst Dich mit vortrefflichen Lehrern, Erziehern und Professoren der Weltweisheit umgeben zu haben, und meine Achtung vor Dir ist in dieser Beziehung im Steigen begriffen. Mit welchem Honorar bezahlst Du diese Weisheitslehrer, wie?«

Die Gräfin fuhr auf, wie von einer Natter gestochen. Offenbar wollte sie ein hartes Wort entgegnen, aber sie bezwang sich augenblicklich, sank wie gebrochen in ihren Stuhl zurück, wandte das Antlitz von dem dunkelroth

gewordenen Gesicht ihres Mannes ab und ließ nur einen lauten Seufzer hören, der unmittelbar aus ihrer verwundeten Seele zu kommen schien.

»Ah!« rief der Graf. »Schon wieder einmal ein Seufzer statt einer vernünftigen Antwort! Das ist, wie ich weiß, Deine einzige Rettung, wenn keine Worte mehr zu Deiner Vertheidigung vorhanden sind. Nun, ich begnüge mich für heute mit Dem, was ich gesagt: träume und seufze, studire und philosophire so viel Du willst. Ich werde dagegen handeln, sobald mir der Zeitpunkt dazu gekommen scheint. Und da wir eben von der Handlung sprechen, so will ich zu dem zweiten Theil meines Vortrags übergehen und da muß ich Dir sagen, daß wir vor einer ernstesten Katastrophe stehen. Napoleon, der freche Abenteurer auf dem schönsten Thron der Erde, hat die nicht gar üble Absicht, den Herrn der ganzen Welt zu spielen, und da er das nur kann, wenn er das mächtige Preußen besiegt und gedemüthigt hat, so versucht er es auf seine Weise, uns den Fuß auf den Nacken zu setzen. Man wird diesem tollkühnen Versuch mit Ruhe und Würde entgegensehen und sich für alle Fälle bereit machenden drohenden Gegner bei der Gurgel zu packen, wenn seine Stunde gekommen ist. Der Krieg wird in höheren Kreisen so gut wie gewiß betrachtet, denn Napoleon will eben nur Krieg und so soll er ihn haben. Hast Du von dieser neuen Verwickelung der politischen Verhältnisse schon gehört?«

»Ja,« sagte die Gräfin, die fast glücklich war, daß das Gespräch sich in diese Richtung verlaufen, obgleich sie

über den Gedanken, daß es wirklich Krieg geben könne, doch lebhaft erschrocken war. »Ja, ich habe davon gehört, aber nach der neuesten telegraphischen Depesche, die Herr Harder uns eben verlas, hat ja der Erbprinz von Hohenzollern auf den spanischen Thron verzichtet und damit, meinte Herr Harder, wäre dem drohenden Vorgehen Napoleon's die Spitze abgebrochen.«

»Haha!« lachte der Graf laut auf. »Also Herr Harder sagt das, und natürlich glaubst Du es. Nun, das ist wieder ein neuer Beweis Eurer Kurzsichtigkeit und Eures einfältigen Vertrauens. Was so ein Narr von Priester sich denkt, meine Liebe, ist aber noch nie von irgend einer Bedeutung gewesen, und so sage ich Dir: Dein neuer Professor der Weltweisheit irrt sich diesmal ganz gewaltig und wir werden Krieg haben, noch ehe acht Tage vergehen, denn mit diesem bloßen Verzicht des Prinzen von Hohenzollern ist, wie *wir* die Sache betrachten, Napoleon nicht gedient und er wird bald weitere Forderungen stellen, die ein ehrliebender König, wie unser gnädigster Herr, nicht annehmen kann.«

»Aber mein Gott,« rief die Gräfin, in neuem Schreck von ihrem Sitz emporfahrend, »wie wäre das möglich! Und so nahe, wie Du sagst, in acht Tagen schon, stände uns das Unglück bevor?«

»Ein Unglück?« fragte der Graf mit natürlichem Erstaunen. »Wer sagt Dir denn, daß ein Krieg mit Frankreich ein Unglück ist? Es ist sogar ein Glück, sage ich Dir, und diesmal kannst Du mir glauben, ein großes Glück für

uns und die ganze Welt, wenn auch ein paar mal hundert Tausend Menschen dabei zu Grunde gehen. Denn ein frischer kräftiger Krieg rettet uns aus dem faulen Sumpf unerträglicher Langweiligkeit, er bringt uns Ehre und Ruhm, und ich bin vorzugsweise dabei betheilig, da Du Dir denken kannst, daß ich nicht mit den Händen im Schooß bei Deinem Professor in der Rabenburg sitzen bleibe und seinen untrüglichen Vorlesungen über das Gegenwärtige und Kommende zuhören werde. Nein, ich werde mit Mansfeld augenblicklich in unser altes Regiment eintreten und daß wir tapfer dreinhauen werden, dessen kannst Du versichert sein. Ich werde freilich nur wieder als Rittmeister den Feldzug beginnen, in einem Vierteljahr aber bin ich Major und in einem Jahr kann ich Oberst sein. Und wenn ich dann sieggekrönt zurückkomme, kann ich von meinem Herrn fordern, was ich schon lange erstrebt, jene diplomatische Stelle, die Du mir durch Deine – verzeih mir das bittere Wort, aber es ist nur zu wahr – durch Deine Dummheit und Engherzigkeit gegen den Prinzen von Trauenstein, der Dir so wohl wollte, verrannt hast.«

Als er diese Worte mit der bittersten Miene und einer herzlosen Kaltblütigkeit ohne Gleichen gesprochen, hielt er inne mit Reden und sah die tief ergriffene und gedemüthigte Frau mit Blicken an, in deren jedem ein giftiger Stachel zu liegen schien. Sie aber regte sich anfangs nicht, sah ihn nur mit schwimmenden Augen groß und verwundert an, bis heiße Thränen daraus hervorquollen und ihrem gepreßten Gefühl endlich einige Linderung

verschafften. Jetzt erst faßte sie sich und sich plötzlich erhebend, ging sie auf ihren Mann zu, umfaßte mit ihrem rechten Arm seine Schulter und sagte mit flehendem und unendlich rührendem Ton:

»Waldemar, ich bitte Dich, was hast Du da in Deiner Heftigkeit, die ich Dir gern verzeihen will, gesprochen! Ja, ich bitte Dich herzlich – herzlich, nimm das Wort Engherzigkeit zurück, es paßt am wenigsten auf mich. Die Dummheit dagegen will ich behalten, denn ich bin ja immer, wie Du mir so oft gesagt, ein thörichtes Kind mit schwachem Geiste gewesen, aber engherzig – nein, nein, das bin ich wahrhaftig nicht.«

Der Graf lachte höhnisch auf und schüttelte fast unwillig ihren schönen Arm ab, der noch immer auf seiner Schulter lag.

»Haha!« sagte er, »nun wirst Du wohl gar einmal wieder sentimental, wie es zu einem reizenden Mondscheinabend mit Sternengeflimmer gehört. Na ja, das fehlte mir noch, das paßt gerade zu meiner heutigen Stimmung. Aber, mein Kind, Deine Selbsterkenntniß ist so übel nicht: thöricht bist Du gewiß, und dumm hast Du Dich wieder gegen den Prinzen und also auch gegen mich bewiesen. Und das war allein die Folge Deiner abgeschmackten Erziehung, Deiner kindischen Empfinderei, mit einem Wort – Deiner Engherzigkeit und damit soll und muß es heute sein Bewenden haben. Und nun guten Abend! Das *tête à tête* nach unsrer langen Trennung hat lange genug gedauert und ich trage nach kräftigerer Speise Verlangen. Adieu, und morgen früh magst Du mir wieder die neuste

telegraphische Depesche und die weisheitsvollen Lehren Deines Professors erzählen und auslegen. Adieu!«

Lustig vor sich hin pfeifend, als hätte er eben die heiterste Unterhaltung gepflogen, verließ er schnell die Veranda, keinen Blick mehr auf das reizende Weib werfend, das wie niedergeschmettert auf der Stelle stehen geblieben war, wo es zuletzt gestanden hatte.

Hoch und immer höher aber hob sich dabei ihr Busen und sie schaute mit einem so traurig klagenden Blick dem Abgehenden nach, als ob er den besten Theil ihrer selbst, ihren weiblichen Stolz, ihr kindlich demüthiges Gefühl vor Gott und den Menschen mit sich genommen habe. Als sie aber seine Schritte in ihrem Zimmer verhallen hörte, griff sie mit beiden Händen nach ihrem tief gekränkten Herzen und dann brach sie in linde Thränen aus, die bei feinfühlenden und unglücklichen Frauen, wie sie eine war, oft das größte Labsal und die einzige Hülfe sind, die Gott ihrer so wenig verstandenen und endlos gequälten Seele zum Trost gelassen hat.

ZWEITES CAPITEL. GRAF MANSFELD EXTEMPORIRT EINEN ROMAN.

Die Theestunde mit ihren gezwungenen Unterhaltungen von der einen Seite sehr höflich und galant, von der anderen sehr kühl und gemessen geführt, war glücklich vorüber und die Gräfin, diesmal auch von Fräulein von Winning begleitet, war am späteren Abend mit Wolfgang Harder in den Park gegangen, um noch ein wenig die frische Luft zu genießen, nachdem der Tag so beklemmend

heiß gewesen war und so viel Unheil über die arme Frau ausgeschüttet hatte. Indessen sie waren nicht die Einzigen im Schlosse, die einen Spaziergang am kühlen Abend in einem von Mond und Sternen herrlich beschienenen Park liebten, denn auch den Herrn Grafen Mansfeld hatte eine besondere Neigung dazu veranlaßt und, behaglich seine Cigarre rauchend, wandelte er, unbemerkt von den vor ihm Hergehenden, in einiger Entfernung hinter ihnen her, dabei ganz eigene Gedanken hegend und schon einen kleinen Roman in seinem erfinderischen Hirn ausbrütend, der ihm, wie er meinte, doch wenigstens einige Unterhaltung an diesem stillen und langweiligen Orte gewähren mußte.

Graf Brandhorst dagegen hatte sich unmittelbar nach dem Thee in sein Zimmer zurückgezogen, um, was er nur höchst ungerne und selten that, einige Briefe zu schreiben, denn er begann sich in der That nach allen Richtungen auf die wichtigen Ereignisse vorzubereiten, die er kommen sah, obgleich sein Scharfblick allein sie ihm nicht gezeigt, wie er sich gegen seine Gemahlin das Ansehen gegeben, sondern die Männer, mit denen er in Ems zusammengetroffen, ihn erst von der wahren Sachlage in der großen Politik so genau unterrichtet hatten.

Der vornehme Herr, der stets ein großes Opfer zu bringen glaubte, wenn er seine kostbare Zeit mit Schreiben verschwendete, war an diesem Abend ausnahmsweise fleißig gewesen und hatte mit großer Anstrengung drei Briefe zu Stande gebracht, die er ungesiegelt liegen ließ

und erst an ihre Adresse absenden wollte, wenn das erwartete, über allen Häuptionern schwebende große Ereigniß eine Wahrheit geworden wäre. Erst gegen zehn Uhr war er mit seiner Arbeit fertig und zündete sich eben, darüber vergnügt, eine Cigarre an, als Graf Mansfeld die Thür seines Zimmers öffnete, den Kopf in den Spalt steckte und rief:

»Störe ich Dich oder kann ich noch ein wenig mit Dir plaudern?«

»Nein, Du störst mich nicht,« lautete die Antwort, »komm' nur herein; ich bin mit den ersten drei Wischen fertig und morgen sollen die übrigen folgen. Aber warum siehst Du so fröhlich aus?«

Graf Mansfeld, in der That einem jungen und übermüthigen Mephistopheles nicht unähnlich, als er jetzt mit spöttisch verzogenem Gesicht zu seinem Freunde trat, lachte still in sich hinein und rieb sich vergnügt die Hände. Dann, als er seine Thür vorsichtig geschlossen, kam er näher an den Grafen heran und sah ihm mit glühenden Luchsaugen in das gewöhnlich finstere und nur selten von einem freundlichen Lichtstrahl erhellte Gesicht.

»Höre,« begann er etwas leise zu reden, »sind wir hier ganz ungestört?«

»Gewiß. Niemand kann uns hören. Hat Dir etwa der nächtliche Wind irgend eine neue Nachricht von Ems zugetragen?«

»Von Ems nicht,« aber der nächtliche Wind hat mir allerdings einiges Neue zugetragen.«

»So sprich!« sagte der Graf kurz, der nun schon merkte, daß sein Freund wieder nach seiner alten Gewohnheit in seinem Hause ganz besondere Studien gemacht habe.

Graf Mansfeld neigte seinen feinen Kopf mit dem gleißnerischen Gesichtsausdruck auf eine ganz eigene, beinahe demüthige Weise, was bei ihm stets ein Zeichen war, daß er irgend Jemandem einen kleinen Hieb zu versetzen oder eine Wunde beizubringen die Neigung habe, womit er in seiner intriganten und zu jeder Kabale geneigten Hofmanier weder Freund noch Feind zu verschonen pflegte.

»Du hast ein paar hübsche kleine Mädchen,« begann er ganz leise zu sprechen, nachdem er sich neben seinem Freunde auf ein Sopha niedergelassen, »reizende Dingerchen, ich habe sie mir heute Abend bei Tisch recht gemüthlich betrachtet. Sie sehen Deiner schönen Frau so ähnlich, als ob sie ihr aus den Augen geschnitten wären, aber vergebens habe ich aus ihren niedlichen Gesichtern auch nur einen Zug von Dir gesucht. Du scheinst aus einem ganz anderen Stoff gebildet, als diese Püppchen, und könntest ihnen immerhin ein wenig Metall oder Granit von Deinem Wesen abgeben, damit sie nicht gar zu zimperlich und elfenartig werden. Doch das ist ja Nebensache und ich wollte es nur als Uebergang zu einem anderen, viel interessanteren Gegenstande benutzen. Sage einmal, diese kleine Zerline, Eure Gouvernante mit dem reizenden blonden Stutzkopf und den schmachtenden Veilchenaugen, das ist doch ein allerliebstes Ding, wie?«

Der Graf, durch die letzten Worte aus seiner apathischen Lage im Sopha aufgerüttelt, hob seine Augen forschend gegen das schlaulauernde Gesicht seines Freundes auf und es lag dabei in seiner kalten Miene ein Ausdruck, als gefalle ihm diese Bemerkung nicht so recht oder als wittere er schon, daß nun noch etwas Anderes, Bitteres kommen würde. Dennoch mußte er eine bestimmte Antwort geben und er gab sie mit langsam schleppendem Ton und vorsichtiger Zurückhaltung, indem er sagte:

»Gewiß ist sie allerliebste, und diese Bemerkung habe ich im Stillen schon lange gemacht.«

»Haha! Ja, Du hast auch die beste Gelegenheit dazu gehabt, ich glaube es Dir wohl, aber ich habe sie eigentlich so recht heute zum ersten Mal gesehen, denn als ich die beiden letzten Male auf einen Tag hier war, sprachst Du zwar von ihr, aber sie erschien nicht bei Tisch. Nun, wenn sie Dir gefällt, habe ich nichts dagegen, mir gefällt sie ja auch. Doch, fürchte nichts,« fuhr er lächelnd fort, als er bemerkte, daß des Grafen Auge düster zu blitzen begann, »ich habe keine Absicht auf sie und überlasse Dir gern den kleinen Spaß mit dem Antheil des Löwen. Haha! Aber, lieber Freund, und nun merke auf, was kommt. Du hast da, glaube ich, in dieser Beziehung einen Nebenbuhler im Hause, dessen Macht und Gewalt über hübsche Frauen ich nicht unterschätzen möchte.«

»Wen meinst Du?« fragte der Graf, nun ganz aus seiner kühlen Apathie erwachend und sich unwillkürlich einem sichtbaren Eifer hingebend, als sein Freund mit lauernder

Fuchsmiene schwieg. »Ich bitte mir eine ehrliche Antwort aus und möchte Deine ganze Ansicht über die vorliegende Sache vernehmen.«

»Ha! Nun ja, das sollst Du auch, darum kam ich ja noch zu Dir. Ich meine damit den jungen Geistlichen, der wahrhaftig nicht wie ein schwindsüchtiger Bußprediger aussieht und der mir ganz der Mann zu sein scheint, um so einem kleinen Dinge den trotzigen Kopf zu verdrehen«

»Sprichst Du im Ernst?«

»Nun natürlich, über dergleichen scherzt man doch nicht gegen einen Freund, den man warnen will! Sieh, daß dieser Mann mit der kleinen Hexe in einer Art Verhältniß steht, habe ich auf den ersten Blick weggehabt, als ich heute Nachmittag zu Deiner Frau auf die Veranda trat. Sie machten sich auch gleich Beide aus dem Staube, als sie in mir den Jäger witterten, der überall und stets die rechte Fährte zu finden weiß. Sie wollten nicht von zwei Männern zugleich beobachtet sein und so schlichen sie ab wie zwei Verliebte, die sich lieber allein schnäbeln als mit bloßen Blicken in Gegenwart Anderer begnügen.«

Der Graf war ganz still und auffallend bleich geworden, denn die Worte, die sein Freund zu ihm sprach, fielen wie glühende Tropfen auf einen wunden Fleck in seinem egoistischen Herzen, obgleich es ihm bis jetzt noch nie ernstlich eingefallen war, an irgend ein zarteres Verhältniß zwischen dem Geistlichen und Helenen zu glauben.

»Du zweifelst noch,« fing Graf Mansfeld mit seiner lauernden Miene wieder zu sprechen an, »aber ich kann Dir,

wenn Du sie haben willst, noch stichhaltigere Beweise liefern. Sieh, auf der Veranda sah ich das Alles nur mit einem flüchtigen Blick, heute Abend aber habe ich bei günstigerer Gelegenheit mit zwei guten Augen viel mehr gesehen. Während Du nämlich Deine Briefe schriebst, bin ich, meine Cigarre rauchend, im Park umherspaziert und da habe ich Deine Frau mit dem lebenswürdigen Geistlichen aus Rabenbrück Arm in Arm im vollen Mondenschein nachtwandeln gesehen.«

»Ah,« rief der Graf sichtbar erleichtert aus, »wenn Du mir weiter nichts zu sagen hast, das ist mir nichts Neues. Die Beiden gehen alle Abende so zusammen spazieren und sprechen vom Monde und den Sternen, von Unsterblichkeit der Seele und Gott weiß wovon sonst noch. Das kann man ihnen gönnen, wahrhaftig, denn eine Freude muß der Mensch doch auf Erden haben, und diese gönne ich sowohl meiner Frau wie ihm.«

»Nun ja,« sagte Graf Mansfeld gedehnt und dabei seltsam lächelnd, »wenn Du so darüber denkst, habe ich nichts dagegen, aber das ist noch nicht Alles, was ich sah, und sollte mir nur als Einleitung dienen.«

»Also schon wieder eine Einleitung? Nun, was hast Du denn noch gesehen?« fragte der Graf, der wieder etwas neugieriger geworden war.

»Nun, am anderen Arm des Predigers, der mir diesmal kein Prediger in der Wüste zu sein schien, ging eben die kleine Zerline –«

»Helene heißt sie!« unterbrach ihn der Graf, ungeduldig mit dem Fuß auf den Teppich stampfend.

»Meinetwegen auch Helene. Nun ja, sie ging an seinem anderen Arm und schmiegte sich wie ein zärtliches Täubchen an ihn an und sprach so süß, so heimlich mit ihm, daß es eine wahre Freude mit anzusehen war, denn hören und verstehen konnte ich kein Wort, dazu war ich zu weit von ihnen entfernt. – Nun, was denkst Du darüber? Denn daß Du denkst, sehe ich an Deinem beredten Schweigen. Haha! – *Meine* Meinung darüber ist,« fuhr er nach kurzer Pause fort, »daß die beiden Liebesleute, die hier gewiß bald ihre Hochzeit feiern werden, die Du natürlich ausrichten wirst, unter einem sicheren Schirm gehen, denn Deine liebe Frau selbst breitet ihre Fittiche über sie aus und in deren Schatten mag es sich ganz köstlich schnäbeln lassen. Das war es, was ich Dir sagen wollte und nun sei ein wenig achtsam, wenn Dir selbst etwas an der kleinen Zerline gelegen ist.«

Der Graf war von seinem Sitz aufgestanden und hatte sich in den Schatten des nur von einer Lampe erleuchteten Zimmers zurückgezogen, wo er starr vor sich hinblickte und mit den Zähnen unruhig an der Lippe nagte. Was ihm Graf Mansfeld eben gesagt, kam ihm zwar sonderbar vor, aber so leicht der ränkevolle Hofmann auch geneigt war, überall eine kleine Liebesintrigue zu erspähen, so lag es doch immerhin in der Möglichkeit, daß er sich diesmal nicht irrte. Wenn das aber wirklich der Fall, dann – dann kam die Warnung zur rechten Zeit und dann sollte einmal ein Exempel statuirt werden, wie es in der Rabenburg noch nicht erlebt worden war. Das gelobte er sich jetzt schon im Stillen, obgleich er kein Wort darüber

äußerte, denn einen Nebenbuhler – mochte derselbe sein wer er wollte – bei einem weiblichen Wesen zu dulden, auf das er selbst sein Auge geworfen, das lag nicht in der Art des seinen Leidenschaften sklavisch gehorchenden Grafen. Indessen war er Diplomat genug, seine Empfindungen über den angeregten Punkt für jetzt nicht zu verrathen und so sagte er, so ruhig er konnte, zu seinem Freunde:

»Nun, da hast Du ja schon eine recht hübsche Beobachtung gleich am ersten Tage gemacht. Du bist ein selt-sam schlauer und glücklicher Bursch. Ich habe die Beiden schon länger beobachtet und niemals ist mir nur der Gedanke gekommen, daß zwischen ihnen eine wirkliche Liebelei stattfinden kann.«

»O, wenn es weiter nichts ist und Du der Sache ganz auf den Grund schauen willst, so will ich Dich bald davon überzeugen. Ich habe Zeit und Lust genug, in einer voraussichtlich sehr angenehmen Comödie die Rolle eines *deus ex machina* zu spielen und werde morgen bei Zeiten auf dem Posten stehen, um irgend wo und wie die Entwicklung der Dinge mit anzusehen, und wenn ich zufällig eine hübsche Entdeckung mache, werde ich Dich bitten, mein Secundant auf der Lauer zu sein. Bist Du damit einverstanden?«

Der Graf nickte und bald darauf trennten sich die Freunde für diese Nacht, der Eine überaus glücklich, einmal wieder einen kleinen Roman eingefädelt zu haben, der Andere dagegen im Stillen grollend und von Neuem bittere Galle in seinem Herzen aufsteigen fühlend, die er

heute gegen seine Frau bereits gänzlich ausgeschüttet zu haben glaubte.

Als Wolfgang Harder am nächsten Morgen zu der gewöhnlichen Unterrichtszeit in die Bibliothek trat, fand er Fräulein von Winning mit den Kindern allein darin vor. Alle begrüßten ihn herzlich wie sonst, aber sofort erzählten die Kinder, daß die Mama heute Morgen nicht herunterkommen, sondern sie im Lesen und Rechnen nachher auf ihrem Zimmer unterrichten werde.

»Warum wird sie nicht kommen?« fragte der Geistliche indem er seinen besorgten Blick auf der etwas befangen erscheinenden Helene ruhen ließ.

»Sie befindet sich etwas unwohl,« sagte diese nun, »und hat die Nacht sehr wenig geschlafen, was bei ihr nur höchst selten vorkommt. Die Kinder will sie allerdings bei sich lesen und rechnen lassen, sonst jedoch will sie den Tag bis zum Mittag in Ruhe verbringen und wir möchten sie daher ungestört lassen. So hat sie mir vor einer Stunde gesagt, als ich sie besuchte, und hinzugefügt,« setzte sie leicht erröthend hinzu, »daß wir Beide – unsern Morgenspaziergang allein machen möchten.«

»Das thut mir ja leid,« erwiderte Wolfgang Harder, »und der Morgen ist gerade so schön. Sie wird sich doch nicht ernstlich unwohl fühlen?« fragte er dann.

»Ich glaube nicht, doch wir wollen nachher darüber sprechen, Herr Prediger.«

Dabei gab sie ihm einen Wink, den er sogleich verstand und der besagte, daß sie in der Gegenwart der Kinder darüber nichts reden möge, und so fragte er nur, ob noch keine neuen Zeitungen gekommen wären.

»Ich weiß es nicht,« erwiderte Helene, »wenn sie aber kommen, werden wir sie wohl so bald nicht erhalten, da sie ja von heute an erst nach den Zimmern der Herren wandern.«

»Aha! Ich bescheide mich. Doch nun will ich Sie nicht länger stören; fahren Sie gefälligst in Ihrer Lection fort.«

Er setzte sich auf seinen gewöhnlichen Platz an's offene Fenster, nachdem er sich ein Buch aus einem Schrank geholt. Allein er schien keine besondere Lust zu haben, darin zu lesen, sondern er saß schweigsam am Fenster und starrte in den sonnebestrahlten Park hinaus. Ja, es war ein lieblicher Julimorgen, der draußen die ganze Natur mit seinem Blüthenduft erfüllte. Klar stand die Sonne am blauen Himmel und ihre Strahlen wären gewiß unerträglich heiß gewesen, wenn ein linder Wind ihre Glut nicht gemildert und frische Kühlung herangeweht hätte. Darum vielleicht auch wetteiferten die zahllosen Vögel und namentlich die Finken so lebhaft in den Gebüschchen mit ihrem melodischen Schlag und Gesang, denn lange nicht hatte Wolfgang Harder ihre muntere Schaar so fröhlich jauchzen und jubeln gehört. Woran er in diesem Augenblick dachte, wußte er anfangs vielleicht selbst nicht, so unruhig flatterten die Bilder seiner Phantasie vor seiner Seele hin und her, allmähig aber, nachdem er

den Verhältnissen im Schloß gebührend Rechnung getragen, gedachte er seiner eigenen Lage daselbst und gestand sich ehrlich, daß er sich das Leben darin doch etwas leichter vorgestellt, als es ihm nun die Wirklichkeit bot. Dann aber fielen ihm plötzlich die bedenklichen politischen Verwickelungen ein und nun wurden seine Gedanken klarer und gestalteten sich zu ruhigen Sätzen, bis ihm endlich ein bestimmter Entschluß näher zu treten begann, dem er sich nicht länger entziehen zu dürfen glaubte.

»Wenn nun wirklich ein gewaltiger Krieg ausbrechen sollte,« fragte er sich, »und gewaltig wird er ohne Zweifel werden, was beginne ich dann? Darf ich hier ruhig sitzen bleiben und die Hände in den Schooß legen? Nein, das darf ich nicht. Dann ist der Zeitpunkt vielmehr für mich gekommen, von dem Irene schon mehrmals mit mir gesprochen, wo ich einen festen Entschluß fassen und entweder auf meinem alten Wege beharren oder einen neuen einschlagen muß, um endlich einmal zu einem erquicklichen Ziele zu gelangen. Nun, ich will mit meinen Gedanken und Befürchtungen der Zeit nicht vorauseilen, ihre Strömung wird nicht lange auf sich warten lassen, und wohin sie mich dann trägt, wird der Augenblick lehren. Glücklicher Weise hänge ich nicht mehr von der zweifelhaften Gunst bevorrechteter Menschen ab; Dank meiner guten alten Tante kann ich auf meinen eigenen Füßen stehen und da wird sich der nächste wichtige Schritt ja wohl mit Ruhe überlegen lassen.«

»Mit Ruhe!« fuhr er nach einer Weile fort, während er trübe in den klaren blauen Himmel emporgeschaut hatte. Das ist bald und leicht gesagt. Werde ich denn wirklich dies Haus und seine Bewohner mit Ruhe verlassen können? Viele – ja, einige mit Schmerz, eine Einzige aber mit einem Weh, für das ich noch keinen Namen habe. Doch still, man soll ja nicht vor der Zeit über das Kommende grübeln, und am wenigsten, wenn es unheilvoll sein kann. So will ich denn lieber auch nicht an diese immerhin mögliche Trennung denken und mich auch darin der Strömung der Zeit überlassen. Sie wird schnell genug mit ihren donnernden Wogen heranstürzen und an uns ist es allein, uns auf Alles vorzubereiten, was sie uns bringen kann. Das will ich denn auch und nun ist mein Entschluß gefaßt. Was auch komme, es soll mich Alles als einen gestählten Mann finden, der nie mit Sicherheit auf Glück und Wohlstand gerechnet, aber auch nie das Leid und die Trübsal der Erde gefürchtet hat. Wohlan denn, vorwärts mit Gott!«

Bald darauf hatte Helene ihren Unterricht beendet und Wolfgang Harder trat an ihre Stelle, nachdem den Kindern eine kleine Ruhepause gewährt worden war. Aber auch seine Lection ging vorüber und nun schickten sich die Kinder an, mit ihren Büchern zu der Mama emporzusteigen, um auch vor ihr die gewohnten Uebungen abzuhalten. Sie nahmen von Wolfgang Harder die herzlichsten Grüße mit hinauf und Hildegard versprach, es nicht zu vergessen, daß der Herr Prediger der Mama die baldigste Besserung wünschen lasse.

Als die Kinder die kurze Wendeltreppe nach den Gemächern der Gräfin emporgestiegen waren, wandte sich Wolfgang Harder zu der noch am Fenster stehenden Erzieherin hin und fragte sie, ob sie nun mit ihm einen kleinen Spaziergang unternehmen wolle.

Helene, die Hut und Sonnenschirm schon in Bereitschaft gehalten, nickte ihm freundlich zu und bald traten sie in den Hof hinaus, um durch das große Schloßthor in den Park zu gelangen. Als sie das Thor erreichten, sahen sie den leichtfertigen Casper vor demselben stehen und gemüthlich seine Cigarre rauchen. Er begrüßte die Beiden auch, kaum aber waren sie an ihm vorübergeschritten, so sprang er behende die Treppe empor, die nach dem Corridor seines Herrn führte und klopfte dreist an die Thür des Zimmers, welches augenblicklich Graf Mansfeld bewohnte. Mit einigen Worten hatte er die Meldung abgestattet, die von ihm schon seit einiger Zeit erwartet war, und nachdem er sich wieder entfernt, schlüpfte der glatte Hofmann rasch in das Nebengemach und wiederholte vor dem wieder mit Briefschreiben beschäftigten Hausherrn, was er soeben von Casper vernommen.

Der Graf warf unwillig die Feder hin, erhob sich jedoch auf der Stelle von seinem Stuhl. Dann einen finsternen Blick auf den ruhelosen Unheilstifter werfend, der ihm doch einen so wichtigen Beweis von der Schuld zweier ihm so nahe stehenden Menschen zu liefern versprochen, vertauschte er schweigend seinen Morgenrock, den er noch trug, mit dem gewöhnlichen Reitrock, nahm Hut

und Reitpeitsche, ohne die er nun einmal nicht ausgehen konnte, und sagte mit einem nicht gerade sanften Ton:

»Komm, ich bin bereit. Aber der Park ist etwas groß, mein Lieber, und wir werden eine hübsche Strecke laufen können, bis wir das trauliche Paar gefunden haben.«

»Dafür muß das Glück sorgen, mein Freund, aber Du vergißt ganz, daß ich ein geschickter Jäger auf der Spur eines solchen Wildes bin. Wenn sich ein junges Liebespaar schnäbeln will, was ich bei diesen jungen Menschen voraussetze, so sucht es nicht gerade die offensten und geradesten Wege auf, sondern läßt sich in irgend einem traulichen Gebüsch nieder, wo eine niedliche Bank steht. Schade, daß die Nachtigallen nicht mehr schlagen, sonst wüßte ich schon, wohin sie gegangen sind, denn in solchen Affairen bin ich bewandert und mein Instinkt hat mich nur selten darin getäuscht.«

»Wenn Du Recht hättest,« knirschte der Graf, der an der Seite des Freundes rasch durch das Schloß und in den Park eilte, »und wir fänden sie wirklich in solcher Situation an solcher Stelle, dann weiß ich nicht, was ich zu thun im Stande bin.«

Graf Mansfeld stand vor dem Grollenden still und hielt ihn, da er ihm viel zu rasch ging, am Arm auf.

»Brandhorst,« sagte er mit leiser, aber eindrucksvoller Stimme, »laß Dich von mir warnen, da es noch Zeit ist. Ich habe Dir diesen Vorschlag gemacht, mehr um mich zu amüsiren, als Dich in Harnisch zu bringen. Du wirst hoffentlich vernünftig und so kalt und besonnen wie immer sein. Alle Heftigkeit laß nur zu Hause und behalte

die noble Ruhe eines Mannes von Stande bei. Um Gotteswillen, nur keinen Eclat, das mußt Du mir versprechen, sonst würde ich bereuen, mir diesen Spaß gemacht zu haben. Kann ich mich auf Dich verlassen?«

»Ja,« brummte der Graf vor sich hin, »einen öffentlichen Scandal werde ich vermeiden, aber im Stillen soll die Uebelthäter meine Rache treffen.«

»Die Uebelthäter! Wie Du so seltsam sprichst! Sind es denn Uebelthäter, wenn zwei Menschen sich lieben, sich das sagen, die Hände drücken und vielleicht sogar einen Kuß geben? Nun beim Herkules, dann wäre ja die ganze Welt ein Verbrechernetz und wie oft wären wir Beide dann schon in der Lage gewesen, irgend einen Menschen, dem wir – die Butter vom Brode genommen, zu einem Scandal gegen uns zu bewegen. Nein, nein, lustig mein Kamerad, und sieh Dir die Sache aus einem heiteren Gesichtspunkt an. Ich freue mich schon im Voraus, daß ich ihre Küsse wie eine kleine Windsbraut in den Blättern rauschen höre und Du mußt also nicht so griesgrämig und bitterböse darein schauen. Halt – da vorn gehen sie. Aha, ich dachte mir es wohl, sie schlagen den Weg nach der Nachtigallenlaube im Fliedergebüsch ein. Ha, dahin weiß ich den Weg von einer anderen Seite zu finden und da giebt es einen Versteck, wie wir uns keinen besseren wünschen können.«

Er zog den laut athmenden Freund mit sich am Arm fort und betrat einen sich anmuthig schlängelnden Weg, der zu einem Fliedergebüsch führte, das in einem weiten Halbkreis eine Bank umschloß und so dicht und stark

belaubt war, daß das Auge es nicht zu durchdringen vermochte. Vor diesem Gebüsch angekommen, bat er den Grafen durch einen Wink, einen Augenblick auf ihn zu warten, und als dieser mit einem ähnlichen Wink bejahend erwiedert, bog er die elastischen Zweige vorsichtig auseinander und schlüpfte hinein, so daß er in wenigen Minuten den mit starrem Auge ihm Nachschauenden verschwunden war. Gleich darauf aber kam er wieder zum Vorschein und den Grafen an sich heran winkend, flüsterte er ihm zu:

»Komm! Vorsichtig und leise! Ich habe einen prächtigen Platz zum Horchen gefunden. Sie sitzen beisammen und wenn ich ihre Küsse auch noch nicht rauschen höre, so plaudern sie doch allerliebste und wir werden bald ein köstliches *tête à tête* zu belauschen haben.« –

Arglos und ohne alle Ahnung, daß sie auf so hinterlistige Weise schon seit dem vorigen Abend von dem intriganten neuen Gast auf der Rabenburg verfolgt und beobachtet wurden, hatten Wolfgang Harder und Fräulein von Winning ihren Spaziergang begonnen und würden ihn, wenn es nach des Ersteren Neigung gegangen wäre, bis zu seiner Lieblingsbank auf der Höhe fortgesetzt haben, wo sie vor jeder Belauschung sicher gewesen wären. Allein der frische Morgenwind hatte sich plötzlich gelegt und die Hitze war fühlbarer als vorher geworden, und so stand der Geistliche von dem weiteren Spaziergange ab und folgte dem Vorschlage Helenens, sich in der schattigen Fliederlaube niederzulassen.

Anfangs hatten sie über die drohende und alle Gemüther damals so lebhaft beschäftigende Weltlage gesprochen und Helene hatte in ihrer Besorgniß um den im Stillen so verehrten Freund die Frage gethan, ob auch ihn etwa das allgemeine Verhängniß in irgend einer Weise persönlich berühren könne. Da hatte er ehrlich erwiedert, daß das wohl möglich sei, daß er vor der Hand zwar noch keinen bestimmten Entschluß gefaßt, daß er aber jeden Augenblick bereit sein werde, sein persönliches Wohl dem allgemeinen Wohle aufzuopfern, daß er sich also für jetzt abwartend verhalten wolle, bis der entscheidende Moment eintrete, der ja nach allem Vorgehenden nicht mehr lange auf sich warten lassen könne.

»Ach Du lieber Gott,« sagte Helene darauf, »was sind das doch wieder für traurige Zeiten und wir glaubten nun endlich nach dem letzten Kriege über alle dergleichen Ereignisse fort zu sein. Doch mit dem allgemeinen Menschenschicksal wie mit dem jedes Einzelnen ist kein ewiger Bund zu flechten und das Unglück schreitet schnell. Ach, wie sehr hat der große Dichter mit diesem Wort Recht gehabt! – Aber was wird die arme Gräfin sagen,« fuhr sie nach einigem Nachdenken fort, »wenn auch Sie in den Strudel dieses Verhängnisses gezogen und von diesem Orte, den Sie erst vor so kurzer Zeit als Ihr stilles Asyl betreten, an eine andere Stelle gerissen werden sollten. Die arme Frau! Sie hat sehr wenig Glück auf Erden und nun soll sie am Ende auch noch diesen Trost verlieren!«

Durch diese ihr aus dem Herzen strömenden Worte waren sie von ihrem ersten Gesprächsgegenstande abgekommen und hatten sich den näheren Verhältnissen der Gräfin zugewandt, und das geschah gerade in dem Augenblick, als sie die Fliederlaube erreicht und sich auf der so friedlich sie dazu einladenden Bank niedergelassen hatten. Helene schien heute ganz von dem Gedanken an die Gräfin erfüllt zu sein und ihre eigenen Sorgen darüber völlig vergessen zu haben, denn nur zu bald leitete sie das Gespräch ausschließlich auf die Erstere hin und sprach sich offener, als sie es je gethan, über das Mißverhältniß zwischen ihr und dem Grafen aus.

»Ist es nicht wunderbar,« sagte sie endlich und kurz, bevor die Lauscher in ihre Nähe traten, »daß zwei solche Menschen, die sich ewig hätten fern bleiben sollen, weil sie so ganz und gar nicht zu einander gehören, gerade zusammengerathen sind? Ich habe auch einen ähnlichen Fall in meiner eigenen Familie erlebt, aber freilich nur davon erzählen gehört. Wie ist es nur möglich, daß dergleichen vorkommen kann! Ein Bund, den allein die Liebe schließen soll, wird namentlich in der großen Welt nur zu oft durch ganz derselben entgegengesetzte Gefühle geschlossen, denn daß hier keine Liebe stattgefunden, möchte ich beschwören, obwohl ich nicht begreifen kann, wie unsere Gräfin, ohne Liebe zu fühlen, ihren Mann geheirathet hat,«

Wolfgang Harder antwortete hierauf nicht, er wußte ja schon, wie das besprochene Verhältniß begonnen hatte und eingefädelt war. Nur sagte er nach einer Weile, als

ob er in Gedanken zu sich selbst spräche und gerade in dem Augenblick, als die beiden Grafen unbemerkt dicht hinter ihre Bank getreten waren:

»Liebe! Liebe! Was für ein seltsamer Begriff! Ich habe mir schon oft den Kopf darüber zerbrochen, wie sie so rasch entsteht, gedeiht und oft auch eben so rasch zu Ende geht, aber mir ist es damit ergangen, wie so vielen Philosophen, die darüber geschrieben – keiner von Allen hat ihre Quelle schon ganz ergründet und so glaube ich auch, daß sie keiner je ganz ergründen wird. Sie muß dem Menschen angeboren sein, wie der Natur die göttliche Triebkraft gleichsam angeboren ist, das heißt ihr von Anfang an innewohnt, und das Seltsame dabei ist, daß sie in jedem Menschenherzen ewig neu und anders ist, wie im Frühling jedes Blatt an einem Baum, jede Blume an ihrem Strauch neu und anders ist und keine einzige der anderen vollkommen ähnlich sieht. Und doch, seltsamer noch als vorher, ist sie immer die alte, immer und ewig dieselbe in ihren Wirkungen und Folgen. Die wahre Liebe erhebt und läutert das Menschenherz – und das soll sie gewiß auch nach Gottes Willen thun, dafür ward sie uns von ihm eingehaucht, und ich bin sogar mit vielen Psychologen der Meinung, daß selbst ein Verbrecher, wenn er wahrhaft liebte, kein Verbrecher mehr sein könnte, wie er auch mit einer reinen Liebe im Herzen, keiner geworden wäre.«

»Ich glaube wohl, daß Sie Recht haben,« fuhr Helene eifrig fort, die mit haarscharfer Aufmerksamkeit den so warm und innig gesprochenen Worten gelauscht, »aber

wie selten ist eine Liebe unter den Menschen wahrhaft und ächt, keusch und rein, wie sie doch gewiß nach Gottes Willen sein sollte, eben weil sie zur irdischen Beseeligung der Menschen beitragen soll. Manche Menschen können sogar nach meiner Meinung gar nicht lieben, und um Ihnen ein schlagendes Beispiel vor Augen zu führen, will ich Sie nur an unseren Grafen erinnern. *Seine* Liebe ist gar keine Liebe, vielmehr nur eine nach sinnlichem Genuß trachtende Leidenschaft. Das liegt in seinem Auge, seinem Blick, wenn er Jemanden ansieht, für den er eine gewisse Neigung zu empfinden glaubt. Mich wenigstens ergreift stets ein inneres Bangen, wenn ich diese Leidenschaft in seinen Augen blitzen sehe, meine Augen umflogen sich und mir wird es im Herzen so weh, wenn ich nun auf die arme Frau blicke, der eine solche Liebe als eine ewige irdische Beigabe zu Theil geworden ist. Ja, oft schon, wenn mich sein Blick traf, brannte er mir förmlich in der Seele und mir war immer zu Muthe, als ob mir dann eine innere Stimme zuriefe: Flieh, flieh vor ihm, es ist ein Dämon in seiner Brust, der Dich nur zu vernichten, nicht zu beglücken und zu beruhigen im Stande ist.«

»Sie sollten sich einem so trostlosen Gedanken nicht hingeben, Fräulein Helene,« erwiderte nach einiger Zeit der Geistliche, wobei er in seinen Ton eine eigenthümliche, besänftigende Gewalt zu legen wußte. »Wenn ein solcher Dämon wirklich in irgend einer Menschenbrust vorhanden ist, wofür den Beweis darzubringen sehr schwer sein dürfte, da nach meinem Dafürhalten kein

Mensch, so lange er lebt und sich bessern kann, dem bösen Geiste, also Ihrem Dämon verfallen ist, wenn er also doch, sage ich, momentan und in einer vorübergehenden Epoche seines Lebens in einer Menschenbrust vorhanden ist und feindselig einem Weibe gegenübertritt, so kann dies Weib, wenn es klug, rein und edel ist, einen solchen Dämon leicht bannen, sobald es eben den festen Willen dazu besitzt. Treten Sie einem solchen Manne – ich spreche hier nicht vom Grafen, sondern ganz im Allgemeinen – mit Ihrer ganzen weiblichen Würde, mit Festigkeit und Energie entgegen, so wird er, wenn er nicht ganz verrucht ist – und das schließe ich allerdings aus – den Engel in Ihnen erkennen und, sich im Stillen gedemüthigt und in übermächtige Bande geschlagen fühlend, von Ihnen zurückziehen, ohne Ihnen ein Haar Ihres Hauptes gekrümmt zu haben.«

»Ach, das sagen Sie wohl, lieber Herr Harder!« fuhr Helene laut aufseufzend fort. »Aber wer ist immer so stark, so begabt, eine solche Würde zu zeigen, und wer von uns, die wir ja Alle mehr oder weniger sündhaft sind, ist Engel genug, so stark und siegreich auf einen Anderen wirken zu können? Ich, ich bin es nicht, also ich kann diese Wirkung auch nicht erzielen. Ich kann nur erschrecken und zittern, wenn ich den Mann, von dem ich vorher sprach, ansehe. Und mit welchen, mich beängstigenden Flammenaugen betrachtet er mich immer, wenn er in meine Nähe tritt, so zum Beispiel gestern, als er mit seinem Freunde auf die Veranda trat. Mir bebte das Herz in der Brust, ich hätte kein Wort hervorbringen können,

denn eine unbegreifliche, mir räthselhafte Angst zog mir die Kehle zusammen und die innere Stimme rief wieder wie auch sonst: Flieh, flieh, ehe es zu spät ist, und so floh ich auch.«

Wolfgang Harder war in ein längeres Nachdenken versunken; es war ihm nicht angenehm, daß Helene immer an dem einen, diesen Mann betreffenden Gedanken hängen blieb, und um sie davon abzuleiten, sagte er mit seiner sanftesten Stimme:

»Da sind Sie doch, vielleicht durch Ihre zu große nervöse Reizbarkeit dazu veranlaßt, in einen Zustand von ungerechtfertigter Antipathie gegen den Grafen gerathen, den Sie eigentlich zu verbannen sich Mühe geben sollten. Ich gebe zu, daß das Benehmen, welches er gegen Sie an den Tag legt, Sie ängstigen mag, aber Sie müssen es doch ertragen und diese Angst zu bekämpfen suchen. Am wenigsten dürfen Sie an eine Flucht denken, die ja für Sie von ernsten Folgen begleitet sein könnte, wenn Sie sie wirklich ausführen wollten. Nein, eine gewisse Standhaftigkeit im Ertragen unliebsamer Verhältnisse gehört nothwendig mit zum Leben des Menschen, besonders dessen, der nicht freier Herr über sein Schicksal ist und anderen Menschen sich unterzuordnen hat, wie zum Beispiel wir Beide. Wenn jeder Mensch alle Verhältnisse gleich zerreißen wollte, die ihn bedrücken und, bedrängen, dann ginge Alles aus den Fugen, nichts würde Bestand haben, kein Erfolg, keine Befriedigung auf irgend einer Seite würde zu Stande kommen, denn,

blicken Sie sich um in der Welt, wo finden Sie nicht etwas Aehnliches, wie wir es hier in der Rabenburg vor Augen haben, und wo verlaufen überhaupt die menschlichen Verhältnisse so glatt, daß man nicht irgend etwas an ihnen auszusetzen oder anders zu wünschen hätte?«

»Ach, mein lieber Herr Harder,« erwiderte Helene mit einem schmelzenden, innig klingenden Ton wie der Graf ihn bisher wohl noch nie aus ihrem Munde gehört haben mochte, »Sie sprechen immer so tröstlich, so überzeugend, daß man Ihnen stets glauben und beistimmen muß. Wie viel habe ich Ihnen nicht schon zu danken, was schulde ich Ihnen nicht für die Belehrung über so viele Verhältnisse des Lebens! Sie haben mir schon so oft Klarheit über dunkle Dinge verschafft und mir so manches Räthsel gelöst, über das ich mir in einsamem Nachdenken vergeblich den Kopf zerbrochen. O welche Gunst des Schicksals hat Sie in meine Nähe geführt! Wie dankbar bin ich der Vorsehung dafür und wie eifrig muß nur mein Bestreben sein, Ihren Rath zu befolgen und Ihrer ferneren Leitung mich anzuvertrauen.«

Sie hatte dabei seine Hand gefaßt, die neben ihr auf der Bank ruhte, und drückte sie sanft, in einer Aufwallung ihrer Gefühle, die sie noch nie in seiner Gegenwart gezeigt oder wenigstens stets mit voller Selbstbeherrschung zurückgehalten hatte. So wandte Wolfgang Harder sein Gesicht auch nach ihr herum und sagte mit etwas leiserer, aber nicht minder gefühlvoller Stimme:

»Ich danke für diesen Ihren Händedruck, wie ich auch Ihren Blick und Ihre Worte verstehe, aber ich wiederhole, was ich Ihnen vorher gesagt: Harren Sie geduldig auf Ihrem Posten aus, wie ich, und ertragen Sie standhaft, was Ihnen hier zugemuthet wird. Ach, mir wird es auch bisweilen recht schwer, das Elend hier so ruhig mit anzusehen und nicht helfen zu können, aber ich bleibe trotzdem, weil mir nach meiner Ueberzeugung – so fasse ich mein Verhältniß hier auf – der Himmel selbst, an dessen geheimnißvolles Walten ich jetzt fast eben so fest wie die Gräfin glaube – diese Mission auferlegt zu haben scheint, die ich auch bis zum Ende auszuführen entschlossen bin, gleichviel, ob es mir persönliche Ueberwindung kosten mag oder nicht.«

»Ach, ich weiß doch nicht,« nahm Helene nach kurzem Besinnen das Wort, »ob *mein* Verhältniß an diesem Orte sich mit dem Ihren vergleichen läßt und ob es nicht besser für mich wäre, lieber rasch von hier zu scheiden, als in der ewigen Unruhe und Sorge um mich und Andere zu verharren. Ich habe schon einmal den Entschluß gefaßt, die Rabenburg zu verlassen und mir irgend wo anders ein Unterkommen zu suchen, und nur der Gedanke, die süße theure Frau mit den lieben Kindern allein zu lassen, hat mich davon zurückgehalten,«

»Das war ein guter Gedanke und ein fester Halt, liebes Fräulein,« entgegnete der Geistliche, »und an ihm halten Sie sich auch ferner fest. Fürchten Sie sich, ich wiederhole es, auch vor dem Grafen nicht mehr. Ich – freilich bin ich ein Mann und habe stärkere Nerven – könnte einen

solchen Mann niemals fürchten, und wenn er zehnmal stärker und dämonischer wäre als dieser. Ich bin zwar auch nur ein gebrechlicher Mensch und nichts Engelartiges haftet an mir, aber eine Art Engel fühle ich doch in meiner Brust, und das ist ein Engel mit feurigem Schwert. Rufe ich den, wie immer, wenn ich in irgend einer Noth oder Drangsal bin, zu meiner Hülfe herbei, dann, glauben Sie mir, bin ich so stark und mächtig, wie jeder vom Weibe Geborene, und wäre er selbst ein Graf oder gar ein Prinz, wie wir dergleichen ja auch schon hier gehabt. – Doch jetzt haben wir genug geplaudert und Sie müssen nach dem Schloß zurückkehren. Die Gräfin wird mit dem Unterricht der Kinder fertig sein und möchte Ihrer bedürfen. Begeben Sie sich also zu ihr, während ich meinen Gang noch etwas fortsetzen will.«

Helene erhob sich auf der Stelle und sah den ehrlichen Freund mit einem dankbaren und freudigen Blick an.

»Darf ich noch einmal um Ihre Hand bitten?« fragte sie dann.

»Warum nicht, ich gebe sie Ihnen gern, da haben Sie sie.«

Gleich darauf hatte Helene die Laube verlassen und ging mit gemäßigter Eile auf dem nächsten Wege dem Schloß zu; Wolfgang Harder dagegen, nachdem er ihr eine Weile gedankenvoll nachgeblickt, schritt auf dem Wege fort, der vor ihm lag und bald war er den Berg hinaufgestiegen, den er schon am Morgen hatte erreichen wollen.

Kaum aber war das junge Mädchen sowohl wie der Geistliche hinter den sie umgebenden Gebüsch ver-
schwunden, so traten auch die beiden Lauscher vorsich-
tig aus ihrem Hinterhalt und Graf Mansfeld hatte große
Mühe, den lauten Ausbruch der Heftigkeit seines Freun-
des noch eine Weile zu hemmen, der ihm schon lange
durch seine drohenden Blicke verrathen hatte, welch ein
tiefer Groll an seinem Herzen nagte. Als sie aber eine
Strecke von der Laube entfernt waren und einen breite-
ren Weg hinabschritten, wo Niemand mehr ihre Worte
hören konnte, brach dieser Groll gewaltsam hervor, in-
dessen nahm er bei den ersten Worten nicht gleich die
finstere Gestalt an, die sich erst allmählig aus ihm ent-
wickeln sollte.

»Hast Du gehört?« knirschte er mit zurückgehaltenem
Grimm dem still vor sich hin lächelnden Freunde zu.

»Ja, Alles, lieber Brandhorst, und diese Leutchen ha-
ben eine gute Meinung von Dir, wie mir dünkt.«

»Das ist mir das Gleichgültigste von Allem, ich habe
etwas ganz Anderes im Auge. Was denkst Du von ihrem
gegenseitigen Verhältniß, das mir noch nicht ganz klar
erscheinen will!«

»O, mir doch! Es ist ein Liebespaar von ganz eigener
Art, wie ich noch keines gesehen, aber sie verstehen sich
trotzdem, und ihre Blicke und Händedrucke mögen noch
viel mehr gesprochen haben als ihre Worte.«

»So soll sie der Teufel holen!« brauste der Graf auf,
»und an diesem gleißnerischen Menschen mit seinem En-
gel mit feurigem Schwert in der Brust werde ich zuerst

mein Muthchen kühlen. Ha! Noch bin ich Herr auf meinem Gut und ehe ich diesem glatten Schwarzrock das blonde Mädchen gönne, eher entschieße ich mich zu einer That, von der man noch lange hier sprechen soll. Wie der Mensch spricht und sich geberdet – hast Du es wohl gehört? Als ob er uns Allen gewachsen wäre und mit uns nach seinem Gefallen umspringen könnte! O, ich wünschte, er wäre mir in einer Art gewachsen und dann wollte ich ihm zeigen, daß ich Waldemar, Graf Brandhorst bin.«

»Was wolltest Du denn mit ihm thun?« fragte Graf Mansfeld, der ein wahres Vergnügen an der von ihm herbeigeführten Verwicklung zu haben schien.

»Das ist doch sehr einfach!« rief der Graf, in seiner Wuth die Worte rasch vor sich hin sprudelnd. »Wenn er ein Edelmann wäre, was ich beinahe wünschte, dann ließe ich ihn durch Dich fordern und schösse ihn nieder wie einen Hund. So aber, da er nur ein durch seinen Stand geschützter Geistlicher ist, bleibt mir nichts Anderes übrig, als ihn einfach aus dem Hause zu jagen. Ha! wie kann eine solche bürgerliche Canaille ihre Augen zu einem solchen Mädchen erheben, einem Mädchen, das ich liebe, das freilich augenblicklich nur die Erzieherin der Kinder eines Grafen, aber immerhin eine Adlige ist!«

Graf Mansfeld lachte dämonisch in sich hinein, denn es freute ihn, seinen sonst so gleichgültigen und kalten Freund einmal in lebhaftere Wallung gebracht zu haben.

»Es ist spaßhaft zu sehen,« sagte er nach einer Weile, »was für seltsame Leidenschaften die Menschen haben!

Ich habe schon lange keine Leidenschaft mehr und befinde mich vortrefflich dabei. Ich amüsire mich allein und das genügt mir vollständig.«

»So, also Du amüsirst Dich am Ende auch jetzt, wo ich auf der Stelle rasend werden möchte?«

»Allerdings, und recht sehr und dieses Amusement entspringt hauptsächlich aus der Verwunderung, wie Du Dich über eine solche Lappalie so ereifern kannst. Faß doch die ganze Geschichte mit Deiner alten Ruhe an und übereile Dich vor der Hand nicht. Der kleine Blondkopf wird Dir nicht so leicht fortlaufen, wie er sagt, denn der Schwarzrock, wie Du ihn nennst, bindet ihn fest an seine Kette. Du hast es ja gehört.«

»Allerdings und das ist noch *eine* Wohlthat. Aber wer die Schuld von dem Allen trägt, das weiß ich jetzt, das ist meine Frau, die mir den ganzen Wirrwarr mit ihrer Schwärmerei und Träumerei auf den Hals gezogen hat. Dafür soll sie mir büßen und ich werde mich sogleich zu ihr begeben und sie über ihre Handlungsweise zur Rechenschaft ziehen.«

»Das ist Deine Sache, mein alter Freund,« lachte Graf Mansfeld höhnisch aus, »aber erspare mir wenigstens den Genuß, ein Zuschauer oder gar Theilnehmer dieser schöne häuslichen Scene zu sein. Dergleichen liebe ich nicht und darum bin ich auch ein Junggeselle geblieben. Die Weiber sind sehr interessant und liebe Dinger, wenn man mit ihnen spielen, sie küssen und herzen kann, aber eine Frau auf dem Halse zu haben, mit der man sich zanken muß – pfui! das ist nicht nach meinem Geschmack. Du

hast einmal in den sauren Apfel gebissen und nun würge ihn hinunter. Ich wünsche Dir guten Appetit dazu und jetzt überlasse ich Dich Deinem Schicksal. Gott befohlen! sagen die frommen Leute und so sage auch ich, denn ich bin zuweilen auch fromm, wenn der herrschende Wind es also verlangt. Adieu, mein alter Freund, ich werde mir ein Pferd satteln lassen und ein Bischen spazieren reiten, das wird mir Appetit zur Tafel machen und da hoffe ich Dich von aller Galle befreit wiederzusehen. Lebe also wohl bis dahin und – laß Dir den sauren Apfel recht gut schmecken!«

DRITTES CAPITEL. GRAF BRANDHORST ÜBERNIMMT DIE
HAUPTROLLE IN SEINES FREUNDES ROMAN.

Die Gräfin hatte die ihr sonst so angenehme Arbeit, ihre Kinder im Schreiben und Rechnen zu unterrichten und sie dabei lehrreich zu unterhalten, heute nur mit großer Selbstbeherrschung lösen und nur mit Mühe den kleinen lebhaften Wesen, die jede Minute mit einer anderen Frage in sie drangen, die tiefe Traurigkeit verbergen können, von der sie heimgesucht war. Endlich aber war das sonst so leichte und heute so überaus schwere Werk vollbracht und Benjamin war eben gerufen worden, um die Kinder in den Park zu führen und Fräulein Helene aufzusuchen, die nun die Obhut derselben wieder übernehmen sollte.

So war denn die Gräfin allein in ihrem Zimmer und sie empfand heute keine Neigung, auf die luftige Veranda hinauszutreten, wo sie sonst so gern weilte. Die Aufregungen des vergangenen Tages hatten heftiger auf sie

eingewirkt, als sie es für möglich gehalten und ein Gefühl unsäglicher Hinfälligkeit und Abspannung hinterlassen, das ihr bisher gänzlich unbekannt geblieben war. Dabei pochte ein dumpfer Schmerz in ihren Schläfen, ihr Herz hämmerte laut und ein unbestimmtes Angstgefühl ließ ihr keine Ruhe, als ob irgend ein neues Bedrängniß ihr bevorstände und sie noch tiefer in den Strudel reißen wollte, in den sie sich seit dem gestrigen Tage widerstandslos gerissen sah.

Und obgleich es in solchem qualvollen Seelenzustand oft eine Wohlthat ist, mit sich allein zu sein, so wünschte Irene doch heute gerade das Gegentheil; sie sehnte sich nach einem theilnehmenden Menschen, sie begehrte ein freundliches Gesicht zu sehen und wohlwollende Worte zu vernehmen, und so athmete sie erleichtert auf, als plötzlich Helene, erschien die Benjamin mit den Kindern im Park nicht getroffen hatte.

Die Gräfin blieb auf ihrem Sessel am Fenster sitzen und streckte dem willkommenen jungen Mädchen nur mit einem matten Lächeln die rechte Hand entgegen, die Helene sogleich ergriff und herzlich an ihre Lippen drückte. Als sie dann aber ihren zierlichen Kopf erhob und die verehrte Frau liebevoll fragend ansah, bemerkte diese, daß Helene lebhaft erhitzt und innerlich aufgereggt war, was ebenfalls nur selten bei dem gleichgestimmten und harmlosen Mädchen vorkam.

»Es ist mir lieb, daß Sie kommen,« begann die Gräfin das Gespräch, »ich habe mich schon seit einer Viertelstunde recht einsam und beklommen gefühlt. Nun setzen

Sie sich und erzählen Sie mir, wo Sie gewesen sind und wovon Sie sich unterhalten haben, denn jedes Wort, welches Sie mir sagen können, wird mir lieb und interessant sein.«

Als aber Helene auf einem Stuhl ihr gegenüber Platz genommen und immer noch zu sprechen zögerte, vielmehr voller Antheil den traurigen Ausdruck auf den sonst so lebensvollen und blühenden Zügen der Gräfin studirte, fuhr diese im Reden also fort:

»Aber Sie sehen ja so erhitzt aus, liebes Kind. Ist es so heiß draußen und sind Sie zu rasch gegangen, oder haben Sie gar ein so lebhaftes Gespräch mit Herrn Harder geführt?«

Helene nickte und sagte dann:

»Ja, heiß ist es gewiß im Freien, wenn ich aber etwas erhitzt und erregt bin, so ist das wohl nur eine Folge des Gesprächs, welches ich soeben mit Herrn Harder geführt, da wir ganz still in der großen Fliederlaube gesessen haben.«

»So. Das ist mir lieb, doch nun erzählen Sie, wovon Sie sich unterhalten haben; ich werde ihn nachher auch bitten lassen, mich ein Stündchen zu besuchen, da ich mir vorgenommen, mein Zimmer heute nicht mehr zu verlassen.«

»O, sind Ihre bösen Kopfschmerzen immer noch nicht fort?« fragte Helene voller herzlicher Theilnahme.

»Nein, Liebe, und sie werden auch nicht eher schwinden, als bis einige Ruhe in mein Herz eingekehrt, das ein wenig lebhafter als sonst in Bewegung gerathen ist.«

»Ach,« sagte Helene mit der Miene aufrichtigen Bedauerns, »dann werde ich Ihnen auch nicht sagen können, wovon wir gesprochen haben, denn das dürfte ebenfalls wenig dazu angethan sein, Ihr Herz in Ruhe kommen zu lassen.«

»Da irren Sie doch, Helene. Was Sie mit Herrn Harder zu sprechen gehabt, kann und wird mich nicht mehr beunruhigen, als ich es so schon bin; meine Unruhe kommt von einer anderen Seite her und liegt weit ab von ihm und Ihnen. Also sprechen und erzählen Sie, ich bin, wie gesagt, auf jedes Wort von Ihnen begierig.«

Helene schlug die Augen nieder, als sinne sie nach, wo sie mit ihrem Bericht beginnen solle, dann aber erhob sie sie rasch wieder und sagte:

»Sie sollen die Wahrheit hören, gnädige Frau, aber ich sage Ihnen im Voraus, Sie werden nicht ganz durch meine Mittheilung befriedigt werden. – Wir haben zuerst über die traurigen politischen Verhältnisse gesprochen, die mir Herr Harder, wie er das so gut versteht, nach allen Richtungen auseinandergesetzt hat, und da ist es denn zur Sprache gekommen, daß er befürchten muß, daß auch er früher oder später mit in den Strudel der Ereignisse gerissen werde und Theil an dem Kampfe nehmen müsse, der sich, wie jetzt allgemein erwartet wird, nothwendig zwischen den Franzosen und uns entspinnen muß. Ah, sehen Sie, Sie seufzen schon, und das wußte ich wohl. Denn ich habe mir, während Herr Harder das sagte, sehr wohl gedacht, daß, wenn das wirklich der Fall und er die Rabenburg verlassen und sein kaum begonnenes

Amt in Rabenbrück aufgeben müßte, daß es dann – bei uns – bei Ihnen, meine ich, sehr einsam werden würde, viel, viel einsamer noch, als es früher gewesen ist.«

Die Gräfin seufzte noch einmal laut auf, bedeckte ihr Gesicht eine Weile mit beiden Händen und sagte dann mit einer unendlich wehmüthig klingenden Stimme:

»Ach, liebe Helene, dieser Gedanke hat mir heute auch schon vorgeschwebt, denn auch ich habe bereits ähnliche Befürchtungen von ihm vernommen. Allein ich habe ihn wieder von mir gedrängt, ich will ihn mir nicht zergliedern, denn die Trennung von diesem Mann wäre mir jetzt eine überaus schmerzliche, wie schon der bloße Gedanke daran ein trostloser ist. Doch das ruht ja Alles noch in Gottes Rathschluß. Noch ist das Schlimmste nicht eingetroffen und es kann ja noch anders und besser kommen, als wir denken. Aber sehen Sie, das Alles lastet heute schwer auf meiner Seele und so wundere ich mich selbst nicht mehr, daß ich so abgespannt, so leidend, so mißgestimmt bin. Doch – war das Alles, worüber Sie mit ihm auf Ihrem Spaziergange gesprochen haben?«

»Nein,« erwiderte Helene nach kurzem Besinnen, »das war nur der Anfang, der erste Theil unseres Gesprächs, und der zweite war gerade auch nicht angenehm, obgleich er einen ganz anderen Gegenstand berührte.«

»Welchen Gegenstand berührte er denn? Sprechen Sie dreist, mir können Sie Alles sagen und ich vermuthe fast, daß ich das Richtige schon getroffen habe.«

Helene wollte eben hieraus eine Antwort geben, als ihr das Wort in der Brust stecken blieb. Denn in demselben Augenblick hörte man im Vorzimmer einen klirrenden Sporentritt und gleich darauf ließ sich die laute Stimme des Grafen vernehmen, der in seltsamer Aufregung und Heftigkeit zum Hausmeister sprach, der ihn bis zu der Thür des Zimmers begleitet zu haben schien.

»Es ist gut,« rief der Graf, »und nun scheeren Sie sich zum Teufel! Ich kann meinen Weg allein finden und mir die Thüren mit eigener Hand öffnen, die zu den Zimmern meiner Frau führen. Wenn ich sie nicht zu Hause finde, werde ich sie mir selbst wo anders suchen; so klein ist sie nicht, daß ich sie nicht bei hellem Tage in meinem eigenen Hause finden sollte.«

Während die Gräfin, aufmerksam lauschend, gleichsam erstarrt auf ihrem Sessel sitzen geblieben, war Helene wie eine Springfeder vom Stuhle aufgeschnellt und, ohne einen Laut von sich zu geben und nur einem unwillkürlichen Impulse gehorchend, war sie, um sich zunächst den Blicken des wüthend scheinenden Grafen zu entziehen, auf eine Portière zugeeilt, welche die Thür nach dem nächsten Zimmer verbarg und glücklicher Weise heruntergeschlagen war. Da blieb sie nun zitternd stehen, denn in Wahrheit versagten ihr ihre Füße den Dienst, so daß sie wie angewurzelt auf der eingenommenen Stelle stand. Eine ungeheure Angst, wie die Ahnung eines großen, schweren, plötzlich heranstürmenden Ereignisses, hatte sie befallen, wie dasselbe aber beschaffen sei

und wen es zumeist betreffen werde, das sagte ihr ihre ahnungsvolle Stimme in diesem bedeutungsvollen Augenblick nicht.

Die Gräfin verharrte unbeweglich in ihrer sitzenden Stellung, nur den Kopf hatte sie etwas seitwärts nach der Thür gewandt, durch die der Graf im nächsten Augenblick eintreten mußte. Sie sollte auch nicht lange auf seine Erscheinung warten, denn sogleich stürmte er hastig herein und beim ersten Blick auf sein leidenschaftlich verzerrtes Gesicht hatte die Gräfin erkannt, daß in der That ein furchtbarer neuer Sturm im Anzuge sei. So aber, wie jetzt ihr Gemahl vor ihre ihn entsetzt anstarrenden Augen trat, hatte sie ihn noch nie zuvor gesehen, denn seine unstät irrenden Augen glühten wie in fieberhastem Glanz und seine Lippen bebten, als suchten sie vergeblich nach den ersten Worten, die über die angsterfüllte Gattin hereinbrechen sollten.

Allein es war seltsam, gerade die so stark aufgetragene Leidenschaftlichkeit, die sich in dem ganzen Wesen des erregten Mannes aussprach, wirkte wunderbar beruhigend auf sie ein, und wie es Menschen giebt, die gerade bei den größten und nächsten Gefahren kaltblütiger und gefaßter werden, als sie im gewöhnlichen Leben zu sein pflegen, so trat jetzt die ganze innere Würde der seltenen Frau hervor und sie fühlte sich um so stärker und muthiger, je mehr sie erkannte, wie blind und rücksichtslos die Leidenschaft war, die ihren Mann in diesem Augenblick überfallen hatte.

»Aha,« rief er mit weithin gellender Stimme, als er seiner Frau endlich ansichtig ward und sie in ihrer anscheinend ruhigen Lage verharren sah, »da bist Du ja! Ich dachte es mir wohl, daß ich Dich endlich finden würde. Und er stellte sich nur wenige Schritte entfernt von ihr auf und schaute sie mit steigender Verwunderung an, da sie durch seine Heftigkeit und Hast nicht im Geringsten erschüttert zu werden schien.

Sie bewegte leise grüßend den Kopf gegen ihn, wies mit der Hand auf den Stuhl, den Helene noch so eben eingenommen, und sagte dann mit einer so sanft und ruhig klingenden Stimme, als hätte sie das Gleichgültigste von der Welt zu vernehmen:

»Was treibt Dich so eilig zu mir? Ist irgend etwas geschehen, was Deinen Zorn erregt hat, wie ich sehe?«

»Ja, allerdings ist etwas geschehen,« schrie er heftig auf, »was meinen Zorn erregt hat, wie Du ganz richtig siehst, aber Du hast jetzt nicht das Wort, sondern allein ich. Du hast nur zu hören und mir auf meine Fragen, die ich so klar wie möglich stellen will, Rede und Antwort zu geben. Also mach' es kurz, damit wir bald zum Ziele kommen. Mit einem Wort – ich will von Dir wissen, was für ein Verhältniß zwischen dem Prediger und Fräulein von Winning besteht.«

Bei diesen unerwarteten Worten wurde die Gräfin, die sich eine ganz andere Ursache der Heftigkeit ihres Mannes vorgestellt hatte, noch viel ruhiger und unbefangener als vorher. Sie erhob nur den Kopf ein wenig höher, als wolle sie besser hören, um irgend einen möglichen

Irrthum zu vermeiden, und sagte dann mit einem so unendlich sanften und gleichmüthigen Ton, als ob ihr Gemüth keineswegs so stark in Anspruch genommen sei, als es wirklich war:

»Was für ein Verhältniß zwischen dem Prediger – Du meinst doch damit Herrn Harder – und Helene von Winning besteht, fragst Du? Nun das verstehe ich kaum und ich begreife nicht, wie Du diese so einfache Frage mit solcher Heftigkeit sprechen kannst. So viel ich weiß, ist ihr Verhältniß das allerbeste, was sich nur denken läßt.«

»Aha,« rief der Graf, in ein hämisches Grinsen ausbrechend, was seine sonst so männlichen Züge zu einer häßlichen Grimasse entstellte, »Du machst Ausflüchte und das konnte ich mir wohl denken. Du hast von jeher Talent zu einem Winkeladvocaten gehabt und jetzt bringst Du dasselbe auf herrliche Weise zur Geltung. Ich verstehe Dich schon und sehe jetzt, daß Du mit den Beiden im herzinnigsten Bunde bist, wenn Du ihr Verhältniß das allerbeste nennst. Ich aber, ich, verstehe mich auch, will ein solches Verhältniß in meinem Hause nicht dulden, unter keiner Bedingung, denn ich allein bin Herr in diesem Hause und Alles darin soll nur unter meinem Vorwissen, mit meiner Billigung und nach meinem Willen geschehen. Was nun dieses Dein allerbestes Verhältniß betrifft, was Du auch darunter verstehen magst, so höre darüber jetzt meine Meinung an. Ich lasse es mir gefallen, daß dieser Schwarzrock Dir auf seine tölpelhafte Weise den Hof macht, daß er Dir nachläuft, wo er nur kann, daß er Dir seine himmlischen Predigten hält, wie er nur mag,

aber seine Vertraulichkeit mit Fräulein von Winning, die verbitte ich mir auf jeden Fall.«

»Wie,« rief nun auch die Gräfin etwas lebhafter aus, »ich verstehe Dich darin noch nicht recht und bitte mir Deine Belehrung aus. Also die Aufmerksamkeit und Freundlichkeit, die er mir erweist und die Du mir den Hof machen zu nennen beliebst, also eine Aufmerksamkeit und Freundlichkeit – ich wiederhole das – einer verheiratheten Frau erwiesen, sollte nach Deiner Meinung eher erlaubt sein, als wenn er sie einem frei und unabhängig dastehenden Mädchen erweist, das von Niemandes Willkür abhängt, über seine Neigungen und Abneigungen nach Gutdünken zu schalten und zu walten hat? Oder, laß mich, um Dir ganz verständlich zu sein, umgekehrt sprechen, er sollte Helene von Winning nicht eben so gut seine Freundschaft schenken und beweisen dürfen, als mir, der Gräfin Brandhorst?«

»Nein, zum Teufel, nein!« schrie der Graf, mit dem Fuß auf den Boden stampfend, »das will ich eben nicht, darin hast Du mich ganz recht verstanden.«

»Aber warum denn nicht? Willst Du nicht die Güte haben, mir auch die Gründe zu nennen, die Dich ein so seltsames Verlangen aussprechen lassen?«

»Was denn für Gründe? Du faselst wohl? Woher bekommst Du den Muth, mich nach den Gründen zu irgend einer Handlung zu fragen, die ich vollführen will? *Meine* Gründe sind eben meine Gründe und gehen Dich gar nichts an. Es ist mein Belieben so, ein für alle Mal, und so soll es ein für alle Mal zwischen uns bleiben. Mit

einem Wort, ich *will* nicht, daß dieser Herr seine gleißnerischen Augen zu dieser – Dame erhebt und treffe ich ihn noch einmal in so vertraulichem Gespräch, wie ich es eben zu meinem gränzenlosen Erstaunen gehört, so jage ich ihn bei Nacht und Nebel davon. Ich bin Herr in meinem Hause, wiederhole ich, auf meinem Gut, in meinem Dorf, und kann als Geistlichen anstellen oder absetzen, wen ich will. Das ist mein absolutes Recht und Niemand soll mir in meine Rechte greifen. Ich dulde das weder von Dir noch von einem Anderen. Das käme mir gerade heutigen Tages recht! Ich bin in der besten Laune dazu. Wenn die Verhältnisse in der großen Welt sich zu einer Katastrophe zuspitzen, dann kann auch hier bei uns eine solche in's Leben treten. So, das wollte ich Dir nur sagen und Du kennst jetzt meine Meinung. Richte Dich also danach und höre auf, die Beschützerin eines Verhältnisses zu sein, das ich unter keiner Bedingung fortgesetzt und gepflegt sehen will. Ich fordere das unbedingt von Dir und Du *mußt* mir darin gehorsam sein.«

»Aber ich bitte Dich, bester Mann,« sagte die Gräfin begütigend, da ihr jetzt der Verdacht aufstieg, daß hier irgend wo ein Mißverständniß obwalten müsse, »was sprichst Du denn da von einem Verhältniß? Ich bin überzeugt, daß Du in einem großen Irrthum befangen bist, wenn ich auch nicht weiß, wie Du in denselben gerathen konntest. Ich bin ja stets dabei gewesen, wenn Herr Harder mit Helene gesprochen hat, und heute vielleicht zum ersten Mal, da ich mich nicht wohl fühlte, sind sie allein

in den Park gegangen. Nie aber habe ich auch nur die geringste Spur von irgend einem Verhältniß zwischen ihnen bemerkt, welches bei Dir oder sonst Jemandem irgend einen Anstoß erregen könnte. Ein so reiner, verständiger und gewissenhafter Mann kann gegen ein unschuldiges und gewissenhaftes Mädchen, wie Helene von Winning es ist, nichts Unrechtes thun und er thut es nicht, ich kenne ihn zu gut darin.«

»Ah,« rief der Graf, der mit sichtbarer Ungeduld den Worten der Redenden sein Ohr geschenkt und durch die überzeugende Sicherheit, mit der sie sprach, nur noch erbitterter wurde, »ich erkenne jetzt Dein ganzes Schauspielertalent, was ich von jeher mit wachsendem Staunen an Dir bewundert habe. Was Du für eine Miene annehmen kannst, die Verkünderin der Tugend eines so gottgeweihten Mannes zu sein! Doch, das ist ja eben Deine Stärke, das gehört zu Deiner und seiner frommen Art. Haha! Du weißt recht gut, daß zwischen diesem Herrn und der Erzieherin Deiner Kinder ein – ja, ein Liebesverhältniß besteht, denn Du bist ja – ich schlage Dich mit Deinen eigenen Worten – *von Anfang* an ihre Beschützerin, ihr Schirmengel gewesen und unter Deinen Fittichen haben sie unversehrt das Ei ihrer himmlischen Liebe und Einigkeit ausgebrütet. Du lachst? Warum lacht die Frau Gräfin von Brandhorst?« fragte er mit einer höhnischen Grimasse, die mit einem neuen Ausbruch seiner heiß kochenden Wuth zu drohen schien.

»Ja, jetzt muß ich wirklich wenigstens lächeln,« erwiderte die Gräfin mit einer Miene voller Hoheit und Würde, wie sie sie selten zeigte, aber unter Umständen mit siegender Sicherheit zu zeigen vermochte, »denn aus Deinen Worten, die Du da eben sprichst, erkenne ich, daß nicht Du – ich will mich auch bildlich ausdrücken wie Du – der Vater dieser Worte bist, sondern daß sie einem Anderen ihren Ursprung verdanken, und dieser Andere ist uns jetzt so nahe und hat von jeher einen so bedeutenden Einfluß auf Dich und Deine Meinung geübt, daß ich unzweifelhaft ihn für den Urheber Deiner heutigen Mißstimmung halten muß.«

»Wen meinst Du damit?« brauste der Graf mit einer Art künstlicher Verwunderung auf, da er den Urheber dieser Scene doch sehr gut aus eigener Anschauung kannte.

»Das sage Dir selber,« erwiderte die Gräfin ganz ruhig. »Ich mag hier und jetzt keinen Namen mehr auf die Lippen nehmen, der mir schon so oft darauf gebrannt hat; wenn Du aber die Stirn dazu hast, mir in's Gesicht läugnen zu wollen, daß ich diesmal im Rechte bin, so sage es.«

Der Graf war plötzlich auch ruhig geworden. Die schlagende Wahrheit, die in seiner Gemahlin Worten lag, und die hoheits- und würdevolle Art, mit der sie gesprochen, hatte ihn einigermaßen betroffen und nachdenklich gemacht.

»Es ist gut,« versetzte er nach einer kurzen Pause, »ich konnte mir vorher denken, daß ich bei Dir vor einen wohlbefestigten Platz kommen würde, und ich habe in

der jetzigen so wichtigen Zeit, die meine ganze Fassung in Anspruch nimmt, keine Lust, mich mit Dir über das Schnupftuch zu schießen. Aber so viel sage ich Dir noch einmal« – und hier schraubte er sich wieder zu größerer Heftigkeit empor – »es bleibt bei Dem, was ich Dir gesagt. Finde ich den Schwarzrock noch einmal allein mit dem jungen Mädchen beisammen, so verläßt er auf der Stelle mein Haus, und das war des Pudels Kern, den ich Dir heute Morgen verkünden wollte. Jetzt habe ich meine Absicht ausgeführt und Du wirst mich hoffentlich verstanden haben. Du kennst mich und meine eiserne Consequenz, und nun richte Dich danach.«

Er machte ihr eine ironische Verbeugung und gleich darauf war er wie eine Windsbraut zur Thüre hinaus gestürzt und schlug sie so heftig hinter sich zu, daß ringsum alle Fenster bebten.

Die Gräfin blieb in einem schwer zu beschreibenden Zustand innerer Aufregung und Bestürzung zurück. Schon vorher hatte sie die heftigsten Schmerzen im Kopf gehabt, jetzt aber schien sich ihr Alles darin im Kreise herumdrehen, so verworren fühlte sie sich und so tief war sie in ihrem Innersten durch die jähe und grundlose Heftigkeit des so rücksichtslosen Mannes verletzt. Eine Weile saß sie bewegungslos da und horchte nur auf den sporenklingenden Tritt, der sich in immer weitere Entfernung verlor, dann aber, als sie sich allein glaubte, denn die Anwesenheit Helenens im Nebenzimmer hatte sie ganz vergessen, sank sie wie gebrochen in ihren

Stuhl zurück und bedeckte sich das Gesicht mit den Händen, zwischen deren Fingern leise und unaufhaltsam ihre Thränen hervorrieselten.

Kaum aber war sie einige Minuten allein geblieben, da theilten sich die Vorhänge der Portière, hinter die vorher Helene geflüchtet, und diese stürzte jetzt athemlos und ebenfalls in Thränen schwimmend herein. Erstaunt und von Neuem erschreckend, denn nun erst besann sich die Gräfin, daß das junge Mädchen unzweifelhaft der ganzen Scene als Zuhörerinnen beigewohnt, schaute sie auf die in höchster Aufregung Erscheinende hin, die ihr zu Füßen sank, ihre Hände ergriff und mit thränenenerstickter Stimme in die Worte ausbrach:

»O mein Gott, gnädige, liebe gnädige Frau! Was habe ich so eben mit anhören müssen!«

»Also Sie haben es wirklich gehört,« schluchzte die Gräfin, sich liebevoll zu ihr niederbeugend, »o wie schmerzlich, wie sehr schmerzlich ist das für mich! Sie sehen mich halb vernichtet, liebes Kind, und zum ersten Mal im Leben habe ich fast vollständig meine Fassung verloren.«

»Verlieren Sie sich nichts gnädigste Frau, sondern nehmen Sie alle Ihre Kraft und Ihren Muth zusammen, die Ihnen widerfahrne Kränkung mit Würde zu ertragen, denn Sie sind in Ihrem vollen Recht dazu. Sie sind eben ganz falsch berichtet und beschuldigt worden, und auf gleiche Weise gekränkt wie ich. Zwischen Herrn Harder

und mir besteht kein anderes Verhältniß, als das unserer alten unschuldigen Freundschaft, die Sie ja so genau kennen, von Anfang an bis zu Ende –«

»Das brauchen Sie mir nicht zu sagen, liebes Kind, aber was ist nur geschehen, daß dieser schreckliche Auftritt möglich war?«

»Ach Du lieber Gott,« versetzte Helene, noch immer knieend und weinend, »das war ja eben der zweite Theil unseres Gesprächs, den ich vorher zu erzählen beginnen wollte. Ich saß mit Herrn Harder auf der Bank in der großen Fliederlaube und da haben wir unser Herz über die hiesigen Verhältnisse zwischen Ihnen und dem Herrn Grafen ausgeschüttet. Die beiden Herren aber müssen in der Nähe verborgen gewesen sein und uns belauscht und da mögen sie sich unser Vertrauen ganz anders ausgelegt haben, als es gemeint war.«

»Ah, nun erkläre ich mir Alles und ich habe also ganz richtig vermuthet. Graf Mansfeld ist da und da muß man sich schon auf Dergleichen gefaßt machen; er ist ja von jeher der Mephistopheles meines leicht irre zu führenden Mannes gewesen. Aber was nun? frage ich, und da bin ich wahrhaftig in keiner geringen Verlegenheit, denn ähnliche Scenen können sich noch öfter ereignen und ich – ich ertrage das nicht lange mehr, mein Herz ist dem Brechen nahe.«

»Gnädige Frau,« versetzte Helene mit wunderbarer Ruhe und Selbstbeherrschung, »beruhigen Sie sich und lassen Sie Ihr edles Herz nicht muthlos dahinsinken. Sie

fragen, was nun geschehen soll? Hier kann meiner Meinung nach nur Eins geschehen. Ja, es giebt nur *eine* Hülfe, die jede Gelegenheit zu einer Erneuerung einer solchen Scene aus dem Wege räumt. Und diese Hülfe – die liegt allein in meiner Hand.«

Helene hatte diese Worte mit einer bedeutsamen Betonung gesprochen und ihr Wesen hatte dabei eine Festigkeit und Bestimmtheit angenommen, wie sie die Gräfin früher noch nie an ihr bemerkt. Diese war aufmerksam geworden und blickte das edle Mädchen mit einer seltsamen Spannung an.

»Was meinen Sie damit?« fragte sie. »Welche Hülfe soll allein in Ihrer Hand liegen?«

Helene besann sich rasch, dann sagte sie mit ruhiger Entschlossenheit:

»Sie werden es erfahren. Nicht jetzt, aber heute noch oder spätestens morgen ganz gewiß. Ich muß schnell handeln, wenn Sie Ruhe haben sollen und – Sie *sollen* sie haben. Das Verhängniß – o mein Gott! – schreitet schnell, im Großen wie im Kleinen – und hier ist es einmal über das – Kleine zuerst hereingebrochen.«

»Helene!« rief die Gräfin. »Was meinen Sie? Ich bitte, reden Sie deutlicher, damit ich Sie vor irgend einer Uebereilung warnen und schützen kann.«

»Es wird keine Uebereilung sein, gnädige Frau, vielmehr wird nur ein Gedanke, der schon lange in mir aufgetaucht, endlich zum festen Entschluß reifen. Aber dazu bedarf ich einiger Stunden ungestörter Einsamkeit. Darf

ich Sie bitten, mich für heute vom Tisch und der Beaufsichtigung der Kinder zu beurlauben? Ich werde in meinem Zimmer allein bleiben und morgen – morgen ganz früh sollen Sie meinen Entschluß erfahren, über den ich jetzt mit mir zu Rathe gehen werde.«

»Gern; wenn Sie weiter nichts wollen, liebes Kind, so bleiben Sie in Ihrem Zimmer. Ich werde mich um die Kinder bekümmern, und wenn ich nicht die volle Kraft dazu haben sollte, so werden gewiß Herr Harder und Benjamin einige Stunden die Aufsicht über sie übernehmen.«

»Ich danke Ihnen herzlich, gnädige Frau!« sagte Helene mit einem ganz eigenthümlichen Ausdruck ihres kindlich lieblichen Gesichts, aber dabei hatte sie sich, wie von ihren Gefühlen hingerissen, an die Brust der Gräfin geworfen, die aufgestanden war, und nachdem sie eine Weile laut aufgeschluchzt, küßte sie ihr innig beide Hände und schritt dann mit zögerndem Fuß, an der Thür sich noch einmal nach der ihr stumm nachschauenden Herrin umsehend, aus dem Zimmer hinaus.



Der Tag verging allen bei den vorgehenden Auftritten im Schloß mehr oder minder Betheiligten in einer Art dumpfer Betäubung und Niedergeschlagenheit. Nicht am wenigsten von den ihm noch unbekanntem Vorfällen, die ihm dennoch die Blicke der ihm begegnenden Dienerschaft verriethen, war Wolfgang Harder betroffen, der sich gar nicht erklären konnte, warum weder die Gräfin

noch Helene vor Tisch irgend wo sichtbar wurden. Endlich um zwei Uhr aber sollte er darüber einige Aufklärung erhalten. Als er nämlich um diese Zeit vom Dorfe her, wo er einen Kranken besucht, nach dem Schloß zurückgekehrt war, erschien Benjamin in seinem Zimmer und erzählte ihm mit traurigem Gesicht, daß die Frau Gräfin sich noch immer sehr unwohl fühle und heute Mittag nicht bei Tische erscheinen werde. Auch Fräulein Helene werde mit den Kindern nicht zugegen sein, um mit den Herren nicht allein bei Tafel zu sitzen, und so werde der Herr Prediger ganz für sich das Vergnügen haben, mit den beiden Grafen die Mittagsmahlzeit einzunehmen. Die Frau Gräfin lasse ihn übrigens bestens grüßen; es ginge ihr leiblich nicht so schlecht, daß er in irgend einer Weise besorgt zu sein brauche, nur müsse sie vollkommene Ruhe haben und deshalb werde sie ihn heute auch wohl gar nicht bei sich sehen können, was sie von ganzem Herzen bedaure. Er möge sich daher ganz nach Belieben beschäftigen und zu seiner Zerstreung einen recht weiten Spaziergang unternehmen.

Als nun aber der gute Benjamin, nachdem er diesen Auftrag getreulich ausgerichtet, vor dem Prediger stehen blieb und ihn mit einem mehr als seine Worte sagenden wehmüthigen Blick ansah, sagte dieser:

»Ich danke Ihnen, Benjamin, für die Nachricht, die Sie mir überbracht, obwohl sie nicht gerade sehr erbaulich ist und mich doch einigermaßen beunruhigt; aber Sie scheinen mir noch etwas Anderes sagen zu wollen. Ist vielleicht irgend Etwas vorgefallen, was dieses mir

sehr peinliche Unwohlsein der Frau Gräfin hervorgerufen oder auch verschlimmert hat, denn Sie sowohl wie Herr Striez, den ich vorher flüchtig sah, sehen mir ganz so aus, als könnten Sie mir noch mehr sagen, wenn Sie sprechen wollten.«

Benjamin zuckte mit einer Miene die Achseln, die Herrn Harder's Vermuthung nur zu sehr bestätigte. Nachdem er sich aber nach beiden Thüren vorsichtig umgeschaut und sie fest verschlossen gefunden, näherte er sich dem Geistlichen und flüsterte:

»Ich glaube wohl, daß Sie sich nicht irren, Herr Prediger. Es ist, als ob ein böser Geist durch das Schloß wandelte, seitdem dieser – dieser Graf Mansfeld hier ist, der von jeher die ärgsten Kabalen und Intriguen bei uns gesponnen hat. Und unser Herr Graf – aber das dürfen Sie Niemandem verrathen, mir hat es nur Herr Striez vertraut – ist heute Morgen bei der Frau Gräfin gewesen und da hat es eine sehr ernste und laute Scene gegeben. Worüber und weshalb, das weiß ich noch nicht. Ach Du lieber Gott, was ist das für ein trauriges Leben jetzt in dem sonst so friedlichen alten Schloß, dergleichen hat man früher ja nie hier erlebt. Der Krieg, den man da draußen erwartet, ist schon vor der Zeit bei uns im Hause ausgebrochen. – Ist es denn wirklich wahr, oder glauben Sie es,« setzte er mit noch betrübterer Miene hinzu, »daß es Krieg zwischen uns und Frankreich geben wird?«

»Ja, Benjamin, leider, ich glaube es nun auch, obgleich ich mich lange gegen die Ansicht der Menschen, die ihn

so laut verkünden, gesträubt. Nach Allem, was ich heute in der Zeitung gelesen, wird er wohl unausbleiblich sein.«

»Ach, das wäre ja schrecklich!« stöhnte der alte friedliche Diener, der jedem Zwiespalt von ganzer Seele abgeneigt war, von welcher Seite er auch kommen mochte. »Aber ein Glück wäre doch dabei!« fügte er, noch näher an den Prediger herantretend, mit kaum verständlichem Flüsterton hinzu.

»Was für ein Glück meinen Sie?« fragte Wolfgang Harder verwundert, da er sich die geheimnißvolle Miene des Alten nicht entziffern konnte.

»Nun ja, Herr Prediger, so ist es und ich bin der Meinung, Sie werden es aus demselben Gesichtspunkt betrachten. Ich höre nämlich, der Herr Graf wird als ehemaliger Rittmeister wieder in sein Regiment eintreten und mit in den Krieg ziehen. Nun, wenn das wahr ist, und ich glaube es, dann wird hier wenigstens wieder Friede werden und Sie und die Frau Gräfin und Fräulein Helene und die lieben Kinder können dann wieder leben, wie Sie wollen.«

Wolfgang Harder lächelte schmerzlich.

»Wir wollen es hoffen,« sagte er, »daß hier wieder Friede wird, obgleich er mit dem großen Kriege mit Frankreich sehr theuer erkaufte wäre. Doch das steht Alles in Gottes Hand und wir Menschen müssen uns darin zu schicken wissen. – Gehen Sie wieder zur Frau Gräfin hinauf?«

»Jetzt nicht, aber ich werde ihr und den Kindern, die heute mit ihr allein speisen, den Tisch auf ihrem Zimmer

serviren. Soll ich ihr vielleicht eine Bestellung ausrichten?«

»Ja, grüßen Sie sie recht herzlich von mir und ich ließe ihr von ganzem Herzen gute Besserung wünschen.«

Der Alte nickte freudig.

»Das will ich ihr sagen,« versetzte er, »und sie wird sich gewiß auch recht herzlich darüber freuen.«

Damit verließ er den besorgten Mann und dieser gab sich so ernstesten Gedanken hin, wie er sie in dem traulichen Zimmer, welches er bewohnte, noch nicht gehabt zu haben glaubte, obwohl darin doch schon so mancher andere heiße Kampf von ihm ausgefochten war.

Was aber den Ausbruch des fast als gewiß erscheinenden Krieges betraf, so sollte er etwas später als er sich zur Tafel verfügte, viel vollständiger über das Neueste aufgeklärt werden, als es bisher durch die Zeitungen geschehen war; denn Graf Mansfeld war am Morgen, nachdem er sein Kunststück hinter der Fliederlaube bewiesen, wovon den Geistlichen nicht die geringste Ahnung beschlich, rasch nach der Stadt galoppiert und hatte hier bei seinen vielen und vortrefflich unterrichteten Bekannten die allerneusten, durch Depeschen und Privatbriefe übermittelten Nachrichten erkundet, wie wir sogleich näher erfahren werden.

Uebrigens war das heutige Mahl ein sehr seltsames Vergnügen für Wolfgang Harder und er hatte vollauf Gelegenheit, seine Selbstverläugnung und Selbstbeherrschung an den Tag zu legen, in einer Art sogar, wie es ihm

unter gebildeten Menschen noch niemals im Leben zugemuthet war. Die beiden Herren benahmen sich nämlich so, als ob er gar nicht vorhanden wäre. Keiner von ihnen begrüßte ihn, als sie eintraten, keiner erhob das Auge zu ihm und noch weniger richteten sie an ihn ein Wort, das ihm irgend einen Aufschluß über ihr persönliches Verhalten gegen ihn geboten hätte. Vielmehr sprachen sie einzig und allein unter sich, als ob Niemand weiter zugegen wäre und das Alles geschah mit einer so absichtlich gegen den Geistlichen herausgekehrten Zurückhaltung, daß dieser einige Male nahe daran war, sich von seinem Platze zu erheben und das Speisezimmer zu verlassen. Allein dagegen lehnte sich entschieden sein persönlicher Stolz und sein fester Wille auf, auch diesen peinlichen Auftritt bis zum Ende zu ertragen, und so hielt er wacker Stand, erhob auch seinerseits nicht die Augen zu den lebhaft Sprechenden und aß ruhig weiter, was Benjamin ihm heute mit einer so auffallenden Herzlichkeit darbot, daß der Geistliche ihm wiederholt dankend zunickte, was der treue Mensch stets mit einem geheimen Wink seiner umflorten Augen erwiderte.

So erfuhr er denn in dieser Stunde, die eine der peinlichsten seines Lebens war, nach und nach Alles, was in den letzten Tagen in Ems und Berlin vorgefallen war. Am 13. Juli, berichtete Graf Mansfeld, indem er die ausführlichsten Beschreibungen der einzelnen Scenen daran knüpfte, habe der König von Preußen den Grafen Benedetti auf die würdigste Art zurückgewiesen, als derselbe von ihm verlangt, er solle das Versprechen geben, daß

auch in Zukunft die Candidatur des Erbprinzen von Hohenzollern um den spanischen Thron nicht wieder aufgenommen werde.

Am 15. Juli aber, also am gestrigen Tage, habe sich der König von Ems nach Berlin begeben und sei dort von der Bevölkerung mit stürmischem Enthusiasmus empfangen worden und das ganze Volk habe sich, auf dem Wege nach Berlin nicht nur, sondern auch in der Hauptstadt selbst, ganz mit dem Willen und Verhalten des Königs einverstanden erklärt. Zugleich besagten Privatnachrichten, daß die Mobilmachung der ganzen preußischen Armee bereits unterzeichnet und daß also der Krieg, wenn auch noch nicht officiell von Frankreich erklärt, so gut wie eröffnet sei.

»So haben wir denn was wir wollen,« schloß Graf Mansfeld seinen langen Bericht, »vor allen Dingen die Gewißheit, daß wir nicht vor dem schurkischen Franzosen zurückbeben, der sich noch vor Kurzem mit seiner Friedensliebe gebrüstet hat. Fange also immerhin an, Deine Feldequipage einzupacken, alter Freund, wie ich es mit der meinen schon lange habe thun lassen. Bei der ersten Nachricht, daß wir mobil sind, gehe ich zu unserm Regiment, wo ich meinen Diener mit meinem Koffer finde, und hoffentlich gehst Du gleich mit mir, denn den alten Schlendrian, den Du hier in Deinem Hause getroffen und der Dich so lange gequält, wirst Du hoffentlich bis zum Ekel satt haben.«

»Ja,« sagte der Graf nachdenklich, »da sprichst Du die Wahrheit, und ich wüßte nicht, warum ich mich eine

Stunde länger als Du hier aufhalten sollte. Wir reiten zusammen ab und dann, wenn wir lorbeergekrönte Sieger sind und als solche heimkehren, begleitest Du mich wieder hierher, um mir die Trotsköpfe, die mir hier das Leben verbittern, zu Paaren treiben zu helfen.«

»Ja,« rief Graf Mansfeld, »das will ich und hierauf wollen wir dieses letzte Glas leeren. Ich habe genug von Deinem deutschen Wein und will mich bald in dem blutigrothen des schönen Frankreichs berauschen.«

Sie stießen Beide so heftig mit den Gläsern zusammen, daß ganz gegen ihre Erwartung beide zerbrachen und der deutsche Wein, der darin war, auf das weiße Tisch-tuch floß.

»Haha!« lachte Graf Mansfeld, »das war ehrlich gemeint, alter Junge! So, wie diese Gläser zerbrochen sind, wollen wir den Franzosen die Schädel zerbrechen und dem Herrn Louis Napoleon beweisen, daß es noch deutsche Säbelklingen und Bajonette giebt. Vorwärts! und nun laß uns noch einmal nach der Stadt reiten. Wer kann wissen, was unterdeß schon wieder für Nachrichten eingelaufen sind. Ich brenne danach, in jeder Stunde ein neues weltgeschichtliches Ereigniß zu erfahren.«

Beide erhoben sich auf der Stelle und ohne die geringste Rücksicht auf den duldsam und schweigend darsitzenden Geistlichen zu nehmen, stürmten sie zur Thür hinaus, diesen und Benjamin allein zurücklassend, welcher Letztere sich, als die Schritte draußen verhallt, dem dumpf vor sich hinstarrenden Mann näherte und sagte:

»Na, das war ja ein erbaulicher Mittagstisch, Herr Prediger! Sie sind in der That ein Mann, der geduldig eine große Last auf seine Schultern nehmen kann. Na, ihre Gläser sind zerbrochen, da liegen die Scherben, und wir werden es ja wohl erleben, ob nicht noch anderes Glück wie Glas zerbricht!«

Wolfgang Harder sah den alten, mit einer grollenden Miene sprechenden Mann mit seinen großen, von Rührung und Wehmuth schimmernden Augen gedankenvoll an, dann nickte er ihm freundlich zu und erhob sich von seinem Platz, um, ohne ein einziges Wort zu sprechen, in Gottes freie Natur zurückzukehren und sich die volle Brust durch einen frischen Athemzug zu erleichtern.

Der Morgen des nächsten Tages war endlich angebrochen, zum Troste und zur Ermuthigung vieler Bewohner der Rabenburg, von denen nur wenige eine ruhige und von keinem Weh heimgesuchte Nacht gehabt hatten. Die Gräfin, nachdem sie noch Abends spät durch Benjamin sich nach dem Befinden Helenens hatte erkundigen lassen und so in Erfahrung gebracht, daß sich das Fräulein wohl befinde und mit Briefschreiben beschäftigt sei, hatte eine fast völlig schlaflose Nacht hingebracht und sie dankte Gott, als sie wieder sein sonniges Licht sah, das doch wenigstens einige Schatten vertrieb, die sich über ihre Wege gelagert und ihr Gemüth wie nie zuvor verdüstert hatten. Darum stand sie auch zeitiger als sonst auf

und gern wäre sie in's Freie geeilt, wonach sie die größte Sehnsucht hegte. Indessen fühlte sie sich noch nicht ganz dazu im Stande und zog es vor, auch heute im Zimmer zu bleiben, denn obgleich ihr Kopfschmerz gewichen war und ihr Blut auch weniger heftig wallte, als am Abend zuvor und in der Nacht, so war doch eine seltsame und ihr ganz unbekannte Abspannung und Schwäche in ihrem ganzen Körper zurückgeblieben, als wäre sie Tages zuvor meilenweit gewandert oder als hätte sie sonst eine große Anstrengung zu überstehen gehabt. Als sie nun aber ihr Gesicht zum ersten Mal im Spiegel sah, erschrak sie über sich selber, denn niemals hatte sie es so bleich und matt wie heute gefunden.

»Wie,« sagte sie zu sich, »ist es denn möglich, daß ein einziger Tag im Leben solche traurige Spuren im menschlichen Antlitz zurücklassen kann? Bin ich denn mit einem unvorhergesehenen Sprung in das Alter hinübergetreten, das mir noch vor Kurzem so fern vor Augen lag? Ach, ich bin ja noch eine so junge Frau und doch wie vielen Kummer habe ich schon in meinem kurzen Leben erfahren! Erst eine elternlose Waise, von Niemandem gestützt und gehoben, und nun die Frau – eines solchen Mannes! O, das ist schwer, das ist hart, das ist bitter und schmerzlich zu tragen, und doch muß ich es tragen, bis Gott selbst, der es mir auferlegt, in seiner Gnade mir wieder sein lächelndes Antlitz zuwendet und mich das Ziel, das er mir bestimmt hat, erreichen läßt.«

So denkend und sprechend stand sie noch eine Weile am offenen Fenster und schaute voller Sehnsucht und mit

geheimnißvollem Bangen in die von der Sonne beschienene Ferne hinaus, in der Alles so glücklich und harmlos, in der Alles Frieden zu predigen schien, und doch erfüllte Kampf und Streit, wenigstens der Drang und der Wille dazu, die ganze weite Welt rings um sie her. Da, als sie dies Alles so recht innig und still bedacht, faltete sie andächtig die Hände, erhob die schönen frommen Augen zum goldstrahlenden blauen Himmel und sprach zu Gott ein langes, aus dem Herzen strömendes Gebet empor, das sie mit ihrem Lieblingsgebet schloß, welches sie nun schon mehrere Abende nicht von den Lippen des Mannes gehört, den sie zum ersten Mal, so lange sie mit ihm auf der Rabenburg weilte, einen ganzen Tag nicht gesehen und gesprochen hatte.

Ob sie ihn heute sehen würde, daran dachte sie in diesem Augenblicke nicht, dazu war ihre Seele zu sehr mit dem Schöpfer der Welt und seinen sie umstrickenden geheimnißvollen Räthseln beschäftigt, aber der Wunsch dazu mochte wohl in ihr vorhanden sein; doch sie drängte ihn zurück, wie sie es auch gestern gethan, da es ihr jetzt viel mehr um die Erlangung innerer Ruhe, als um die Erfüllung ihrer persönlichen Wünsche zu thun war.

Um acht Uhr zog sie den Glockenzug, um Benjamin herbeizurufen, daß er ihr das Frühstück bringe, und als er damit kam, es auf den dazu bestimmten Tisch gesetzt und dann vor ihr stehen blieb, als erwarte er noch einen neuen Befehl, sah sie ihn fragend an und sagte:

»Hast Du mir etwas Neues mitzutheilen, guter Benjamin?«

Benjamin, dessen Gesicht schon sehr ernst und bedächtig ausgesehen, als er in's Zimmer gekommen war, nahm eine noch viel betrübtere Miene an, aber er schüttelte verneinend den grauen Kopf.

»Nein,« brachte er mit einiger Mühe hervor, »wenigstens jetzt noch nicht, als daß der Krieg so gut wie gewiß sein soll und daß der Herr Graf schon seine Uniformen und Reisesachen einpacken läßt, um sogleich nach der Stadt abzugeben, sobald die Kunde von der jeden Augenblick erwarteten Mobilmachung eintrifft.«

Die Gräfin senkte resignirt den Kopf, sagte aber kein Wort. Endlich nickte sie Benjamin zu, daß er gehen könne, rief ihn jedoch, als er sich schon in Bewegung setzte, noch einmal zurück und trug ihm auf, sich zu Fräulein Helene zu begeben und sie zu fragen, wie es ihr gehe, und wenn es gut gehe, sie zu bitten, mit den Kindern recht bald zu ihr zu kommen und den Unterricht heute in ihrem Zimmer vorzunehmen.

Benjamin nickte mit einer ganz eigenthümlich betretenen Miene, dann ging er, ohne ein Wort zu sagen, hinaus.

Nach zehn Minuten hatte die Gräfin ohne jeden Appetit ihr einfaches Frühstück verzehrt und nun stand sie wieder auf, um nochmals an's Fenster zu treten, als ganz leise die Thür aufging und Benjamin abermals hereinkam, aber mit einem Gesicht, das wehmüthig und traurig aussah, wie sie es noch nie bei ihm gesehen. Er hielt einen Brief in der Hand und legte ihn, ohne ein Wort zu sprechen, auf den Tisch.

»Von wem ist der Brief,« fragte die Gräfin, vom Fenster her einen prüfenden Blick darauf werfend, »und warum giebst Du ihn mir nicht in die Hand?«

Der Alte zuckte mit einem trostlosen Blick die Achseln, dann brachte er kaum verständlich die Worte hervor: »Ich kann nicht, gnädige Frau!« und gleich darauf hatte er wieder das Zimmer verlassen.

Jetzt ahnte die Gräfin ein neues Unheil und mit unsicherem Schritt ging sie auf den Tisch zu, auf dem der Brief lag. Sie nahm ihn langsam in die Hand, um die Adresse zu lesen, aber kaum hatte sie die Augen darauf geworfen, so wußte sie schon, von wem er kam und beinahe auch, was er enthielt. Er war von Helenens Hand adressirt und, wie es schien, mit Thränenspuren benetzt. Sie öffnete ihn mit bebenden Fingern, setzte sich seufzend auf ihren Sessel am Fenster und las zu ihrer größten Verwunderung und mit einem namenlosen Schmerz folgende Zeilen:

»Meine liebe, theure gnädige Frau!

Meine Beschützerin, meine Freundin!

»O welcher Trost ist es doch in meinem Leid, daß ich diese Worte Ihnen gegenüber gebrauchen kann! Dazu hat Ihre Güte, Ihre Liebe, Ihre Zärtlichkeit, nach denen ich so eifrig gestrebt, die mir so überaus theuer und werth geworden sind, mir verholfen. Und dennoch weiß ich, daß ich Sie heute recht tief betrüben werde und Ihnen jene Güte, Liebe und Zärtlichkeit vielleicht nicht so vergelte, wie Sie es von mir erwarten konnten. Verzeihen Sie mir also – das ist meine erste Bitte – daß ich Sie heute mit

einem ganz neuen und gewiß von Ihnen nicht vorausgesehenen Schritt bekümmern muß. Aber so schwer mir selbst dieser Schritt wird, ich muß ihn thun, da mir nichts Anderes übrig bleibt. Mit einem Wort, ich muß Sie verlassen, und wenn Sie diese Zeilen in der Hand halten, bin ich schon weit von Ihnen entfernt und habe bereits die Eisenbahn erreicht, die mich meinem nächsten Ziele entgegenführen soll.

»Fragen Sie mich nicht, was mich von Ihnen treibt und mich so plötzlich zur Ausführung dieses Entschlusses veranlaßt hat. Auch denke ich Sie nicht für immer zu verlassen, vielleicht und hoffentlich nur auf einige Zeit, bis bessere Tage kommen, die mir wieder gestatten, in Ihre lieben schönen Augen zu sehen und mit Ihnen Worte der Freundschaft und des Vertrauens auszutauschen. Und daß diese Tage nicht ausbleiben werden, sagt mir mein ahnungsvolles Herz. Nein, ich verlasse Sie nicht für immer, und wenn Sie meiner einmal bedürfen, in welcher Lage und in welchem Verhältniß Sie sich auch befinden mögen, so rufen Sie mich, und wenn Sie mir sagen, daß *Ihre* Verhältnisse es gestatten, mich wiederzusehen, daß die Gewißheit vorhanden, daß ich Ihr theures Haus wieder so harmlos und ungefährdet wie sonst betreten kann, so komme ich auf der Stelle, denn ich werde jeden Augenblick Ihres Winkes gewärtig sein. Einstweilen gehe ich zu meiner alten Tante nach Pommern, deren Adresse Sie kennen. Sie wird mir, dessen bin ich gewiß, so hilfsbedürftig sie selber ist, das Asyl gewähren, dessen ich schutz- und freundloses Wesen jetzt bedarf.

»Gott segne Sie tausendfach für Ihre mir so verschwenderisch bewiesene Güte gegen mich armes Mädchen! Ich danke Ihnen auf den Knien für alles Gute und Liebe, das Sie mir so vielfältig zugewandt, und Gott beschütze Sie und Ihre lieben Kinder, von denen ich mich nur mit unsäglichen Schmerzen trennen konnte und die noch so sanft schliefen, als ich im Stillen von ihnen Abschied nahm.

»Mehr kann ich Ihnen jetzt nicht sagen; die Zeit drängt, mein Herz schlägt zu unruhig und in meinem Kopfe wirbelt es mir.

»Meine Sachen sind in die beiden mir zugehörigen Koffer gepackt und Sie haben gewiß die Güte, den Befehl zu geben, daß sie mir in den nächsten Tagen, sobald Sie in einiger Ruhe sind, unter meiner Adresse nachgesendet werden. Ich gehe zu Fuß nach der Stadt, schon um sechs Uhr Morgens, da es eben heimlich geschehen muß. Mit Reisemitteln bin ich, Dank Ihrer Freigebigkeit, hinreichend versehen, also darum brauchen Sie keine Sorge zu haben. Leben Sie wohl und Gott segne Sie mit allen seinen Gnaden, denn Sie verdienen es.

»Ewig Ihre Sie liebende und Ihnen dankbar ergebene
Dienerin

Helene von Winning.«

Als die Gräfin diese sichtlich mit flüchtiger Hand hingeworfenen Zeilen gelesen, blieb sie längere Zeit unbeweglich auf ihrem Platz sitzen, als hätte alles Blut in ihr zu pulsiren aufgehört. Nur die von Thränen schimmernden Augen hob sie schmerzerfüllt zum Himmel empor, als suche sie hinter dem fernen blauen Vorhang da

oben ein größeres Wesen auf, um eine Frage an dasselbe zu richten, die sie sich selbst zu beantworten unmöglich im Stande war. Als sie es aber nicht fand oder wenigstens nicht seine Antwort vernahm, seufzte sie aus tiefster Brust auf und sagte dann zu sich, während die vollkommene Ergebung, die sie schon so oft an den Tag gelegt, sich in ihren immer ruhiger werdenden schönen Zügen deutlich abspiegelte:

»Es soll so sein und so ist es so. Ich beuge und füge mich, wie ich mich von jeher gebeugt und gefügt, auch diesmal. Du aber, großer Gott, bist mein Zeuge, daß ich unschuldig an Allem bin, was rings um mich her geschieht, und daß es, wenn ich dennoch einmal in meinen innersten Gedanken nicht das Rechte, von Dir mir Vorgeschriebene gedacht, wohl eine Ernschuldigung dafür giebt, wenn ich auch weit davon entfernt bin, einem Menschen allein die Schuld dafür aufzubürden. Nein, es sind nicht die Menschen allein, die auf uns und in uns wirken, es sind auch Ereignisse und Umstände, die auf uns niederfallen und denen wir schwache Menschen nicht immer auszuweichen verstehen, wenn uns auch die Zeit dazu gelassen werden sollte. Doch – was diesen neuen unvorhergesehenen Fall betrifft,« fuhr sie nach einiger Zeit in ihrem Selbstgespräch mit nachdenklicher Miene fort, »so däucht mir, daß Helene, die gute Helene, diesmal doch etwas voreilig gehandelt hat. Sie hätte einige Tage – und wie schnell vergeht uns jetzt ein Tag – warten und sich gedulden sollen, dann wäre diese so grausame Trennung, die uns Alle gleich tief berührt, gleich bitter

schmerzt, vielleicht nicht nöthig gewesen. Nun, so soll sie wenigstens, was an mir liegt, nicht lange dauern, wenn denn doch einmal ein Krieg ausbrechen muß, und daß sie ihre Koffer nicht mitgenommen hat, scheint mir von guter Vorbedeutung zu sein. Ich werde sie einstweilen bei mir behalten, in wenigen Tagen muß sich ja entschieden haben, was wir hoffen und was wir fürchten dürfen. Also Muth, Irene, Fassung und Geduld! Ergieb Dich in Dein Schicksal, und was nun auch noch kommen mag, nimm es als etwas Unausbleibliches aus, das Du nicht von Dir abwenden kannst.«

Wenn diese Worte, die sie so eben gesprochen, aus ihrem innersten Herzen geflossen waren, so sollte dies arme Herz gleich im nächsten Moment noch einmal auf eine harte Probe gestellt werden, ob es auch wirklich einer so großen Ergebung fähig sei. Denn kaum hatte sie ihr Selbstgespräch beendet und wieder einen Blick auf den Brief geworfen, den sie noch immer offen in der Hand hielt, so ward die Thür in ihrem Vorzimmer heftig geöffnet und herein mit seinem Sporentritt, der ihn überall schon von Weitem anmeldete, trat der Graf, um sich, wie es nach seinen ersten Worten schien, nach dem Befinden seiner Gemahlin zu erkundigen, die er ja am Abend vorher so leidend verlassen hatte.

»Guten Morgen!« sagte er mit seinem gewöhnlichen kalten Gesicht, aus dem die Leidenschaft, die es am vorigen Tage gezeigt, verschwunden war, und dabei setzte er sich seiner Frau gegenüber auf einen Stuhl, starke

Dampf Wolken vor sich hinblasend, die der Cigarre entstiegen, die er erst von den Lippen genommen, als er seinen Morgengruß bot. »Geht es Dir heute besser, hast Du gut geschlafen oder plagt Dich Dein Kopfweh noch?«

»Ich danke Dir für Deine Frage,« erwiderte die Gräfin mit ungemein sanfter Stimme, die ihre ganze heutige Schwäche verrieth. »Geschlafen habe ich wenig, aber mein Kopfschmerz hat aufgehört, nur fühle ich mich über alle Erwartung matt und werde heute noch den ganzen Tag der Ruhe bedürfen. Du wirst mir also wohl nicht verdenken, wenn ich in meinem Zimmer bleibe, da mir alle Fähigkeit, in einem größeren Kreise gesellig zu verkehren, abgeht.«

»O, ich will Dich Deinem Zimmer nicht abwendig machen,« erwiderte der Graf frostig, »bleibe so lange darin, wie es Dir beliebt, und vergnüge Dich mit Dir allein oder mit wem Du sonst willst, Du wirst bald genug die einzige Gebieterin in der Rabenburg sein. Doch darum habe ich Dich auch nicht aufgesucht; ich wollte mich nur erkundigen, ob Dein Kopfschmerz es erlaubt – alle sentimental und träumerischen Frauen leiden ja daran – die Nachrichten zu vernehmen, die ich Dir mitzutheilen habe.«

»Sprich sie in Gottes Namen aus,« erwiderte die Gräfin mit einem halb unterdrückten Seufzer, »ich kann Alles hören und bin auf Alles gefaßt. Also genire Dich nicht.«

»Gut, das ist mir lieb. Nun, so will ich Dir denn sagen, daß der Krieg so gut wie gewiß ist. Mansfeld, Dein

lieber Mansfeld, hat die gestern in der Stadt vernommenen Nachrichten so eben durch eine Privatdepesche aus Berlin bestätigt erhalten. Der König ist in Berlin mit Enthusiasmus empfangen worden und alle Welt jauchzt dem Kriege entgegen, dessen Erklärung von Frankreich her mit jeder Minute erwartet wird. Mobilmachung ist schon befohlen und wird wahrscheinlich heute noch verkündet werden. Nun, was sagst Du zu dieser Nachricht? Sie scheint Dich etwas angegriffen zu haben, denn jetzt bemerke ich erst, daß Du wirklich blaß aussiehst. Du solltest Dich aber nach meiner Ansicht mehr darüber freuen als erschrecken, denn der Krieg ist uns Allen ja höchst erwünscht, mir wenigstens, da er mich aus einem irdischen Janmerthal ohne Ende erlöst. Also warum ängstigst Du Dich? Bist Du keine so gute Patriotin, wie wir Männer Patrioten sind, die wir nur Ruhm und Sieg aus einem solchen Kriege hervorgehen sehen?«

»O nein, darin irrst Du. Mein Patriotismus kommt gewiß einem jeden anderen gleich, aber Du wirst mir wohl meine Sorge und mein Aussehen verzeihen, wen Du bedenkst, daß ich nur ein Mensch und noch dazu ein Weib bin, das den traurigen Einwirkungen der Außenwelt widerstandslos unterworfen ist.«

»Ja freilich, ein Weib bist Du und in mancher Beziehung ein recht schwaches Weib, das ist eben so wahr. Doch« – und in diesem Augenblick fielen seine Augen erst auf den Brief, den die Gräfin noch immer in der Hand hielt und in ihrer geistig Zerstretheit wider Wissen auf und zufaltete, »was hast Du da für einen Brief?«

»Du kannst ihn lesen,« sagte sie sanft, »er birgt kein Geheimniß, wenigstens keins, das ich irgend Jemandem zu verhehlen Ursache haben könnte.«

Mit diesen Worten reichte sie ihm Brief hin und folgte dem hastig danach Greifenden mit ihren Blicken, der an das Fenster trat und mit schnell fliegenderm Auge zu lesen begann. Allmähig aber las er langsamer und bedächtiger, und je weiter er kam, um so finsterer wurde sein Gesicht, bis er, an das Ende gelangt, in jähe Heftigkeit ausbrach, die nur durch den Schreck, den ihm der unerwartete Inhalt eingeflößt, noch einigermaßen in Schranken gehalten wurde.

»So,« schrie er, die Augen roh gegen seine Frau rollend aus, »also das enthält dieser Brief! Nun, das ist ja eine neue Teufelei, die wir diesem – diesem sanften Herrn Prediger zu verdanken haben.«

»Du irrst!« sagte die Gräfin mit wunderbarer Fassung.

»Nach Deiner Meinung vielleicht,« fuhr der Graf mit zusammengepreßten Zähnen grimmig fort, »aber nicht nach meiner. Ich sehe darin etwas klarer als Du, da ich zu wachen pflege, wo Du nur träumen kannst. Aber es ist gut – es ist recht so – das kommt mir gerade erwünscht. Doch halt – Eins will ich noch vorher wissen – wie lautet die Adresse der Schreiberin, ich meine – wo hält sie sich auf – wo wohnt ihre Tante? – Das steht nicht in dem Brief, aber Du weißt es, wie es ausdrücklich hier gesagt ist.«

Jetzt war der Kampf für die arme Gräfin gekommen und sie nahm ihn mit muthigem Herzen auf, wenn ihre Hände auch zu beben begannen.

»Das darf ich Dir nicht sagen,« sprach sie mit einer Festigkeit, die dem Grafen verrieth, daß die vor ihm sich erhebende Festung nicht zu stürmen sei, »denn das ist wirklich ein Geheimniß. Wäre es das meine, so solltest Du es auf der Stelle erfahren, aber es ist eben das eines Anderen.«

»Gut – wohl – recht! Aber wenn ich es nun dennoch zu wissen verlange?«

»Dann kann ich Dir trotzdem keine Antwort darauf geben.«

»So, also nicht? Auch gut. *Dich* will ich nicht zwingen, mir gehorsam zu sein, denn Du bist von jeher ein dulrender Starrkopf gewesen, und das sind die schlimmsten von allen. Haha! So habe ich denn nur noch eine Frage an Dich und die wird ja wohl Dein eigenes Geheimniß betreffen. Wann ist Fräulein von Winning abgereist und wer hat die Frechheit gehat, ihr wider mein Wissen einen Wagen zu geben?«

»Es hat ihr Niemand einen Wagen gegeben und sie ist, wie es ja auch in dem Briefe steht, mutterseelenallein und ohne daß ich eine Ahnung davon hatte, heute Morgen zu Fuß nach der Stadt gegangen, um sich wahrscheinlich sogleich nach dem Eisenbahnhof zu begeben.«

»Zu Fuß?« brauste der Graf in jäher Wuth auf. »Fräulein von Winning nach der Stadt zu Fuß und allein? Und das hast Du zugelassen?«

»Ich sage Dir ja, ich habe gar nichts davon gewußt und erst dieser Brief, den mir Benjamin so eben gebracht, hat mir die erste Kunde davon gegeben.«

»Es ist gut, es ist Alles gut,« schrie der Graf, »und wehe Dem, der die Schuld davon trägt! In fünf Minuten werde ich wissen, wie Alles zusammenhängt und in weiteren fünf Minuten werde ich meinen Entschluß gefaßt haben. Guten Morgen, meine sehr gnädige und überaus leidende Frau!«

Er stürmte hinaus, den Brief auf die Erde schleudernd und sah nicht wie die Gräfin auf ihrem Stuhl zusammensank, die Hände vor das Gesicht schlug und in lautes Schluchzen auszubrechen begann, denn nun war ihr Muth dahin und ihre Kraft erschöpft. Der Graf aber ging mit dröhnenden Schritten nach seinem Zimmer und ein heftiger Zug an der Glockenschnur rief sogleich den Hausmeister, Benjamin und Casper herbei, die mit bestürzten Mienen angelaufen kamen, denn sie wußten schon, daß das nächste Gewitter sich über ihre unschuldigen Häupter entladen würde.

Allein die von ihnen gefürchtete Scene war nur von kurzer Dauer. Nach den ersten Fragen und den darauf erfolgenden Antworten hatte sich der Graf überzeugt, daß alle drei Diener eben so wenig über den Weg und das Ziel der Entwichenen wußten, wie er selber, und daß sie also in nichts gegen seinen Willen gefehlt. Keiner der Drei hatte das junge Mädchen das Schloß verlassen sehen, keiner hatte ihr in irgend einer Weise hülfreich die Hand geboten, und so konnte sich der auf's Höchste geschraubte Zorn des Grafen – um so höher, da er ihn vor der Hand an Niemandem auszulassen Gelegenheit fand – über keinen von ihnen ergießen.

Als sie aber alle Drei ihre Meinung geäußert und Alles, was sie wußten, gesagt und nun schweigend und zitternd im Kreise um den Herrn standen, der mit wüthenden Schritten auf und nieder lief, gab er ihnen einen Wink, sein Zimmer zu verlassen, rief aber Casper mit dem Befehl zurück, auf der Stelle sein schnellstes Pferd zu satteln, da er es in fünf Minuten besteigen wolle.

Kopfschüttelnd, mit den Armen sich vertraulich zuwinkend, aber kein Wort dabei sprechend, waren die beiden alten Diener davon geschlichen, nur Casper beeilte sich, den Befehl seines Herrn zu erfüllen, und als eben das Pferd gesattelt und gezäumt auf den Hof geführt wurde, kam derselbe schon die Treppe herunter und schwang sich auf, ohne einem Einzigen zu sagen, wohin er seinen Weg nehme und wann er wiederzukehren gedenke. Wie ein Rasender, von jäher Leidenschaft gestachelt, die alle um ihn her vorgehenden Ereignisse nur noch mehr anfachten, jagte er mit verhängtem Zügel aus dem Schloß und schlug, wie die ihm nachschauenden Diener gewährten, den nach der Stadt führenden Weg ein, um wo möglich noch die Entwichene, die ja nur vor ihm allein geflohen war, auf dem Wege einzuholen oder wenigstens in der Stadt oder auf dem Eisenbahnhof zu treffen, und sie, koste es was es wolle, zu bewegen, wenigstens noch so lange auf dem Schlosse zu verweilen, als er selbst seinen Aufenthalt darin haben werde.

VIERTES CAPITEL. WIE GRAF BRANDHORST ZWEI
FLIEGEN MIT EINER KLAPPE SCHLÄGT.

Als der jähzornige Herr und Gebieter der Rabenburg das Schloß in so großer Hast und Aufregung verlassen hatte, ließ er fast alle übrigen Bewohner in einer Bestürzung zurück, wie sie wohl selten nur oder noch gar nicht in der so friedlichen Behausung zu Tage getreten war. Benjamin hatte sich mit leisem Schritt, als wage er Niemandem sein Thun zu verrathen, in das Zimmer des alten Hausmeisters begeben und hier schütteten sich die beiden Getreuen alle Besorgnisse aus, die schon seit dem Tage auf ihren Herzen lagen, wo der Graf von seiner letzten Reise zurückgekehrt war. Dabei tauschten sie ihre Meinungen über alle gegenwärtig bestehenden Verhältnisse im Schlosse aus und bemitleideten vor Allem aus tiefstem Herzen die arme Gräfin, die wie immer auch diesmal das von dem Unheil am härtesten getroffene Opfer war.

»Großer Gott,« sagte unter Anderm der gute Herr Striez, der sich nur selten persönlich in das im Schloß Vorgehende mischte und darin dem muthigeren Benjamin stets den Vortritt ließ, »was sind das alles für schreckliche Dinge, die wir beide Grauköpfe hier noch erleben müssen! Ich wundere mich gar nicht, Benjamin, daß Sie so bleich und stumm da vor mir stehen und nicht wissen, was Sie mir sagen sollen, denn mir ist wahrhaftig auch ganz bänglich zu Muthe. Wer hätte sich jemals in früheren Zeiten vorgestellt, daß eine solche Calamität über die schöne Erbin von der Rabenburg hereinbrechen könne!

Ich wenigstens nicht und Sie auch nicht, – aber, wissen Sie, Benjamin, *einen* Trost habe ich doch noch dabei und der ist in der That recht groß, wenn ich mir die Sache so recht überlege.«

»Was für einen Trost, noch dazu einen recht großen, kann es denn hier noch geben?« fragte Benjamin, dessen Kniee zu zittern begannen und der sich deshalb auf einen Stuhl niederließ.

»O doch, Benjamin, bedenken Sie es nur recht. Die Geschichte, wie sie jetzt hier läuft und alle Tage sich zu einer bedeutungsvolleren Katastrophe zuspitzt, kann ja glücklicher Weise nicht mehr lange dauern. Was ich vor wenigen Tagen noch mit bangem Herzen kommen sah, erscheint mir deshalb jetzt wie ein wahrer Segen.«

»Aber was für einen Segen meinen Sie denn, Herr Striez?«

»Ich meine den äußeren Krieg, der uns von diesem inneren in der Rabenburg erlösen wird. Denn wenn es wirklich Krieg giebt und ich zweifle nun auch nicht mehr daran, und der Graf mitzieht, dann – nun, Sie verstehen mich doch wohl?«

»Ah ja, da haben Sie Recht, dann sind wir ihn Alle los, für eine Zeit wenigstens,« flüsterte Benjamin mit kaum hörbarer Stimme, wobei er sich, als ob er irgend einen geheimen Lauscher zu befürchten hätte, vorsichtig im Zimmer umsah. »O mein Gott, ja, daran habe ich auch schon gedacht, aber ich habe es dennoch nicht laut auszusprechen gewagt.«

»Was ist denn dabei zu wagen, Benjamin? Wenn wir es nicht unter uns sprechen, wer soll es sonst thun? Also ja, ich wiederhole es, er geht fort, er verläßt das Schloß und wir Zurückbleibenden werden dann wohl eine längere Zeit in Ruhe und Frieden leben können, denn in vier Wochen ist so ein Krieg mit Frankreich nicht abgethan.«

»Ach Gott, nein, aber in Ruh und Frieden, meinen Sie, sollen *wir* dann leben? Na, das weiß ich denn doch nicht so ganz bestimmt. Haben Sie wohl daran gedacht, daß Fräulein Helene nun fort ist und daß Herr Harder, den wir Alle ohne Ausnahme so liebgewonnen, uns am Ende auch verlassen kann, um, wie er mich schon errathen ließ, mit in den Krieg zu ziehen?«

Herr Striez senkte wehmüthig sein graues Haupt.

»Ja,« sagte er kopfschüttelnd, »das ist freilich kein Glück und viel Ruhe und Freude wird die Frau Gräfin dann auch nicht haben. Aber – steht es denn schon so fest, daß der Prediger ebenfalls mit in den Krieg zieht? Ich denke mir immer noch, er wird hier bleiben, denn er ist doch eigentlich ein Friedensmann und seiner Gemeinde, die ihn kaum gewonnen, so nothwendig wie das liebe Brod.«

»Freilich ist es so, aber dennoch scheint es mir sehr wahrscheinlich, daß er den Feldzug mitmacht,« seufzte Benjamin leise auf.

»O, o, was sind das für Zeiten, Benjamin!« stöhnte Herr Striez, sich mit der Hand durch die grauen Haare fahrend. »Und wie glücklich sind wir neulich noch gewesen, als der gute Mann wie ein tröstender Engel hier einzog

und uns Allen mit seinen freundlichen Worten zum Herzen und zur Seele sprach! Ach, die arme Gräfin! Dann wird sie sich erst recht einsam und verlassen fühlen! Aber – da fällt mir eben ein, wenn der Krieg so nahe bevorsteht, warum ist denn Fräulein Helene wohl so schnell weggegangen? Sie hätte auch noch warten können, bis ihr Quälgeist, der sie auf Schritt und Tritt verfolgte, abgezogen war.«

»Na sie wird nicht zu lange fortbleiben,« rief Benjamin, mit einem Mal ermuthigter werdend, aus, »und ich denke mir darin nichts Falsches. Die Gräfin wird sie wohl bald wieder herbeirufen, wenn sie mit den Kindern so ganz allein ist, und dann kehrt das gute Mädchen gewiß gern zurück, denn sie hängt eben so sehr an der Gräfin wie an den Kindern, das weiß ich nur zu bestimmt.«

»Das gebe Gott!« schloß Herr Striez das lange geheime Morgengespräch, »und nun wollen wir geduldig abwarten, was kommt, ändern können wir Beide doch nichts daran.«

Von der Gräfin wollen wir jetzt nicht sprechen; ihr Zustand liegt so klar vor unseren Augen, daß wir ihn nicht noch genauer zu schildern brauchen. Aber noch ein anderer Mensch war im Schloß, der sich an diesem für Alle so stürmischen Morgen keiner besonderen Ruhe erfreuen sollte, und das war Graf Mansfeld, der gerade im Park spazieren ging, als die Scene zwischen dem Grafen und seiner Frau vorfiel, und der erst gegen zehn Uhr, als er in

das Schloß zurückkehrte, von Casper zu seinem Erstaunen erfuhr, daß der Graf im stärksten Galopp auf und davon geritten sei.«

»Wohin ist er denn geritten und warum hat er es denn so eilig gehabt?« fragte der Graf den ungewöhnlich geheimnißvoll thuenden Casper. »Sprich, ich werde Dich nicht verrathen, wenn Du mir etwas Gewisses darüber sagst.«

Casper blickte erst stumm zur Erde, dann lachte er still in sich hinein und endlich sagte er:

»Wir glauben Alle, daß der Herr Graf dem jungen Fräulein nachgeritten ist und es wiederholen will.«

»Dem jungen Fräulein? Wem denn?«

»Nun, Fräulein Helene, die spornstreichs fort gelaufen ist, von Niemand Abschied genommen hat und auch nicht wiederkommen will, wie man sagt.«

Jetzt machte Graf Mansfeld verwunderte Augen und nach einigen weiteren Fragen, die er geschickt dem dummen Casper zu stellen wußte und die derselbe nach besten Kräften beantwortete, war ihm so ziemlich die Hefigkeit und Eile erklärt, mit der sein Freund seiner kleinen Flamme nachgeritten war. Als er aber so weit in seiner Erkundung der Dinge gekommen und mit seinem Combinationstalent sich den ganzen Zusammenhang erklärt hatte, lachte er laut auf, ging in sein Zimmer und ließ sich ein gutes Frühstück und eine Flasche Xeres bringen, nicht um auf das Gelingen des Planes seines verliebten Freundes ein Glas zu leeren, sondern um über die Schrullen und Leidenschaften der dummen Menschen zu

lachen, denn daß sein sonst so geschätzter Freund sich in diesem Falle wirklich sehr kindisch und dumm benommen unterlag bei ihm keinem Zweifel mehr.

»Der Narr!« sagte er mehrmals zu sich. »In einer solchen Zeit, wie wir sie jetzt haben, wo jeder Cavalier nur an Todstechen und Todtschießen denkt, seinen Revolver ladet und seinen Säbel schleift, läuft dieser blinde Mann einem so winzigen Frauenzimmer nach. Na, das ist das Tollste, aber auch das Erbärmlichste, was ich noch von ihm erlebt! Und das wollen ganze, vollblütige Menschen sein? Ja, vollblütig in einer Art sind sie, und dafür schickt Gott ihnen vielleicht einen kleinen Aderlaß, aber klug, groß, politisch und nobel ist es nicht. Na, mich geht übrigens die ganze Geschichte nichts an, obgleich ich ihm am Ende gar mit meinem neulichen Spaß auf die Sprünge verholfen habe. Mag er sich denn auf seinem tollen Ritt die Hörner abstoßen, wie ich sie mir schon lange abgestoßen, und dann wird er wohl wiederkommen. Aber mitbringen wird er die Flüchtige gewiß nicht, wenn er sie auch finden mag. Wie sollte er das anfangen? Wenn sie nun nicht will, kann er sie dazu zwingen oder sie gar heimlich wie eine reife Pflaume in die Tasche stecken? Nein, das kann er nicht, also er ist ein Narr, ein doppelter Narr! Morgen vielleicht schon satteln wir, um zu marschieren, und heute rennt er noch wie ein halb Wahnsinniger so einem kindischen kleinen Blondkopf nach, um noch eine Stunde länger in seine blauen Augen zu starren. Haha! Das ist doch zu arg und wenn man so etwas sieht, soll

man die Menschen nicht verachten, die an solchen Kindereien Gefallen finden? Ja, ich verachte sie gründlich, wie ich sie schon lange verachtet, und je älter und klüger ich werde, um so mehr verachte ich sie, da sie wirklich verächtlich sind. So trinke ich denn lieber auf diese Verachtung der Menschheit, und Dich – Corse Napoleon, der Du da eben Deinen letzten Trumpf ausgespielt hast – Dich verachte ich auch – und so trinke ich dies volle Glas spanischen Weins, also den Landsmann Deiner erlauchten Gemahlin, auf Deinen und ihren Untergang! Kaiserliche Bestie Du! Mit Farben kannst Du Deinen ehemals republikanischen Mantel nicht mehr roth genug färben, so nimmst Du Blut dazu, wie weiland Dein herrlicher Onkel, aber Du vergissegst nur dabei, daß es für ihn trotzdem ein St. Helena gab und daß es für Dich – na, ich will nicht prophezeien, dazu habe ich kein Geschick – vielleicht ein anderes, ähnliches Burgverließ giebt. Denn die Weltgeschichte ist gerecht und noch nie hat ein Tyrann der Welt auf ewig ein Schnippchen geschlagen, und jeder Caesar hat noch seinen Brutus und jeder Achill seinen Paris gefunden. Haha, ja!«

Nach dieser erbaulichen Rede, die sich Graf Mansfeld an diesem herrlichen Julimorgen in seinem behaglichen Zimmer auf der Rabenburg hielt, zündete er sich eine Cigarre an und begab sich dann wieder hinaus, um in seiner allmählig zunehmenden Unruhe zu spähen, ob der Graf Brandhorst noch nicht bald von seinem Helenazug zurückkehre; allein er mußte etwas lange auf ihn warten und schon wollte er sich gegen drei Uhr ein Pferd satteln

lassen und ihm nach der Stadt entgegenreiten, als er eine andere Unterhaltung bekam, die ihn in viel bedeutungsvollerer Weise in Anspruch nahm, denn ein Bote aus der Stadt brachte ihm eine telegraphische Depesche, der er schon den ganzen Morgen vergeblich entgegengesehen. Als er sie aber gelesen, zog er sich in sein Zimmer zurück und wartete nun mit noch größerer Ungeduld auf seinen Freund, dem er nun endlich das lange ersehnte glückliche Ereigniß mitzutheilen hatte, welches in seiner verhängnißvollen Bedeutung von heute an die ganze Welt erschüttern und in Thätigkeit setzen sollte.

Gegen drei Uhr endlich sprengte Graf Brandhorst auf schaumbedecktem Pferde auf den Schloßhof der Rabenburg und beim ersten Blick auf sein erhitztes und von wilder Leidenschaft zerrissenes Gesicht erkannte Graf Mansfeld, der ihm entgegeneilte, daß er eine unbeschreibliche Wuth im Herzen trage und daß sein heutiger Ritt ein völlig vergeblicher gewesen sei, was sich auch nur zu bald als richtig erwies.

»Aber sage mir in des Teufels Namen, Brandhorst,« empfing ihn Graf Mansfeld in seinem Zimmer, wohin der Graf sich sogleich nach seiner Ankunft verfügte, »was hast Du denn mit Deinem so hastigen Ritt heute bezweckt? Doch nein, sage es mir lieber nicht, ich will jetzt nichts mehr von solchen Kinderpossen hören. Ich habe Dir etwas ganz Anderes und Besseres mitzutheilen. Die Mobilmachung ist endlich verkündet – da hast Du die Depesche – und alle disponiblen Kämpfer werden auf der Stelle zur Fahne einberufen, also auch wir. Und eben so

gewiß steht fest, daß die Kriegserklärung gegen Preußen in Paris eine beschlossene Sache ist; die Herren Franzosen beharren wie toll und blind in ihrem Haß und ihrer Feindseligkeit gegen uns, und sind sogar in der besten Laune, selbst den Himmel zu stürmen, den sie nur allein für sich vom lieben Herrgott geschaffen wännen. So beeile Dich denn, daß Du fertig wirst und mich morgen begleiten kannst; ich gehe schon um acht Uhr nach der Stadt. Ich habe nun keine Ruhe mehr, bis ich meine Uniform trage und den Säbel an meiner Seite rasseln höre.«

»Still nur, still!« erwiderte der Graf, indem er sich auf einen Sessel fallen ließ und den Schweiß von der Stirn trocknete, der ihm in dichten Tropfen davon herunter lief. »Ich werde Dich nicht allein gehen lassen, verlaß Dich darauf, und bin schon lange auf unseren Abmarsch vorbereitet. Deine süperbe Neuigkeit übrigens kenne ich schon; alle Jungen auf den Straßen in der Stadt schreien sie aus und Alles rennt athemlos durch einander, um sich in Kriegsbereitschaft zu setzen. Nun, und was mich betrifft, so befinde ich mich schon lange im Kriegszustande und fühlte nie wie jetzt die Lust, einen Menschen oder lieber gleich ein Dutzend zu Boden zu schlagen.«

»So, ich glaube es Dir, aber nimm es mir nicht übel, Du siehst darüber nicht gerade sehr erfreut, vielmehr recht betrübt und bedrückt aus. Warum das?«

»Betrübt, bedrückt?« brauste der Graf plötzlich auf, wie eine Stahlfeder einen Moment lang vom Stuhle emporschnellend. »Haha! Warum nicht gar! Aber laß mich nur erst zu Athem kommen und höre, was ich Dir sonst

zu sagen habe. Man hat mir nämlich ganz hinterrücks einen höllischen Streich gespielt.«

»So, so!« lachte Graf Mansfeld laut auf. »Na, wenn Du es durchaus willst, dann erzähle nur. Was für einen Streich hat man Dir denn gespielt?«

»Man hat hinter meinem Rücken und ohne daß ich die geringste Ahnung davon hatte, das niedliche Kind, die Helene, von hier fortgebissen und sie in's Elend in die weite Welt laufen lassen. Daran ist einzig und allein der infame Schwarzrock schuld, und dafür soll er mir büßen, noch ehe ich mein Haus verlasse. Mir prickelt es danach in den Fingern und ich muß durchaus eine Revanche nehmen, und zwar auf eine Weise, daß er mich in ewiger Erinnerung behält.«

»Aber was für eine Revanche denn?« fragte Graf Mansfeld etwas ernster. »Was hat er Dir denn eigentlich gethan?«

»Wie, Du fragst noch? Ich sage es Dir ja: er hat dem armen Mädchen, der Helene, den Aufenthalt hier im Schlosse unmöglich gemacht, dadurch, daß er sie wahrscheinlich mit seiner bettelhaften Liebe verfolgt und gedemüthigt, sie, ein adliges Fräulein, und er, der Sohn eines ganz gemeinen Landpastors. Aber nun gieb mir einmal einen guten Rath. Wie soll ich den Menschen am Empfindlichsten an der Gurgel packen, so daß ihm Sehen und Hören vergeht? Natürlich jage ich ihn zum Teufel, das steht von vornherein fest, und er darf mir nur noch einmal unter die Augen kommen, eben dann, wenn ich ihm den Laufpaß gebe. Aber wie soll ich das anfangen?«

Graf Mansfeld sann eine Weile nach, dann sagte er mit cynischem Lächeln:

»Höre mal, Brandhorst, ich will Dir etwas sagen. Kühle Dich erst ein wenig ab, denn Du bist in der That in einer Rage, die Dir nicht gut zu Gesicht steht und Dich zum vernünftigen Handeln ungeschickt macht. Wenn man einem Feinde einen Tritt mit dem Fuß versetzen will, muß man es mit kaltem Blute thun, sonst hat man nicht die rechte Freude davon. Warte also ein paar Stunden ab; bei Tische, wo wir nachher allein sitzen wollen, will ich Dir meine Meinung sagen und bis dahin werde ich es mir überlegen, wie Du Deine sogenannte Revanche am besten nehmen kannst. Dergleichen muß man nicht in der ersten Aufwallung thun, man ärgert sich nur nachher darüber und ich sage es Dir, Du hast wahrhaftig einen viel höheren Genuß davon, wenn Du ihm ganz *con amore* Dein Liebeslied vorsingst. Haha, da geht mir schon ein guter Gedanke durch den Kopf und ich weiß beinahe, wie Du diesen Menschen am tiefsten demüthigen kannst!«

»Ha! Das ist brav, das ist recht. So überlege Dir diesen guten Gedanken bis nachher. Einstweilen will ich Befehl geben, daß der schwarze Herr in seinem Zimmer allein speist; meinetwegen kann er sich dazu seinen Talar anziehen, damit die Scene recht feierlich aussieht. Haha!«

»So,« sagte Graf Mansfeld. »jetzt bist Du auf dem richtigen Wege, denn Dein Humor kommt zur rechten Zeit zurück. Und Humor gehört dazu, wenn man ein Lustspiel aufführen will, wie Dir eins bevorsteht.«

Der Graf nickte ihm beifällig zu, verließ das Zimmer und beschied Casper zu sich, um ihm jetzt, wo die Stunde der Abreise wirklich vor der Thür stand, noch eine zahllose Menge von Befehlen zu geben, die mit der größten Eilfertigkeit ausgeführt werden mußten.

Wolfgang Harder, der bereits von dem Hausmeister und Benjamin gehört, was für Dinge sich im Schloß zutragem und darüber eben so erstaunt wie erschrocken war, da er sich ja den Zusammenhang derselben und die eigentlichen Ursache der heimlichen Abreise Fräulein von Winning's gar nicht erklären konnte, hatte durch Casper den Befehl vom Grafen empfangen, heute allein auf seinem Zimmer zu speisen, da derselbe mit seinem Gaste, wie Casper aus eigenem Antriebe besänftigend hinzusetzte, wahrscheinlich über rein militairische Dinge zu sprechen habe. Wolfgang Harder, der auch den Grund dieses neuen Befehls nicht zu durchschauen im Stande war, nahm denselben mit Freuden auf, denn es konnte ihm nichts Angenehmeres begegnen, als der Tortur überhoben zu sein, die ihm gestern am Tisch mit den beiden vornehmen Herren auferlegt worden war. So aß er denn allein auf seinem Zimmer, aber so sehr er sich auch bemühen mochte, den ihn umgebenden Ereignissen ruhig in's Gesicht zu blicken und das Ende von Allem geduldig abzuwarten, so peinigte ihn doch eine unbestimmte Besorgniß, und dazu trug am meisten die Vorstellung von

dem Schmerz bei, den die Gräfin empfinden mußte, sich so plötzlich von Helene von Winning getrennt zu sehen, der sie mit so herzlicher Neigung ergeben war. Um diesen Schmerz ihr erleichtern und tragen zu helfen, nahm er sich vor, nachher einige Worte an sie zu schreiben und sie zu bitten, ihn, wenn es ihr Gesundheitszustand irgend erlaube, bei sich empfangen zu wollen. Indessen zögerte er immer noch, selbst nach Tisch, mit der Ausführung dieses Gedankens, ohne zu wissen, warum, allein es war ihm zu Muthe, als müsse die Gräfin selbst ihn zu einem Besuche auffordern lassen oder ihm die Kinder schicken, was den ganzen Tag nicht geschehen war und worüber er, mit jeder ablaufenden Stunde mehr, eine seltsame Bangigkeit empfand. Endlich aber, als es schon gegen Abend ging und er bis dahin sein Zimmer nicht verlassen, auch die beabsichtigten Zeilen an die Gräfin noch nicht geschrieben hatte, sollte er aus seiner Unruhe gerissen werden, denn um halb acht Uhr erschien Casper noch einmal bei ihm, mit der lange erwarteten, aber ihn durch die Art und Weise, wie sie an ihn gelangte, von Neuem beunruhigenden Aufforderung, sich sogleich zur Frau Gräfin zu verfügen.

Wolfgang Harder sah den Boten, der ihm nie eine ähnliche Meldung gebracht, befremdet an und fragte ihn:

»Warum bringen Sie mir heute und nicht Benjamin diese Einladung? Hat er etwa auch das Schloß verlassen?«

»Ach nein, Herr Prediger,« stotterte der leichtfertige Diener, dem die ernste, ruhige Miene und das funkelnde

Auge des jungen Geistliche von jeher imponirt hatte, »er ist nur gerade nicht bei der Hand, glaube ich. Vielleicht hat die Frau Gräfin selber ihm einen anderen Auftrag gegeben.«

»Sie ist doch nicht ernstlicher erkrankt?« fragte Wolfgang Harder, den plötzlich eine neue Besorgniß schneller athmen ließ.

Casper, auf solche Fragen und die darauf von ihm verlangten Antworten wenig oder gar nicht vorbereitet, blickte verlegen zu Boden.

»Das glaube ich nicht,« sagte er endlich, »aber bei Tisch ist sie freilich nicht erschienen und die beiden Herren haben heute ganz allein gespeist.«

»Gut, und ich soll sogleich zu der Frau Gräfin kommen?« fragte er noch einmal.

»Ja, Herr Prediger, sogleich, so lautete der Befehl.«

»Ich werde gehorchen,« erwiderte der Geistliche, und alsbald rüstete er sich zu dem kurzen Gange, nachdem Casper, der froh war, seinen Auftrag ausgerichtet zu haben, mit etwas eilfertigen Schritten das Zimmer verlassen hatte.



Die beiden Grafen, zu denen wir erst noch einmal zurückkehren müssen, um den Grund dieser Absendung Casper's an den Geistlichen kennen zu lernen, befanden sich also zur gewöhnlichen Speisestunde allein im Eßsaal

und sprachen, so lange getafelt wurde und Benjamin zugegen war, wie auf Verabredung, nur von den politischen Verhältnissen, wobei sie sich lebhaft ihren hochfliegenden Hoffnungen hingaben und sich schon als zukünftige Stabsoffiziere beglückwünschten, denen Ehren und Auszeichnungen aller Art nicht fehlen konnten.

Als sie sich darin aber ein Genüge gethan und mit dem eigentlichen Essen fertig waren, wandte sich der Wirth an den am Büffet erwartungsvoll stehenden Benjamin und rief ihm zu, eine Flasche Champagner zu bringen. Als die Flasche und die Gläser auf dem Tisch standen, erhielt der Alte den neuen Befehl, sich zu entfernen, da man seiner Dienste nicht mehr benöthigt sei.

Als Benjamin das Zimmer verlassen, stand der Graf Brandhorst auf, sah in das Vorzimmer, und da er Niemanden darin fand, kehrte er zu seinem Gaste zurück, goß den perlenden Wein in große Gläser und trank ihm zu, da ihm auffallen mochte, daß der sonst so lebhafteste Freund mit einem Male etwas einsylbig geworden war.

»Ich weiß nicht, was Dir angefliegen ist, Mansfeld,« begann der Graf das Gespräch. »Du bist ja wie durch Zauberei plötzlich verstummt. Oder hast Du Dir die Sache noch nicht bis zum Ende überlegt, von der wir vorher in Deinem Zimmer gesprochen haben?«

Graf Mansfeld, der das Glas noch an den Lippen hielt, trank es ganz aus, dann setzte er es leise nieder, sah seinen Freund mit einem verächtlichen Lächeln an und sagte:

»Wie kannst Du nur denken, daß ich in jetziger Zeit eine so unbedeutende Sache noch lange zu überlegen mich bemühe. Dazu habe ich nur wenige Minuten gebraucht und bin schon vor Tisch damit fix und fertig gewesen.«

»Nun, so sprich es doch aus, was Du mir rathen willst, Du siehst ja, ich brenne danach, mit der infamen Angelegenheit bald auf's Reine zu kommen, damit ich mich endlich unbehindert mit ernsteren Dingen befassen kann.«

»Nun ja doch, aber Du mußt mir erst noch erklären, wie Du eigentlich mit dem Herrn stehst, wenn ich Dir denn doch einen Rath in Betreff seiner Verabschiedung geben soll. Im Ganzen ist die Sache sehr einfach, wenn es sich so zwischen Euch verhält, wie ich mir denke. Du bist ja sein Patronatsherr, hast also unbedingt über ihn zu gebieten, wenn Du Dich nicht zu fest mit ihm liirt und verclausulirt hast. Sage mir also zuerst: hast Du irgend etwas Schriftliches mit ihm abgemacht oder ihn gar auf Lebenszeit angestellt?«

»Angestellt und auf Lebenszeit? Warum nicht gar! Ich habe mich wohl gehütet, das zu thun. Er ist sogar nur auf Probe hier und ich habe es ihm gleich am ersten Tage gesagt, daß es ganz in meinem Belieben stehe, ihn zu behalten oder fortzuschicken, je nachdem er mir gefalle oder nicht.«

»So. Nun, wenn das ist, dann bist Du ja aus jeder Noth und hast vollkommen freie Hand. Laß ihn also zu Dir bescheiden und sage ihm in aller Ruhe Dasselbe, was Du mir neulich schon angedeutet und was ich selbst an ihm

ausgekundschaftet, wozu bei mir nur fünf Minuten gehören, wie Du weißt. Ja, eigentlich haben mir schon die ersten zehn Worte genügt, die ich aus dem Munde dieses Menschen vernommen habe, und selbst wenn Du nicht dieselbe Bemerkung gemacht, kannst Du sie doch zum Vorwand nehmen. Sage ihm also ganz einfach, Du habest Dich überzeugt, daß die freisinnige Richtung, die er in seinen Predigten zu erkennen gegeben, Deinen religiösen Grundsätzen schnurstracks widerspreche. Weder für Deine Person, noch weniger für Deine fromme Gemeinde könntest Du einen solchen Prediger und Seelsorger gebrauchen. Du wolltest einen Priester von altem ehrlichen Schlage haben, einen einfachen Verkünder des Wortes Gottes, aber keinen rabulistischen Wortverdreher, keinen rationalistischen Atheisten. *Atheist*, merke Dir das. Das ist ein Schlagwort, womit man, wie mit gezogenen Kanonen, jetzt Wunderwerke verrichtet, dem Niemand widersteht, wenn man es zur rechten Zeit und bei rechter Gelegenheit anwendet. Nun, und daran mußt Du, aber ohne alle Heftigkeit, seine Verabschiedung knüpfen, und die kannst Du gerade mit der jetzigen bedenklichen Zeit motiviren, da Du genöthigt bist, Dein Haus und Deine Dorfbewohner zu verlassen, ihn also nicht mehr zu überwachen und für die rechte Seelsorge der Gemeinde einzustehen vermagst. Da hast Du Alles, was ich Dir rathen kann; nur die Ausführung überlasse ich Dir allein, und Du mußt Dich dabei recht in die Brust werfen und Dich als Herrn auf Deinem Gute dokumentiren, damit er Respect bekommt und gleich von vornherein begreift, daß

es mit seinem gelehrten Latein zu Ende ist und daß Du allein über ihn zu bestimmen hast.«

Der Graf schaute bedenklich vor sich nieder, hob aber plötzlich wieder seine Augen empor und warf sich schon jetzt stolz in die Brust, als wolle er sich bereits auf seine patronatsherrliche Strafpredigt vorbereiten.

»Ja,« sagte er, »im Ganzen magst Du Recht haben, aber die Art und Weise, die Du vorschlägst, scheint mir bei diesem Verräther nur etwas zu milde zu sein. Ich muß ihn gleich so niederdrücken, daß er alles Aufstehen vergißt und sich mit keinem Wort zur Wehre zu setzen wagt, denn ich glaube, im reinen Wortgefecht ist er mir überlegen, wie er es auch Dir sein würde, wenn Du ihm einen solchen Vortrag zu halten in der Lage wärst.«

»Oho!« rief der unfehlbare Freund, »das wollten wir doch noch einmal erst erleben! Zu einem Wortgefecht mußt Du es übrigens gar nicht kommen lassen. Du sagst ihm kurz und bündig Deine Meinung, das heißt, Du schickst ihn fort, und damit hat die Unterhaltung ein Ende. So sehe ich dies leidige Verhältniß an.«

»Ja, da hast Du auch Recht,« rief der Graf, von Neuem ermuthigt, »aber verschärfen möchte ich die Strafe denn doch. Die Pille, die ich ihm eingeben will, ist mir noch zu süß überzuckert, ich möchte sie etwas bitterer machen.«

Graf Mansfeld sann nur einen Augenblick nach, dann sagte er mit zusammengebissenen Zähnen:

»Nun, wenn Du ihn recht demüthigen und dieser Pille allen Zucker benehmen willst, so habe ich noch ein anderes unfehlbares Mittel.«

»Sprich es aus, ich sage Dir ja, danach brenne ich eben.«

»Gut. So laß ihn zu Deiner Frau bescheiden, und in ihrer Gegenwart demüthige den stolzen Priester. Ein Urtheil, wie Du es sprechen willst, wird, in der Nähe und vor den Augen und Ohren seiner Beschützerin gesprochen, von unzweifelhaft mächtigerer Wirkung sein und dann hast Du ja gleich zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen und brauchst Deiner Frau nachher nicht – zu beichten, haha! was für eine Heldenthat Du vollbracht hast.«

»Mansfeld!« rief der Graf, erfreut von seinem Sitze aufspringend, »das ist ein höllisch gescheidter Gedanke und ich beneide Dich wahrlich um Deine teuflische Erfindungsgabe. Ja, *den* Vorschlag nehme ich an: in Gegenwart meiner Frau soll er sein Urtheil erfahren, und dann kann ich mich ruhig zu Bett legen und allein – an den zärtlichen Abschied denken, den ich morgen von dieser Träumerin nehmen will. Ich danke Dir, das war ein Rathschlag nach meinem Herzen und er soll in kurzer Zeit ausgeführt werden.« –

Eine Stunde später erhielt Casper den Befehl, den wir ihn bereits ausführen sahen, den Prediger in das Zimmer der Gräfin zu bescheiden, ihm aber nicht zu sagen, daß derselbe vom Grafen ausgegangen sei.

Es war beinahe acht Uhr geworden, als Wolfgang Harder sich anschickte, dem vermeintlichen Wunsche der Gräfin zu folgen, um sie nach fast zweitägiger Trennung endlich wiederzusehen, wonach sein Herz von Stunde zu Stunde mit heftigerem Schlage verlangte. Bereits war im Freien eine linde Dämmerung eingetreten, denn der bisher so reinblaue Himmel hatte sich leicht bewölkt, und in den etwas zurückliegenden Zimmern der Gräfin war dieselbe noch merklicher geworden, da die auf der Veranda davor stehenden Zierbäume und die reichlichen Schlinggewächse den Einfall des Lichtes bedeutend abschwächten.

Die Gräfin saß in ihrem Sessel am Fenster und hatte eben die Kinder mit einem Hausmädchen in ihr Zimmer gesandt, nachdem sie sich einige Stunden mit ihnen unterhalten und sie über die schmerzlich beklagte Trennung von der guten Helene zu trösten versucht. So saß sie denn jetzt allein in dem stillen, von der Abenddämmerung heimgesuchten Gemach, das sonst so wohnlich und traulich war, jetzt aber mit allen seinen Zierrathen und Schmucksachen ihr nicht das geringste Wohlbehagen bereitete, da sie von allen den vergangenen Ereignissen tief ergriffen war und eine melancholische Stimmung sich ihrer Seele bemächtigt hatte, die vergeblich nach einem Entschluß rang, wie sie sich den sie bedrängenden Einwirkungen von außen her entziehen könne. Endlich hatte sie sich fest vorgesetzt, Wolfgang Harder noch heute Abend bei sich zu empfangen, denn, so gern sie auch

einen Spaziergang mit ihm im Freien unternommen hätte, wonach sie sich nun schon zwei Tage gesehnt, so hielt sie es doch für gerathener, dies nicht zu thun, so lange der überall horchende und lauschende Gast in der Rabenburg weilte, dem sie überhaupt nicht mehr zu begegnen hoffte, weshalb sie auch noch immer ihre Unpäßlichkeit vorschützte, um dem mit Recht so gefürchteten Manne aus dem Wege zu gehen.

Eben nun hatte sie diesen Entschluß gefaßt und wollte sich schon erheben, um durch die Glocke Benjamin herbeizurufen, der den Freund zu ihr bescheiden sollte, da hörte sie, daß im Vorzimmer leise die Thür aufging und ein sanfter Schritt, diesmal ohne Sporengeklirr, über den Teppich glitt und ihrem Zimmer näher kam. Sie glaubte erst, Benjamin komme ungerufen zu ihr, um irgend eine Bestellung auszurichten, aber da sagte ihr ein freudiges Vorgefühl, daß es diesmal nicht der alte Diener sei, und so erhob sie sich rasch, um dem bescheiden Nahenden entgegenzugehen.

Sie hatte das Richtige getroffen, es war Wolfgang Har-der selbst, der zu ihr kam, um, wie er meinte, den von ihr ausgegangenen Wunsch zu erfüllen und sie in ihrem Zimmer aufzusuchen. Da standen die beiden Personen sich denn wieder gegenüber und betrachteten sich eine Weile mit schmerzlichen Blicken, ohne daß die Eine oder der Andere im ersten Augenblick im Stande gewesen wäre, ein Wort der Begrüßung oder der Freude zu sprechen. Endlich aber faßte die Gräfin sich zuerst, ging nahe zu

ihm heran und reichte ihm mit einem herzlichen Lächeln die Hand, indem sie sagte:

»Harder! Sie kommen endlich! O, das ist mir ja außerordentlich lieb und trostreich. Ja, mein lieber Freund, wir haben uns für unsere jetzigen Verhältnisse lange nicht gesehen und gesprochen, und doch, was haben wir uns nicht Alles zu sagen und zu klagen, da ja so Vieles geschehen, was uns Beide gleich ernstlich berührt.«

»Gnädige Frau,« erwiderte Wolfgang Harder mit etwas erstaunter Miene und die liebe Hand an seine Lippen pressend, »Sie haben mich ja erst vor einigen Augenblicken zu sich bescheiden lassen und ich bin unendlich gern gekommen, um Sie zu sehen und mich persönlich nach Ihrem Befinden zu erkundigen, wonach ich um so eifriger getrachtet, da ich vernahm, daß Sie auch an einem leiblichen Weh litten.«

Die Gräfin sah den so liebevoll und doch mit einem schmerzlichen Gesichtsausdruck Redenden ebenfalls erstaunt an, dann aber, nicht im Geringsten das Arge ahnend, was ihr und ihrem Freunde bevorstand, sagte sie mit herzlicher Miene:

»Da muß ein Irrthum obwalten, lieber Freund. Ich habe Sie nicht zu mir bescheiden lassen, obwohl es allerdings in meiner Absicht lag, es heute noch zu thun, und Sie sind meinem Wunsch nur zuvorgekommen. Ach, ich heiße Sie immer von ganzem Herzen willkommen, Sie wissen es ja, und heute sind Sie mir doppelt lieb. O bitte, nun wollen wir einmal gemüthlich plaudern, wenn es möglich ist, ich habe Ihre Gegenwart ja so schmerzlich

und lange entbehrt; so setzen Sie sich denn und sagen Sie mir zuerst, was für eine Wirkung es auf Sie gemacht, als Sie gehört, daß Helene uns so plötzlich und unerwartet verlassen hat.«

»Ach, gnädige Frau,« erwiderte Wolfgang Harderder schon den Stuhl ihr gegenüber eingenommen hatte, »dieser so schnell gefaßte und eben so schnell ausgeführte Entschluß des guten Mädchens hat mich tief betrübt, zumal ich mir denken kann, wie schwer Sie selbst darunter gelitten haben.«

»Still!« unterbrach ihn die Gräfin, sanft abwehrend die rechte Hand gegen ihn erhebend. »Lassen Sie uns jetzt nicht darüber klagen, dazu werden wir noch künftig Zeit genug haben. Es ist einmal geschehen und wir können es Beide nicht mehr ändern. Wir dürfen auch keinen Stein auf die Arme werfen, sie hat gewiß schwer mit sich selber gekämpft und die Trennung von uns ist ihr sicher nicht leicht geworden. Wir wollen auch heute nicht über die Gründe sprechen, die sie zu dem Aufgeben ihres Asyls bei mir bewogen haben mögen, das liegt ja Alles in einem tiefen Schatten, in dem ich nicht wühlen, und den ich nicht von Neuem vor unsere Augen heraufbeschwören mag. Man hat uns einmal ein unzerreißbares Netz über die Köpfe geworfen und wir sind nicht mehr so frei in unserem Handeln, wie wir es noch vor kurzer Zeit waren. Doch still! sage ich auch zu mir. – Es ist das ja nicht allein das Traurige, was uns so plötzlich heimsucht,« fuhr sie nach kurzer Pause fort, »wir haben ja auch noch Anderes, Schweres, Unbegreifliches auf unseren Herzen. Was

sagen Sie also dazu, daß nun wirklich der Krieg ausbricht, wie mir heute Morgen mein Mann gesagt hat? Glauben Sie es denn auch, daß uns nun nichts mehr von dem furchtbaren Ereigniß befreien kann?«

»Ich glaube es, gnädige Frau, ja!« versetzte Wolfgang Harder mit so betrübtem Blick, wie sie ihn noch nie an ihm gesehen. »Frankreich will endlich seine lange vorbereitete und beabsichtigte Revanche nehmen, wie es laut genug in alle Welt schreit, und da uns nichts Anderes übrig bleibt, so müssen wir uns bei Zeiten erinnern, daß wir Deutsche sind, das heißt ehrliche, kräftige, aber auch stolze und selbstbewußte Männer, die also nicht zurückweichen dürfen, wenn ein blutdürstiger und gewaltthätiger Feind uns vor das weniger zornige als schmerzerfüllte Antlitz tritt.«

»Ach, wie wahr sprechen Sie da! Ja, so ist es. Also wir *müssen* Krieg haben und darum haben wir ihn, und nun dürfen wir nicht wanken und weichen, sondern müssen fest und nachhaltig unser heiliges Recht – denn auch unser Recht ist heilig – vertreten. – Doch, auch dies Gespräch ist zu traurig und mein Herz ist mir so schwer daß ich es damit nicht noch schwerer machen will. Ich breche also auch davon wieder ab, um noch einmal auf Helene zurückzukommen. Mir fällt eben ein, daß Sie ja den Brief noch nicht gelesen haben, den sie mir hinterlassen und gewiß unter blutigen Thränen geschrieben hat. Da haben Sie ihn und nun lesen Sie.«

Wolfgang Harder nahm den dargereichten Brief aus ihrer Hand und bald hatte er ihn, am Fenster stehend,

überflogen. Als er damit fertig war und nur auf einzelnen Stellen noch wiederholt gewelt hatte, gab er ihn mit leisem Kopfschütteln zurück, seufzte auf und sagte:

»Das arme Mädchen! Ach, wie sehr thut sie mir leid. Ja, sie hat gewiß heftig mit sich gekämpft, ehe es ihr möglich ward, diesen Entschluß auszuführen, und ihr Herz ist wie das unsere von Bangen und Trübsal heimgesucht gewesen. Werden Sie sie denn lange in ihrem jetzigen Asyl bei ihrer Tante in Pommern lassen?«

Die Gräfin schaute mit leuchtendem Blick auf und versetzte rasch:

»Nein, und das ist noch ein großer Trost für mich und wird auch gewiß für Helene einer werden. Sobald der Krieg wirklich ausbricht – es kann sich ja nur noch um Tage dabei handeln – geht mein Brief an sie ab, oder ich mache mich selbst auf den Weg oder schicke Herrn Striez, um sie gleich wieder zurückzuholen. Ich kann und will jetzt nicht ohne sie sein, nicht allein um meiner wegen, sondern auch um der Kinder willen, die nach ihr jammern und wimmern und sie vom Morgen bis zum Abend schmerzlich vermissen. – Doch halt, ich glaube, es kommt Jemand.«

Auf das Thürschloß im Vorzimmer, das von dem der Gräfin nur durch eine Portièrè getrennt war, hatte sich eine feste Hand gelegt, dann wurde die Thür heftig geöffnet und zugeschlagen und gleich darauf hörte man den bekannten sporenklingenden Tritt durch das Vorzimmer rasch näher kommen. Eine Secunde später trat der Graf

ein, der, nachdem er noch einmal seines Freundes Rathschläge vernommen, sich zu einer künstlichen Ruhe gezwungen, aber dennoch blitzte ein schrecklicher Hohn, aus seinen eiskalten Zügen, und seine drohenden Augen hatten nie so feindlich auf den Geistlichen geblickt, den sie jetzt, sobald er so plötzlich mitten in's Zimmer seiner Frau getreten war, als das längst erwünschte Ziel aufsuchten.

Die Gräfin, erstaunt und beinahe schon die neue Kriegslist ihres Gemahls begreifend, blieb unbeweglich auf ihrem Stuhl sitzen, nur wandte sie ihre von Neuem umflorten Augen mit einem Ausdruck unsäglichen Schmerzes auf den Eintretenden hin, dessen Aussehen und Haltung ihr nichts Gutes weissagte. Wolfgang Harder aber, der sich eben erst wieder auf seinen Sitz niedergelassen, hatte sich erhoben und war dem Grafen einige Schritte entgegengetreten, vor dem er sich nun verbeugte, was der grimmig blickende Hausherr gar nicht zu bemerken schien, auch mit keiner ähnlichen Bewegung erwiderte. Nur einen kurzen Blick warf er noch auf seine Gemahlin, die ihn immer starrer und starrer betrachtete, da sie ohne Zweifel voraussah, daß eine neue und vielleicht mit Bedacht ausgesonnene Scene sich eben abzuspielen im Begriff stehe.

»Guten Abend!« begann der Graf mit einem etwas heiser klingenden Ton seine Rede, indem er sich allein an den Geistlichen wandte und seine Frau ganz außer Acht ließ. »Ich hoffe, hier keine ernste Beichte zu stören, aber

ich bin es zufrieden, daß Sie meinem Rufe auf der Stelle gefolgt sind, mein Herr, denn ich – ich allein habe Sie – zu der Frau Gräfin bescheiden lassen, um Ihnen in ihrer Gegenwart meine diesmal maßgebliche Meinung zu sagen.«

»Dann war ich in einem Irrthum befangen,« erwiderte Wolfgang Harder mit einem stark hervortretenden Stolz, wie er ihn noch nie gegen den Grafen hervorgekehrt, der aber jetzt von Minute zu Minute im Wachsen begriffen war und aus jedem seiner kühnen Blicke leuchtete, mit denen er den Grafen während des nun folgenden Gesprächs vom Kopf bis zu den Füßen maß, als wolle er prüfen, wie stark und mächtig dieser in seinem aristokratischen Dünkel aufgeblähte Herr denn eigentlich sei. »Ja, dann war ich in einem Irrthum befangen, denn ich glaubte, die Frau Gräfin habe Casper zu mir geschickt und mich zu sprechen verlangt.«

Der Graf, sich im Stillen freuend, daß seine Kriegslist ihm so trefflich gelungen, lächelte verächtlich, dann warf er sich hochmüthig in die Brust, bog den starren Kopf nach hinten zurück und maß den so ruhig Redenden mit einem Blick, der noch mehr Hohn und Schadenfreude als seine Rede aussprach.

»Sie werden,« sagte er, »wahrscheinlich noch öfter in Ihrem Leben in einem Irrthum befangen und können schon zufrieden sein, wenn der gegenwärtige, den Sie selbst eingestehen, der ärgste von allen ist. Doch, mein Herr, ich habe Ihnen nur wenige Worte zu sagen. Die Zeit drängt und es muß endlich auch zwischen uns wie

zwischen mir und Anderen zum Abschluß kommen. Ich habe nur selten das Glück gesucht, in Ihre Nähe zu gerathen und noch weniger habe ich die Neigung gefühlt, Ihnen meine Meinung zu sagen, das heißt, Sie über den Standpunkt, auf dem wir Beide stehen, aufzuklären. Die Stunde zu diesem Glück ist jetzt gekommen und meine Neigung, mit Ihnen das letzte Wort zu reden, ist so lebhaft erwacht, daß ich sie nicht länger zurückhalten kann. So hören Sie denn. Ich habe heute Nachmittag die Mittheilung erhalten, daß Louis Napoleon unserm Herrn und König den Krieg erklärt hat, und unser Herr und König ruft daher die Seinen zur Abwehr gegen Louis Napoleon auf. Ich gehöre mit zu den Seinen und werde mich morgen früh nach der Stadt zu meinem Regiment begeben, um mich als Mitkämpfer zu melden und mir meine Stellung anweisen zu lassen. Unter diesen Umständen kann von einem Verhältniß, wie es bisher zwischen uns bestand, nicht mehr die Rede sein und es wird hiermit von meiner Hand zerrissen, noch ehe es ein festes und unzerreißbares Band geworden ist. Und fragen Sie mich nach dem Grunde dieser meiner Erklärung, so sage ich Ihnen mit *einem* Wort: Sie sind nicht der Mann, den ich hier in einem so wichtigen und Vertrauen erheischenden Amt gebrauchen kann. Sie flößen mir eben kein Vertrauen ein, denn Sie sind weniger ein Geistlicher nach dem Bedürfniß der Zeit, als ein Verehrer und Verkünder des einstigen Zukunftsglaubens, den Sie vielleicht kraft Ihres erhabenen Geistes und Ihrer besonderen Befähigung mit

heraufführen helfen. Ich aber will diesen Zukunftsglauben weder in meinem Hause noch in meiner Gemeinde heraufziehen sehen und so erkläre ich Ihnen hiermit, und zwar absichtlich in Gegenwart meiner Gemahlin, damit ich einen vollgültigen Zeugen für mein Thun habe, daß die Probe, die ich mit Ihnen angestellt, mich nicht befriedigt hat, daß ich Sie also, wie ich Sie zu mir zu kommen eingeladen, auch wieder zu gehen ersuche. Verlassen Sie daher mein Haus und, damit Sie Zeit haben, mit dem Ordnen Ihrer Sachen zu Stande zu kommen, gebe ich Ihnen Frist bis morgen Mittag, dann aber hoffe ich bestimmt, von Ihrer Gegenwart befreit zu sein. Für meine Gemeinde werde ich in kurzer Zeit einen anderen Mann bestellen lassen, der meinen gutsherrlichen Intentionen und den Anforderungen meines christlichen Gewissens besser entspricht. Wir sind hiermit zu Ende – gehen Sie! Ich habe mit Ihnen weiter kein Wort zu reden!«

Die wohl einstudirte und auf keinen Widerspruch berechnete Rede war gesprochen, aber sie hatte durchaus nicht die Wirkung zur Folge, die der Verfasser und Sprecher derselben von ihr erwartet haben mochte. Die Gräfin zwar sank, als habe sie nicht recht gehört oder als könne sie den Inhalt der ungeschminkten Worte des Grafen nicht fassen, wie halb vernichtet in ihren Stuhl zurück und blickte starr den Geistlichen an, in der festen Erwartung, derselbe werde sich jetzt als den Mann zeigen, für den sie ihn immer gehalten, den sie nicht umsonst so hoch achtete und so herzlich liebte, und er werde wenigstens mit einigen Worten den Schlag zu pariren

suchen, der hier eben so unverdient wie unerwartet auf sein ahnungsloses, unschuldiges Haupt geschleudert war. Darin hatte sie sich auch nicht getäuscht, und schon lange bevor der Graf seine mit zunehmender Bissigkeit und wachsendem Groll vorgebrachte Rede beendet, sollte sie den Beweis davon erhalten. Denn noch während der Graf im Sprechen begriffen war, erhob sich ihr Jugendfreund hoheitsvoll in seiner ganzen Größe, sah den Grafen, der jetzt förmlich klein und unbedeutend gegen ihn erschien, mit seinen flammenden, immer größer werdenden Augen bedeutungsvoll und mit durchdringender Festigkeit an und sprach, zur Verwunderung sowohl des Grafen wie der Gräfin, die einen lauten unwillkürlichen Ausbruchs seines tief verletzten Ehrgefühls erwartet hatte, mit einer Stimme, die in diesem Augenblick, wo er doch gewiß so erregt war, wunderbar sanft klang, aber um so eindringlicher in den Ohren der Hörenden haften blieb:

»Herr Graf, Sie haben gesprochen und ich habe gehört; jetzt werde ich sprechen und Sie werden hören, und ob Sie dazu eine besondere Neigung verspüren, ist mir in diesem Augenblick sehr gleichgültig. Allerdings haben Sie ein Recht – ich erkenne das an – mir zu erklären, daß ich die Probe, die Sie mit mir angestellt, nicht bestanden habe, und da Sie einmal Gerichts- und Patronatsherr von Rabenbrück sind, so muß diese Erklärung auch die erwartete Folge haben. Allein Sie haben damit, daß Sie mich von hier fortschicken, gar nichts Besonderes geleistet und sich gewissermaßen damit übereilt, denn unter den Umständen, die Sie mir eben mitgeteilt, wäre ich

von selbst gegangen, wenn Sie mich nicht hätten gehen heißen. Das war lange von mir beschlossen und Ihre Frau Gemahlin ist schon seit einigen Tagen davon so ziemlich unterrichtet gewesen. Ich habe nämlich auch, wie Sie schon wissen, als Soldat gedient und wenn *Ihr* König, der auch *mein* König ist, mich auch nicht zu seinen Kämpfern rufe, so wäre ich doch aus eigenem Antriebe zu ihnen gegangen.«

Der Graf betrachtete mit seltsamem Staunen den so kühn und doch so milde Redenden und er wußte im ersten Augenblick keine Worte zu finden, die seine Verwunderung und sein wirkliches Gefühl ausgedrückt hätten. Allein da kam ihm sein steter Begleiter, der Hohn und Sarkasmus zur Hülfe und so sagte er, obwohl nur mit halb stockender Rede, während sein sonst bleiches und abgelebtes Gesicht eine verlegene Röthe überzog:

»Ah, freilich – ich mußte es ja denken – Sie sind gegen alle Angriffe gewappnet, Sie herrlicher bewunderter und gottgeweihter Mann! Nun, so gehen Sie immerhin als freiwilliger Kämpfer von dannen – Sie werden fern vom Schuß bleiben und höchstens in Lazarethen vor Ohnmächtigen und Maroden herrlich predigen.«

»Wohl möglich!« erwiderte Wolfgang Harder, auf den dieser Spott nur die einzige Wirkung übte, daß er womöglich noch ruhiger und überlegter ward, »aber in *einem* Punkte nur täuschen Sie sich. Ich werde den Krieg, der ein viel größerer und verhängnißvollerer zu werden verspricht, als Sie eine Ahnung haben, zuerst nicht als

Geistlicher mitmachen und allein in Lazarethen vor Ohnmächtigen und Maroden predigen, sondern ich werde ebenfalls die Waffen tragen, wie Sie, und hoffentlich werden Sie, so großherrlich und prahlerisch Sie hier auch vor mir stehen, mir diese Ehre zu versagen nicht in die Lage kommen.«

Der Graf, als er diese ihn im ersten Augenblick wie glühendes Eisen anpackenden Worte vernahm, wollte in lodernden Zorn auffahren, aber da fielen seine weitgeöffneten Augen auf den noch höher flammenden Blick des Geistlichen, und das Feuer und die Kraft desselben waren so intensiv und mächtig, daß sie ihn gleichsam zu bannen und zu fesseln schienen. Er raffte seine ganze Kraft zusammen, um einige, die Wirkung der eben gehörten Rede abschwächende Worte zu sprechen, aber als habe sein stolzes Herz einen lähmenden Schlag empfangen, versagte ihm die Stimme und er brachte nur ein kurzes, heiser klingendes Räuspern hervor. Wolfgang Harder dagegen behielt bis zum Ende dieses für die Gräfin entsetzlichen Auftritts seine ganze Ruhe und Geistesgegenwart bei, und so fuhr er nach kurzer Pause mit gleicher Selbstbeherrschung wie vorher und mit einem immer mehr zur Anschauung kommenden inneren Stolz, der ganz dazu geeignet war, die tiefe Betrübniß der Gräfin zu brechen und sie mit Bewunderung für den edlen Freund zu füllen, also zu reden fort:

»Und so, da es denn zwischen uns geschieden sein muß, gehe ich von Ihnen fort, mit dem lebhaften

Wunsch, Sie in diesem Leben nicht wiederzusehen. Leben Sie wohl! Sie haben mich erst vor wenigen Wochen in Ihrem Hause aufgenommen und mir ein Dach über meinem Haupte gegeben, das mir die Hoffnung erregte, eine ruhige, freudige Zukunft in meinem nächsten Wirkungskreise zu finden. Aber bedenken Sie wohl, ich bin nicht von selbst gekommen, sondern Sie haben mich dahin gerufen, und nun haben Sie Ihr kurzes Werk mit mir vollbracht und schicken mich wieder heim und entbinden mich, auf eine Weise, deren Beurtheilung ich Ihrem eigenen Gewissen überlasse, meiner mit tausend Freuden übernommenen Pflichterfüllung. Ich nehme dies nicht etwa mit Groll, wie Sie vielleicht denken mögen, sondern mit Dankbarkeit auf, denn wie ich Sie kennen gelernt, wäre es mir unmöglich geworden, mich in Ihrer Nähe und unter Ihrer Oberhoheit glücklich zu fühlen. Eben so dankbar bin ich Ihnen auch für das, was mir hier Gutes widerfahren, obgleich Sie es mir wahrlich nicht aus Interesse für mich und aus Wohlgefallen an meinen Leistungen gegönnt. Alles in Allem genommen zürne ich Ihnen nicht, denn Sie sind ein Kind Ihres Standes, der Zeit und der unter Ihresgleichen herrschenden Vorurtheile; im Gegentheile, ich bitte Gott, daß er Ihren Pfad, der unendlich trüb und dunkel ist, mit seinem ewigen Lichte erhelle und Sie zum Ziele führe, das sich Ihr Ehrgeiz und Ihre gräfliche Willkür so glänzend vorgezeichnet haben.«

Er schwieg und schien mit stillem Vergnügen die Verlegenheit und die geistige Armuth zu sehen, die sich mit

handgreiflichen Zügen auf des Grafen Antlitz malte. Da ermannte sich dieser aber noch einmal und rief:

»Bitte, keine Predigt, mein Herr! Noch liege ich nicht im Lazareth und bin noch nicht ohnmächtig und marode, wie Sie mich vielleicht wünschen mögen.«

Wolfgang Harder verbeugte sich.

»Ich wünsche Ihnen nichts Uebles und Herbes,« sagte er kurz und höflich, »und damit habe ich Ihnen Alles gesagt, was ich Ihnen unter den obwaltenden Umständen sagen mag und kann. Noch einmal, leben Sie wohl!«

Nach diesen mit der größten Ruhe gesprochenen Worten warf er nur noch einen kurzen, schmerzlichen Blick auf die Gräfin, die in ihrem Sessel zurückgelehnt saß und ihn mit bewundernden und von innerem Beifall glänzenden Augen ansah, dann wandte er sich um und verließ mit langsamen, stolzen Schritten das Zimmer, ohne weiter auf den ihm stumm nachschauenden Grafen, als er an ihm vorüberging, zu achten.

Kaum aber war er den Blicken der ihm liebevoll nachsehenden Frau entschwunden, so war deren Kraft zu Ende. Sie sank wie gebrochen in sich zusammen und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

Erst dieser Ton schien den mehr verdutzten als erboßten Grafen zur Besinnung zu bringen. Er raffte sich aus seiner nachdenklichen Stellung aus, schleuderte einen stechenden und triumphirenden Blick auf die arme Frau, die er in ihren heiligsten Gefühlen viel tiefer als den Geistlichen gekränkt und dann, wie von einem inneren Dämon getrieben, eilte er aus dem Zimmer, um

seinem Freunde stolz zu verkünden, daß er seine Rache vorbrachte und den heuchlerischen, hochmüthigen Schwarzrock Knall und Fall aus dem Hause gejagt habe.

FÜNFTES CAPITEL. EIN ABSCHIED AUF LEBEN UND TOD.

In dem großen Gemach herrschte lange eine unheimliche Stille, die nur zuweilen durch ein leises Schluchzen oder Seufzen der in ihrem Stuhle sitzen gebliebenen Gräfin unterbrochen wurde. Sie hielt ihr nasses Tuch an die Augen gedrückt und schaute, nichts außer ihr Vorgehendes gewahrend oder beachtend, nur in ihr vom tiefsten Seelenschmerz zerrissenes Innere hinein. So bemerkte sie auch nicht, daß Benjamin, wie jeden Abend, auch heute mit zwei brennenden Lampen hereingekommen war und dieselben auf den Tisch vor dem Sopha gestellt hatte, an dem sie in der Regel zu lesen und zu arbeiten pflegte; auch sah sie nicht wie der alte treue Diener eine Minute lang mit gefalteten Händen vor ihr stand und sie mit einem unendlich wehmüthigen Blick betrachtete, als fühle er mit ihr ihr ganzes Leid, oder als wisse er, was seine arme gute Herrin in so tiefe Betrübniß versetzt habe. Als sie aber die Augen nicht zu ihm erhob, worauf er wahrscheinlich gewartet, schlich er leise seufzend wieder fort und nun erst bemerkte die Gräfin den Lichtschimmer um sich her und so hob sie die in Thränen schwimmenden Augen auf und schaute suchend im Zimmer herum, als wolle sie sehen, ob Jemand darin sei und sie in ihrem so heftig ausgebrochenen Schmerz belauscht habe. Als sie sich aber allein fand, stand sie auf,

nahm aus einem kleinen zierlichen Handschrank ein frisches Tuch, trocknete sich die Augen und ging dann mit leisen, häufig wankenden Schritten auf dem Teppich hin und her, immer noch in tiefes Sinnen verloren und an nichts Anderes als an den schrecklichen Auftritt denkend, der sich so eben vor ihren Augen entwickelt und sie mit einem Schlage ihres besten und theuersten Freundes auf der Welt beraubt hatte.

Aber allmähig kam doch eine stille Fassung über sie und nachdem sie ihre Gedanken nothdürftig geordnet, die in ihrem angegriffenen Kopf wirr durcheinander zu laufen schienen, sagte sie, am Fenster stehen bleibend und in den trüben Abendhimmel hinausschauend, an dem noch nirgends ein hoffnungsstrahlender Stern zu erblicken war:

»O mein Gott, ich weiß es ja, daß ich eine Träumerin bin, man hat es mir nur zu oft gesagt. Aber nicht ich bin es allein, sondern auch viele andere Menschen, die mit mir von einem gleichen Schicksal verfolgt und auf der trügerischen Woge des Lebens bald auf- bald niedergeworfen werden, um nie in den Hafen der Ruhe und des Friedens einzulaufen, nach dem ich mich doch so unbeschreiblich sehne. – Ja, ich habe also auch jetzt wieder, seitdem ich von jenem Berge kam und ihn – den ich liebe, aber so rein und unschuldig liebe, wie ein Weib nur einen Mann lieben kann – hier fand, einmal geträumt, und diesmal war der Traum, wie alle schönen Träume, wieder sehr kurz und das Erwachen daraus in diesem Augenblick ist schrecklich! O mein Gott, rufe ich in meiner Noth zu

Dir, wie lange wird dieses schreckliche Erwachen dauern! O, laß mich lieber wieder in Schlummer sinken und weiter träumen und nichts, nichts von der ganzen mich umgebenden Welt sehen, in die mein Schicksal mich einmal geworfen hat, denn mir ist es von jeher so gegangen, daß mein Traum ein glücklicher und mein Erwachen daraus ein unseliges war.«

Wieder ging sie nach diesen ihr aus dem Herzen strömenden Worten eine Weile mit gefalteten Händen auf und ab und endlich in einen anderen Gedankengang gerathend, der ja mit der traurigen Gegenwart so eng verbunden war, sagte sie sich wieder:

»Krieg also, schon wieder Krieg! Und überall, auf allen Seiten, draußen im Felde und hier innen im Hause! Ach, ist es denn möglich, ist es denkbar! Was haben die armen Unschuldigen, die der harte Schlag des Schicksals so unbarmherzig trifft, denn verbrochen, daß sie so schwer, so namenlos zu leiden haben, denn Viele, Unzählige wird der vernichtende Blitzstrahl treffen und Tausende, die heute noch freudig und hoffnungsvoll den blauen Himmel betrachten, von ihm Gutes und Liebes erhoffen, werden bald ihre Augen geschlossen haben, um nichts, nichts mehr auf dieser so schönen und doch auch so traurigen, von den blinden Leidenschaften wahnsinniger Menschen zerrissenen Erde zu sehen.«

»Also Krieg!« wiederholte sie mit bebenden Lippen und die jetzt so schneeweißen Hände gegen den hochaufathmenden Busen drückend. »Ach, was das heißt, das empfinden nur Die, die unter seinen wuchtigen Schlägen zu

leiden haben. Und ich gehöre mit zu ihnen. Auch mich will Alles verlassen, Alles was ich liebe, fast zu einer und derselben Stunde, alles Irdische, an dem ich hänge, alles Gute und Edle, was ich verehere und was ich mir erst vor Kurzem nach so langem Harren und Suchen errungen habe. Nun denn, wenn alles Irdische mich verläßt, dann bleibt mir wenigstens das Himmlische, also Du mein Gott, da droben!«

Und sie sank auf ihre Kniee und betete mit einer Inbrunst, wie sie sie selten oder nie empfunden, und sprach laut zu Gott empor, der sie ja auch jetzt verstand, wie er sie immer verstanden:

»Gott, Du Großer, Allmächtiger, Allsehender! Du siehst mit Deinem klaren Auge in mein Herz und gewahrst alle Falten und Schatten darin. So weißt Du also, daß ich ein schwaches, hingefälliges, ein in Gedanken vielleicht nicht ganz von Sünden freies Weib bin, wenigstens was die Welt, die nicht die Triebfedern unsers Fühlens und Handels kennt und danach fragt, mit ihrem oft so ungerechten Schiedsspruch Sünde nennt. Aber selbst diese Gedanken hast Du mir gegeben, der Du Alles giebst, und darum weißt Du auch, wie schuldlos und rein ich trotzdem vor Dir bin, wenn ich auch tief gedemüthigt und angeklagt vor den Menschen stehe. So bleibe denn Du allein von jetzt an mein einziger Hort und Begleiter auf Erden und führe Du mich auf meinem beschwerlichen Wege zu dem Ziele, welches Du mir wie allen übrigen Lebendigen gesteckt hast. Nur Eines noch muß ich thun, bevor ich meinen einsamen Weg allein antrete, und daß ich es recht

und nach Deinem Willen thue, dazu verleihe Du mir die Kraft. So, wie mein Freund vor wenigen Minuten von mir gegangen ist, gedemüthigt, erniedrigt, beschämt und verdächtigt, wenigstens in dem Sinn eines sich über allem Guten und Edlen erhabenen dünkenden Mannes, kann ich ihn nicht von mir gehen lassen, sein Herz würde halb gebrochen in den heiligen Kampf ziehen, der auszubrechen droht, und das darf es nicht. Heil, geistig gesund und mit frischer Kraft belebt, muß er von dannen gehen, muthig und getrost muß er vorwärts und rückwärts blicken können, und so, um ihm diese Kraft, diesen Muth, diesen Trost zu verleihen, muß ich ihn noch einmal sehen, ihn noch einmal sprechen. Wie aber und wo? Dazu gieb Du mir den besten Gedanken ein.«

»Doch,« fuhr sie nach einer Weile, nachdem sie aufgestanden war und still nachgedacht hatte, fort, »es hat eigentlich keine Eile damit. Heute, wo auch ich noch so tief gedemüthigt und innerlich zerrissen bin, kann ich ihn nicht mehr sehen und sprechen, ich würde nur halb sein, was ich im letzten Augenblick vor ihm ganz sein muß, und so will ich geduldig warten, bis diese trübseelige Nacht vorüber ist, die mit in meinen entsetzlichen Qualen endlos sein wird.«

Sie stand wieder still und besann sich.

»Ja,« fuhr sie plötzlich fort, »das war ein guter Gedanke und er kam zu rechter Zeit. Wenn er, er, den ich meine, nun von dem eben erlebten Auftritt hier so tief gedemüthigt wäre, was ich allerdings kaum glaube, da er eher wie ein Sieger als ein Besiegter aussah, aber wenn

er es dennoch wäre und in seinem verletzten Selbstgefühl es eben so wie Helene machte, heimlich aus dem Hause ginge und mich in meinem Schmerz allein und mir selbst überließe – wie dann? Nein, nein, das darf, das kann er nicht, und wie ich ihn kenne, so wird er es auch nicht. Er wird mich gewiß noch einmal sprechen wollen, wenn auch nur im letzten Augenblick, bevor er scheidet, ohne eine ähnliche Scene, wie die eben erlebte, befürchten zu müssen. Ja, das wird er, er wird darin eben so denken und fühlen wie ich, denn es lebt und wirkt ja noch die alte Sympathie in und zwischen uns. Aber ich will doch das Meinige dazu thun, um die seinige zu wecken, wenn sie wider Erwarten schlummern sollte.«

Sie sann einige Augenblicke nach, dann hatte sie einen raschen Entschluß gefaßt und augenblicklich führte sie ihn aus. Sie trat an ihren Schreibtisch, ergriff einen Briefbogen und warf mit flüchtiger Feder die ersten Zeilen hin, die der verehrte Freund von ihrer Hand empfangen sollte. Dann, als sie damit fertig, faltete sie den Bogen, nachdem sie die wenigen Zeilen noch einmal überlesen, steckte ihn in ein Couvert und schloß es, worauf sie es, ohne eine Adresse daraus zu schreiben, in ihrer Kleidertasche verbarg. Dann aber ging sie zur Glockenschnur und zog zweimal daran, das Zeichen, welches, wie im ganzen Hause bekannt, allein Benjamin galt und ihn stets in größter Eile herbeizurufen pflegte.

Er kam auch diesmal auf der Stelle, aber auch in seinem Aussehen gab sich die tiefste Niedergeschlagenheit kund. So blieb er, den grauen Kopf wehmüthig gebeugt,

vor seiner schönen Herrin stehen, ohne eine Frage nach ihren Befehlen auszusprechen, denn er sah auch ihr wohl an, daß sie mehr denn je ergriffen und namenlos betrübt war.

»Benjamin,« sprach sie mit leiser herzlicher Stimme und indem sie ihre rechte Hand vertraulich auf seine Schulter legte, »thue mir einen Gefallen. Weißt Du schon, daß auch Herr Harder uns morgen verläßt?«

»Ja, Frau Gräfin,« erwiderte der Alte mit trübselig nickendem Kopfe, »ich weiß es leider, er hat es mir so eben auf seinem Zimmer selbst gesagt. Ach, das ist ja über Alles schrecklich, daß auch er uns verlassen muß!«

»Ja wohl ist es das. Nun, so gehe sogleich noch einmal zu ihm und gieb ihm diesen Brief, aber Niemand darf es sehen. Du legst ihn also nur in seine Hand und wartest so lange bei ihm, bis er Dir eine Antwort, sei es nun schriftlich oder mündlich, giebt. Willst Du das treulich erfüllen?«

Benjamin legte seine rechte Hand auf die Brust, verbeugte sich ehrerbietig und sagte seufzend:

»Ich will es erfüllen und gern, gnädige Frau Gräfin.«

»So geh' auf der Stelle, damit Du ihn noch findest, und kehre, sobald Du seine Antwort hast, zu mir zurück.« –

Einige Minuten später trat Benjamin bei dem Prediger ein, denn er hatte sich der kürzeren Wendeltreppe bedient, die durch die Bibliothek zu seinem Zimmer führte, da ihm auf diesem Wege Niemand auf dem Schloß begegnen und ihn anderweitig in Anspruch nehmen konnte. Er fand ihn an seinem Schreibtisch sitzen, den Kopf auf die

linke Hand gestützt und ein Blatt Papier mit Feder und Tinte vor sich, aber er hatte noch nicht zu schreiben begonnen, denn auch ihm mochten wohl viele und ernste Gedanken durch den Kopf schwirren und er mochte der Ueberlegung und einiger Zeit bedürfen, um sie zu ordnen und in die rechte Bahn zu leiten. Als er aber Benjamin von der Bibliothek her bei sich eintreten sah, woraus zu schließen, daß er von der Gräfin käme, stand er hastig auf, ging ihm entgegen und sah ihn mit einem freundlichen Blick an, der zwar immer noch kummervoll war, in dem sich aber doch schon eine große Ermuthigung aussprach, die in der That auch bereits in sein männliches Herz eingezogen war.

»Was bringen Sie mir, Benjamin?« fragte er mit seiner sanften liebevollen Stimme. »Sie bringen mir diesmal nichts Herbes, ich fühle es, denn Sie kommen von der Frau Gräfin, nicht wahr?«

»Ja, Herr Prediger, und da wir allein sind, so gebe ich Ihnen diesen Brief von ihr und bitte mir augenblicklich eine Antwort aus, die ich wieder mit zurückbringen soll.«

Wolfgang Harder öffnete mit bebender Hand den Brief und las folgende Zeilen:

»Mein lieber Freund!

Versprechen Sie mir feierlich, nicht eher aus dem Hause zu gehen, bis ich Sie noch einmal gesprochen habe. Ich denke, es wird am besten morgen früh etwa um zehn Uhr geschehen können. Benjamin soll Ihnen die Kunde bringen, wenn ich die rechte Zeit gekommen glaube. Ein einfaches Ja oder Nein wird mir genügen, doch wünsche

und hoffe ich nur das Erstere. Mit vollem warmem Herzen,
Irene.«

Wolfgang Harder las die wenigen Zeilen zwei Mal, dann setzte er sich, ohne ein Wort zu sprechen, an seinen Schreibtisch und schrieb folgende Zeilen auf das vor ihm liegende Blatt:

»Ich verspreche es und sage also Ja! Morgen um zehn Uhr, wenn es geht, möchte die beste Zeit sein, denn um elf Uhr wollte auch ich meinen Weg nach der Stadt zu Fuß und von da aus auf der Eisenbahn nach der Residenz antreten, um daselbst meine Verhältnisse zu ordnen und meiner nächsten Pflicht entgegen zu gehen. Mit gleich vollem und warmem Herzen und in treuer Ergebenheit

Wolfgang Harder.«

Als Benjamin das in ein Couvert geschlossene Blatt empfangen, entfernte er sich still und schweigsam, wie er gekommen, und Wolfgang Harder, der auf jeden seiner Schritte auf der Wendeltreppe und im oberen Stockwerk lauschte, hörte, wie er in das Zimmer der Gräfin trat und mit ihr sprach.

Diese war dem treuen schnellen Boten hastig entgegengegangen und rasch hatte sie die Antwort gelesen, die ihr einmal wieder eine freudige Thräne auspreßte, denn auf dieses letzte Wiedersehen vor einer so verhängnißvollen und langen Trennung war ihre einzige Hoffnung gerichtet gewesen.

»So,« sagte sie, als Benjamin sie wieder verlassen, »nun kann ich beruhigter, als ich vorher dachte, mein Lager suchen. Zuvor aber will ich meine heutige letzte Pflicht erfüllen und zu meinen Kindern gehen. Wenn ich sie ruhig und ihrem Gott vertrauend schlummern sehe, werde ich vielleicht auch ruhig und vertrauend schlummern können.«

So that sie denn, wie sie gesagt, und erst nach elf Uhr kehrte sie wieder in ihr Zimmer zurück, nachdem sie sich so lange an den unschuldigen Gesichtern ihrer Kinder gelabt, an die der eigene Vater kaum noch zu denken schien, denn er hatte sie den ganzen Tag nicht aufgesucht und gegen Niemanden eine Frage nach ihrem Befinden ausgesprochen.

So verging allmählig die Nacht, die letzte, die drei Menschen in der alten Rabenburg zubringen sollten, bevor sie einem bedeutungsvollen und unsicheren Schicksal entgegen gingen, und keinem von ihnen verstrich sie in ruhiger oder gar freudiger Stimmung. Daß Wolfgang Harder nur wenig oder gar nicht schlief, können wir mit ziemlicher Sicherheit voraussetzen, denn in seinem übervollen Innern gährte es gewaltig, obgleich er äußerlich seine Ruhe bewahrte und Niemanden die Wunden erkennen ließ, die tief in seinem Herzen unter furchtbaren Schmerzen bluteten. Er hatte noch an diesem Abend und während des ersten Theils der Nacht mit Hülfe des guten Hausmeisters und Benjamin's seine Koffer gepackt, um sie am nächsten Morgen in aller Frühe mit dem Milchwagen des Pächters nach der Stadt zu senden, was Benjamin vermittelt hatte,

da der so schonungslos aus dem Hause gestoßene Mann sich keines Wagens des Grafen mehr bedienen und den kurzen Weg nach der städtischen Eisenbahn zu Fuß machen wollte. Gegen ein Uhr erst legte er sich nieder, aber um Sechs war er schon wieder angekleidet, um das Letzte zu ordnen und dann sich zum Gange nach dem Dorfe zu rüsten, wo er wenigstens von dem braven Küster einen kurzen Abschied nehmen wollte, ohne ihm zu sagen, daß er niemals in sein bisheriges Amt zurückkehren würde, ihn vielmehr in dem Glauben lassend, daß nur der so plötzlich ausbrechende Krieg ihn an der Fortsetzung desselben hindere. Durch diesen zeitigen Aufbruch vermied er es, im Schlosse zu sein, wenn die beiden Grafen abritten, und daß dies bald nach acht Uhr geschehen würde, hatte er schon von Herrn Striez und Benjamin erfahren, die vor Betrübniß fast vergingen und ihm von ihrer Anhänglichkeit und Ergebenheit nicht Beweise genug geben konnten. Schon um sieben Uhr hatte er seinen Gang nach Rabenbrück in aller Stille angetreten und erst nach neun Uhr kam er zurück, denn die Kunde von seinem Scheiden hatte sich schnell genug im Dorfe verbreitet und viele Bauern waren zum Küster gekommen, um dem geliebten Pfarrer noch einmal die Hand zu drücken, die nicht oft und lange segnend über ihren Häuptern geschwebt hatte.

Während es aber in der kurzen Nacht im Zimmer Wolfgang Harder's still und fast lautlos hergegangen war, herrschte eine um so größere Lebhaftigkeit in den Gemächern der beiden Grafen. Casper, der anstellige Diener,

der allein mit den Bedürfnissen und Eigenheiten seines Herrn vertraut war und in jedem Winkel Bescheid wußte, hatte schon längst die zur Mitreise bestimmten Koffer in Stand gesetzt, in dieser Nacht aber ordnete er, mit Hülfe eines anderen Dieners, die letzten verschiedenen Kleinigkeiten und während dieser Zeit saßen die beiden Freunde in dem Zimmer, welches Graf Mansfeld bewohnte, tranken eine Flasche Wein nach der anderen und jubelten laut, daß nun endlich ihre Wünsche erfüllt seien, daß es zum Kriege gehe und daß sie dadurch von der trostlosen Langweiligkeit des erbärmlichen Erdenlebens erlöst werden sollten. Erst lange nach Mitternacht suchten auch sie ihre Lagerstätten auf, aber um sechs Uhr waren sie schon munter und in den Ställen, um als wackere Cavalleristen Umschau zu halten, ob auch den Pferden ihr Recht geschehen und diese zum Ausmarsch vollständig gerüstet seien.

Es war wieder ein sonnenklarer Morgen und alles Gewölk, das am Abend vorher den Himmel verdüstert, war in unabsehbare Ferne gezogen. Aber während der Nacht war ein starker Thau gefallen und die Blätter und Gräser glitzerten nun in silbernem Schimmer, was einen guten Tag verhiieß, und einen solchen, der sie gleich im Anfang heiter und fröhlich stimmte, konnten ja die in den Krieg ziehenden Tapfern gebrauchen.

Die Gräfin war ebenfalls schon um sechs Uhr aufgestanden und dankte Gott, daß diese ihr endlos erscheinende Nacht endlich vorüber sei. Aber bedenken, was ihr nun heute noch bevorstände, durfte sie nicht, auch

schien es ihr, als hätte sie gar keine Gedanken mehr, da sie Alles, was sie mit Qual und Sorge, mit Schmerz und Trübsal ohne Ende erfüllte, schon tausendmal in ihrem Innern überlegt und wiederholt hatte.

So stand sie denn schon um sieben Uhr vollständig angekleidet am Fenster, denn Benjamin war vorher bei ihr gewesen und hatte die Meldung gebracht, daß die beiden Grafen in der That bald nach acht Uhr abreiten würden und daß Herr Harder soeben nach Rabenbrück gegangen sei. Sie mußte also den Grafen bei sich erwarten, und daß das letzte Zusammensein mit ihm kein erfreuliches sein würde, sah sie im Voraus, da sie ihn kannte und aus Erfahrung wußte, daß sein harter und kalter Sinn sich selbst bei solchem Abschiede nicht anders zeigen würde, als er sich immer gegen sie gezeigt. Indessen war sie diesmal vielleicht ohne Noth besorgt gewesen, denn der Graf, im Geiste bereits in ganz anderen Regionen weilend, hatte seine Heimath, sein Haus, seine Frau, ja selbst seine Kinder schon aus den Augen verloren, und so empfand er auch keine Neigung mehr, sich in irgend einer Weise beim Abschied von ihnen aufzuregen.

Bald nach sieben Uhr, als er aus den Ställen gekommen, war er in das Kinderzimmer gegangen und hatte die kleinen Mädchen noch schlaftrunken in den Betten gefunden. Der Abschied von ihnen wurde ihm nicht schwer und war nur sehr kurz. Er küßte sie und versprach ihnen goldene Berge, wenn er wiederkäme, und als die Kinder auf seine Bemerkung, daß er in den Krieg zöge, weinten, lachte er laut auf und sagte ihnen, daß das kein Unglück,

vielmehr ein Glück sei und daß er sie in wenigen Monaten gesund und munter wiedersehen werde.

Mit der Dienerschaft im Hause wechselte er nur wenige Worte und selbst dem alten Hausmeister und dem treuen Benjamin gab der stolze vornehme Herr nicht einmal beim Abschiede nachher die Hand. So sahen ihn denn Alle später ohne Wehmuth scheiden und wirklich schien es, als ob ein schwerer Alp von Aller Schultern gefallen sei, als er zu Pferde gestiegen und von seinem Freunde und Casper, der auch mit zu Felde zog, begleitet, davongeritten war. –

»Bist Du schon bei Deiner süßen Frau gewesen?« fragte ihn Graf Mansfeld, als er gegen acht Uhr in dessen Zimmer trat und sich zum Abmarsch fertig erklärte. Und als er hörte, daß dieser Abschied bis zum letzten Augenblick verschoben sei, fragte er weiter: »Meinst Du, daß sie mich annehmen wird, wenn ich mich bei ihr melden lasse?«

»Willst Du das noch thun?« fragte höhnisch der Graf. »Ich dünke, Dir wäre aller Appetit danach vergangen, nachdem Du Gelegenheit genug gehabt, Dich zu überzeugen, daß sie sich sehr wenig um Dich bekümmert.«

»Das ist freilich wahr, aber es scheint mir in der Schicklichkeit zu liegen,« erwiderte Graf Mansfeld; »sie ist immer meine Wirthin und es ist doch auch ein ernstes Ding, das wir anfassen, und wer weiß, ob ich sie jemals wiedersehe.«

Der Graf lachte halb gezwungen, halb natürlich.

»Du bleibst doch ein Hofmann Dein Leben lang, sagte er dann. »Nun, so sende zu Deiner freundlichen Frau Wirthin und laß fragen, ob sie so gnädig sein will, Dich anzunehmen.«

Casper wurde abgesandt, kam aber bald mit der vom Grafen erwarteten Antwort zurück, daß die Frau Gräfin den Herrn Grafen Mansfeld nicht empfangen könne, da sie sich noch immer nicht ganz wohl befinde. Sie lasse ihm indeß eine gute Reise wünschen.

»Eine gute Reise!« wiederholte Graf Mansfeld, sich auf die Lippe beißend. »Ich danke. Wir machen allerdings eine ganz hübsche Reise, das ist wahr, und sie geht vielleicht sehr weit – bis in den Himmel!«

Der Graf sah den mit einem Mal so ernst Sprechenden groß und beinahe verwundert an.

»Nun wirst Du am Ende auch noch sentimental,« sagte er. »Na ja, das fehlte nur noch! Ich für mein Theil liebe die Erde und auf der will ich bleiben, noch eine lange Zeit, denke ich. – Aber nun will ich selbst zu meiner Frau gehen; ich muß ihr doch auch mein Lebewohl sagen, obgleich ich mich einigermaßen vor diesem letzten Auftritt fürchte.«

»Du fürchtest Dich?« fragte Graf Mansfeld, indem er seinen Freund wie einen Schulbuben kopfschüttelnd betrachtete.

»Ja, ich liebe keine Weiberthänen und daß es diesmal nicht ohne dieselben abgehen wird, weiß ich im Voraus und ich werde mich deshalb auch so kurz wie möglich fassen.«

»Nun, so beeile Dich, und dann laß uns aufbrechen. Ich habe mich nie so wie heute gesehnt, im Sattel zu sitzen, denn Dein altes Rabennest liegt mir schon lange wie Blei in den Gliedern, und in Wahrheit, Brandhorst, ich habe diesmal keine angenehmen Tage bei Dir verlebt.«

Der Graf zuckte die Achseln und dann ging er leise zur Thür hinaus, um den sentimentalischen Abschied, vor dem er sich fürchtete, von seiner Frau zu nehmen.

Die Gräfin war einige Minuten auf die Veranda hinausgetreten, um die erquickende frische Morgenluft einzuathmen, die ihr nie so süß wie heute erschienen war, und doch lag eine bleierne Schwere auch in ihrem Herzen, denn der heutige Tag däuchte ihr, sie wußte selbst nicht warum, einer der bedeutungsvollsten ihres Lebens zu sein. Sie hatte die Glasthür, die auf die Veranda führte hinter sich offen gelassen, schaute aber von Zeit zu Zeit in ihr Zimmer zurück, da sie die Ankunft des Grafen in jedem Augenblick erwartete, denn es war gleich acht Uhr und also die Stunde seiner Abreise nahe gerückt. Da hörte sie plötzlich seinen sporenklirrenden Tritt und, in Uniform gekleidet, den Schleppsäbel an der Seite und die Feldmütze auf dem Kopf trat er langsam daher, mit etwas befangenem, aber immer kaltem Gesicht, und daß auch sein Herz kalt, ja eisig war, verrieth schon der herzlose Ton, mit dem er sogleich zu sprechen begann.

»Guten Morgen, Frau Gräfin!« sagte er mit einem spitzen Lächeln, als ob er im Scherz spräche und in einer ganz unbedeutenden Angelegenheit käme. »Nun, also den lieben Mansfeld hast Du nicht mehr sehen wollen. Gut. Ich bringe Dir seine letzten Grüße. Bei den Kindern bin ich gewesen und habe Abschied von ihnen genommen, und jetzt ist also auch die Scheidestunde für uns gekommen. Nach Allem, was in der letzten Zeit zwischen uns vorgefallen, wirst Du gerade nicht sehr traurig sein, daß ich gehe, ich weiß das wohl, und ich bin sogar froh, daß ich endlich einmal aus dem Sumpf meines hiesigen Lebens herauskomme und etwas Neues, für mich noch nie Dagewesenes sehe und genieße. Gehabe Dich also wohl und Sorge für die Kinder. Bei meinem Bankier in der Stadt steht unser Vermögen, wie Du weißt, und ich habe an ihn geschrieben, daß er, so lange ich fort bin, sich mit Dir über die Zinszahlung in Einvernehmen zu setzen hat. Gebrauche davon, was Du gebrauchen darfst und vergnüge Dich sonst nach Belieben. Ich selbst gehe, um mir die Palme des Sieges zu holen, das sagt mir ein bestimmtes Vorgefühl, das mich in so wichtigen Lagen des Lebens nie getäuscht hat. Ich werde nicht lange mehr Rittmeister, sondern bald Major, und wenn das Glück günstig ist, vielleicht sogar Oberst sein. Man wird mich mit Orden und Ehren schmücken, denn ich werde tapfer sein, wie alle Brandhorsts es waren und alle meine ebenbürtigen Kameraden es auch sind. Komme ich dann mit Ruhm und Sieg gekrönt zurück, so wird mir endlich durch mein eigenes Verdienst die Carrière geöffnet sein,

nach der ich mein ganzes Leben gestrebt habe und zu der Du leider das Deinige nicht hast beitragen wollen. Lebe wohl! Vielleicht bist Du so gnädig, mir die Hand zu reichen. Da hast Du die meine.«

Er stand hoch aufgerichtet mit herausforderndem Blick vor der am ganzen Körper zitternden Frau und streckte ihr stolz wie ein König die Rechte hin, von der er so gütig gewesen war, den Handschuh abzuziehen. Sie faßte mit beiden Händen die Hand und, von einem unwillkürlichen Gefühl hingerissen, in dem Schmerz und eine feierliche Stimmung um den Vorrang stritten, sank sie auf die Kniee und küßte die von ihr festgehaltene Hand des Scheidenden.

»Wie Gott es will!« hauchte sie kaum hörbar hervor. »Ich habe mich in mein Schicksal ergeben und bitte Gott, daß er das Deine in seine allgütige Hand nehmen möge. Aber da Du in einen Kampf ziehest, dessen Ausgang Niemand kennt, so will ich auch Dich in dieser letzten Stunde bitten, mir zu verzeihen, wenn ich Dich durch irgend Etwas jemals unwillentlich gekränkt, denn mit einer bösen Absicht bin ich Dir niemals nahe getreten.«

Bis hierher hatte sie, obwohl mit ihrer inneren Rührung kämpfend, standhaft weiter gesprochen, jetzt aber, von ihren Empfindungen übermannt, brach sie in ein krampfhaftes Schluchzen aus und hielt dabei ihr von Thränen überfluthetes Gesicht noch immer auf die Hand des Grafen geneigt.

»O,« sagte er da, die Hand vergeblich zurückzuziehen suchend, »Thränen noch im letzten Augenblick. Das laß

nur sein; von einer Rührung, wo man gerade stark sein soll, bin ich kein Freund. Auch weißt Du wohl, daß ich nicht der Mann bin, der durch Thränen erweicht oder gar gerührt werden kann. Da muß es erst stärker kommen, denn meine Seele ist etwas härter construiert, als die Deine. So steh' also auf, sieh mich noch einmal an und lebe wohl!«

Er hob sie bei diesen Worten in die Höhe und sie stand rasch von den Knieen auf, als fühle sie selbst, daß ihre Rührung die seinige nicht hervorzurufen vermöge. Als sie so vor einander standen und sich einen kurzen Moment in die Augen schauten, wurde die Gräfin von einem seltsamen Gefühl hingerissen und, demselben wider Wissen nachgebend, sank sie einen Augenblick an seine Brust. Aber seine Lippen, obgleich sein Gesicht dem ihren nahe war, suchten die ihren nicht; denn auch jetzt verstand er diese edle Frau noch nicht, wie er sie nie verstanden.

Einen Augenblick darauf war er aus dem Zimmer geeilt, ohne sich auch nur mit einem Blick umzuschauen, hatte, im Schloßhof angekommen, den bei den Pferden stehenden Dienern ein Lebewohl zugerufen und sich in den Sattel geschwungen, nachdem sein Freund schon eine kurze Strecke vorangeritten war. Nach dem Geistlichen hatte er Niemanden mehr gefragt; es schien ihn nicht zu kümmern, ob er noch im Schloß sei oder nicht und wahrscheinlich hatte er schon vergessen, daß er jemals mit – einem so unbedeutenden Mann zusammengetroffen war.

Eine gute halbe Stunde später war Wolfgang Harder von Rabenbrück zurückgekommen, doch nicht allein; der gute Küster und der alte Schulze Breitkopf, seine beiden wärmsten Verehrer, hatten es sich nicht nehmen lassen, ihm bis zum Schloßpark das Geleit zu geben und ihm unterwegs wohl zehnmal versichert, wie namenlos schmerzlich ihnen und den Ihrigen dies unerwartet frühe Scheiden sei und daß sie sich von ganzem Herzen freuen würden, ihn recht bald wieder gesund und heil auf ihrer Kanzel in der nun von ihrem Herrn und Meister abermals verlassen stehenden Dorflirche stehen zu sehen.

Wolfgang Harder hatte die guten Männer mit freundlichen und trostreichen Worten zu beschwichtigen versucht, ihnen aber auch jetzt noch verschwiegen, daß er diese Kanzel niemals wieder zu besteigen gedenke. Dann hatte er ihnen noch einmal die biedereren Hände geschüttelt und von ihnen Abschied genommen und war still in den Park eingetreten, um sich auf den schwersten Schritt an diesem Tage vorzubereiten, auf den Abschied von der insgeheim geliebten Frau, der er nun leider nicht länger mehr der Rother und Helfer sein konnte, der er ihr bis in alle Ewigkeit zu bleiben sich längst im innersten Herzen gelobt hatte.

Allein er sollte seinen trüben Betrachtungen darüber nicht lange nachhängen können, denn alsbald kamen ihm schon wieder zwei getreue Seelen entgegen, der Hausmeister Striez und Benjamin, die den Gedanken

noch gar nicht fassen konnten, daß sie jetzt auch diesen Mann schon wieder verlieren sollten, der ihnen in so kurzer Zeit so unendlich werth und fast unentbehrlich geworden war. Von ihnen hörte er auch, daß die beiden Grafen, von Casper mit dem Packwagen gefolgt, nach der Stadt abgeritten seien, daß seine eigenen Sachen sich bereits auf dem Bahnhof daselbst befänden, und daß es nur auf seinen Wunsch ankomme, sich ebenfalls zu Wagen nach der Stadt zu begeben, da die Gräfin bereits den Befehl gegeben habe, ihre eigene Equipage anzuspannen, um Herrn Harder an sein nächstes Ziel zu bringen.

»Nein,« sagte dieser mit seiner alten standhaften Energie, »ich danke der Frau Gräfin und Euch für Euern guten Willen, mich nach der Stadt fahren lassen zu wollen, aber in einen Wagen des Herrn Grafen, mit dem ich nichts mehr zu thun haben will, mag ich mich nicht mehr setzen. Laßt mich lieber allein, ganz allein, den kurzen Weg zu Fuße gehen, an den sich so schöne Erinnerungen knüpfen; mich werden auch diesmal wohlthuende, auf Euch zurückblickende Gedanken begleiten, und ich habe mehr in mir zu verarbeiten und zurechtzulegen, als Ihr guten Leute Euch denken mögt. Das kann ich am besten thun, wenn ich mir eine tüchtige Bewegung mache und dann komme ich gekräftigt und auf die nächste Zukunft vollkommen vorbereitet auf dem Bahnhof an, von dem ich unverweilt meine Reise weiter fortsetze. – Doch nun sagt mir nur noch das Eine: wann kann ich die Frau Gräfin sprechen? Wird sie wohl geneigt sein, mich schon

jetzt zu empfangen, da ich mich, sobald es geht, von hier entfernen will?«

Benjamin war sogleich bereit, bei der Gräfin anzufragen, und während Wolfgang Harder sich zum letzten Mal in sein Zimmer begab, seine kleine Reisetasche und seinen Stock, die ihn auch vor zwei Monaten nach dem Thurmberg begleitet, zurechtlegte, um unmittelbar nach dem letzten schweren Abschied in diesem Hause den Wanderstab in die Hand zu nehmen, ging der alte Diener zu seiner gnädigen Frau und sagte ihr, daß Herr Harder, der nach der Stadt zu kommen eile, sie zu sprechen begehre.

»Ist er schon von Rabenbrück zurück,« fragte die Gräfin mit tonloser Stimme und ohne es zu wagen, ihr Gesicht zu dem so traurig redenden Boten zu erheben, »und ist er schon zum letzten Mal bei den Kindern gewesen?«

»Schon heute Morgen in aller Frühe war er bei den Kindern, Frau Gräfin, und auch von uns Allen hat er bereits den herzlichsten Abschied genommen.«

Die Gräfin nickte mit abgewandtem Gesicht.

»Gut,« sagte sie, »so werde ich also die Letzte sein. Das ist mir lieb so. Gehe sogleich zu ihm und bitte ihn, unverweilt zu mir zu kommen, da es denn doch einmal geschieden sein soll.«

Mit langsamen, oft wankenden Schritten, die Ohren immer nach der Thür gewandt, durch die der Mann ihres Herzens und ihrer Seele noch einmal, zum letzten Mal bei ihr eintreten sollte, ging sie leise seufzend auf dem Teppich hin und her, das Herz in dumpfen Schlägen

pochen fühlend und von einem so wüsten Summen im Kopfe heimgesucht, als ob die darin gährenden Gedanken den engen Behälter sprengen wollten.

Da ging endlich die Thür auf und Wolfgang Harder trat in seinem hellfarbigen Reiseanzug, in dem er ihr auf dem Thurmberg zum ersten Mal wieder nach siebzehn langen und schmerzlichen Jahren vor Augen getreten war, herein, aber er sah selbst in diesem unscheinbaren Kleide heute wunderbar groß und stattlich aus. Wohl lag auf seinem, in diesem Augenblick so bleichen Gesicht der Ausdruck einer unendlichen Trauer, eines in sein Inneres mit Gewalt zurückgedrängten Schmerzes, aber aus seinem ganzen Wesen, seiner Haltung sprach etwas Gehobenes, sich über allen Erden Schmerz Emporschwingendes und namentlich von seiner hochgetragenen Stirn und aus seinen sanft blickenden Augen leuchtete eine so siegreich sich bezwingende Selbstbeherrschung, daß die Gräfin ihn nur mit stiller Bewunderung betrachten konnte und für ihr fast ohnmächtig dahin sinkendes Herz neuen Muth schöpfte.

Beide standen jetzt dicht vor einander, sprachen zuerst kein Wort und blickten sich nur fest und unverwandt geraume Zeit an, bis die Gräfin, sich zuerst fassend, das Wort nahm und sagte:

»Guten Morgen, mein lieber Freund! Wenn ich Sie vor mir stehen sehe, wie Sie jetzt sind, muß ich mich freuen, obgleich ich wahrhaftig zu keiner besonderen Freude aufgelegt bin. Sie gehören zu den seltenen Männern, die bei großen Prüfungen und Schlägen des Schicksals

gefaßter und kräftiger sind, als schwächere Naturen bei geringfügigen Unannehmlichkeiten des Lebens, und so muß ja auch der wahre Mann beschaffen sein, wenn er wirklich unser Leitstern, Führer und Tröster sein soll. Alles Trübe, mein lieber Harder, was wir bisher mit einander erlebt, war ja nur eine solche kleine Unannehmlichkeit im Vergleich mit dem gewaltigen Schicksal, welches uns jetzt aufgebürdet wird, und da sehe ich Sie muthig und kraftvoll, wie sich es mir von Ihnen gedacht und wie auch ich, Ihrem Beispiele folgend, es zu sein mir vorgenommen habe. Lassen Sie uns aber in diesem schweren Augenblick, wo wir uns einmal wieder auf eine unabsehbare Zeit trennen müssen und ein warmes Lebewohl sprechen wollen, nicht auf die Ursachen zurückkommen, die alle jene Unannehmlichkeiten und namentlich die gestrige schreckliche Scene herbeigeführt haben. Gehen auch Sie, mit Dem, der uns Beiden so wehe gethan und mehr mir als Ihnen eine Demüthigung bereiten wollte, nicht zu strenge in's Gericht. Männer seines Schlag's, deren Grundfehler in einer mangelhaften Erziehung, in einer Herz und Geist nicht gleichmäßig umfassenden Bildung und auf einer überspannten Ansicht standesmäßiger Ueberlegenheit beruhen, können sich nicht anders zeigen, als ihre verkränkelte und verbitterte Natur es ihnen gestattet, und so lassen Sie mich über den Störenfried Ihrer Ruhe bei uns hiermit ein für alle Mal das letzte Wort zu Ihnen gesprochen haben.

»Und nun wollen wir auf uns Beide allein zurückkommen. Wir sollen also scheiden. Gott wollte es, daß es also geschehe und so geschieht es. Und auch Sie wollen in den Krieg ziehen – ist das nun wirklich Ihr fester Entschluß? In einen Krieg, bedenken Sie das wohl, der allem Anschein nach ein furchtbarer, ein entsetzlicher werden wird, wie wir noch keinen gehabt?«

schweren Augenblick, wo wir uns einmal wieder auf eine unabsehbare Zeit trennen müssen und ein warmes Lebewohl sprechen wollen, nicht auf die Ursachen zurückkommen, die alle jene Unannehmlichkeiten und namentlich die gestrige schreckliche Scene herbeigeführt haben. Gehen auch Sie, mit Dem, der uns Beiden so wehe gethan und mehr mir als Ihnen eine Demüthigung bereiten wollte, nicht zu strenge in's Gericht. Männer seines Schlages, deren Grundfehler in einer mangelhaften Erziehung, in einer Herz und Geist nicht gleichmäßig umfassenden Bildung und auf einer überspannten Ansicht standesmäßiger Ueberlegenheit beruhen, können sich nicht anders zeigen, als ihre verkränkelte und verhitterte Natur es ihnen gestattet, und so lassen Sie mich über den Störenfried Ihrer Ruhe bei uns hiermit ein für alle Mal das letzte Wort zu Ihnen gesprochen haben. – Und nun wollen wir auf uns Beide allein zurückkommen. Wir sollen also scheiden. Gott wollte es, daß es also geschehe und so geschieht es. Und auch Sie wollen in den Krieg ziehen – ist das nun wirklich Ihr fester Entschluß? In einen Krieg, bedenken Sie das wohl, der allem

Anschein nach ein furchtbarer, ein entsetzlicher werden wird, wie wir noch keinen gehabt?«

»Ja,« sagte Wolfgang Harder mit wunderbarer Fassung und einer Ruhe, die er bis zum letzten Augenblick, wo er das Zimmer verließ, beibehielt, »es bleibt mir nichts Anderes übrig, und ich thue es auch gern, zumal die Erfüllung meiner Pflicht gegen das Vaterland mir auf sanfte Weise über das Verhängniß, das mich aus diesem Hause treibt, hinweg hilft, was mir ohne ein solches bedeutsames Gegengewicht vielleicht sehr schwer geworden wäre. Und mit diesem Verhängniß und diesem Kriege, gnädige Frau, ist am Ende auch der Augenblick gekommen, von dem wir schon einmal sprachen, den ich jedoch damals noch so fern von mir glaubte, der Augenblick nämlich, wo ich meinen einst mit so großer Liebe übernommenen Beruf wechseln werde.« »Wie,« rief die Gräfin erstaunt, »wollen Sie etwa, wenn Sie jetzt die Waffe mit der Bibel vertauschen, auch fernerhin Soldat bleiben?«

»Das nicht, aber ich bin es endlich überdrüssig geworden, überall und immer wieder von vorn anzufangen, überall kämpfen zu müssen und niemals zu siegen, um schließlich so zu enden, wie ich hier geendet habe. Nein, ich werde in der nächsten Zeit und während ich die Waffe trage, Muße genug haben, darüber nachzudenken, was ich anfangen will, wenn dieser Krieg zu Ende ist, und glücklicher Weise bin ich ja auch, wie Sie wissen und wozu Sie mir Glück wünschten, kein armer und abhängiger Mann mehr, und es wird mir also leicht werden, irgend wo anders eine Beschäftigung zu finden, die meinen

Fähigkeiten, meinen Wünschen und Hoffnungen auf ein dereinstiges irdisches Glück entspricht. Der Priesterstand ist heutigen Tages für Männer, die denken und streben, wie ich, kein wünschenswerther und beseligender Beruf mehr und man kann, nach meiner Meinung, auch Gott und seinem Nächsten dienen, ohne auf die Kanzel zu steigen und des Herrn Lob und Preis laut und vor aller Welt zu verkünden.«

»Da haben Sie Recht, ich fühle und denke das mit Ihnen. Aber – denken Sie vor der Hand noch nicht über Ihre Zukunft nach, überlassen Sie das der Zukunft selbst. Sie bringt Ihnen vielleicht ganz von selbst Etwas entgegen, was mehr Ihren Wünschen entspricht, die Ihnen jetzt unerfüllbar erscheinen und, nur wie rosige Illusionen vor Ihrer Seele schweben. – Doch, lassen wir das, ich habe noch eine andere Frage,« fügte sie mit einem stillen, wehmüthigen Lächeln hinzu, in dem eine unausgesprochene und doch von ihm wohl erkannte Bitte lag. »Werden Sie mir einmal schreiben?«

»Wünschen Sie es, verlangen Sie es?« fragte er mit einem aufblitzenden Freudenstrahl, der wie ein hellleuchtendes Licht aus seinem Auge in das ihre schoß.

»Ja, von ganzem Herzen, und wenn ich denn doch darüber noch Worte machen soll, so möchte ich sogar, daß Sie mir oft, recht oft schrieben, und wenn es alle Tage wäre und das Blatt nur wenige Worte enthielte, vor allen die, daß Sie gesund und wohlbehalten sind. Wollen Sie das?«

»Gewiß,« sagte er, mit unwillkürlich freudiger Aufwallung, »und Sie sollen sich über meine Saumseligkeit darin nicht zubeklagen haben.«

»So danke ich Ihnen schon im Voraus herzlich. Vor allen Dingen aber schreiben Sie mir, wenn auch nur eine Zeile, sobald irgend sein bedeutungsvolles Ereigniß, etwa, was Gott verhüte, eine große Schlacht oder ein Kampf, an dem Sie betheilig sind, stattfinden sollte – wollen Sie auch das?«

»Ja, mit ganzem Herzen will ich es thun.«

»Nun, so ist das also abgemacht!« sagte sie seufzend und ihre Augen, in deren Hintergrund schon wieder ein Meer von Thränen fluthete und immer näher herandrängte, senkten ihre Blicke mit jedem Wort tiefer in die seinen. – »Und so ist denn also der bange Moment gekommen,« fuhr sie mit hochaufathmender Brust fort, »wo wir endlich scheiden müssen. So sei es denn. Wenn aber Menschen auseinander gehen, um sich vielleicht nie wiederzusehen, namentlich Menschen, die sich achten und vertrauen, wie wir uns achten und vertrauen, die Freunde für's ganze Leben sind, wie wir es sind, so scheiden sie nicht so gleichgültig von einander und reichen sich wenigstens die Hände. Hier gebe ich Ihnen meine beiden von ganzem Herzen, und nun geben Sie mir auch die Ihrigen, wenn Sie danach ein eben so warmes Verlangen tragen.«

Er ergriff die beiden so schönen und ihm mit unbeschreiblicher Anmuth und Innigkeit hingereichten Hände mit einer fast ängstlichen Hast und preßte sie fest in

die seinen, dann aber beugte er sich nieder und küßte sie, lange und innig. Als er nach einer Weile aber wieder emporschaute und ihr Auge suchte, zog sie rasch seine Hände in die Höhe, kam ihnen mit ihren Lippen entgegen und hatte auch sie eben so innig und warm geküßt. Da aber, als er die heißen Lippen auf seiner Hand fühlte, war es auf einen Moment um die Fassung des sonst so ruhigen Mannes geschehen. Wie von einer unsichtbaren Gewalt, die sich auf seine Schultern legte, niedergedrückt, sank er vor ihr auf die Kniee und sie, da sie seine Hände nicht lassen wollte, that das Gleiche und so knieten sie Beide vor einander und sahen sich mit wunderbar strahlenden Blicken und ohne ein Wort zu sprechen an.

Endlich aber rangen sich einige Worte von Wolfgang Harder's Lippen los und er sprach mit tiefbewegter und seine innerste Rührung verrathender Stimme:

»Lassen Sie meine rechte Hand los, theure, liebe gnädige Frau, ich bitte Sie. Noch bin ich ein Priester und darf einen Menschen segnen, dem ich Gottes Segen wünsche!« – Und die rechte Hand auf ihr sogleich sich niederbeugendes Haupt legend, sagte er mit einem so ergreifenden Ton, daß er ihre ganze Seele erschütterte: »Gott segne und behüte Sie auf allen Ihren Wegen! Er gebe Ihnen auch Frieden und Freude immerdar!«

Da, als er die Hand von ihrem Haupt genommen und sie es wieder erhoben hatte, sah sie ihn mit einem seligen Lächeln an und sagte, leise flüsternd:

»Ich danke Ihnen, aber warum soll ich, die ich zwar kein Priester, wohl aber ein frommes, liebendes und Gott

vertrauendes Weib bin, einen Menschen nicht auch segnen können, dem ich alle Segnungen des Himmels wünsche?«

Und als habe er ihren Wunsch errathen, lächelte er sie mit einem bejahenden Blick an und beugte sein Haupt vor ihr, und sie legte sanft ihre Rechte darauf und sagte:

»Ich segne Sie auch, das heißt ich bitte Gott mit allen Kräften meiner Seele, daß er Sie in meinem Sinne segnen und auch auf allen Wegen behüten möge!«

Kaum aber hatte Wolfgang Harder diesen Segen empfangen, so erhob er sich zuerst von den Knien und nachdem er noch einmal ihre Hände geküßt, noch einmal in ihr Auge geblickt, rief er mit vor Wehmuth brechender Stimme:

»Nachdem ich Ihren Segen empfangen, das heißt Alles, was Sie mir jetzt geben dürfen, geschehe, was geschehen muß! So leben Sie denn wohl und – Gott behüte Sie!«

Einen Augenblick darauf – und es war gut, daß es rasch geschah, denn nun hatte ihn seine mit Mühe bewahrte Ruhe und Fassung verlassen – stand er mit hochklopfendem Herzen vor ihrer Thür. Wenige Minuten später war er, seine Reisetasche über der Schulter und den Wanderstab in der Hand, im Garten und eilte mit wankenden Schritten durch den sonnebeschienenen und blüthenduftenden Park, aus dessen Bäumen und Gebüsch ihm die Vögel mit ihren jauchzenden, frohlockenden Stimmen den Scheidegruß zuriefen, aber – er hörte nichts davon, sondern schritt mechanisch weiter und weiter, innerlich wie zerschmettert und vernichtet. Nein,

keinen Baum, keine Blume keinen Weg mehr sah er vor und um sich, wie im Taumel wankte er an seinem Stabe dahin und die ganze Welt um ihn her war wie in einen Nebel gehüllt, und Alles, was in dieser Welt lebte und webte, wogte und tanzte wie chimärische Schatten um ihn her. Ob über ihm die Sonne schien, ob es Windstille war oder stürmte, er wußte es nicht; nein, er sah, er hörte, er fühlte nichts, als nur das Eine, für ihn kaum Begreifliche, Unsaßliche, daß er – von ihr geschieden war, um sie vielleicht niemals, niemals wiederzusehen. Aber da, als sein Schmerz den höchsten Gipfelpunkt erreicht und er schon glaubte, sein Herz müßte vor Wehmuth und Bitterkeit brechen, da war es, als ob ihn plötzlich eine höhere Hand auf seinem Wege an die Stelle fesselte und eine Stimme in ihm spräche, die ganz dazu angethan war, ihm seinen Muth, seine männliche Fassung und Kraft wiederzugeben. Das ihn also belebende Wort dieser inneren Stimme aber lautete:

»Habe Muth, habe Vertrauen, denn Du wirst, Du mußt sie wiedersehen! Ein Segen, wie sie ihn eben aus lauterster Seele gesprochen, den erhört Gott und Gott – er hat ihn erhört und so wird auch er Dir seinen Segen geben!«

–

Was aber geschah hinter ihm, als er das Zimmer verlassen, in dem das theure Wesen athmete, das ihm lieber und theurer als alles Uebrige auf der ganzen Welt war?

Ach, kaum hatte er sie verlassen, da erst befiel Irenen eine furchtbare, fast an Verzweiflung gränzende Traurigkeit, denn nun erst fühlte sie, daß sie mit diesem Mann

Alles verloren, was sie außer ihren Kindern noch an das Leben band, und es war ihr zu Muthe, als ob die ganze Welt um sie her mit einem Mal öde und leer geworden wäre. Und wie von einer inneren Gewalt emporgeschwungen, flog sie auf die Veranda hinaus, beugte sich tief über die Brüstung nieder, um ihn vielleicht noch einmal zu sehen, aber – er war schon hinter den Bäumen verschwunden und ihre Augen wenigstens hatten den theuren Mann verloren, der seit längerer Zeit, erst unbewußt, dann mit vollem Bewußtsein ihr Alles geworden war. Ja, ihr Auge hatte ihn zwar verloren, aber ihr Herz noch lange nicht, und um mit diesem übervollen Herzen allein zu sein, kehrte sie, wie eine Gebrochene dahin wankend, in ihr Zimmer zurück, um ihn wenigstens in Gedanken auf seinen ferneren Wegen zu begleiten. Da aber, als sie die Stelle erreicht, wo sie Beide vor einander gekniet, brach ihre Kraft zusammen. Sie sank zu Boden, faßte mit den Händen die Stelle wo er gestanden, und küßte sie. Dann aber, in einen lauten Thränenstrom ausbrechend, den sie lange mit aller Macht bezwungen, weinte sie ihren ganzen Jammer aus, und erst, als sie so ihre Seele entlastet, fühlte sie wieder den Muth und die Kraft, noch einmal Gott recht inbrünstig zu bitten, daß er, der Herr des Friedens wie der Herr der Schlachten, ihn, ihren Liebling, den Einzigen, den sie liebte und der sie wieder liebte, mit seinen väterlichen Armen beschützen möge.

Ob aber und wie Gott diese innige Bitte einer so engelhaft reinen und gottesfürchtigen Frau erfüllt, werden wir bald aus den nachfolgenden Blättern erfahren.

SECHSTES CAPITEL. IN DER SCHEUNE ZU ST. PRIVAT.

Kaum vier Wochen waren im unaufhaltsamen Strome der Zeit vorübergerauscht, aber – welche Wochen! Welche Arbeit, welche Mühen hatten sie gekostet, welche Sorgen und Schmerzen gesehen! Aber auch welches Streben und Ringen, welche Opferfreudigkeit und Begeisterung bei Groß und Klein, bei Arm und Reich und am Ende, welche wunderbare Wirkung hatten sie an den Tag gebracht! Ganz Deutschland war in eine fluthende, noch nie so allgemein dagewesene Bewegung gerathen; Hunderttausende hatten Geist und Hände geregt, Hunderttausende waren dem Rufe ihres Kriegsherrn gefolgt und dem herrlichen Rhein zugeströmt, nach dessen rebenbekränzten Ufern, die nach Ruhm und Sieg unersättlich dürstenden Feinde ihre Blicke richteten, den sie erobern und behalten wollten, um den König von Preußen, ihren mit unbegründetem Haß und fabelhaftem Neid verfolgten Gegner, zu Boden zu treten, sich seiner Habe, seines Reiches zu bemächtigen und die Völker, die er mit väterlicher Milde und umsichtiger Sorgfalt regierte, zu ihrer Botmäßigkeit zu zwingen und die Schätze zu erobern, die der Fleiß seiner Bürger und Bauern so lange Jahre unter redlichem Bestreben und mit unendlicher Mühe gesammelt hatte.

Wie ein riesiger Bergstrom, der von allen Seiten neue Nahrung und Fülle erhält, unaufhaltsam vom Berge zum Thal rinnt und Alles, Alles, was ihm in den Weg kommt, mit sich fortreißt, waren die Söhne der alten und der

neuen Preußenlande mit ihren süddeutschen Brüdern vereint, dem theuren vaterländischen Strome zugeeilt und bald, ehe der ruhmredige Feind es vermuthet, hatten sie die Gränzen des großen Deutschlands überschritten und waren in die des sie mit Worten schon verschlingenden Gegners gerückt, um ihm an seinem eigenen Herde zu begegnen, ihm selbst die Fesseln anzulegen, die er ihnen anlegen gewollt und ihn von der schauderhaften That fernzuhalten, das ganze blühende Vaterland und mit ihm die ganze civilisirte Welt mit seinen ungezähmten, aus der Wildniß herbeigerufenen Horden, die angeblich an der Spitze der Civilisation marschiren sollten, zu überschwemmen.

Das Alles war wie im Fluge geschehen, und wie die streitbaren Heldensöhne in ungeheuren endlosen Schwärmen nach dem fernen Frankreich flutheten, um dort ihr Herzblut für die Freiheit und Unabhängigkeit der Ihrigen zum Opfer zu bringen, so arbeiteten die zu Hause Gebliebenen, Männer wie Frauen, mit rastlosem, unermüdlichem Eifer, den fernen Kämpfern zu helfen, sie zu laben und zu trösten, so weit sie ihnen durch Liebe und Fürsorge, durch Rath und That helfen und sie laben und trösten konnten.

Wo aber so Viel und mit solcher Liebe und solchem Eifer geschah, da konnte die Wirkung nicht ausbleiben, und wenn auch weniger Muthige und vielleicht auch weniger Einsichtsvolle die ersten Kämpfe sich nicht so siegreich und entscheidend vorgestellt, wie sie wirklich in's Leben

traten, so war der Erfolg derselben ein um so überraschenderer und die blitzartige Schnelligkeit, mit der ein glücklicher Schlag auf den anderen folgte, hatte die mit gespanntem Auge aus der Ferne Spähenden mit Erstaunen und Bewunderung erfüllt, die ohne Gleichen war, da eine so rasche Wirkung wohl von Niemandem erwartet werden konnte.

Erst am 19. Juli war die Kriegserklärung des übelberathenen Kaisers der Franzosen an Preußen erfolgt und an demselben Tage schon hatten die ersten französischen Reiter mit keckem Hohngelächter die Gränze Deutschlands bei Saarbrücken überschritten. Am nächsten Tage hatten sogar schon die ersten Vorpostengefechte stattgefunden und waren von einer Handvoll unverzagter und kaum geordneter Streiter, wenn auch nicht siegreich, doch nicht ohne jeden Erfolg zurückgewiesen worden. Am 22. Juli war die ruhmredige Proclamation des französischen Kaisers an sein Volk erlassen, worin er dasselbe belehrt, daß neben dem großen und heiligen Frankreich kein kleines und unheiliges Preußen bestehen könne. Gleich darauf waren großsprecherische Tiraden von Seiten des französischen Ministeriums in alle Welt gestreut worden, um auch die verwunderungsvoll zuschauenden Nachbarvölker über den wahren oder unwahren Sachverhalt aufzuklären, aber dazwischen waren schon kleine Scharmützel der sich gegenüberstehenden Truppen vorgefallen, welche den Franzosen bewiesen, daß sie es wenigstens mit einem schnellen und entschlossenen Feinde zu thun haben würden.

Am 30. Juli schon war der mit weit überlegenen Kräften auf Saarbrücken unternommene Angriff muthig zurückgeschlagen und am 31. Juli hatte sich der greise König von Preußen, nachdem er in würdigster und heldenmüthigster Weise sein ganzes Volk zu den Waffen gerufen, zu der Armee am Rhein begeben.

Am 2. August hatten die Franzosen auf kurze Zeit die erste deutsche Stadt, Saarbrücken, besetzt, aber am 4. August schon hatte der Kronprinz von Preußen, den alten Ruhm seiner Ahnen im Felde aufrecht erhaltend, die Feinde mit Hülfe der braven Baiern in der mörderischen Schlacht bei Weißenburg geschlagen. Zwei Tage später folgte der ungeahnte Triumph desselben jugendlichen Feldherrn über den bis dahin unbesiegten Marschall MacMahon bei Wörth, die Franzosen waren wieder aus Saarbrücken geworfen und in kopfloser Flucht in die Grenzen von Frankreich zurückgedrängt. In Paris fing man, von solchen bitteren Erfahrungen beunruhigt und auf's Tiefste erschüttert, schon am 7. August an zu zagen und hielt es sogar für nöthig, den Belagerungszustand über die ewig gährende Weltstadt zu verhängen und zugleich eine beruhigende Proclamation zu erlassen, um das leicht elektrisirbare und zu Demonstrationen aller Art geneigte Volk zur Aufrechterhaltung der Ordnung aufzufordern. Wenige Tage später, am 10. August, trat der heißblütige und großsprecherische Preußenhasser, Herzog Gramont, der 1866 in Wien sein Gift und seine Galle gegen die

brandenburgische Dynastie eingesogen, von seiner leitenden Stelle im Ministerium ab, nachdem er durch seinen ungerechtfertigten Haß gegen den König Wilhelm und dessen großen Rathgeber, den Grafen Bismarck, seine stolze Nation in unabsehbares Unglück gestürzt, und am Tage darauf, nachdem eine Vogesenfestung nach der anderen sich den siegreichen Deutschen ergeben, erließ schon der König von Preußen einen Aufruf an das französische Volk, um es über den wahren Standpunkt und die Lage der Verhältnisse, die es bisher so sehr verkannt, einigermaßen aufzuklären, ein Unternehmen, das freilich nie eine fühlbare Wirkung auf das durch Egoismus und Eitelkeit verblendete französische Volk üben wird.

In neuer Aufwallung rathlosen Zornes vertrieb man dafür noch an demselben Tage selbst die unschuldigsten Deutschen, Frauen und Kinder aus Frankreich, nachdem sie durch ihrer Hände Arbeit und Fleiß den Ruhm des französischen Volkes, auch an der Spitze aller Industrie zu marschiren, erreichen geholfen hatten. Am 14., 16. und 18. August endlich fielen die drei großen Schlachten um Metz, bei Courrelles, Mars la Tour und Gravelotte vor, und hier erst ist der Zeitpunkt wieder gekommen, wo wir den Faden unserer Erzählung von Neuem aufnehmen müssen, um über das Schicksal Bericht zu erstatten, welches einige Personen, die in derselben eine Hauptrolle spielen, betroffen hatte.

Wir befinden uns also zur Zeit auf französischem Boden, der vom Blute zweier großen Nationen bis dahin schon reichlich gefärbt und getränkt war. Der grausige

Tag von Gravelotte war zu Ende und die Sieger der heißen Schlacht ruhten einmal einige Stunden von der so ruhmvoll überstandenen Blutarbeit aus.

Begeben wir uns jetzt nach einem Theile des weit ausgedehnten Schlachtfeldes, wo größtentheils die Garden der Preußen und die tapferen Sachsen, stets Seite an Seite mit ihnen kämpfend, ihre Kraft und ihren Muth bewiesen und den schönen und verhängnißvollen Sieg erringen geholfen hatten. Wir befinden uns in der Nähe des fast ganz abgebrannten und verwüsteten Dorfes St. Privat, das auf einer felsigen Höhe liegt, von der aus wir einen großen Theil des ungeheuren Schlachtfeldes übersehen können.

Die Sonne, deren Glanz am vorigen Tage durch den Rauch und Dampf der tausend abgeschossenen Geschütze und der hunderttausend Gewehre verdunkelt worden war und nur wie durch einen blutigen Nebel auf das Grausen und Morden unter ihr niedergeblickt, war wieder siegreich und klar am blauen Himmel aufgestiegen und beleuchtete alle Schrecken, die der neun Stunden lange Kampf des vorigen Tages zurückgelassen hatte, mit ihren goldenen Strahlen, von Neuem Muth und Kraft spendend, aus dem eingeschlagenen dornenvollen Weges weiter auszuharren. Am Horizont, in bläuliche Nebel gehüllt, lagen die dräuenden Festungswerke des vielgerühmten, uneinnehmbaren Metz und blickten wie in Verzweiflung auf das weite Gefilde nieder, das unter ihnen die laut redenden Spuren der Verwüstung und des

mörderischen Kampfes zeigte. Auf dem durch Kanonenkugeln zerrissenen Felde, das kurz vorher einem so vielfach gesegneten Landstrich gehörte und einem reichen Volke so schöne Frucht geboten hatte, sah es heute wüst und grausig aus, denn so weit das Auge reichte, sah man nur Trümmer auf Trümmer, die die geflüchteten Franzosen bei ihrem Rückzuge zurückgelassen hatten. Aber auch zahllose Trümmer der siegreichen Armee befanden sich darunter und schwer wäre es beim ersten flüchtigen Blick gewesen, zu entscheiden, von wem die tausenderlei Gegenstände herrührten, die den heiligen Boden Frankreichs bedeckten, das von heute an diese herrlichen Strecken – hoffentlich für ewige Zeiten – an das siegreiche Deutschland verloren hatte. – Zerschossene Kanonen und Munitionskarren, zertrümmerte Wagen, zerbrochene Waffen und zahllose Gegenstände aller Art, lagen in ungeordneten Haufen hier und da zusammen. Uniformstücke jeder Gattung, oft blutig und zerrissen, waren bunt dazwischen gestreut. Todte oder schwerverwundete Pferde, verstümmelte Leichen noch vor Kurzem hoffnungsvoll athmender Menschen, sah man überall in entsetzlichen Reihen, Freund und Feind bei einander liegen, und das Blut, das ihren schon starren Leibern entflossen, färbte ringsum die trockene Erde, die vieles davon schon in ihren Schooß eingesogen hatte, als könne sie auch dieses kostbare Düngungsmittel gebrauchen, um ihre bewundernswerthe Triebkraft bald wieder von Neuem zu beginnen. Zwischen allen diesen Todten und Sterbenden aber lagen die Bivouacqs der preußischen Garden

und Sachsen, Infanterie, Cavallerie und Artillerie brüderlich neben einander, und ein reges Leben herrschte darin überall, denn die Müdigkeit nach den unerhörten Strapazen des vergangenen Tages war schon wieder halb überwunden oder vergessen und durch das Bewußtsein des herrlichen Sieges in eine still bedachtsame Rührigkeit umgewandelt, da Jeder nach Speise und Trank begierig war, die der menschliche Leib ja immer und namentlich nach einem solchen Bluttage verlangt, der alle Kräfte bis auf die Neige aufzehrt.

Hier und da auf dem hügelreichen und oft durch Felsengehänge unterbrochenen Boden aber, den üppig grüne Waldungen und Gehölze schmückten, an denen das schöne Frankreich so reich, sah man eine noch geschäftigere Gesellschaft, die sich jedoch mit einer weniger angenehmen Arbeit befaßte. Tausende von Menschen waren aufgeboden, die ungeheuren Gräber zu öffnen, in denen die Heldensöhne aus dem fernen Vaterlande, gemischt mit den französischen Kriegern, ohne Zeitverlust eingescharrt werden sollten. In zahllosen Haufen lagen die zusammengetragenen Todten umher, und nachdem man ihnen nur das abgenommen, was etwa für ihre fernen Erben von Vortheil oder Interesse sein konnte, wurden sie in ihren durchschossenen und bestäubten, von Blut übermäßig bunten Uniformen in die großen Gruben gelegt, die sich eine nach der anderen öffneten, um ihre entseelten Opfer aufzunehmen.

Ueber Allem aber strahlte den ganzen Tag im mildesten Glanz die wohlthätige Sonne; nur die Vögel in den

Wäldern, sonst am Morgen so fröhlich singend, schwiegen, von dem Donner der todbringenden Geschütze aus ihrer Behaglichkeit und ihrem Frieden aufgescheucht. Höchstens ein verwundetes edles Roß, oft in der Irre umherhinkend und suchend, als wolle es sich nach seinen Kameraden oder nach seinem verwundeten Reiter umsehen, ließ dann und wann ein schreckliches Klagegewimmer vernehmen, bis eine erbarmende Hand sich ihm nahe und seinen Qualen durch einen mitleidigen Schuß, der wie ein mattes Echo nach dem lauterem früheren Kampfe verhallte, ein ersehntes Ende bereitete.

Nachdem wir einen traurigen Blick über dies Gewirr und diese Fülle unsäglichen Elends und doch triumphierenden Frohlockens geworfen, nähern wir uns den Trümmerhaufen des noch an allen Ecken und Enden brennenden oder wenigstens rauchenden Dorfes St. Privat.

In der Nähe eines laubreichen Wäldchens, dessen Stämme, Aeste und Zweige die mörderischen Kugeln vielfach zerbröckelt und zu Boden geworfen, an einen grünen Hügel sich lehnd, etwas weiter vom Schlachtfelde zurück, wo am Tage vorher der blutigste Kampf getost, erhebt sich eine lange und breite Scheune, deren durchschossenes Dach auch mitzureden weiß, daß es am Tage vorher ein Ziel der tödtlichen Geschosse gewesen ist. Zwischen den weit auseinander klaffenden Sparren des Daches aber erhebt sich eine lange Stange und von ihr flattert im frischen Morgenwinde im weißen Felde das rasch berühmt gewordene rothe Kreuz, das dem

Weitschauenden schon aus der Ferne verräth, zu welchem Zwecke die Stätte dient, die es kennzeichnet. Es ist, wie bekannt, das von Genf her verabredete Zeichen, daß hier Menschen liegen; deren Nähe jedem Fühlenden heilig sein soll und daß man an sie heran nur mit Vorsicht und Sorgfalt treten darf.

Rings um das ziemlich einsame Haus herrscht ein überaus reges und doch stilles Gewühl. Aus einem Brunnen in der Nähe, der glücklicher Weise noch reines Wasser in Fülle giebt, schöpfen einige Dutzend Menschen volle Wassereimer, trinken sich erst satt und tragen dann die hier unbezahlbare, oft von so Vielen geringgeschätzte Flüssigkeit in das Innere des traurigen Hauses, in dem eine ungewöhnliche und im ersten Augenblick fast beängstigende Stille herrscht.

An der Hinterseite des von drei Seiten noch mit einer Mauer umgebenen Hauses, da die vordere durch Geschosse oder anderweitige Gewalt niedergerissen ist, liegen, zu einem schrecklichen Haufen zusammengetragen, menschliche Gebeine, die die scharfen Messer der Tag und Nacht arbeitenden Aerzte den Verwundeten vor wenigen Stunden abgeschnitten haben. Einige grau und blau gekleidete Männer, von denen viele ihre Uniform abgelegt, schaufeln daneben auch hier schon eine Grube zurecht, um die zerschossenen Glieder bald auf ewig den angstvoll darauf blickenden Augen der Menschen zu entziehen.

Dann und wann kommt eine Ordonnanz angesprengt, um irgend eine Meldung zu bringen oder einen der etwa

hier überflüssigen Aerzte an einen anderen Ort zu rufen, wo seine Hülfe noch dringender erfordert wird. Krankenträger von den verschiedensten Regimentern schleppen auf vorsichtig getragenen Bahren jeden Augenblick noch neue und eben erst aufgefundene Verwundete heran. Aerzte und ihre Gehülfen aber sind in dem Innern der Scheune beschäftigt, hier und da Hülfe oder Trost zu spenden, und sie alle sehen ermüdet und ermattet aus, denn sie haben mit Kopf und Hand und in unsäglichlicher Mühe fast vierundzwanzig Stunden lang ihre traurige und doch so begehrte Arbeit verrichtet. Viele von ihnen, einen Augenblick ruhend und dabei einen Bissen Brod genießend, sitzen auf diesem oder jenem Schemel, wenn ein solcher vorhanden, oft auch auf einem über zwei Fässer gelegten Brett und haben sich bei der Hitze des Tages und während ihrer anstrengenden Arbeit ihrer Röcke entledigt, so daß man nicht erkennen kann, ob der also in Hemdsärmeln Erscheinende ein höherer oder niederer Jünger Aesculap's ist. Viele von ihnen sind noch bis an die Schultern hinauf und im Gesicht mit Blut bespritzt, und ihnen werden von Zeit zu Zeit einige Eimer Wasser zugebracht, damit sie sich reinigen und erquicken können. Hin und her gehen zwischen ihnen und ihren Befehlen augenblicklich Folge leistend, die Gehülfen niederen Grades, bald einem stöhnenden Verwundeten beispringend, bald ihm einen Becher Wasser reichend, bald die heißgewordenen Tücher um ihre blutigen Wunden mit kühlem Naß anfeuchtend.

So ist Leben und Bewegung in der ganzen langen Scheune wahrzunehmen, aber es herrscht, wie gesagt, trotzdem eine große Stille darin, die nur zuweilen durch das Stöhnen und Aechzen oder den matten Ruf irgend eines Leidenden unterbrochen wird, der sich nach Labung oder einem tröstenden Menschenantlitz sehnt.

Ueber Matratzen, so viel ihrer vorhanden, sonst nur auf rasch zusammengehäuften Strohbündeln, sind weiße Leinentücher und wollene Decken gebreitet und auf und unter ihnen liegen, so bequem man es ihnen unter diesen Umständen nur machen konnte, etwa hundert Verwundete, die alle mehr oder weniger in Lebensgefahr schweben und an deren zitternde Leiber die Aerzte schon ihre hülfreiche Hand angelegt haben. Sie zeigen alle, fast ohne Unterschied, leidende bleiche Gesichter, ihre Haare und Bärte, früher so wohl gepflegt, sind in Unordnung gerathen, ihre Mienen drücken oft den furchtbarsten Körperschmerz aus, aber – wunderbar! – trostlos und entmuthigt ist fast Keiner, Aller Augen blicken fest und unverzagt auf einander oder auf die ab- und zugehenden Aerzte hin, und manche sogar, die noch anhaltend reden können, wechseln trauliche Worte mit ihrem Nachbar und erzählen sich, was am vergangenen Tage ihre Augen geschaut, oder fragen, wo dieser oder jener Kamerad geblieben und ob er schon todt oder noch lebendig sei.

In diese mit Blut und Wunden überfüllte Scheune treten nun auch wir in der achten Morgenstunde des 19. August ein, aber wir müssen uns mit Standhaftigkeit wappnen, bevor unser Fuß zitternd die Schwelle überschreitet, denn wir werden nichts Heiteres und Glückliches, vielmehr recht viel Grausiges und Schreckliches sehen, zumal unsere Sinne durch die süßlich schwüle Luft, die in dem eingeschlossenen Raume herrscht, auf eine seltsame Weise bedrückt und eingenommen werden. Und doch – denn das Schicksal mischt ja die glücklich und unglücklich fallenden Würfel seltsam durch einander – und doch finden wir vielleicht Etwas, was uns den Muth in der Brust wieder frisch aufleben läßt, indem es uns mit wunderbaren Gedanken über des allmächtigen Schöpfers Willen erfüllt, der da über allem Lebendigen lebt und wacht und die Schaale des Glücks des Einen sinken und die des Anderen steigen läßt.

In einer Ecke der Scheune, wo die am schwersten Verwundeten in der Nähe einiger geöffneter Fenster untergebracht, liegen zumeist Offiziere, aus allen möglichen Regimentern und Ländern durch den unberechenbaren Zufall durch einander gewürfelt, und hier sind zwei der oberen Aerzte noch jetzt beschäftigt, die Wunden zu untersuchen, die die Geschosse des Feindes und ihre eigenen Messer am vergangenen Tage und in der darauf folgenden Nacht hervorgebracht haben. Von Zeit zu Zeit geht einer der Aerzte zu den zuletzt angebrachten Verwundeten, um zu sehen, ob seine Hülfe augenblicklich erforderlich, oder er läßt sich von seinen Untergebenen

bei ihnen vertreten, denn sie mehren sich allmählig, bis endlich die große Scheune so angefüllt ist, daß keiner mehr hereingelassen wird, wenn er nicht die besondere Erlaubniß des dirigirenden Arztes dazu erhalten hat. Mehrere Offiziere, meist an Armen und Händen oder am Kopf verletzt, stehen noch um die Lagerstätten der schwerer Verwundeten herum, reden mit ihnen oder warten auf einen freiwerdenden Arzt, um ihm ihre noch unverbundenen Wunden zu zeigen und sich von ihm Rath zu erholen und dann auf die nach und nach herankommenden Wagen geladen zu werden, die ihre zahllosen blutigen Opfer nach entfernteren Heilstätten bringen sollen.

Da wird unser Blick endlich auf einen Verwundeten gelenkt, der unmittelbar unter dem letzten offenen Fenster liegt, so daß wir sein bleiches Gesicht und seinen fast kahl geschorenen Kopf in voller Beleuchtung sehen können. Offenbar ist er ein sehr schwer Verwundeter, denn die leichte Hülle, die ihn bedeckt, zeichnet seine Umrisse nur in halber Mannesgröße ab, so daß wir mit Recht vermuthen, daß er ein an beiden Schenkeln Amputirter ist. Aber auch sein Kopf ist von einem Säbelhieb getroffen und blutige Binden umgeben ihn zum Theil, was seine Augen jedoch nicht hindert, aufmerksam ringsum zu spähen und Alles, was in seiner Nähe vorgeht, zu beobachten, als ob er sich dadurch die Langeweile, von der er gequält wird, verscheuchen wolle.

Wir werfen nur einen Blick auf den sichtbaren Theil dieses charakteristischen, finsternen und doch in seinem

ewigen Grimm so stolzen Gesichts und wir haben es auf der Stelle erkannt. Es ist der Graf Brandhorst, dem wir, nachdem er erst vor kaum vier Wochen in voller Lebenskraft und in übersprudelndem Uebermuth von seiner Heimath geschieden, hier wieder treffen, um auch an ihm die Erfahrung zu machen, daß einmal einen Jeden, und dünke er sich noch so erhaben und vornehm, sein Schicksal ereilt.

Wie gesagt, finster wie immer, erschien auch in diesem Augenblick das Gesicht des Grafen, aber es war diesem seinem gewöhnlichen Ausdruck ein ungewöhnlicher beigemischt, den wir früher nie in diesem Grade an ihm beobachtet haben. Es lag eine apathische Gleichgültigkeit auf seinen Zügen, als ob er bereits mit der Welt und den darin lebenden Menschen abgeschlossen habe und als ob nichts mehr vorhanden sei, was ihm noch irgend ein warmes Interesse erregen könne. Seine feinen Hände, an denen noch wie sonst ein Ring mit funkelnden Steinen blitzte, lagen gefaltet auf seiner Brust und so stierte er, anscheinend an Allem theilnahmlos, vor sich hin, nur von Zeit zu Zeit einen kurzen Blick auf seine Waffen und Uniformstücke werfend, die seinen ganzen jetzigen Besitz ausmachten und auf einem Brett an seiner rechten Seite ausgebreitet lagen.

Allein da sollte er ganz unerwartet doch einen Anblick haben, der ihn eine Weile seinem stillen Brüten entriß und wieder mitten in die schöne Welt zurückversetzte,

aus der er erst vor so kurzer Zeit geschieden war und deren Segnungen er in seiner unliebenswürdigen Art niemals recht erkannt und gewürdigt hatte.

Denn eben, als er wieder nach den verschiedene Verwundete verbindenden Aerzten blickte, die dicht in seiner Nähe, wo das Licht von außen hell durch die offenen Fenster fiel, ihre Kunst verrichteten, traf sein Auge auf einen Infanterieoffizier, der schon eine Weile in der Scheune stand, und, offenbar ebenfalls am linken Arm verwundet, den er in einer Binde trug, bescheiden und seinen Schmerz überwindend, gewartet hatte, bis der so sehr beschäftigte Arzt Zeit haben würde, auch seine seit dem gestrigen Tage noch unverbundene Wunde einer näheren Untersuchung zu unterwerfen.

Es war dieser Offizier ein Mann von hoher und kräftiger Gestalt, und sein Gesicht, so weit man es unter dem tief in die Stirn gedrückten Helm erkennen konnte, zeigte edle Züge, die zwar jetzt auffallend bleich, aber keineswegs durch den Schmerz entstellt waren, den er nothwendig empfinden mußte. Als er nun aber mit der rechten Hand seinen Helm abnahm und bei Seite setzte, und sich dann den Schweiß von der hohen Stirn trocknete, stieß der verwundete Graf einen leisen Ruf des Erstaunens aus, denn er hatte den noch jungen Mann trotz seiner militairisch kurz geschnittenen Haare und des schon sichtbaren dunklen Schnurr- und Kinnbartes, die er früher nicht getragen, erkannt.

Im ersten Augenblick flog über des schwer Verwundeten Gesicht, als er diese unerwartete Entdeckung machte,

ein Schimmer von Spott und Hohn, allmählig jedoch wich derselbe aus seinen apathischen Zügen und ein milderer Gefühl, das eine gewisse Theilnahme verrieth, spiegelte sich darin ab. Unverwandt aber blickte er nach ihm hin und wenn der junge stehende Mann sein Antlitz aus diesen Verwundeten gerichtet hätte, würde er sich ihm gewiß genähert und ihn angeredet haben, denn daß er ihn erkennen würde, war bei seinem scharfen Blick nicht zu bezweifeln. Allein er wandte sein Auge zufällig nicht nach ihm hin, vielmehr folgte er nur aufmerksam der Manipulation des Arztes, der eben den letzten seiner Kameraden verband, und erst, als er damit zu Stande gekommen, näherte er sich demselben und bat ihn mit herzlichen Worten, auch einen Blick auf seinen Arm zu werfen, der ihn nachgerade heftig zu schmerzen anfangte.

»Sind Sie noch gar nicht verbunden?« fragte ihn der näher tretende Arzt, der rasch einen prüfenden Blick über das edle bleiche Angesicht des verwundeten Offiziers gleiten ließ.

»Nein, noch nicht; unser Arzt war uns im Getümmel abhanden gekommen, aber es eilte nicht so sehr,« lautete die mit einer Stimme gegebene Antwort, die dem Grafen Brandhorst bis in die Seele drang. »Die Herren hier hatten ja so viel zu thun, und ich habe meinen Schmerz bis jetzt wohl ertragen können.«

Der Arzt rief zwei Gehülfen herbei und diese brachten einen Schemel heran und begannen den Offizier, der sich darauf setzen mußte, sogleich vorsichtig seiner Uniform

zu entkleiden, worauf der Arzt das Hemd aufschneid und alsobald die Wunde mit kundigem Auge untersuchte.

Nach längerer Betrachtung und einigen kurzen Fragen und nachdem er den Knochen des Arms genau befühlt, sagte er mit leutseligem Wesen und freundlich lächelnd:

»Nun, Sie sind noch gut weggekommen. Der Knochen ist unverletzt und die Kugel hat nur das Fleisch des äußeren Arms zerrissen. Seien Sie getrost und gehen Sie noch heute mit irgend einem Wagen nach der nächsten Eisenbahnstation zum dortigen Etappencommando, um sich nach einem deutschen Lazareth am Rhein bringen zu lassen. In sechs bis acht Wochen wird Ihre Wunde geheilt und Sie werden wieder kampffähig sein.«

Während er dies sprach, legte er Charpie und darüber eine einfache Binde um den verwundeten Arm, befahl einem Gehülften, kalte Umschläge darüber zu machen und den Arm bis zum Ellbogen mit einer festen Binde zu stützen; dann verbeugte er sich und ging zu einem anderen Kranken, der auf einer Matratze lag und schon von Neuem nach seinem Rathe verlangt hatte.

Wolfgang Harder, denn er war ja der verwundete Infanterieoffizier, wollte sich so eben aus der Scheune, deren stickige Luft ihm schwer auf das Herz fiel, entfernen, als er höchst unerwartet durch einen Ruf davon abgehalten und zu einem Verwundeten beschieden wurde, den er bisher noch nicht näher in's Auge gefaßt.

»Herr Kamerad!« lautete der mit schwacher Stimme ausgestoßene Ruf, »wollen Sie nicht einmal einen Augenblick zu mir herankommen?«

Wolfgang Harder drehte sich sogleich nach dem Rufenden um, ging auf ihn zu und wandte sein immer freundlich blickendes Auge erwartungsvoll auf ihn hin. Kaum aber hatte er die Züge des ihn Rufenden mit seinem raschen Blick erfaßt, so hielt er unwillkürlich seinen Schritt an und das höchste Erstaunen gab sich aus seinen sprechenden Zügen kund.

Er wollte etwas sagen, aber vermochte es nicht, seine Stimme war ihm gleichsam schon in der Brust erstickt und sein Herz begann so laut zu klopfen, daß er es selber fühlen konnte. Graf Brandhorst erkannte sehr wohl den im Innern seines Kameraden vorgehenden Kampf, trotzdem derselbe durch die ihm eigene geistige Beherrschung sehr rasch entschieden wurde, und er lächelte matt, als ob er sich über die sichtbare Verwunderung des ehemaligen Geistlichen von Rabenbrück freue.

»Ach, Sie sind es also wirklich;« sagte er mit noch leiserer Stimme, denn das Sprechen wurde ihm seltsam schwer, »nun, so habe ich mich doch nicht geirrt; ich erkannte Sie erst mit Sicherheit, als Sie vorher mit dem Doctor sprachen. Kommen Sie doch näher und setzen Sie sich, da ich Ihnen kein Sopha anbieten kann, hier auf mein Bett – es ist Platz bei mir, denn Sie sehen in mir nur noch – einen halben Mann vor sich.«

Wolfgang Harder nickte, immer noch schweigend und trat an das Bett heran, aber der Aufforderung, sich darauf zu setzen, folgte er nicht sogleich, denn noch konnte er sich nicht so vertraulich gegen den Mann benehmen, der ihm und Anderen erst vor Kurzem so wehe gethan und

ihn mit so offener Härte und rücksichtsloser Gewaltthätigkeit aus seinem Hause gewiesen hatte. Allein, nachdem er einen Blick auf den so schrecklich Verstümmelten geworfen, spiegelte sich in seinem Gesicht ein sanfteres Gefühl ab und ohne zu reden, sah er ihn nur ruhig und freundlich an, als wolle er noch die weiteren Worte abwarten, die derselbe ohne Zweifel an ihn richten würde.

Der Graf war in seinem kläglichen Zustande, der ihm nicht viel Zeit zur Ueberlegung übrig ließ und ihn doch zur Mittheilung so geneigt machte, auch wirklich zur Fortsetzung der begonnenen Anrede aufgelegt und so sagte er, als der junge Mann dicht an seine Seite getreten war, mit schwacher Stimme:

»Sie sind also wirklich nicht als Geistlicher in den Krieg gezogen? Nun, so habe ich mich in Ihnen damals geirrt; ich glaubte in der That, Sie renommirten nur mit Ihrer Streitbarkeit.«

»Wie Sie sehen,« erwiderte, jetzt zum ersten Mal mit seiner warmen Stimme das Wort ergreifend, Wolfgang Harder, »trage ich wirklich Waffen und die Uniform unseres Herrn und Königs, bin Offizier wie Sie und habe von Anfang an blutig mitgekämpft, was ich auch, so Gott will, bis an's Ende zu thun gedenke.«

»Ah, das ist recht von Ihnen, aber Sie sind bis jetzt besser dabei weggekommen als ich, denn – sehen Sie – meine beiden Beine sind fort – der Mann dort hat sie schon gestern Nachmittag mit seinem Messer abgeschnitten, nachdem sie mir eine Granate zerschmettert hatte.

Ich werde daran glauben müssen – und recht bald – diesmal überstehe ich es nicht, – ich fühle, ich weiß es, selbst wenn man es mir nicht gesagt hätte, nachdem ich den Doctor ernstlich um seine Meinung gefragt habe.«

Als der Graf dies mit fester Miene, aber mit immer schwächer werdender Stimme sprach, fühlte Wolfgang Harder sich von einer tiefen Rührung ergriffen. Er nahm seinen Helm, den er sich vorher wieder aufgesetzt, vom Kopf und legte ihn auf das Lager des Kranken, an die Stelle, wo früher die Beine desselben gelegen, dann aber setzte er sich selbst auf das kärgliche Bett und sah den schwer athmenden Mann mit einem Blick an, der demselben bis in die Seele zu dringen schien. Wenigstens betrachtete er das milde und freundliche Gesicht des ehemaligen Geistlichen mit einer Aufmerksamkeit wie noch niemals zuvor und seine Miene verrieth dabei ein mit Verwunderung gemischtes Staunen, als finde er von Secunde zu Secunde mehr in diesem Gesicht, dem er früher so wenig Beachtung geschenkt hatte. Ja, der Ausdruck dieser klaren, bleichen und doch so mild freundlichen Züge, schien eine ungemein wohlthuernde Wirkung auf ihn zu üben und vielleicht hatte er noch nie in seinem Leben eine so natürliche Regung menschlicher Hingebung empfunden, als sie sich jetzt in seinem starren Herzen bemerklich machte.

Aber diese Regung inneren Mitgefühls sprach sich auch mit jedem Augenblick deutlicher in der Miene des leichter verwundeten Offiziers aus, je genauer er den Zustand des Kranken zu erkennen glaubte, und so beugte

er sich tiefer zu ihm nieder und bat ihn, sich zu schonen, da ja seine Kräfte nicht ausreichend wären, so anhaltend und laut zu reden. Er habe ein scharfes Ohr und so werde er ihn verstehen, auch wenn er ganz leise und so langsam spräche, wie es ihm gefallen möge.

»Ach ja,« erwiderte der Graf aufseufzend, »da haben Sie wohl Recht. Ich fühle mich in der That sehr schwach und jeden Augenblick werde ich matter, bis – bis es zu Ende sein wird, was ich sehnlich wünsche, denn als ein Krüppel ohne Beine mag ich mich nicht durch das Leben schleppen lassen. Was soll ich auch noch auf der Welt, wenn ich allen Menschen eine Last und ein Hinderniß bin? Ach, sie ist mir eigentlich nie viel werth gewesen, diese Welt, und jetzt – ist sie mir gar nichts mehr werth.«

»O, so sollten Sie doch nicht sprechen, Herr Graf,« erwiderte Wolfgang Harder mit unendlich weicher und tröstender Stimme, »vielmehr sollten Sie hoffen, daß Gott Ihnen das Leben läßt und Sie wieder zu den Ihrigen zurückführt, die Sie schon zu pflegen und zu trösten wissen werden.«

Der Graf machte eine abwehrende Geberde mit der Hand, als ob ihm das sehr gleichgültig wäre, und dann, nach einer längeren Pause, während er wiederholt tief Athem geschöpft und seine allmähig schwindenden Kräfte gesammelt hatte, sagte er:

»O, lassen Sie diesen Trost bei Seite, er ist mir keiner mehr. Auch wollte ich darüber jetzt nicht mit Ihnen reden, sondern über etwas Anderes, wenn Sie Zeit und Neigung haben, noch ein Viertelstündchen bei mir zu verweilen. Haben Sie diese Zeit, und diese Neigung – Herr Kamerad?«

»Gewiß, Herr Graf, ich habe es nicht so eilig und gelange, nachdem meine kleine Wunde verbunden, noch zeitig genug an mein Ziel. Also sprechen Sie getrost aus, was Sie mir sonst noch etwa zu sagen haben.«

»Ja, das will ich, und da möchte ich Ihnen sagen, daß ich mit Ihnen – ja mit Ihnen zuerst über Sie selbst sprechen will, denn ich bin der Meinung – hm! – daß ich Manches an Ihnen wieder gut zu machen habe. In einer Lage, wie die ist, in der ich mich jetzt befinde und in einer Stunde, wo man so ziemlich mit dem Leben abgeschlossen hat, ist man ein anderer und, ich glaube, ein besserer Mensch. Und – um Ihnen mein ganzes Herz aufzuschließen, denn auch ich habe ein solches, will ich Ihnen sagen, daß ich wünschte, ich wäre ein Katholik und Sie – wären mein Beichtvater, und dann – und dann würde ich Ihnen nichts verschweigen, was mir in diesem Augenblick – auf diesem Herzen liegt.«

Bei den letzten Worten hatte der Graf, der dem Tode näher als dem Leben war, die Hand des jungen Mannes ergriffen und sie sanft gedrückt, was einen ganz eigenen Eindruck auf das weiche Gemüth desselben machte. Er neigte sich noch näher zu ihm hin, sah ihm mit einem

warmen, fast herzlichen Blick in die schon todesmatten Augen und sagte mit wahrhafter Empfindung:

»Nehmen Sie mich immerhin noch als Geistlichen an und sprechen Sie gegen mich aus, was Ihr Herz bedrückt. Auch ein evangelischer Christ kann einem solchen beichten, wenn er das rechte Vertrauen zu ihm hat und ich wenigstens habe nichts in meinem Leben gethan, was Ihnen dieses Vertrauen zu mir hätte nehmen können. Auch dürfte unter Umständen der Trost eines Priesters, wie ich es in diesem Augenblick vor Gott bin, dieselbe Wirkung haben, wie Sie sie nur aus dem Munde eines katholischen Beichtvaters erwarten könnten. Also sprechen Sie getrost und seien Sie überzeugt, daß ich mit meiner ganzen Seele bei Ihnen und Ihrem lebhaftesten Wunsche bin.«

Der Graf nickte befriedigt, dann bohrte er sein brechendes Auge fest in das Auge des neben ihm Sitzenden und sagte mit immer leiser werdender Stimme, die allmählig in ein heiseres Flüstern überging:

»Nun gut – ich danke Ihnen. Also zuerst – können Sie mir verzeihen? Ich glaube, ich habe Sie einst in meinem Uebermuth übel behandelt, und nicht Sie allein, – auch Andere.«

Wolfgang Harder schüttelte sanft den Kopf.

»Mir nicht in so hohem Grade.« antwortete er, »daß es Ihr Herz in diesem Augenblick belasten dürfte, oder – ich habe es längst vergessen, um es von jetzt an nie wieder in meine Erinnerung zurückzurufen.«

»Ah,« sagte der Graf mit weit aufgerissenen Augen und sah den Redenden mit noch mehr erstauntem Gesicht als

vorher an, »Sie sind also wirklich in Ihrer Art – ein Edelmann! Nun, das hat mir schon damals und noch vor Kurzem der Prinz von Trauenstein gesagt und auch Mansfeld hat mir vor wenigen Tagen noch etwas Aehnliches ausgesprochen. Ach, da fällt mir ein, – wissen Sie schon, daß der arme Mansfeld auch todt ist? Der Glückliche! Er wurde durch die Brust geschossen und in einer Minute lag er als blutende Leiche neben mir, und so auch viele Kameraden, die damals – o, Sie erinnern sich – so lustig und vergnügt in der Rabenburg waren und – die Jagd mitmachten, wissen Sie noch?«

»Ja, ich weiß das Alles noch, Herr Graf, und ich bedauere von ganzem Herzen, daß so viele tapfere Männer ihr Leben haben lassen müssen, doch sie sind ja den schönen Tod für ihren König und ihr Vaterland gestorben, nicht wahr?«

»Gewiß sind sie das und auch ich werde diesen schönen und ruhmvollen Tod sterben. – Nun, ich wollte Ihnen aber noch mehr sagen und möchte zuletzt noch – mit Ihnen – von meiner Frau sprechen. Darf ich das?«

Ueber Wolfgang Harder's Antlitz zuckte es wie in banger Erwartung. Er hatte sich gleich gedacht, daß das Gespräch sich in diese Richtung lenken werde und nun, da es dieselbe wirklich einschlug, fühlte er sich doch beklommen und so tiefbewegt, daß er kaum den rechten Ausdruck für seine Gedanken und Empfindungen finden konnte.

»Gewiß dürfen Sie das,« sagte er leiser, – »Sie dürfen mir überhaupt Alles, Alles sagen, also sprechen Sie dreist.«

»Nun denn, so sei es. Sehen Sie, meine Frau hat, wie ich erst jetzt einsehe, doch wohl oft und in vielen Dingen Recht gehabt, und was sie von Ihnen gedacht und auch gesprochen, das mag wohl meist richtig gewesen sein. Ach, sie ist mit ihren Träumereien, die ich so oft bespöttelt habe – mit Unrecht, Herr Harder – weiter gekommen als ich mit meinem Uebermuth und meiner Genußsucht, und diese mag ihr zu jenen Träumereien wohl oft genug Veranlassung geboten haben. Ja, ich sehe das jetzt erst recht ein, aber leider zu spät. Wenn ich sie eine Träumerin schalt, dann war sie stets unglücklich und innerlich beschämt, und dieses Unglück – verdankte sie mir. Nun, sie wird bald gerächt sein und diese Rache – das Schicksal führt sie aus – wird süß sein. So denke ich mir, denn es kann ja nicht anders sein. Ich habe mir das früher in mancher einsamen Stunde oft selbst gesagt, ohne es eigentlich zu glauben, jetzt aber sage ich es nicht mir, sondern ich glaube es auch und bitte Gott, daß er mir meine Hartherzigkeit und meine Lieblosigkeit gegen sie verzeihen möge. Wird er das wohl?«

»Das wird er ganz gewiß, Herr Graf,« erwiderte Wolfgang Harder mit klopfendem Herzen, »aber süß wird des Schicksals Fügung in Bezug auf Sie für die Frau Gräfin nicht sein, darin irren Sie. Sie ist eine hochedle Frau, und niemals, niemals wird sie an Sie anders als mit tiefem Leid denken können, daß ein Mann, der im Grunde

so richtig dachte, wenn er seinen besseren Gefühlen nur öfter gehorcht hätte, in einen so großen Irrthum über sie, sich selbst und Andere verfallen konnte.«

»So, meinen Sie das? Nun gut, damit machen Sie mich recht froh, viel froher, als ich lange gewesen bin. Doch, ich muß mich beeilen – meine Kräfte nehmen rasch ab und ich habe Ihnen noch Manches – zu beichten. Zuerst also verzeihen Sie mir, was ich an Ihnen Schlimmes gethan, und dann, wenn ich todt bin – ich kann höchstens nur noch bis morgen leben, ich habe es jenen Arzt selbst sagen hören – grüßen Sie meine Frau, wenn Sie gesund zurückkommen sollten. Sagen Sie ihr – *ich bereute!* Damit wird Alles gesagt sein und das wird sie verstehen und dann hoffentlich auch mir vergeben. – Sodann nehmen Sie meine Börse – hier ist sie. Das Geld darin soll mein Bursche, Casper, haben, der auch verwundet, aber – ich weiß nicht wohin – schon fortgebracht ist. Hier in dieser Ledertasche – die ich um den Hals trage – da, nehmen Sie – finden Sie Papiergeld – das gehört meinen Erben – meinen – Kindern, ach! die ich nun auch nicht wiedersehen werde. Und hier ist meine Uhr, mein Brillantring und – dies Notizbuch, was Sie Alles meiner Frau übergeben mögen. Die Briefe in dem Buch von fremder Hand – es sind zwei oder drei – vernichten Sie ungelesen. Versprechen Sie mir das?«

Wolfgang Harder hatte diesem mit schwerer Zunge und häufigen Unterbrechungen gesprochenen Vermächtniß des Sterbenden mit unaussprechlich bangem Gedühl und doch auch staunender Verwunderung zugehört und

war dabei in ein stilles Sinnen über Gottes wunderbare Fügungen verfallen; jetzt aber riß er sich daraus mit Gewalt los, nickte dem ihn scharf Beobachtenden freundlich zu und sagte:

»Ja, ich verspreche es. Alles soll geschehen, wie Sie es wünschen, wenn Gott mir die Kraft und das Vermögen dazu verleiht.«

»Damit bin ich zufrieden,« fuhr der Graf mit stammelnder Zunge fort. »Sie werden auch einen Brief in dem Notizbuch finden, den einzigen, den meine Frau mir geschrieben, seitdem ich von Hause schied. Er ist voll von Wünschen für mein Wohl und ich glaube jetzt, was ich früher nicht glaubte, daß sie es damit ehrlich gemeint. Diesen Brief behalten Sie oder, wenn Sie sie wiedersehen, geben Sie ihn ihr und sagen Sie ihr, Sie brächten meine Antwort mündlich darauf und auch die sei ehrlich gemeint. Denn Sie werden sie doch wohl wiedersehen, nicht wahr?«

»Ja,« erwiderte Wolfgang Harder mit lauterer Stimme als vorher, »so denke ich und bitte Gott, daß er Ihren und meinen Wunsch in dieser Beziehung erfüllen möge.«

»Nun gut – und jetzt das Letzte. Machen Sie das Wort wahr, das ich einst im Uebermuth und in einem ungeRechtfertigten Groll zu Ihnen gesprochen, und seien Sie wirklich ein Geistlicher, der in einem Hospital einem Elenden und Maroden die letzte schwere Stunde durch Trost und Zuspruch erleichtert. Beten Sie auch mir und mit mir das Gebet, welches Sie, wie ich weiß, meinen armen Kindern so oft vergesprochen, wenn sie ihre Augen

schließen und in Ruhe eingehen sollten. Ich gehe nun auch in Ruhe, nur in eine viel tiefere und längere ein, und ich habe einmal – das Bedürfnis – meine Seele zu Gott zu erheben und mich dadurch auch mit ihm abzufinden, nachdem ich es mit den Menschen gethan, die ich am bittersten gekränkt und beleidigt habe.«

Wolfgang Harder wußte kaum, wie ihm geschah. Niemals hatte er gedacht, daß er das liebe Gebet, das Irenen und ihren Kindern so oft wohlgethan, auch einmal vor solchen Ohren sprechen würde, aber er war auf der Stelle dazu bereit. Seine rechte Hand fest auf die Hand des Sterbenden legend, denn falten konnte er die seinen ja nicht, da er die linke nicht zu bewegen vermochte, sah er ihm voll und mild in die starr auf ihn gerichteten Augen, die schon den Schimmer und Abglanz einer anderen Welt annahmen, und sprach aus tiefster, bekümmert und doch wieder erhobener Brust das schöne Gebet Christi, das Vaterunser. Und selten nur mag es vor Menschen mit solcher Innigkeit gesprochen worden sein, wie an diesem von Blut und Sterberöcheln erfüllten Orte, und selten auch mag es mit solcher Andacht vernommen und nachgesprochen sein, wie es Graf Brandhorst in diesem Augenblick vernahm und mit flüsternden, hinsterbenden Lauten nachsprach. Als Wolfgang Harder aber an die von Irenen immer so innig angehörten Worte kam: »Vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern!« da übermannte ihn und den Sterbenden zugleich eine namenlose Rührung und Beider Augen standen voll Thränen, als es geendet war und sie sich nun Beide mit

dankbarer Herzlichkeit anblickten, denn von nun an war keine Bitterkeit und Feindseligkeit gegen einander mehr in ihren Herzen und sie hatten sich vergeben und verzeihen, was der Mensch dem Menschen vergeben und verzeihen kann.

Als Wolfgang Harder aber nun nach dem letzten Druck seine Hand aus der des Sterbenden löste, winkte dieser ihm mit den Augen zu und flüsterte:

»Ich danke Ihnen. Lassen Sie mich jetzt allein, ich fühle das Bedürfniß – zu ruhen. Die Begegnung und das Gespräch mit Ihnen haben mir wohlgethan, aber – sie haben mich auch angegriffen. Gehen Sie – in einer anderen, einer besseren Welt sehen wir uns – vielleicht – wieder!«

Wolfgang Harder nahm mit nassen Augen und zitternden Händen seinen Helm vom Krankenlager und setzte ihn auf das Haupt. Als er aber eben die vom Blutdunst schwüle Scheune verlassen wollte, kam ihm ein Gedanke, den er sogleich auszuführen beschloß.

Denn er hielt es jetzt für seine Pflicht, nicht von der Stelle zu weichen, so lange Graf Brandhorst noch athmete. So suchte er denn den dirigirenden Arzt des Lazareths auf, denselben, der ihn vorher verbunden, und theilte ihm das Nothwendige über sein Verhältniß zu dem Schwerverwundeten mit, der in der That ein Sterbender war, wie es ihm nun auch der Arzt in aller Ruhe bestätigte, und dabei fragte er ihn, ob es nicht gestattet sein würde, unter diesen Umständen so lange in der Nähe zu weilen, bis das Schicksal des Grafen endgültig entschieden sei.

Der Arzt besann sich nur kurze Zeit, dann sagte er, mit dem Offizier in's Freie tretend, um auch einmal frische Luft zu schöpfen:

»Ich habe nichts dagegen, Herr Lieutenant, und Ihre Fleischwunde, wenn Sie fleißig kaltes Wasser auflegen, wird darunter auch nicht leiden. Aber wo wollen Sie hier ein Unterkommen finden? Sie sehen, wie es bei uns aussieht und hier in diesem überfüllten Raum zu bleiben und zu warten, bis der Herr verschieden ist, werden Sie doch wohl keine Lust empfinden.«

»Nein, das wird auch nicht nöthig sein,« erwiderte Wolfgang Harder, »und wenn Sie es irgend für zuträglich halten, werde ich mich zu meinem Regiment begeben, das dort drüben, ganz in der Nähe bivouakirt, wo ich ja auch bis jetzt gewesen bin und meine Sachen zurückgelassen habe. Dort werde ich warten, und nur von Zeit zu Zeit herüberkommen oder einen Boten senden, der mir Nachricht über den Zustand des Patienten bringt.«

»Das geht,« versetzte der wohlwollende Arzt, »und dagegen habe ich nichts einzuwenden. Also gehen Sie, aber vergessen Sie das kalte Wasser nicht und nehmen Sie sich vor Erkältung in Acht. Sonst ist Ihnen die frische Luft sogar viel heilsamer als die dumpfe Blutluft, die in unserer Scheune herrscht. Leben Sie wohl!«

Zehn Minuten später und nachdem er die Hinterlassenschaft des Grafen in seiner Brusttasche wohl verwahrt, befand sich Wolfgang Harder schon wieder auf dem Wege zu seinem bivouakirenden Regiment und wurde daselbst von allen noch lebenden Kameraden, die ihn

hochschätzten und liebten, mit großer Freude empfangen. Man richtete ihm unter Beihülfe des zum Regiment gehörigen Stabsarztes, der eben erst wieder bei seinem Stabe eingetroffen war, ein warmes heimliches Plätzchen mit reichlichem Stroh und wollenen Decken ein und so blieb er für's Erste bei den Seinen, mit denen er bisher alle Mühen und Kämpfe kameradschaftlich getheilt hatte. Mehrmals aber sandte er im Laufe des Tages seinen Burschen nach der Scheune unter dem rothen Kreuz hinüber, um sich nach dem Befinden des Grafen erkundigen zu lassen, das von Stunde zu Stunde ein schlechteres ward. Gegen Abend endlich, noch ehe die Sonne sank, ging er selbst noch einmal dahin, doch mit dem Grafen konnte er nicht mehr sprechen. Derselbe hatte sein Bewußtsein verloren und war in eine Art stumpfer Lethargie verfallen, was zum Theil die Mittel bewirkt haben mochten, die man ihm zur Beruhigung seiner Schmerzen zu reichen für nöthig befunden.

Als unser Freund aber am nächsten Morgen zum letzten Mal nach der Scheune ging, kurz bevor sein Regiment seinen Marsch nach einer anderen Stelle fortsetzte, fand er den Mann Irenens nicht mehr unter den Lebenden, und wenige Stunden später schon war er gegenwärtig, als der Verewigte, nicht mit irdischen, aber doch mit himmlischen Ehren geschmückt, mit mehreren anderen Kameraden, die in der Nacht gleichfalls ihren Wunden erlegen, in eine schleunig hergestellte Gruft gebettet und von dem anwesenden Divisionsgeistlichen mit einer

der verhängnißvollen Zeit entsprechenden Rede und unter dem Klange der herbeigeholten Regimentsmusik zur ewigen Ruhe bestattet wurde.

Jetzt erst, nachdem er auch diese seine letzte Pflicht auf dem ihm unvergeßlichen Schlachtfelde von St. Privat erfüllt, dachte der selbstlose Mann an seinen eigenen leidenden Zustand, und nachdem er von seinen Kameraden den herzlichsten Abschied genommen und baldige Wiederkehr verheißen, bestieg er mit seinem geringen Kriegsgepäck und von seinem treuen Burschen begleitet, einen Wagen, der ihn nach der nächsten Etappenstation auf der Eisenbahn brachte, von wo er in wenigen Tagen nach Mainz gelangte, dort in einem Lazareth aufgenommen und so liebevoll und gastfrei behandelt wurde, wie es allen Verwundeten dieses glorreichen Krieges in der deutschen Heimath und zum ewigen Ruhme aller diese Braven pflegenden und heilenden Menschen geschah.

SIEBENTES CAPITEL. AUS DEM KRIEGE IN DEN FRIEDEN.

So rasch, wie es sich unser, durch die letzten Ereignisse mit neuen Lebenselementen begabter Freund gedacht und wie es selbst der menschenfreundliche Arzt in der Scheune zu St. Privat im ersten Augenblick geglaubt, ging es mit der Heilung des verwundeten Arms dennoch nicht. Trotz der vortrefflichen ärztlichen Behandlung und der liebevollsten Pflege im Lazareth zu Mainz, schritt die Vernarbung der großen Wunde nur langsam vor und erst am Ende des November war der Arm so weit gekräftigt und zu jedem Gebrauche geschickt, daß

Wolfgang Harder seinen lebhaften Wunsch erfüllt sehen konnte, zu seinem Regiment zurückzukehren, das unterdeß Kämpfe über Kämpfe vor Paris bestanden und Ehren über Ehren auf sich gehäuft hatte, um mit ihm bis zum Ende des glorreichen Krieges auszuharren und seine Pflicht gegen König und Vaterland vollauf zu erfüllen.

Seitdem er dasselbe bei Gravelotte verlassen und bis er endlich wieder bei ihm eintraf, das bei Versailles und St. Cloud in Cantonnements lag, war Viel geschehen, wovon die Geschichte noch nach Jahrhunderten sprechen wird. Viele Schlachten waren vor Metz und an anderen Orten geschlagen, bei Sedan war Louis Napoleon mit der ganzen Armee Mac-Mahon's ein Gefangener des früher so verächtlich behandelten Königs von Preußen geworden, die herrlichsten Städte des nördlichen Frankreichs waren von den deutschen Truppen besetzt, Kaiserin Eugenie war vor ihrem eigenen Volk nach England geflüchtet, die größten und stärksten Festungen des Landes, darunter Straßburg und Metz, hatten sich den überall siegreichen Deutschen ergeben müssen, um und vor Paris selbst war ein Triumph auf den anderen gefolgt, die Franzosen waren, wie niemals zuvor, vor der ganzen Welt gedemüthigt und begannen, um ihre Schmach voll zu machen, sich innerhalb ihrer belagerten Stadt nun selbst brudermörderisch zu zerfleischen. Auch bis weit in den Süden waren die Deutschen vorgedrungen, im Norden hatten sie eine Armee nach der andern vertrieben, einen Feldherrn nach

dem andern besiegt und in Paris wurden die frisch aufgeborenen jungen Kämpfer immer enger und enger zusammengedrängt; und so geschah es, daß Wolfgang Harder mit frischen Kräften und neu aufgelebtem Muth gerade an dem Tage bei seinem Regimente ankam, wo, am 30. November, der König von Baiern sich an die deutschen Fürsten und freien Städte wandte, um dem Könige von Preußen die deutsche Kaiserkrone anzutragen.

Von der Stimmung der Offiziere und Truppen während dieser stürmisch bewegten und durch so viel Glück und Sieg verherrlichten Zeit wollen wir hier nicht reden, eben so wenig von ihren Wünschen und Hoffnungen, den Krieg bald ganz beendet zu sehen, aber noch lange nicht waren die Kämpfe im Süden und Norden von Paris selbst beendet, und der Held unserer Geschichte sollte mit seinen Augen noch Vieles sehen und mit seiner ungebrochenen Kraft noch Vieles zu überstehen haben, bevor er in den Hafen der Ruhe und des Friedens einlief.

Endlich, am 18. Januar 1871, nachdem eben General Bourbaki vom General Werder nach harten Kämpfen zum Rückzug gedrängt war, wurde König Wilhelm im Spiegelsaale des Versailler Schlosses zum deutschen Kaiser proklamirt, und am 19. Januar erhielt unser Freund, nachdem er sich bei dem letzten Verzweilungskampf der Franzosen, dem großen Ausfall vom Mont Valerien aus unter General Trochu von Neuem durch Heldenmuth und Geistesgegenwart ausgezeichnet, das schöne eiserne Kreuz auf der Brust, ohne dadurch stolzer und selbstbewußter zu werden, als er bisher gewesen, und nur im

innersten Herzen den Dank gegen Gott empfindend, der ihn auf allen seinen bisherigen Wegen so väterlich beschützt und bewahrt hatte.

So kam endlich am 28. Januar die Unterzeichnung des Waffenstillstandes zwischen Deutschland und Frankreich, und am 26. Februar die der Friedenspräliminarien zu Stande, nachdem das letztere gänzlich erschöpft zu Boden geworfen war, und nun erst athmeten die jungen Heldensöhne Kaiser Wilhelm's wieder auf, die ihre Kräfte ebenfalls in ununterbrochenen Kämpfen und unter Mühseligkeiten aller Art aufgeboden hatten.

Aber bis zum Juni, während in Paris die Insurrection von Neuem ihr Haupt erhob und die Franzosen in unbegreiflicher Verblendung in ihrem eigenen Fleisch und Blut wütheten, mußten die deutschen Kämpfer in Frankreich geduldig ausharren, und da erst, nachdem nur ein Theil von ihnen Paris auf wenige Stunden gesehen, kehrten sie in jubelnden Schaaren nach der Heimath zurück, um die Segnungen des Friedens, die sie so lange nicht geschaut und empfunden, im vollsten Maaße zu genießen.

Ja, so war beinahe ein ganzes Jahr seit dem Ausbruch der Feindseligkeiten verstrichen und die fast aus den Fugen gegangene, durch und durch geschüttelte und gerüttelte Welt hatte wieder den langersehnten Frieden. Noch hatte man nicht Zeit und Muße gehabt, das Ungeheure zu fassen, was in so kurzer Zeit jenseits des Rheines geschehen, das Ungeheure, was ganze Staaten und Völker betroffen und von Grund aus anders gestaltet, wie es ja auch das Geschick vieler Einzelner ganz gegen alle

Erwartung und Voraussicht, so unermeßlich günstig umgewandelt hatte.

Der ewige Traum aller Deutschen, dem zu Liebe so Viele in jugendlich aufwallender Begeisterung geblutet, so Viele Jahre lang Kerkerhaft erduldet, Viele ihr halbes Leben vertrauert und ihr ganzes irdisches Wohlsein in die Schanze geschlagen hatten, war also endlich erfüllt: Deutschland war wieder ein einiges großes Vaterland geworden und auf seinem Thron saß ein Kaiser, mächtiger als weiland Barbarossa, wie es noch keinen so milden, so gütigen, so warm und groß für sein ganzes Volk fühlenden gehabt hatte.

O, welche Empfindungen beschleichen uns Mitlebende, die auch wir in unserer goldenen Jugendzeit diesen einzigen Wunsch mit in unserer Brust getragen, auch diesen köstlichen Traum mitgeträumt, bei diesem Gedanken! Ja, wir sind wieder ein einiges Volk geworden, wir stehen wieder als Brüder in Krieges Noth und in Friedens Fleiß neben und bei einander, und unsere so lange und trüb gesprochene Klage, daß wir, eine so große Nation, doch eine so geringe Geltung bei den Völkern der Erde hatten, ist verstummt, wir fühlen nicht nur, sondern wir sehen und begreifen es auch, daß die ganze Welt, die erbärmlichen jetzigen Franzosen ausgenommen, wieder mit Achtung und Stolz auf uns blickt und daß wir wieder getrost an eine große Zukunft denken können, nachdem wir eine so große Gegenwart mit eigenen Augen geschaut.

Ein Jahr war also fast vergangen und der schöne Tag gekommen, wo die siegreich aus Frankreich zurückgekehrte Armee, mit ihrem glorreichen Kaiser und allen seinen bewundernswerthen Räthen und Feldherren an der Spitze, ihren glänzenden Einzug in die frohlockende Residenz, jetzt auch eine Kaiserstadt, hielt.

Gehen wir schnell über diesen allgemeinen Jubel- und Festtag hinweg, er steht uns noch in warmer und lebhafter Erinnerung, da wir ja den Glanz und die Freude – freilich aber auch die Trauer und den Schmerz Vieler an diesem Tage – mit eigenen Augen gesehen haben. Vielmehr wollen wir uns hier nur noch mit dem nicht minder glücklichen Geschick Einzelner beschäftigen und zu diesen allein führt uns jetzt unsere Erzählung zurück, deren günstiger Abschluß nahe ist.

Unter den in die Hauptstadt einziehenden Kämpfern, mit Ehren und Blumen gleich schön geschmückt, befand sich auch unser Freund, Wolfgang Harder. Es war ihm, schon in Frankreich, wiederholt angeboten worden, den Helm und Degen auch ferner mit Auszeichnung zu tragen, aber nach diesem Glanz und Ruhm trachtete seine stille Seele nicht. Ihn erfüllte vor Allem ein ganz anderer, ein einziger Wunsch, und dieser sollte jetzt endlich in's Leben treten und Gewährung finden, und daß er auch ohne den glänzenden Soldatenrock in seiner ersten wie in seiner zweiten Heimath willkommen sein würde, das wußte er schon lange im Voraus.

So zog er denn das bunte Kleid wieder aus, sobald die dienstlichen Obliegenheiten, denen er noch einige Zeit widmen mußte, erfüllt waren, um mit ihm auch die Waffen abzulegen, die er so ruhmvoll geführt, und eine andere friedliche Beschäftigung zu suchen, die ihm eben so viel Ehre und Anerkennung verhieß, wenn sie auch nicht so glänzend und ausreichend belohnt wird wie das Handwerk des Kriegers. Allein nach äußerer Ehre und Anerkennung hatte der einfache, schlichte, nur die Wahrheit und den inneren Werth in allen Dingen ergründende und verkündende Wolfgang Harder nie gesucht, und so war er im Voraus mit Allem zufrieden, was ihm das Geschick, das sich ihm bisher so wunderbar günstig gezeigt, für seine ferneren Tage bieten würde.

Seine theologische Laufbahn freilich hatte er schon lange im Stillen aufgegeben, und zwar für immer, denn er hatte darin nicht die innere Beruhigung und Erhebung gefunden, die er in jüngeren Jahren, als der geistige Zwist zwischen wahren und falschem Glauben, zwischen rechter und irriger Auslegung des göttlichen Wortes noch nicht so heiß entbrannt war, wie heutigen Tages, als Student und Candidat davon geträumt, ja die er fast mit Bestimmtheit davon erwartet hatte. Des ewigen geistigen Kampfes, dem keine völlige Befriedigung folgte, eben so müde wie des leiblichen Kampfes, der mit so großem Erfolge gekrönt war, zog er es vor, einmal erst wieder zur geistigen und leiblichen Ruhe zu gelangen, und hatte er diese gefunden, dann würde auch eine lohnende Arbeit sich nicht vergebens suchen lassen, das glaubte er ganz

gewiß, das hoffte er mit der größten Sicherheit, denn er wußte ja an sich selber, daß er nur durch rege Arbeit und fortgesetzten Fleiß, mit einem Wort, durch Streben und Ringen nach den höchsten und besten Gütern des Lebens, leben und genießen könne.

Was er fortan erfassen und durchführen wollte, daran dachte er in den ersten Tagen noch nicht, auch brauchte er sich ja in nichts zu übereilen, denn er war ja kein armer, fremder Hülfe bedürftiger Mann mehr und bei seiner einfachen Lebensweise, die keines äußeren Luxus und Glanzes bedurfte, reichten seine ihm so glücklich zugefallenen Mittel viel weiter, als es jemals früher in seinem Wunsch, geschweige denn in seinem Bedürfniß gelegen hatte.

Vielleicht allerdings hatte er ganz im Stillen schon lange einen Wunsch gehegt, aber er wollte nach der Erfüllung desselben nicht allein trachten; auch andere Menschen sollten ihn dabei mit ihrem Wunsch und ihrem Rath unterstützen, sobald er erst wieder in ihr Auge geschaut und ihre Pläne für die Zukunft vernommen hatte. Er glaubte nämlich der Welt noch auf andere Weise als von der Kanzel und dem Altar aus nützen zu können, und gern hätte er dieselben mit dem Katheder an einer Universität vertauscht, um, was von jeher sein heißester Wunsch gewesen und wozu er auch die Befähigung besaß, die nach allem Guten strebende Jugend zu belehren und auf sie zu wirken, mit der Macht seiner Stimme, mit der Gewalt seines Beispiels und mit der Fülle seines Geistes, der ihm in dem Wirrwarr der Zeit und

in dem tumultuarischen Treiben des gewaltigen Kampfes nicht abhanden gekommen war. Ja, es waren ihm schon von verschiedenen Seiten her, als er Gelegenheit gehabt, mit hochstehenden und vielvermögenden Persönlichkeiten darüber zu reden, Anerbietungen gemacht worden, die ihm diesen seinen Jugendwunsch zu ermöglichen geeignet waren, aber, wie gesagt, noch hatte er sich dazu weder fest entschlossen, noch überhaupt einen Entschluß in dieser Richtung zu fassen die Neigung gefühlt – abwarten, geduldig und treu, wie es von jeher sein Princip gewesen, wollte er erst, was die nächste Zeit ihm bieten würde und diese Zeit rückte nun mit jedem Tage näher heran und schon konnte er mit ziemlicher Bestimmtheit den Tag bezeichnen, der ihn an sein nächstes, so heiß und sehnlich erstrebtes Ziel führen sollte.

Natürlich war er, sobald er in seine alte Heimath Berlin zurückgekehrt, in seine ihm dort neu bereitete Heimstätte eingezogen, die ihm voriges Jahr so unerwartet durch das Vermächtniß seiner alten reichen Tante zugefallen war. Er fand das schöne, geräumige Haus im Thiergarten, welches die kunstliebende und ganz für sich allein lebende Tante bewohnt und mit allem Inhalt ihm hinterlassen, im besten Zustande und das alte Ehepaar, welches es so treulich während seiner langen Abwesenheit bewacht, sprach laut seine Freude aus, ihn so wohlbehalten, so blühend und kräftig wiederzusehen, viel glücklicher und froher, als er an jenem traurigen Tage gewesen, wo er von der Rabenburg angekommen war, um sich in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger zu stellen.

In dieser schönen und mit Kunstgegenständen aller Art fast übermäßig gefüllten Villa brachte er reichlich acht Tage zu, und da erst war er von allen seinen dienstlichen Verpflichtungen entbunden und durfte sich nun wieder selbst gehören. In dieser Zeit ordnete er alle seine äußeren Verhältnisse und traf für die nächste Zukunft einige Vorkehrungen, da er den alten Leuten, die den jungen Erben so rasch liebgewonnen, sagte, er müsse erst nothwendig eine längere Reise antreten, bevor er bei ihnen wohnen und sich sein Leben in der Heimath nach Belieben einrichten könne.

Sie glaubten ihm das gern, aber baten ihn, nicht zu lange mehr von ihnen fern zu bleiben, wenigstens sie so häufig wie möglich zu besuchen, damit sie doch nicht unausgesetzt die einzigen Hüter des so kostbaren Haushalts wären und die Verantwortung für dessen Erhaltung allein auf ihren Schultern trügen. Das versprach er ihnen denn auch und mit diesem Versprechen waren die gutmüthigen und stillen Leute schon zufrieden, zumal er hinzufügte, daß sie, so Gott wolle, noch recht angenehme Tage mit ihm verleben und ihn auch ferner recht glücklich sehen sollten. Auch wäre es möglich, sagte er ihnen beim Scheiden, daß er mit reichlichem Besuch zu ihnen zurückkehren würde, und sie möchten nur Alles in einem solchen Stande halten, daß Jedermann, wer ihn auch begleiten möge, sein Wohlgefallen an seinem schönen Eigenthum haben könne.

Darüber waren die alten Leute nur noch mehr erfreut, denn das stille Leben, welches sie bisher in ihrer Einsamkeit in der großen Stadt geführt, behagte ihnen nicht recht und sie sehnten sich wieder nach dem Verkehr mit lieben Gästen, die früher so häufig in der Villa erschienen waren und das Leben darin so genußreich und fröhlich gestaltet hatten. Das sagten sie ihm wiederholt mit ehrlicher Miene und er glaubte es ihnen und verhiess, daß sie mit seinen künftigen Verhältnissen zufrieden sein sollten.

Doch es dürfte nun wohl an der Zeit sein, wieder zu dem schönen Verhältniß zurückzukehren, welches zwischen der jetzt verwittweten Gräfin von Brandhorst und unserm Freunde bestand, das nun endlich auf eine Weise seinen Abschluß erhalten sollte, wie er gewiß von beiden Seiten nicht erwartet worden war.

Briefe waren zwischen der lieben Frau und Wolfgang Harder genug gewechselt und Letzterer war seinem Versprechen mit gewissenhafter Pünktlichkeit nachgekommen und hatte treulich über alle Vorfälle Bericht erstattet, die er an seinen Augen vorüberrauschen gesehen und in denen er selbst Hände, Fuß- und Kopf geregt. Ja, als die Feindseligkeiten erst begonnen und namentlich als die Katastrophe bei Gravelotte überstanden war, hatte er fast täglich, wenn auch nur einige Worte, geschrieben und nichts war, als er wieder bei seinem Regiment eingetroffen, geschehen, wovon die Freundin, die

mit stündlichem Bangen der erwarteten Meldung entgegensah, nicht auf der Stelle Kunde erhalten hätte, bis der Friede geschlossen und nun die Aussicht vorhanden war, daß er in vollkommener Gesundheit und Rüstigkeit wieder in die Heimath zurückkehren werde.

Seine Verwundung bei St. Privat zwar hatte er anfangs, um sie nicht zu beunruhigen, als eine sehr unbedeutende dargestellt, was sie auch eigentlich zu sein, schien, aber trotzdem hatte Irene in den Tagen, während welcher er sich auf dem Transport von Gravelotte nach Mainz befand, Todesangst ausgestanden, da sie in dieser Zeit ohne alle Nachricht von ihm geblieben war. Erst als aus Mainz die Meldung eintraf, daß er wohlbehalten dort angekommen, athmete sie wieder auf, wunderte sich aber mit der Zeit doch, daß die mit jedem Tage erhoffte Heilung so lange auf sich warten ließ. Von Woche zu Woche wuchs daher ihre Bedenklichkeit und hätte sie allein ihrem Wunsch und ihrer Sehnsucht folgen dürfen und hätten sie nicht anderweitige Rücksichten davon abgehalten, so wäre sie augenblicklich nach Mainz abgereist, um sich mit eigenen Augen von dem Zustande des geliebten Mannes zu überzeugen.

Da sie einmal in einem ihrer Briefe, der von ihrer unruhigen Stimmung den deutlichsten Beweis lieferte, von diesem Vorhaben sprach, bat Wolfgang Harder sie, so gern er sie auch wiedergesehen, davon abzustehen, und es gelang ihm auch, sie zu beruhigen und zu trösten, zumal noch andere Gründe vorhanden waren, die sie an

die Rabenburg fesselten und ihr die Reise zu dem Freunde als nicht ganz angemessen erscheinen ließen, wozu besonders der Umstand gehörte, daß sie eben erst Wittwe geworden war und der klatschsüchtigen Welt keinen Stoff zu unliebsamen Bemerkungen geben durfte.

So blieben sie denn also getrennt, aber sie erfuhren gegenseitig Alles von einander, was nur für den Einen oder Andern von Interesse sein konnte. Gesund waren die Bewohner der Rabenburg immer geblieben, aber die Sorge um Wolfgang Harder, zumal als er erst wieder in Frankreich stand, störte ihre Behaglichkeit und den stillen Frieden ihrer Heimath oft und er hatte häufig den Tröster zu spielen, der aber stets um so willkommener war, je länger und öfter er sich über sein Wohlbefinden vernehmen und eine baldige Wiederherstellung des Friedens erwarten ließ.

Uebrigens war auch manche angenehme Kunde von der Rabenburg her zu unserm Freunde gedrungen und namentlich hatte es ihn gefreut, zu hören, daß Helene von Winning seit der Mitte des August wieder daselbst eingetroffen sei und ihre Erziehung und ihren Unterricht bei den Kindern von Neuem übernommen habe. So lange hatte die alte Tante sie bei sich behalten, aber kaum zwei Monate nachher war dieselbe plötzlich gestorben und zwar, wie sich jetzt erst herausstellte, nicht in so ärmlichen Verhältnissen, wie man früher anzunehmen geneigt gewesen war. So hatte denn auch Helene eine kleine Erbschaft gemacht und für ihre Zukunft, mochte

dieselbe sich nun gestalten, wie sie wollte, war also hinreichend gesorgt.

Irene konnte nicht genug von dem schönen Verhältniß erzählen, welches zwischen ihr und Helenen herrschte; sie sei ihr eine wahre und fast unentbehrliche Freundin geworden, schrieb sie, sie habe ganz in ihr Herz geschaut und nun gebe es kein Geheimniß mehr zwischen ihnen und Helene sei über Alles, was Wolfgang Harder beträfe, vollkommen mit ihr einverstanden. Nach wie vor aber nehme sie an des Freundes Schicksal den herzlichsten Antheil und wenn irgend Jemand außer Herrn Striez, Benjamin und dem Küster im Dorfe sich nach seiner Rückkehr sehne, so sei es vorzugsweise Helene, von der sie schließlich mit Freuden sagen müsse, daß ihr Inneres so ruhig und friedfertig beschaffen sei, wie es der Lage der Sache und den Verhältnissen nach nur sein könne.

Auch in Rabenbrück, so erfuhr Wolfgang Harder zu seinem großen Vergnügen, hatten sich gar angenehme Dinge ereignet. Ein junger Geistlicher hatte sich eines Tages, ohne von irgend Jemand empfohlen zu sein, der Gräfin vorgestellt und um die Verwaltung der vakanten Stelle bis auf Weiteres gebeten. Der junge Mann hatte der Gräfin zugesagt, sie hatte das Ihrige dazu beigetragen, ihm die Stelle als zeitweiligen Pfarrverweser zu verschaffen, definitiv aber hatte sie darüber nicht entscheiden wollen und Wolfgang Harder erst sollte, nachdem er persönlich den Geistlichen kennen gelernt, darüber verfügen. Sein Urtheil sollte auch für sie maßgebend sein, schrieb sie

ihm, und da er selbst nicht mehr Pfarrer in Rabenbrück sein wolle und könne, so solle er wenigstens über seinen Nachfolger das entscheidende Wort haben – und damit war die Sache ein für alle Mal abgethan. Wie sich später erwies, fand Wolfgang Harder in dem jungen Stellvertreter einen vortrefflich gebildeten Mann, der in seinen theologischen Ansichten freisinnig wie er selber war. So konnte es denn nicht fehlen, daß die vorläufige Wahl der Gutsherrin von dem Heimkehrenden vollständig gebilligt wurde und der junge Geistliche blieb Prediger in der Gemeinde zu Rabenbrück, wo er schon im Frühjahr in das bis dahin fertig gebaute Pfarrhaus eingezogen war.

Seltsamer Weise hatten die Briefe, die zwischen Irene und Wolfgang Harder so häufig gewechselt wurden und die so reich an den mannigfachsten, alle möglichen Gegenstände berührenden Mittheilungen waren nie etwas enthalten, was Einem oder dem Andern von ihnen Ausschluß über ihre persönlichen Empfindungen für einander gegeben oder gar eine Hindeutung auf die künftige Gestaltung ihres Verhältnisses enthalten hätte. Die Briefe athmeten von seiner Seite sowohl wie von der ihren, die herzlichste Freundschaft und Theilnahme an allen ihren Begegnissen, aber von einer innigeren Beziehung war in keinem auch nur die geringste Spur aufzufinden. Mochten sie es als bekannt voraussetzen, was in ihren Herzen still und leise glühte, oder mochte irgend ein Zartgefühl, ein geheimes Zurückhalten und Abwarten dem Ausbruch ihrer Gefühle Schranken auferlegen, oder mochte vielleicht auch die noch ungewisse Zukunft, so lange der

Krieg währte, einen Schatten auf ihre Hoffnungen werfen, die sie nicht voreilig an's Tageslicht bringen wollten, genug, kein Wort war schriftlich laut geworden, was irgend eine Absicht, einen Wunsch, ein Verlangen nach der nun unvermeidlichen Lösung dieses Verhältnisses kundgab.

Wohl hatten Beide Mancherlei über den unerwartet frühen Hintritt des Grafen geschrieben, aber in Bezug auf die Veränderung und gänzliche Umgestaltung, welche derselbe für sie Beide herbeigeführt, war keine Sylbe gefallen. Irene war von jetzt an vollkommen freie Herrin ihres Schicksals geworden, Niemand war auf der Welt, der irgend einen Einfluß darauf hätte üben können, aber sie sprach das nie gegen den Freund aus, sie ließ ihn nicht fühlen, daß es von ihr allein abhinge, ihr Schicksal von jetzt an besser und günstiger als früher zu formen, und Wolfgang Harder war bescheiden und zartfühlend genug, während des ersten Trauerjahrs, das ja einmal die Sitte der Zeit eingeführt, darüber auch nur ein Wort zu äußern oder nur von Weitem aus irgend eine voraussichtliche Möglichkeit der Erfüllung seiner eigenen Wünsche hinzudeuten.

Als er ihr den Beweis des Todes ihres Mannes mit seiner Hinterlassenschaft und dem Briefe, den sie ihm geschrieben, übermittelt, hatte er ihr sein Beileid über den frühen Tod des in der Blüthe und Kraft seiner Jahre gestorbenen Mannes ausgesprochen, und sie hatte ihm herzlich für die menschenfreundliche Liebe gedankt, die er dem Schwerverwundeten in seinen letzten Stunden

erwiesen. Auch darüber, daß die letzten Momente des früher so starren, kalten und unbeugsamen Mannes von einer milderen Gemüthsrichtung begleitet gewesen, daß er sich mit seinem Gott und den Menschen, denen er Uebles gethan, versöhnt, daß Wolfgang Harder an seinem Sterbebett als Beichtiger und Seelsorger fungirt und mit ihm das Vaterunser gebetet, hatte er ihr pflichtgetreu Nachricht gesandt, und sie hatte sich unendlich darüber gefreut und dieser Freude im nächsten Briefe auch einen verständlichen Ausdruck gegeben; eine weitere Bemerkung aber hatte sie nicht daran geknüpft. Nur über die ausgesprochene Reue des Verblichenen, die Wolfgang Harder Irenen mit dessen eigenen Worten berichtet und über seine Hoffnung, daß seine Frau ihm alles Ueble vergeben möge, was er ihr angethan, hatte sie einige herzliche Worte geschrieben und bei dem Gelöbniß dieser Vergabung hinzugefügt, daß sie selbst ohne diese Bitte also gethan haben würde, aber sie war dann gleich wieder zu etwas Anderem übergegangen als käme es ihr schwer an, darüber etwas schriftlich zu äußern, wozu freilich auch die beständig rege Befürchtung beitragen mochte, daß dergleichen Briefe nicht immer in die Hände Dessen gelangten, für den sie allein bestimmt waren.

Aber wie dem auch sein mochte und so wenig Positives Wolfgang Harder über die persönlichen Gefühle der gräflichen Wittve in Bezug auf sich erfuhr – er bangte darüber nicht, keine Besorgniß um sein späteres Verhältniß zu ihr suchte ihn heim, und gerade daraus erkannte

Irene wohl, daß das Vertrauen des Freundes zu ihr wirklich ein unbegrenztes sei, was sie ja von jeher gewünscht, und daß er geduldig und getrost, wie immer, sein Schicksal in ihre Hand lege, und darum wuchs auch ihre Achtung und Liebe für diesen seltenen Mann immer höher an, obgleich sie dieselbe nie in deutliche und verständliche Worte kleidete.

Nur als er ihr, was er ja nicht umgehen konnte, seine Verwundung, und später, als er sich endlich wieder hergestellt, aber zugleich im Begriff stehend meldete, wieder zu seinem Regiment in Feindesland zurückzukehren, sprach sich ihre Besorgniß um ihn in lebhafterer Weise aus, und erst als der so sehnlich erwartete Friedensschluß erfolgt und er noch immer heil und gesund war, erst da jubelte sie unwillkürlich in ihrem nächsten Schreiben laut auf und dankte Gott inbrünstig, daß er auch darin ihre Bitten und Wünsche erhört und den treuen, in so tausend Gefahren schwebenden Freund in seinen väterlichen Schutz genommen habe.

»Soll ich nach Berlin kommen?« hatte sie endlich gefragt, als er ihr angezeigt, daß er in der Mitte des Juni daselbst eintreffen und seine schöne Villa im Thiergarten beziehen werde, »soll ich Sie in Ihrer neuen Heimath und als Sieger, mit soviel Ehren geschmückt, begrüßen und mit der Freude Aller auch meine Freude mischend, zum ersten Mal wiedersehen? Schreiben Sie mir darüber umgehend,« fügte sie hinzu, »und wenn Sie es wollen oder wünschen, so werde ich fliegen, um mit tausend Freuden

persönlichen Antheil an Ihren Ehren und Ihrem Glück zu nehmen.«

Er hatte sich wohl eine Stunde lang besonnen, ob er auf diese ihn beglückenden Worte, die nur etwas aussprachen, was er sich selbst schon als möglich und wünschenswerth vorgestellt, ein Ja oder Nein antworten sollte, endlich aber entschied er sich für das Letztere und erwiderte:

»Nein, kommen Sie nicht! Lassen Sie mich die kurze Frist, die uns noch von einander trennt, allein und in stiller Sammlung durchleben, sie ist voll des Glücks und der Freude genug, und das Wiedersehen soll nicht da erfolgen, wo tausend und aber tausend Augen auf uns blicken, denn wenn es nach mir ginge, sollte nur Gott allein gegenwärtig sein, wenn wir uns wieder begrüßen und die Hände freudig in einander legen.«

Die Antwort auf diesen Brief, den Wolfgang Harder erst in Berlin empfing, als er schon in seinem Hause saß, lautete ganz so, wie er sie erwartet.

»Ich stimme Ihnen vollständig bei,« schrieb sie, »Sie haben wieder dasselbe gewählt, was auch ich gewählt haben würde, wenn ich allein den bestimmenden Entschluß zu fassen gehabt hätte und so füge ich mich, wie immer, auch jetzt und erwarte Sie, zwar mit heißer Sehnsucht, aber mit Geduld, um Sie allein zu begrüßen, ganz wie Sie es so schön beschlossen haben. Ach, der Sommer ist dieses Jahr bei uns so himmlisch süß und mild und die Buchen und Eichen grünen so voll und frisch, die Blumen duften so erquickend und die Vögel singen so friedliche

Lieder, daß es eine Wonne sein muß, das Alles mit Ihnen nach alter Gewohnheit gemeinsam zu genießen, und so warte ich die Zeit ab, die ja auch einmal kommen wird, und dann – und dann soll Alles – Alles mit *einem* Wort gesagt sein, was wir uns so hartnäckig – und vielleicht Beide so stolz bisher verschwiegen haben.«

Das war und blieb die einzige Andeutung eines innigern Gefühls, die Wolfgang Harder von ihrer Hand gelesen und damit begnügte er sich, auf die Erfüllung dieses geheimnißvollen ›Alles – Alles‹ vertröstete er sich und hoffte er, und so ging auch er der schönen Stunde geduldig entgegen, die ja nun endlich immer näher rückte und ihm so große und überschwängliche Freude verhieß.

Allein mit der Zeit wurde er doch wieder etwas ungeduldig und die Stunden, bis diese Freude tagen sollte, schienen seiner Sehnsucht denn doch etwas langsam zu verfließen. Er glaubte genau berechnet zu haben, wann er mit der Erfüllung seiner Obliegenheiten in Berlin fertig sein werde und hatte zu dem Ende seine Ankunft auf der Rabenburg auf den 30. Juni festgesetzt. Als er aber erst eine Woche in Berlin und die übernommenen Arbeiten und Regelungen seiner Verhältnisse viel früher beseitigt waren, als er geglaubt, daß es möglich sei, ergriff ihn eine maaßlose Ungeduld, er konnte nicht mehr ruhig abwartend in seinem schönen Hause sitzen bleiben, nicht mehr mit Gleichmuth unter den fröhlichen Bewohnern der Residenz einhergehen, und so that er etwas, was er kurz vorher nicht thun gewollt, er packte plötzlich an einem Morgen seine Koffer, zog darauf die neu beschafften

Reisekleider an und, ehe er wußte, wie es geschah, befand er sich schon am Abend desselben Tages auf dem Bahnhof der Eisenbahn, die ihn die Nacht hindurch seinem ersehnten Ziele im raschesten Fluge entgegenführen sollte.

Allein da sollte ihm nach schlaflos unterwegs zugebrachter Nacht am nächsten Morgen wieder etwas Seltsames, vorher kaum Gedachtes, ja Ungeahntes begegnen. Als er am frühen Morgen in dem Wagen, zufällig ohne jeden Reisegefährten saß, keine Ableitung und Zerstreuung von außen her ihm zu Theil wurde und er ganz allein seinen innersten Gedanken überlassen war, und als er da in diesem regen Gedankengange schon die Stunde berechnen konnte, wo er das liebe süße Gesicht, die treuen blauen Augen Irenens wiedersehen würde, da kam es ihm plötzlich vor, als habe er sich übereilt und in dieser Uebereilung einen Schritt gethan, den er bei gewissenhafter und ruhiger Prüfung nicht gutheißen konnte.

»Sie erwartet Dich erst in fünf Tagen,« sagte er sich in leisem Selbstgespräch, »sie hat sich auf diesen Tag, auf die Stunde, in der Du vor ihr erscheinen wolltest, gefreut, sich darauf vorbereitet, Dich dann und nicht eher zu empfangen, und nun kommst Du viele Tage zu früh, Du störst sie vielleicht in ihren Unternehmungen und Vorbereitungen und verdirbst ihr dadurch die lange im Stillen gehegte Freude – das ist nicht recht, nicht lieb von Dir, Wolfgang. Nur keine Ueberraschung bei einer so gewichtigen, so bedeutungsvollen Begegnung! Die liebe ich auch nicht und viele Andere lieben sie eben so wenig.

Man nimmt sich und Anderen damit die Vorfreude und diese ist oft der reinste, der unschuldigste und schönste Genuß, den man nicht lange genug kosten kann. Also – übereile Dich nicht. Ja, Du kommst fünf ganze Tage zu früh, wenn Du schon morgen eintriffst, und wer weiß, ob Du nicht geradezu unwillkommen bist, wenn Du so unerwartet vor ihre Augen trittst.«

Wenn nun auch diese letzte Befürchtung nach Lage der Sache nicht gerade zutreffend war und er gewiß immer, zu jeder Stunde in der Rabenburg willkommen gewesen wäre, so war doch sein Bedenken von anderer Seite her wohl ein gerechtfertigtes, und als er das wiederholt und recht gründlich bedacht, wünschte er schon, der unaufhaltsam dahin brausende Zug möchte viel langsamer fahren und ihn erst später zum Ziele führen.

Allein der Zug erhörte seinen stillen Wunsch nicht; in der That unaufhaltsam und ohne jede äußere Störung raste die feurige Maschine vorwärts durch das üppig grüne Land, an Städten und Dörfern vorbei, und immer mehr erkannte er, daß er, wenn er nicht bald einen bestimmten, ihn in seiner ununterbrochenen Fahrt aufhaltenden Entschluß fasse, an sein Ziel gerissen werde, ohne sich durch irgend eine Macht davon zurückgehalten zu sehen.

Das that ihm nun, als er es sich zum letzten Mal recht ernstlich überlegte, von ganzem Herzen leid, und er hätte jetzt viel darum gegeben, wenn er seine Sehnsucht noch eine Weile bezwungen, in Berlin geblieben wäre und die von ihm selbst bestimmte Frist, die er ihr genau, fast bis

auf die Minute angegeben, eingehalten hätte. Allein wie sollte er seine Uebereilung nun wieder gut machen, wie seinen in der Uebermacht der Sehnsucht ausgeführten Entschluß ändern? Er wußte es in der That in diesem Augenblick nicht, und wunderbar, er konnte so rasch gar keinen anderen Gedanken darüber fassen, der doch so nahe lag, da es ja in seinem Belieben stand, auf irgend einer Stelle, in irgend einer größeren Stadt auszusteigen und daselbst die Frist abzuwarten, in der er auf der Rabenburg eintreffen zu wollen geschrieben hatte.

So saß er also, in dem Chaos seiner Empfindungen gar nichts mehr denkend, allein im Waggon und lehnte sich endlich aus dem geöffneten Fenster, durch welches die balsamische Sommerluft frisch und erquickend hereinströmte, denn im Innern des Wagens war es erdrückend heiß und schwül. Was er aber da draußen an seinen Augen vorbeifliegen sah, war ganz dazu angethan, ihn mit neuer Freude und Sehnsucht zu erfüllen. Die öden Strecken, bisweilen nur von einem Tannengehölz durchzogen, welche das flache Land rings um Berlin meilenweit umgeben, hatte er schon lange während der glücklich überstandenen Nacht hinter sich gelassen und nun war er in die bei Weitem schönere Gegend des mittleren Deutschlands gekommen, wo die Berge sich aus dem Boden zu erheben beginnen, immer höher emporwachsen, immer mannigfacher gestaltet sich darstellen und zuletzt in das grüne Paradies führen, zu welchem jeden Sommer so viele Reisende pilgern, um sich von dem Staube und

der erdrückenden Schwüle der großen Städte zu befreien und ihre nach frischer Luft verlangende Brust mit dem heilkräftigen Balsam der großen Natur zu füllen. Dabei war das Wetter so einladend schön, die Sonne glänzte so wohlthuend über den weiten Gefilden, den laubreichen Buchen- und Eichenwäldern, und der blaue, durchsichtig klare Himmel lachte so heiter auf die schöne Gotteswelt hinunter, die sich jetzt des endlich errungenen Friedens erfreute, daß es eine wahre Wonne war, sich mitten darin als Theilnehmer und Mitgenießer des großen Ganzen zu sehen und zu fühlen.

Nachdem er wohl eine Stunde lang sich diesem Genusse hingegeben und Alles und Alles mit durstigem Blick in seine Seele eingesogen hatte, lehnte er sich wieder in seinen einsamen Sitz zurück und abermals flutheten die alten Gedanken durch seinen Kopf. Plötzlich aber, als habe eine verständliche Stimme ihn nach außen gerufen, wandte er sich wieder zum Fenster und siehe da, was jetzt, zwar in noch weiter Ferne, vor ihm aufzutau- chen begann, war so schön und verlockend, daß er seinen Blick nicht wieder davon abwenden konnte.

Zwischen hochaufragenden, mit den prachtvollsten Bäumen bewachsenen Felsen hindurch, wand sich die Bahn in unabsehbaren endlosen Krümmungen, und sobald eine oder die andere überwunden, hob sich eine schönere und herrlichere Gegend aus dem reichen Schooß der Erde hervor. In anmuthigen Schlangenlinien

rollten silberklare Flüsse und Bäche durch grüne, saftreiche Wiesen hin, an waldigen Berglehnen klebten alterthümliche Städte und reizende Dorfschaften mit ihren gothischen Thürmen und malerischen Ruinen, und immer paradiesischer gestaltete sich die weite Welt, so daß es dem einsamen Reisenden zu Muthe war, als habe er noch nie in seinem Leben etwas so Schönes gesehen.

Da aber, was war das? Was packte ihn mit einem Mal mit hinreißender Gewalt, so daß er nicht länger seinen Sitz behaupten konnte, sondern aufsprang und sich weit aus dem Fenster lehnte? Es war eine Bergkette, die plötzlich, während sein eigentliches Ziel weitab zur Rechten lag, ganz in der Ferne zur Linken auftauchte und in bläulichem Duft noch halb verschwommen war, aber sie entwickelte sich allmählig mehr und mehr, und eine Höhe nach der anderen, ein Berg nach dem andern, mitten im Herzen Deutschlands gelegen, was ja ein so schönes und durch seinen lauten Schlag sich weithin verrathendes Herz ist, trat übersichtlich hervor. Es war mit einem Wort die mächtige und so viel gerühmte Bergkette, zu der auch jener Riesenberg gehörte, auf dessen moosbewachsenem Gipfel er im Mai des vorigen Jahres so glücklich gewesen war und Irene so unverhofft wiedergefunden hatte. Immer höher wölbten sich die terrassenförmig ansteigenden Gipfel empor und da – dort, in violette Schatten gehüllt, trat der Thurmberg endlich selber auf, der zwar nicht unmittelbar an der Eisenbahn lag, aber doch in wenigen Stunden von derselben aus erreicht werden konnte.

Mit einem seltsamen Herzenszuge, voll unbeschreiblicher Sehnsucht und während es ihm laut in der aufschwellenden Brust pochte, blickte Wolfgang Harder nach dem verlockenden Berge hinüber, der ihm mit sympathischem Ruf zu winken schien, als habe er ihm etwas zu sagen, als wolle er ihn mächtig an sich ziehen, als dürfe er ihn unter keiner Bedingung so theilnahmlos hinter sich liegen lassen.

Da fuhr dem seinen süßesten Erinnerungen ganz und gar hingeebenen Mann mit einem Mal ein neuer Gedanke durch den Kopf, und im Nu hatte derselbe seine ganze Seele erfaßt und seine Sehnsucht stellte sich wunderbarer Weise auf die Seite dieses Gedankens und er wußte selbst nicht, wie es kam – er beschloß ihn auf der Stelle auszuführen.

»Du kommst fünf Tage zu früh nach der Rabenburg, wenn Du heute noch hinkommst,« sagte er sich noch einmal, »Du wirst gewiß heute nicht daselbst erwartet und triffst die Gesuchte am Ende gar nicht zu Hause. O, das wäre schrecklich, das würde Dir Deine ganze lange Freude verdorben haben. Also entschieße Dich schnell, so lange es noch Zeit ist, und Du hast wirklich nur kurze Zeit dazu. Steige an der nächsten Station aus, nimm einen Wagen und fahre nach dem Städtchen am Fuße des Thurmberges. Dort lasse Deine Koffer, schicke einen Träger mit dem Nothwendigsten hinauf und steige ihm selbst nach, um die lieblichen Stätten noch einmal wiederzusehen, wo Du elf Tage lang so namenlos glücklich

gewesen bist. Dort halte Dich ein paar Tage auf und bedenke das vergangene Glück und bereite Dich auf das künftige vor. Danke auch dort oben in der freien Höhe, dicht unter den Wolken Deinem Schöpfer, daß er Alles so gnädig geleitet und sinne würdig, wie Du es an keinem anderen Orte der Welt vermagst, über die Begegnung nach, die Dich ein paar Tage später in der Rabenburg erwartet. Es ist niemals und nimmer gut, sich kopfüber in einen Strudel zu stürzen, selbst wenn es ein Glücksstrudel sein sollte, vielmehr ziemt es gerade Dir, mit vollem Bewußtsein Deiner Zukunft entgegenzutreten, was Du mit den unruhigen Gefühlen, wie sie jetzt Deine Brust durchziehen, heute nicht hättest thun können. Platz wirst Du dort oben wohl finden, wenn auch nicht in dem alten gemüthlichen Zimmer, aber in Deiner jetzigen Stimmung ist Dir ja jedes Kämmerchen recht, wenn Du überhaupt nur mit Deinen überschwellenden Gedanken und Gefühlen allein sein kannst. Auch reisen ja in diesem Sommer die Menschen nicht so zahlreich wie sonst, sie haben ja zu viel im Hause zu thun, zu sorgen und zu schaffen, um sich des Friedens und der wiedergekehrten Väter und Söhne zu freuen, und so wird ja der gute Herr Kilian wohl noch ein Plätzchen für Dich übrig haben.«

Das waren seine letzten Gedanken, bevor er seinen neuen, so blitzschnell entstandenen Entschluß ausführte, und flugs rief er den Schaffner heran, der eben an seinem Fenster auf dem Trittbrett vorüberging, gab ihm seinen Gepäckschein und bat ihn seine beiden Koffer auf

der nächsten Station auslegen zu lassen, da er in Betreff seiner Weiterreise einen anderen Entschluß gefaßt habe.

Der Schaffner zeigte sich gegen eine glänzende Belohnung willig zu dieser Aenderung und fünf Minuten später stand Wolfgang Harder mit seinen sämtlichen Sachen schon auf dem Perron des kleinen Bahnhofes und sah mit einem an Erstaunen gränzenden Wohlbehagen den langen Zug, der ihn noch soeben selbst geborgen, an sich vorüberbrausen.

Als er sich aber nun nach einer Gelegenheit umsah, seinen schon einmal beschrittenen Weg von hier aus weiter zu verfolgen, fand er, daß ihm das Glück auch darin wohlgewollt. Der industriöse Wirth des Gasthauses ›Zum Thurmberg‹ in dem kleinen Städtchen am Fuß dieses Berges hatte wie gewöhnlich auch diesmal seinen Wagen nach der Eisenbahn gesandt, um wo möglich einige Gäste für sich zu erhaschen, die in der That in diesem Sommer nicht so häufig wie sonst nach dem Berge wallfahrteten. Diesmal aber sollte er einen Gast finden, auf den er gewiß nicht gerechnet. Wenige Minuten später saß derselbe auch schon in dem bequemen Gefährt, seine Koffer waren auf dem Dach desselben wohl versorgt und munter trabten die beiden Fliegenschimmel mit ihrem melodischen Schellengeläut die staubige Landstraße entlang, die nach dem unbedeutenden Landstädtchen führte, das jemals in seinem Leben wiederzusehen, am wenigsten schon in diesem Sommer, unser Freund noch vor wenigen Stunden nicht im Geringsten vermuthet hatte.

ACHTES CAPITEL. NOCH EINMAL SYMPATHIE DER SEELEN.

Es war gegen ein Uhr Mittags, als Wolfgang Harder in glühendster Sonnenhitze und von der schlaflosen Nacht, der langen Fahrt und dem Mangel an kräftiger Nahrung etwas ermüdet und angegriffen vor dem kleinen Städtchen anlangte, wo er in einem kühlen Zimmer einige Stunden ruhen, gemächlich essen und trinken und dann, nachdem die größte Tageshitze vorüber, seinen Weg zu Fuß weiter fortsetzen wollte, wie er es auch vor einem Jahre bei heftigem Regenwetter gethan. Das hatte er schon Alles beschlossen, als er noch im Wagen saß und verlangend schaute er dem nächsten Asyle entgegen, da ihm der Weg in dem langsam vorrückenden Gefährt, nachdem er auf der Eisenbahn so schnell vorwärts gekommen, ungewöhnlich lang und ungemüthlich vorkam.

Als aber der Wagen des Gasthofes ›Zum Thurmberg‹ endlich über das entsetzlich holprige Pflaster des Landstädtchens rasselte und alle neugierigen Leute vor die Thüren und an die Fenster rief, um einmal einen seltenen Gast zu sehen, stand der Besitzer des Gasthofs schon erwartungsvoll vor der Thür, und als er zwei ziemlich große Koffer und eine Herrenhutschachtel auf dem Dach seines Wagens stehen sah, schmunzelte er vergnügt, rief eilig Kellner und Hausknecht herbei und rückte schon an seinem grünen Sammetkäppchen, als wolle er versuchen, ob es sich zur Begrüßung der gewiß sehr vornehmen Fremden auch recht bequem abnehmen lassen werde.

Es war noch derselbe Wirth, den wir im vorigen Jahre nur höchst flüchtig kennen gelernt, als Wolfgang Harder den Thurmberg ersteigen wollte und zwölf Tage später wieder in so trauriger Gemüthsstimmung davon herunterkam, um sich nur wenige Minuten aufzuhalten, nachdem er vergeblich nach dem Verbleiben der ihm damals noch nicht dem Namen nach bekannten Dame mit ihrer Familie geforscht hatte. Er trug noch denselben hellgrauen Sommerrock, hatte noch dasselbe behäbige Wirthsge-
sicht mit den süßlich lächelnden Fuchsaugen und dieselbe rothe Nase, wie damals, obgleich wir nicht bestreiten wollen daß die letztere am Ende noch etwas röther geworden war, wozu augenscheinlich die Fülle der Sorge während des vergangenen Kriegsjahres das Ihrige beigetragen hatte.

So begrüßte er denn auch den einzeln ankommenden Herrn, den er mit einer gewissen, den Wirthen eigenthümlichen Aufmerksamkeit betrachtete, als wolle er prüfen, weiß Geistes Kind er sei und ob er wohl auf einigen Verdienst bei ihm rechnen könne, sehr freundlich, führte ihn selbst in das verlangte kühle Zimmer und versprach für eine Stunde später »ein feines Diner« nebst Zubehör. Dann aber eilte er in das große Gastzimmer hinunter, ordnete Alles nach Wunsch des Gastes an und sagte dabei zu seiner Frau:

»Höre mal, Gertraud, den Herrn müssen wir schon einmal bei uns gehabt haben; er kommt mir bekannt vor und doch wüßt ich ihn nicht bei Namen zu nennen. Er ist

gewiß ein reicher Mann, trägt sehr feine Kleider und Wäsche und sieht mir wie ein verkappter Offizier aus. Das Kreuz hat er zwar nicht oder trägt es wenigstens nicht, aber das thut nichts zur Sache. Richte also ein gutes Essen an und schicke ihm eine Flasche Rüdesheimer hinauf, er hat Durst. Er will heute nach dem Thurmberg, aber die Mittagshitze erst vorübergehen lassen. Auch verlangt er einen Träger für eine Handtasche. Nun, das soll er Alles für gutes Geld haben. Die Art und Weise, wie er sich benimmt, gefällt mir. Er spricht sehr bestimmt, aber doch freundlich und leutselig und das sind mir die liebsten Gäste. – Heda, Fritz,« rief er einem schläfrigen Jungen zu, der ihm eben in den Weg kam, »mach' Dich bereit, einem Herrn eine Tasche den Berg hinauf zu tragen. Du brauchst Dich aber nicht zu übereilen, der Herr will erst um vier Uhr aufbrechen und so kannst Du um Drei Deinen Weg antreten. Nun voran und rührt Alle die Hände. Es geht los. Die Reisenden werden wieder sichtbar und bald wird es hier unten und dort oben lustiger hergehen.«

Während der gute Wirth also zu seinen Hausgenossen sprach, hatte es sich Wolfgang Harder auf seinem wirklich kühlen Zimmer schon etwas bequem gemacht. Nachdem er ein Glas guten Rheinweins getrunken, war er eben mit Hülfe des Kellners dabei, einen seiner Koffer aufzuschließen und verschiedene Dinge herauszunehmen, die er auf dem Berge zu gebrauchen gedachte, und damit eine im Koffer selbst liegende, bisher unbenutzte Reisetasche zu füllen, die die Reise nach dem Berge mitmachen sollte. Als er damit zu Stande gekommen,

streckte er sich behaglich auf dem Sopha aus und schloß die Augen, um ein halbes Stündchen zu schlummern und sich von den Strapazen des letzten Tages zu erholen.

Etwa eine Stunde später finden wir ihn an einem wohlbesetzten Tische im untern Gastzimmer wieder und hier ließ er sich die aufgetragenen Speisen vortrefflich schmecken. Der aufmerksame Wirth, der jede Gelegenheit wahrnahm, sich mit einem Fremden gemüthlich zu unterhalten und dabei neugierig, wie alle Wirthe, nach allen möglichen Dingen in der fernen Außenwelt zu forschen, hatte es sich diesmal nicht nehmen lassen, den feinen Gast selber zu bedienen, der ihm jeden Augenblick bekannter vorkam und den er mit seinem taxirenden Blick bereits für einen Grafen, wenigstens für einen Baron hielt, denn Alles an der ganzen Erscheinung desselben sprach dafür, daß er ein weitgereister, im feinsten Benehmen bewanderten und zugleich wohlhabender Herr sei, und sein Gesicht sah dabei so herzlich gut und freundlich aus, daß der gefühlvolle Wirth ihn mit jedem Augenblick fester in sein für gastliche Freundschaft so geräumiges Herz schloß.

Wolfgang Harder bemerkte während des Essens sehr wohl, daß er von dem rothnasigen Wirth, der ihn schon zweimal gefragt, ob der Rüdesheimer nach seinem Geschmack sei, aufmerksam beobachtet werde und, selber neugierig, ob er sich seiner erinnern werde oder seine äußere Erscheinung auffallend verändert finde, fragte er ihn endlich, warum er ihn so anhaltend betrachte und

ob er vielleicht etwas aus früherer Zeit her Bekanntes an ihm entdeckt habe.

»Ei ja wohl, lieber Herr,« erwiderte der Wirth eifrig, »darüber denke ich eben so ämsig nach und darum betrachte ich Sie mir auch so gründlich. Denn sehen Sie, Sie kommen mir außerordentlich bekannt vor und müssen wenigstens schon einmal an meinem Tisch gesessen haben.«

»Schon zweimal, lieber Herr Wirth, und zwar erst im Mai vorigen Jahres, ehe ich den Thurmberg bestieg und als ich wieder von ihm herunterkam. Ich erkundigte mich das letzte Mal nach zwei Damen mit zwei Kindern, die mit ihrem Diener kurz vor mir den Berg verlassen hatten und deren Spuren ich gern folgen wollte.«

Der Wirth riß seine wasserblauen Augen so weit auf, wie er konnte, sah erst den Gast, dann die Decke seines Zimmers an und rief plötzlich in sichtbarer Freude:

»Wahrhaftig, ja, das sind Sie, mein geehrter Herr, und jetzt erinnere ich mich Ihrer ganz deutlich. Als Sie damals hinaufgingen, regnete es in Strömen, nicht wahr? Und als Sie herunter kamen, –«

»War es beinahe so heiß wie heute!« bemerkte Wolfgang Harder, der sich in diesem Augenblick recht lebhaft seiner damaligen traurigen Gemüthsstimmung erinnerte.

»Na, das weiß ich nicht mehr so recht, ich weiß nur, daß wir Sie Alle bedauerten, als Sie in dem schrecklichen Wetter den weiten Weg hinauf allein antraten. Aber, hören Sie, ich hätte Sie doch beinahe nicht wieder erkannt, Sie sahen damals ganz anders aus.«

»Nun ja, ich trug einen alten Bergrock, hatte Wasserstiefel an den Füßen und schleppte meine Reisetasche und mein Plaid selbst den Berg hinan.«

»O, das meine ich nicht. Sie nahmen sich dabei doch immer sehr reputirlich aus. Ich meine nur Ihr übriges Aussehen, denn wahrhaftig, ich bemerke es immer mehr, Sie haben sich ein bischen sehr verändert.«

»Wie so? Sprechen Sie Ihre Meinung ehrlich aus. Bin ich in einem Jahre so alt geworden, daß Sie mich deshalb nicht wieder erkannt?«

»Du lieber Himmel, nein, im Gegentheil, Sie sehen vortrefflich und ganz verwettert hübsch aus und das braun gewordene Gesicht steht Ihnen sehr gut. Aber den Bart trugen Sie damals nicht so wie heute, Sie hatten weder Schnurr- noch Kinnbart, und auch Ihre schwarzen Haare hingen Ihnen etwas lang über die Schultern und waren ganz anders frisirt. He, habe ich nicht Recht?«

Wolfgang Harder lächelte und sagte:

»Ja, Sie haben ganz Recht und müssen mich voriges Jahr in der That viel genauer beobachtet haben, als ich vermuthete. Damals aber war ich noch nicht Soldat, was ich jetzt gewesen bin und als solcher muß man in Bezug auf Haar und Bart die Mode mitmachen, die einmal beim Militair eingeführt ist.«

»Ah!« rief der Wirth mit abermals weit aufgerissenen Augen, »dachte ich mir es doch! Sie sind gewiß ein Herr Offizier und haben den – himmlischen Krieg mitgemacht?«

»Nun, er war gerade so himmlisch nicht, mein lieber Herr Wirth, aber glücklich war er gewiß. Und Offizier bin ich allerdings gewesen, jetzt aber bin ich – es nicht mehr.«

»Ei lieber gar! Das ist mir ja sehr angenehm zu hören. Haben Sie denn nicht auch das kleine Kreuz davon getragen, das alle Welt jetzt im Knopfloch trägt?«

Wolfgang Harder lächelte noch herzlicher als zuvor.

»Gewiß,« sagte er, »ich habe sogar das auf der Brust erhalten.«

»Ei, warum nicht gar!« rief der vor Erstaunen fast starre Wirth. »Dann sind Sie der erste Mann, den ich so – >decouvriert< sehe und Sie sind gewiß ein furchtbarer Todtschläger gewesen. Herr je! Aber hören Sie, wo haben Sie es denn? Ich sehe es ja nicht auf Ihrer Brust?«

»Nun, auf dem Reiserock trägt man es ja nicht, lieber Herr Wirth aber in meinem Koffer habe ich es natürlich. – Doch nun sagen Sie mir – sind viele Gäste oben auf dem Thurmberg?«

Der Wirth zog ein saures Gesicht.

»Ach lieber Gott, nein,« sagte er seufzend, »in diesem Sommer geht es damit leider sehr sparsam her. Die Leute, die sonst zu reisen pflegen, sind alle noch in den Nachwehen des Krieges befangen, und das Geld scheint auch etwas knapp geworden zu sein, trotzdem wir so viele Millionen zu erwarten haben. Mein Vetter Kilian da oben weiß auch ein Lied davon zu singen und er hat bis jetzt im Ganzen nur wenig Besuch gehabt. Drei oder vier Herrschaften mögen oben sein, mehr aber gewiß nicht. Heute

Morgen sind auch noch zwei Personen hinaufgestiegen, aber ich habe sie nicht gesehen, da ich gerade im Keller mit Weinabziehen beschäftigt war, als sie ankamen. Platz also finden Sie genug. Werden Sie lange oben bleiben?«

»Nur einige Tage. Am 30. Juni werde ich schon wieder wo anders erwartet.«

»Na, das ist recht, ich gönne meinem Vetter einige gute Leute. – Wie, sind Sie schon fertig mit Essen?«

»Vollkommen. Ich bin satt und Ihre Speisen waren gut. Jetzt schicken Sie mir eine Tasse Kaffee nach meinem Zimmer und dann will ich noch ein Stündchen schlafen. Ich bin müde von der Reise. Ist der Träger für meine Sachen bereit?«

»Er steht Ihnen jeden Augenblick zu Diensten; soll er denn jetzt schon gehen?«

»Das wird nicht nöthig sein, aber ich möchte allein gehen und so mag er eine Stunde vor mir aufbrechen, damit ich die Sachen oben finde, wenn ich ankomme.«

»Ganz nach Belieben, Herr – Hauptmann! Er kann um drei Uhr abmarschiren und da er gewiß rascher marschirt als Sie, so wird er schon bald nach sechs Uhr angelangt sein.«

Wolfgang Harder erhob sich, lächelte den Wirth freundlich an, der ihm in seiner Wirthsweise einen Grad mehr gegeben, als ihm gebührte, und begab sich nach seinem Zimmer, wo er sich eine Cigarre rauchend auf das Sopha legte und seine Tasse Kaffee dabei trank, bis er einschlief, um erst kurz vor vier Uhr zu erwachen, seine Rechnung

zu bezahlen und dann sich sogleich auf den Weg zu machen, der, wie er ja wußte, bei solcher Juniwärme eben kein kleiner Spaziergang war.

Punkt vier Uhr hatte sich Wolfgang Harder von dem rothnasigen Wirth, der nun endlich einmal die Freude gehabt, einen Mann zu sehen, der das eiserne Kreuz erster Klasse – im Koffer bei sich führte, verabschiedet und, seinem längst vorangegangenen Träger folgend, begann er langsam den Thurmberg zu ersteigen, da er wohl wußte, daß er beinahe vier Stunden zu dem beschwerlichen Wege gebrauchen würde.

Es war noch immer sehr heiß, aber in dem laubreichen Walde des Vorberges wie unter den dichtstehenden Tannen des höheren Berges lag wenigstens Schatten auf seinem Wege und die Strahlen der Sonne sah man nur in der Ferne zwischen den Baumstämmen glitzern, ohne die Hitze zu vermehren, die in dem eng eingeschlossenen Waldwege fühlbar genug war. Ueber den ganzen Bergwald aber breitete der lachende Himmel sein köstliches blaues Zelt aus, unten im Thale quakten die Frösche ihr traulich melodisches Lied und in den Wipfeln der Bäume summten zahllose Bienenschwärme, als ob sie eilen wollten, die Süßigkeit der Blüten zu sammeln die ihnen für den kurzen Sommer und den langen Winter zur Speise dienen sollte.

Wolfgang Harder begann seinen anmuthigen Weg mit ganz eigenthümlichen Empfindungen und in einer bisher noch nicht gekannten Stimmung. Alles, was er seit dem Tage erlebt, als er im vergangenen Jahr diesen Weg schon einmal ging, flog in bunter Reihenfolge und deutlich erkennlicher Gestalt an seinem Geiste vorüber und sein Gedächtniß erwies sich dabei so treu, daß ihm nicht das Geringste abhanden gekommen war. O, was hatte unser Freund in diesem einen letzten Jahre erlebt! War es nicht hinreichend, ein ganzes Menschenleben mit ernstesten Gedanken und doch auch mit süßen Erinnerungen zu füllen? Waren jemals so viele und große Ereignisse in so kurzer Zeit an eines Menschen Augen vorübergerauscht? Erst war die Begegnung mit Irene gekommen, dann ihr plötzliches spurloses Verschwinden, und damit war ein Kummer verbunden gewesen, wie er bis dahin noch nie einen kennen gelernt. Dann folgte die Rabenburg mit ihren seltsamen Bewohnern und nun das unverhoffte Wiedersehen Irenens daselbst. Dann kam seine kurze Predigerlaufbahn, von so vielen Erfahrungen und Ereignissen durchzogen, die sein Herz bald auf traurige, bald auf freudige Weise in die lebhafteste Bewegung versetzten, und dann sein plötzlicher Abschied von dem liebgewonnenen Orte, von der theuren Frau und zuletzt der Krieg und der Tod des Grafen, worauf endlich Sieg, Ruhm, Frieden mit aller Welt und – vielleicht auch ein anderes Glück folgen sollte. Ach! an dieses Glück, so himmelhoch, so unermesslich süß, so unfaßbar köstlich, obgleich er sich

schon so lange und oft im Stillen damit beschäftigt, wollte und konnte er noch immer nicht glauben, denn wenn sein Herz ihm auch sagte, daß es ihm blühen könne, so war doch seine innere Bescheidenheit zu groß, um die kühne Hoffnung zu hegen, daß es ihm wirklich zu Theil werde. Also fort davon, noch nicht daran denken, nicht davon träumen – das sagte er sich immer wieder, aber dennoch gab er sich dem süßen Gedanken darüber hin, und der war schon köstlich genug, ihn ganz und gar mit namenloser Wonne zu füllen.

Allmähig jedoch, nachdem er diesem Gedanken gebührend Rechnung getragen, riß er sich von ihm los und wandte seine Blicke auf die ihn umgebende Natur hin, die ihm mit einem Mal viel großartiger, schöner und verlockender denn je erschien. Aber das war ja sehr natürlich. Die hervorragendsten Schönheiten, die ihm in Gestalt von Fels und Wald und in den von Zeit zu Zeit sich entrollenden Fernsichten heute auf diesem Wege entgegentraten, hatte er ja eigentlich noch nie gesehen. Das erste Mal, als er den Berg erstieg, geschah es bei unfreundlichem Regenwetter und stürmisch tobendem Winde. Durch Koth und Morast, über sprudelnde Sturzbäche hinweg, mußte er mühsam seinen Weg bahnen, und bis auf die Haut durchnäßt, war er oben im einsam gelegenen Hause angekommen, dessen Gastlichkeit er bis dahin noch nie aus eigener Erfahrung kennen gelernt und die also seine Aufnahme und sein Wohlbefinden daselbst wie auch den gehofften Genuß etwas zweifelhaft erscheinen ließ. Das zweite Mal, als er bei gutem

Wetter hinunterstieg, hatte er eigentlich gar nichts um sich her gesehen, denn seine traurige und hoffnungslose Stimmung verkümmerte ihm jeden Genuß und er war in düsterem Brüten dem Thale zugeschritten, nur den letzten Verlust erwägend und empfindend, den er soeben überstanden hatte.

Heute nun war das Alles und also auch die Welt um ihn her ganz anders gestaltet; heute im funkelnden Sonnenschein, eine weitreichende Hoffnung in der Brust, das Bewußtsein redlich erfüllter Pflicht daneben und vor Allem Friede – Friede über die Welt und die Menschen ausgegossen – war das nicht ein ganz anderes Gefühl, mußte er nicht glücklich sein und Alles, Alles genießen, was rings um ihn her in so natürlicher Fülle und Schönheit ausgebreitet lag? –

Eine Stunde Weges hatte er schon zurückgelegt und die allmählig sich hebenden Vorberge mit ihren jungen Lärchen und den ihnen folgenden Buchen und Eichen waren überwunden. Jetzt begann der dunkle, duftige Tannenwald und es wurde immer stiller um ihn her, wie auch die traulichen Schatten des nahenden Abends sich in der finsternen Waldung nach und nach bemerklich machten. Langsam stieg er den steilen, heute aber so trockenen und reinen Saumpfad hinan, doch mußte er oft still stehen, nicht nur um sich zu ruhen, sondern auch

sich nach allen Seiten umzuschauen, denn jetzt tauchten schon einige Plätze und Stellen auf, die mit einer süßen Erinnerung für ihn verwoben waren. Jeder auffallend gewachsene Baum, mochte er nun eine schöne gewaltige Krone oder seltsam gestaltete Aeste haben, schienen ihm bekannt zu sein, und so glaubte er auch jeden mit Moos bewachsenen Felsblock, an dem er vorüberkam und auf dem er eine junge Tanne kühn sich anklammern sah, schon früher bemerkt zu haben. Aber ach! da wurzelten mit einem Mal seine Füße fest am Boden. Er hatte in der Ferne die erste Bank gesehen, bis zu der er einige Mal mit Irenen hinuntergestiegen war, auf der er mit ihr gesessen und geplaudert hatte. Ach, wie wunderbar treu erwies sich da mit einem Mal sein Gedächtniß! Er wußte noch jedes Wort, was er dort mit ihr gesprochen, jedes Wort hörte er noch einmal, was er damals von ihren Lippen gehört, und zehnmal hintereinander wiederholte er sich diese Worte, die er vielleicht in einigen Tagen schon wieder von ihren Lippen vernehmen sollte.

Er setzte sich auf die Bank, als er sie erreicht, und so wollte er es auf jeder ferneren thun und überall sein Gedächtniß fragen, ob es ihm auch bis hierher treu geblieben sei. Dieses wiederholte Sitzen aber und die innere Ruhe, die ihn dabei überkam, war ihm so süß, wie ihm nie etwas im Leben gewesen, und sie that ihm auch wohl; er kühlte sich dabei ab, denn er wußte es ja, daß es auf der höchsten freien Spitze des Berges immer frisch und luftig sei und er wollte nicht übermäßig erhitzt oben anlangen, um noch mit voller Behaglichkeit eine abendliche

Rundschau von ihm lieb gewordenen Punkten aus zu genießen, wie er es im vorigen Jahr so oft mit Irenen und deren Kindern gethan.

So setzte er den steiler emporklimmenden Weg langsam und gemächlich fort und auf jeder Bank, je höher er kam, weilte er länger und länger, denn die in ihm auf- und abfluthenden Gedanken fesselten ihn, ohne daß er es wollte und wußte, und zuletzt war er ein fast nur noch innerlich lebender Mensch geworden, dem die ganze Außenwelt trotz ihrer mannigfachen Reize abhanden gekommen zu sein schien.

Ach, alle diese Bänke, die er nach und nach erreichte, und die riesigen Tannen, an die sie sich lehnten oder auf die man von ihnen blicken konnte, waren für ihn lebendige Zeugen vergangener schöner und unvergeßlicher Tage und er gab sich ihnen mit ganzem Herzen hin, sie im Stillen fragend, wie es ihnen während der Zeit ihrer Trennung von ihm ergangen und ob sie auch so viel Freud' und Leid, so viel Jammer und Schmerz wie er gesehen, ob sie auch so viele Klagen gehört und endlich so glücklich und siegreich wie er geworden wären.

So saß er endlich auf der vorletzten Bank unter dem Gipfel und ruhte sich noch einmal aus. Da sah er zum ersten Mal nach der Uhr, und zu seiner Verwunderung fand er, daß es schon halb Acht war. So lange hatte er sich unterwegs aufgehalten und von seiner herrlichen Vergangenheit geträumt. Er wußte, daß er nun in zwanzig Minuten oben sein könnte, wenn er wollte, und so hatte er ja Zeit, er brauchte sich nicht zu beeilen, da er ja heute

gewiß war, ein gutes Unterkommen bei Herrn Kilian zu finden.

Unterdeß aber war es dunkler und dunkler um ihn geworden, denn die abendliche Dämmerung senkte sich trotz der langen Tage bei Weitem früher zwischen diese finsternen Tannen und Felsschluchten als unten auf das lustige Thal hinab. Stiller und stiller wurde es um ihn her und selten ließ sich der Stimmlaut eines Vogels vernehmen, der bereits in seinem verborgenen Neste saß. Nur in den trockenen Blättern zwischen den am felsigen Abhang stehenden Bäumen raschelte es noch dann und wann, wenn eine Eidechse durch das Moos und den duftenden Waldmeister schlüpfte oder ein Eichhörnchen von Zweig zu Zweig sprang, um noch irgend eine kleine Beute in sein heimisches Asyl zu tragen.

Als aber Wolfgang Harder geraume Zeit auf diese vereinzelter Stimmen in der schweigsamen Natur gelauscht und dann noch einmal nach der Uhr gesehen, erhob er sich, um nun seinen Weg ohne ferneren Aufenthalt bis an's Ende zu verfolgen und den guten Kilian zu begrüßen, nach dessen freundlichem Gesicht er mit einem Mal ein herzliches Verlangen zu empfinden begann. Langsam stieg er empor, seinen eisenbeschlagenen Stock fest gegen den felsigen Boden stemmend, so daß der Klang davon weit umher zu hören war. Da aber sah er endlich die letzte Wendung des Weges vor sich liegen, wo er nun bald am Ziele war, und da stand auch noch eine, die letzte Bank, nach der er schon lange sehnsüchtig emporgeliegt.

Denn diese Bank hatte eine höhere Bedeutung für ihn als jede andere. Wie oft und wie lange, bei lichtfunkeln-dem Tage und unter dem blinkenden Sternenhimmel, wenn der trauliche Mond die still unter ihm liegende Welt beschien, hatte er hier, oft allein mit Irenen, oft auch in Gesellschaft Helenens mit ihr gesessen und Beiden die reizenden Geschichten erzählt, die sie stets mit so großer Theilnahme und inniger Hingebung angehört. Hier war auch die erste, halb bewußte Leidenschaft für die schöne, im Innern so unglückliche Frau in ihm geweckt worden, hier hatte sein Auge zum ersten Mal mit tief dringendem herzlichen Blick auf dem ihren geruht. Hier hatte ihm zum ersten Mal das Herz laut und verständlich gepocht, als sie ihre Hand so vertraulich in die seine gelegt und sie unwillkürlich sanft gedrückt, um das Vertrauen darzulegen, welches sie zu dem ehrenfesten, lauterem Manne gefaßt – und hier hatten sie Beide die schönsten und traulichsten Stunden gemeinsam verlebt, die sie überhaupt bei ihrem ersten Zusammentreffen genossen.

An das Alles dachte er in diesem Augenblick mit abermals hoch aufklopfendem Herzen, und seinen Schritten weit voraus schaute er schon aus der Ferne nach dem lieben Ruheplatze hin. Aber da stand er plötzlich wieder still, denn, wenn die Dämmerung ihn nicht trog, die auf jene, unter den dichtesten Tannen stehende Bank ihre tiefen Schatten warf, so saß auf ihr ein menschliches Wesen, das erste, das ihm auf dem langen Bergwege entgegengekommen war. Er strengte seine guten Augen an, um die Gestalt genauer zu unterscheiden, aber das gelang ihm

in der ziemlichen Entfernung, die noch zwischen Beiden lag, nicht. Er sah nur, daß es eine dunkel gekleidete weibliche Gestalt war, die mit den sie umgebenden Schatten fast verschmolz, und er wollte eben nach kurzer Zögerung weiter vorschreiten, als sein Herz ihn wieder auf die Stelle fesselte, denn es begann ihm mit einem Mal so laut zu schlagen und zu klopfen, als spreche es eine dunkle Warnung oder eine noch dunklere Ahnung aus.

Endlich aber raffte er sich auf und schritt wieder langsam weiter vor, dabei jedoch mit den Augen ohne Unterlaß die dunkle Erscheinung festhaltend, die unbeweglich auf derselben Stelle vor ihm sitzen blieb.

Aber da zuckte er von Neuem zusammen. War es Täuschung seiner Sinne oder war es eine blendende Vorspiegelung seiner Phantasie? Die vor ihm sitzende Gestalt regte sich mit einem Mal und auch sie schien von einer schnell aufwallenden Bewegung ergriffen. Sie hatte sich von der Bank aufgerichtet, sie starrte vor sich hin, – die einen Augenblick lang erhobenen Arme fielen schlaff an ihre Seite nieder und gleich darauf sank sie wie ohnmächtig auf die Bank zurück. Aber nur einen Moment verharrte sie in dieser Stellung. Rasch hatte sie sich wieder auf die Füße gestellt und, wie er jetzt ganz deutlich sah, hob sie ein weißes Tuch hoch in die Luft und winkte damit. Galt das ihm, dem ihr Gesicht, das er nun schon gewahren konnte, zugekehrt war? Wem konnte es anders gelten, da Niemand außer ihm auf dem Wege zu sehen war? Aber wer konnte ihm, dem Unbekannten, hier einen solchen Gruß aus der Ferne zusenden?

Da raffte sich Wolfgang Harder zum letzten Mal männlich und entschlossen auf und mit raschen Sprüngen eilte er der Gestalt entgegen, die auch einige Schritte herabgestiegen war, um ihm näher zu kommen. Aber da, als er etwa noch zwölf Schritte von ihr entfernt war, blieben sie Beide wie gebannt stehen und starrten sich gegenseitig mit seltsamen Blicken an. Dann, als sei nun aller Zweifel, den sie noch hegen konnten, beseitigt, wankten sie plötzlich auf einander zu und nur einen lauten Ruf maaßloser Ueberraschung ausstoßend, kamen sie sich ganz nahe und nun, als hätte eine höhere Macht sie dazu gezwungen, sanken sie sich in die Arme und umschlossen sich fest, wie zwei Menschen, die sich lange lieben, obgleich sie es sich nie gesagt, und die eine innere Stimme, ein inneres unaussprechliches Gefühl unwiderstehlich zu einander reißt.

Aber nicht nur ihre Arme hatten sie um einander geschlungen, auch ihre Lippen preßten sich fest und unzerreißbar auf einander – zum ersten Mal in ihrem Leben, und doch hatten sie sich schnell gefunden, als ob sie endlich das Ziel, die süße Heimath erreicht, nach der sie lange, lange mit unausgesprochener Sehnsucht gerungen.

Wie lange so ihre Lippen wortlos, stumm auf einander lagen und sie mit geschlossenen Augen gleichsam bewußtlos verharrten, wußten sie vielleicht selbst nicht. Als sie sich aber endlich losließen und dann mit einem einzigen Blick ihre Seelen in einander ergossen, schlug Irene, denn sie und keine Andere war diese dunkle, einsam auf

der Bank sitzende Gestalt, die Augen wie beschämt nieder, als wage sie den unverhofft hier wiedergefundenen Freund nicht anzusehen, den sie, einem unwiderstehlichen inneren Triebe gehorchend, gleichsam instinktmäßig an ihr Herz geschlossen und geküßt hatte. Erst als Wolfgang Harder sein glückstrahlendes Auge zu dem ihren erhob, ihre Hand ergriff und ihren Arm wie sonst in den seinen legte, schöpfte sie neuen Muth, sah auch ihn wieder fragend, forschend an, als wolle sie erkunden, ob er es wirklich sei und wie es komme oder möglich sei, daß sie gerade ihn an diesem Orte wiedergefunden, den sie noch weit von hier entfernt geglaubt hatte.

Sprechen aber konnten sie Beide in den ersten, ihr ganzes Wesen ergreifenden und erschütternden Momenten nicht, sie konnten sich nur gegenseitig betrachten und so hefteten sie ihre Augen immer wieder auf einander, als könnten sie nicht Gewißheit genug erlangen, daß sie wieder beisammen seien und keinem Wahn oder Irrthum unterlägen.

Da aber endlich fand Wolfgang Harder zuerst die Sprache wieder, und ihre beiden Hände mit den seinen umschließend und sie nach der Bank, der sie lautlos zuschritten, führend, auf die sie sich nun niederließen, sagte er mit bebender Stimme, die sich, wie halb gebrochen, nur mit Mühe aus seinem Innern losrang:

»Irene! Großer Gott, ich kann es nicht fassen! Ist es denn möglich! Bitte, sagen Sie mir zuerst, wie kommen Sie hierher?«

Sie sah ihn, jetzt erst ganz zu sich selbst kommend, mit einem wunderbar glücklichen und beglückenden Lächeln an und dann sagte sie mit ihrer süßen Stimme, die wie ein heiliger Glockenklang seine Seele durchschauerte.

»Ich kann Sie ja auch so fragen, denn auch Ihre Anwesenheit hier ist so überraschend, so wunderbar überraschend, daß ich sie bis jetzt nicht begreifen kann.«

»Ach, ich will es Ihnen ja gern sagen,« klagte er beinahe. »Eine unbegreifliche Sehnsucht zog mich früher, als ich es verheißen, von Hause fort, und auf dem Wege hierher, als ich bedachte, Sie erwarteten mich nicht so früh, zögerte ich, vor der bestimmten Zeit bei Ihnen zu erscheinen, und als ich diese blauen Berge in der Ferne auftauchen sah, da riß es mich wie eine Stimme von oben hierher und – da bin ich und somit also doch früher, als ich wollte, an mein Ziel gelangt.«

Sie sah ihn liebevoll, unendlich liebevoll an und lächelte wieder dabei.

»Früher, ja, aber doch gewiß nicht zu früh und ich danke Ihnen für dieses Bekenntniß, das mir ein neues Glück bereitet. Mich zog eine gleiche Sehnsucht nach diesem Berge, wo ich, wenn nicht Sie selbst, doch in jedem Baum eine Erinnerung an Sie fand. Ich konnte die bange Erwartung zu Hause nicht länger ertragen, das Fest jener Erinnerung mußte erst begangen werden, ehe ich Sie wieder sah, und so – so kam ich erst heute Morgen hierher mit Benjamin ganz allein, um die fünf langen Tage wo möglich schneller verfließen zu lassen, die noch zwischen gestern und dem 30. Juni lagen. Ach, und als ich hierher

kam, wo mir – ich darf es ja jetzt sagen – das wahre Lebenslicht erst eigentlich zu tagen begann, da wurde ich zum ersten Mal ruhig seit langer Zeit, und hier beschloß ich bis zum Morgen des 29. Juni zu weilen, um dann am Abend zu Hause zu sagen: morgen ist der Tag, der mir – Ihn wiederbringt, Ihn, den Gott mir zu meiner Freude aufbewahrt und nach dem ich mich sehnte, jeden Augenblick, seitdem ein so trauriges Geschick ihn – zune dritten Mal von meiner Seite gerissen hatte. Da haben Sie auch *mein* Bekenntniß – sind Sie zufrieden damit?«

Wolfgang Harder hatte ihre beiden Hände gefaßt und sie wiederholt mit Küssen bedeckt. Jetzt nickte er nur mit einem dankenden Blick und sagte:

»O, wie hat sich durch diese gleiche Sehnsucht und diesen gleichen Entschluß doch wieder die unbegreifliche Sympathie unserer Seelen verrathen! Uns hat derselbe Gedanke, dasselbe Gefühl an einen und denselben Ort geführt. Nicht wahr?«

»Ja, so ist es; der Zug des Herzens, haben ja schon Viele gesagt, ist des Schicksals Stimme, und wir sind ihm auch gefolgt, Da sind wir nun wieder beisammen, und diesmal, denke ich, werden wir nicht wieder allein unsern Weg thalwärts antreten. Doch daran denken wir ja Beide gewiß noch lange nicht. Wo könnten wir ungestörter alle unsere Gedanken austauschen, alle unsere Erlebnisse uns enthüllen, als hier? So wollen wir denn länger hier bleiben, als wir Beide anfangs gedacht; nach der Rabenburg kommen wir noch zeitig genug, und wenn wir sie endlich aufsuchen, wollen wir sie als neue Menschen

betreten, alles Trübe, was hinter uns liegt, vergeben und vergessen haben und mit klarem Blick in das vor uns Liegende schauen. Theilen Sie diesen Wunsch mit mir?«

»Vollkommen und wir werden wohl vieler Tage bedürfen, bis wir unsere Herzen ganz ausgeschüttet, denn es hat sich etwas Viel darin angesammelt – meinen Sie nicht auch?«

Sie nickte ihm liebevoll lächelnd zu und wie damals, als sie ihm das Medaillon mit ihrem Bilde schenkte, das er auch heute, wie sie sogleich gesehen, an seiner Uhrkette trug, sank ihr schöner Kopf auf seine Schulter und so lag sie lange, sprachlos und doch namenlos glücklich, denn nun erst ward sie sich immer mehr und mehr des unsäglichen Glücks bewußt, abermals so unverhofft den besten Freund und Berather ihres Lebens in dieser stillen Bergeinsamkeit wiedergefunden zu haben.



Eine Stunde, die dem von Trauer und Schmerz erfüllten Herzen oft eine Ewigkeit in sich zu schließen scheint, war den beiden Glücklichen, die ja noch dazu auf ihrem Lieblingssitz saßen, wie im Fluge vergangen; als sie aber diese Zeit hindurch ihren überfüllten Herzen freien Lauf gelassen, über alles Geschehene und jetzt Vorhandene ihre Seelen erleichtert hatten, ohne bisher von ihren geheimsten Wünschen zu sprechen, hielten sie es

für geboten, endlich in das freundliche Berghaus einzutreten, um sich nach der Wohnung umzusehen, die Wolfgang Harder noch an diesem Abend beziehen sollte. Als sie nun in der Abenddämmerung, die allmählig auch über den frei liegenden Berggipfel hereingefunken war, Arm in Arm dem Hause zuschritten, sahen sie den guten Herrn Kilian in der Thür stehen, der gar nicht wußte, wo die von ihm so verehrte Bewohnerin seines Hauses so lange geblieben, die, am Morgen dieses Tages erst angelangt, ihm von ganzem Herzen willkommen gewesen war. Aber mit welchen erstaunten Augen schaute er jetzt auf das so vertraulich daherschreitende Paar hin, das ihn mit glückseligen Mienen begrüßte, und wie verwundert war er, als er nun auch Wolfgang Harder erkannte und von ihm vernahm, daß er eben erst angekommen sei und wieder auf einige Tage, wie im vorigen Jahr, sein Gast sein wolle. Der gute Mann konnte erst gar nicht begreifen, woher diese beiden Personen so plötzlich kamen und es war ihm, wie er ihnen später sagte, einen Augenblick zu Muthe gewesen, als ob er ein Jahr lang geschlafen habe und eben erst erwacht sei, denn gerade so, wie sie jetzt vor ihm ständen, seien sie ja auch voriges Jahr über den Rasengrund gewandelt und er habe sich oft noch im Stillen, nachdem sie ihn schon lange verlassen, ihres traulichen Verkehrs gefreut.

»Aber in der Welt geht jetzt viel Merkwürdiges vor,« fügte er hinzu, »und man darf sich eigentlich über nichts mehr wundern. Alles, Alles ist so ganz anders geworden und doch ist Alles auch wieder Dasselbe geblieben.«

»Ja, da haben Sie Recht,« erwiderte Wolfgang Harder in fröhlichster Weise, »wir wenigstens sind ganz Dieselben geblieben und hoffentlich Sie auch, nicht wahr?«

»O ganz gewiß! Aber, mein guter Herr Harder, denken Sie wohl noch daran, was ich Ihnen gesagt, als Sie voriges Jahr so traurig von meinem Berge schieden? Habe ich Ihnen nicht prophezeit, daß die Sehnsucht Sie bald wieder dahin führen würde? O, ich weiß es ja, wer einmal hier bei mir glücklich gewesen ist, kommt immer wieder und das hat mir ja nun nicht nur die gnädige Frau, sondern auch Sie haben es bewiesen. Doch nun, wie steht es mit Ihrem Zimmer – wollen Sie das alte vom vorigen Jahr auch diesmal beziehen? Es steht leer und Sie werden noch Alles darin finden, wie Sie es damals verlassen haben. Die gnädige Frau ist auch wieder in ihre alte Wohnung gezogen und hat sie von ganzem Herzen willkommen geheißen, wie ich wohl bemerkt.«

»Gern, mein lieber Herr Kilian,« erwiderte Wolfgang Harder, »mein altes Zimmer wird mir das liebste sein, und so sind wir ja Beide gleich im ersten Augenblick zu Hause. Doch wie steht es mit Ihren übrigen Gästen? Haben Sie viele hier und wer sind sie?«

Herr Kilian lachte.

»O,« sagte er, »viele sind es leider für mich noch nicht, aber für Sie ist es vielleicht gerade die beste Zahl. Außer der gnädigen Frau und ihrem Diener sind nur noch vier Personen anwesend und die werden Sie gewiß nicht viel stören. Das eine Pärchen hat sich erst vor drei Tagen verheirathet und genießt bei mir seine Flitterwochen. Na,

die beiden jungen Leute haben genug mit sich selber zu thun. Und die beiden Anderen sind ein Lehrer und sein Schüler aus Coburg, die aber schon morgen wieder hinunter gehen werden. So gehört mein lustiges Reich Ihnen fast allein und dies Mal, hoffe ich, werden Sie mich Beide nicht wieder so schnell und traurig verlassen, wie das vorige Mal.«

»Nein, ganz gewiß nicht,« entgegnete Wolfgang Harder, »und nun lassen Sie mich nur einen Schritt in mein Zimmer thun. Ich sehne mich danach, es wiederzusehen. Hat der Träger aus dem Gasthof unten meine Reisetasche gebracht?«

»Ah, das war also die Ihre! Ja, sie ist schon lange hier und soll bald wieder bei Ihnen sein. Bitte, treten Sie näher.«

Einen Augenblick darauf hatten Irene und Wolfgang Harder die alte knarrende Treppe erstiegen und traten in das gemüthliche Zimmer ein, welches der Letztere früher bewohnt. Er blickte sich nur flüchtig darin um, zufrieden, noch Alles beim Alten zu finden, dann aber begleitete er Irenen in das ihrige, das auch noch seine ganze Traulichkeit bewahrt hatte und nicht das Geringste verändert zeigte.

Als sie aber hier angekommen waren, wandte sich Irene rasch zu ihm und sagte:

»Lassen Sie uns zuerst, noch ehe wir an uns denken, auch einem Anderen eine Freude bereiten. Benjamin, mein alter treuer Benjamin ist ja diesmal mein einziger Reisebegleiter und er hat bis jetzt keine Ahnung, daß Sie

hier sind. Wie sollte er auch? Sie sind ja wie der flüchtige Wind aus einer unbekanntem Gegend gekommen. Soll ich ihn nun nicht rufen, damit er auch glücklich werde, wie wir?«

Wolfgang Harder nickte freudig und einen Augenblick darauf hatte sie die Glocke gezogen. Wenige Minuten später öffnete sich die Thür und Benjamin, eine brennende Lampe in der Hand tragend, trat in das Zimmer, um seiner gnädiger Frau, wie er jeden Abend auch hier that, das Licht zu bringen. Aber wie erstaunte er, als er sie nicht allein, sondern einen so fein gekleideten Herrn, der ihm im ersten Augenblick fremd erschien, in ihrer Gesellschaft fand. Doch da rief dieser ihn bei seinem Namen und nun hatte er ihn auf der Stelle an der Stimme erkannt. Beinahe aber hätte er vor Schreck die Lampe, die er noch immer in der Hand hielt, zu Boden fallen lassen, und als er sie zitternd auf den Tisch gestellt, schlug er beide Hände zusammen und rief, unwillkürlich in Thränen ausbrechend:

»Herr Harder! Sie hier! O mein Gott, wie ist das nur möglich, da wir Sie erst in fünf Tagen in der Rabenburg erwarteten und Niemandem sagten, daß wir hierher gereist sind?«

Wolfgang Harder gab ihm den nöthigen Aufschluß und begrüßte nun den alten Mann mit der früheren Herzlichkeit, und es dauerte ziemlich lange, bis derselbe Alles erfahren hatte, was er gleich im ersten Augenblick zu wissen wünschte.

»Ach,« sagte er zuletzt, »also so hängt es zusammen! Der Zufall hat Sie wieder hierhergeführt. O, was man doch nicht Alles in dieser wunderbaren Zeit erlebt, und man hätte darauf schwören sollen, daß Sie gewußt haben, daß die gnädige Frau hier oben ist. Ah, nun weiß ich aber auch, warum ich so lange mit dem Thee auf Sie warten mußte. Wollen Sie ihn denn jetzt nicht zusammen trinken? Ich werde gleich noch ein Couvert auflegen und in wenigen Minuten soll Alles und Alles bereit sein.«

»Ja, da hast Du wieder Recht,« nahm nun Irene das Wort, »unser lieber Reisender wird Appetit mitgebracht haben und heute wollen wir es uns Beide vortrefflich schmecken lassen.«

Zehn Minuten später hatten sich Irene und Wolfgang Harder in den alten traulichen Speisesaal begeben, wo ihnen Herr Kilian und Benjamin an einem abgesonderten Tische, demselben, wo die beiden Freunde voriges Jahr so oft gemüthlich und doch auch ernst geplaudert, die Tafel bereitet, denn Herr Kilian sowohl wie Benjamin konnten sich nach Allem, was sie sahen und hörten, wohl denken, daß die beiden Herrschaften sich viel zu sagen haben möchten, was Andere nicht zu hören brauchten, und Beide dankten ihnen im Stillen, daß sie ihnen ihren Wunsch so klüglich abgelauscht.

So saßen sie denn bei der abendlichen Tafel und nie hatte ihnen der Wein, den sie jetzt zusammen statt des Thees tranken, so gut gemundet, wie in dieser Stunde. Die vier anderen Gäste, die fern von ihnen an dem großen Tisch saßen, störten sie nicht im Geringsten, sie

hatten in der That genug mit sich allein zu schaffen. Bald auch entfernten sie sich aus dem Zimmer und nun blieben Irene und ihr Freund allein, um noch Einiges zu besprechen, was ihnen zunächst auf dem Herzen lag.

Während sie sich aber so gegenüberaßen und sich unterhielten, studirten sie unwillkürlich und mit einem ganz besonderen Eifer ihre Gesichtszüge, denn nun erst fiel das volle Licht der hellen Lampen darauf, denen Benjamin aus eigener Machtvollkommenheit und zur besonderen Feier des Tages noch einige Kerzen beigesellt hatte. Wolfgang Harder fand Irenen in nichts verändert, wengleich es ihm scheinen wollte, als ob der still traurige Zug, der früher bisweilen um ihre Lippen sich bemerklich gemacht und der verrätherische Zeuge ihrer geheimnißvollen Schmerzen gewesen war, bereits spurlos davon gewichen wäre. Sonst war ihr schönes, ernst nachdenkliches und süßes Gesicht mit dem innigen Blick der großen blauen Augen dasselbe geblieben, und wenn sie auch noch, wie die Sitte es verlangt, in Trauerkleidern einherging, da das erste Jahr ihrer Wittwenschaft noch nicht ganz abgelaufen war, so sprach doch ihre Miene nur das heiterste Glück aus und verjüngte ihr edles Antlitz mit jenem unvergänglichen Glanz, den dieses Glück in jedem Alter verleiht.

Dagegen fand Irene, ohne daß sie in diesem Augenblick darüber sprach, an dem Aussehen ihres Freundes Manches verändert. Der Ausdruck seines schon immer männlichen Gesichts schien ihr noch fester und viel zuversichtlicher geworden zu sein und in seinem Blick lag

ein gewisser Stolz, den sie früher nicht in diesem Grade wahrgenommen zu haben glaubte, obgleich ja sein Inneres, wie sie wohl wußte, jenen wahren edlen Männerstolz schon lange besaß, der der Ausdruck eines hochgebildeten Geistes und des Bewußtseins ist, daß der Träger desselben weit über dem gemeinen Menschenhaufen steht. Vielleicht hatten die bitteren Erfahrungen und die harten Kämpfe, denen er ein Jahr lang fast ohne Unterbrechung ausgesetzt gewesen, dieses Gepräge deutlicher hervorgehoben, aber auch die erduldeten Strapazen und das stete Leben in freier Luft bei jeder Witterung waren nicht ganz spurlos an ihm vorübergegangen. Auch seine Farbe war nicht mehr so bleich wie früher und hatte einen bräunlichen Ton angenommen, besonders aber die Art und Weise, wie er jetzt das kurzgeschnittene Haar und den üppigen Bart trug, mochten ihn in Irenens Augen beim ersten Wiedersehen ganz anders erscheinen lassen. Obgleich sie jetzt bei Tische nicht darüber sprach, so bemerkte er doch wohl an ihrer sprechenden Miene, die ihm keinen ihrer Gedanken mehr verbergen konnte, daß sie sich im Stillen damit beschäftigte, ja sie bereitete sich sogar schon insgeheim vor, ihm ihre Meinung darüber zu sagen, sobald sie ihm nur erst die Fragen alle beantwortet hatte, die er jetzt an sie zu richten begann.

Eine seiner ersten Fragen hatte sich auf die Kinder bezogen und auch hier erhielt er nur die günstigste Antwort.

»Meine Kinder,« sagte Irene mit einem sanften Lächeln, »befinden sich unter der Obhut des Herrn Striez

und Helenens Gott sei Dank recht wohl und obgleich es mir schmerzlich gewesen ist, mich nur auf wenige Tage von ihnen zu trennen, so tröstete ich mich doch damit, daß ich sie bald und dann in viel froherer Stimmung wiedersehen würde, nachdem ich erst meine erste Sehnsucht befriedigt und das Jahresfest meiner schönsten Erinnerung hier oben auf diesem Berge gefeiert hatte. Nun aber soll diese Trennung nicht einmal so lange dauern, als ich es festgesetzt. Noch heute Nacht werde ich an Helene schreiben, daß sie ohne Zögern verschiedene Koffer packt und mit den Kindern hierherkommt. Und damit sie nicht allein die Reise zu machen brauchen, soll Herr Striez sie begleiten und er kann sich dann auch einmal ein paar Tage unsern lieben Berg betrachten und mit uns in stiller Zurückgezogenheit gemüthlich leben. Ich setze nämlich voraus,« fügte sie mit leichtem Erröthen hinzu, »daß Sie geneigt sein werden, mit mir noch einige Zeit hier oben zu verleben, denn nun drängt es Sie ja wohl nach der Rabenburg nicht mehr so sehr, wie vor einigen Tagen.«

Wolfgang Harder reichte ihr über den Tisch die Hand hin und drückte die ihrige warm.

»Sie sprechen damit nur einen Wunsch aus,« sagte er, »den ich schon im Stillen gehegt habe. Nein, nach der Rabenburg zieht es mich nun nicht so sehr, da ich ja Alles hier oben gefunden habe, was mir dieselbe kurz vorher im rosigsten Licht erscheinen ließ. Lassen Sie uns getrost in unserm stillen Asyl einige Zeit verweilen und erst wenn die Kinder da sind, wollen wir berathen, wie lange

wir hier bleiben und wohin wir zunächst unsere Schritte richten wollen.«

»So sind wir ja wieder ganz einig; und gerade die Stille, die hier herrscht und die Abgeschiedenheit von aller Welt, die uns umgiebt, wird ja wohl den Rest der Unruhe beschwichtigen, die nothwendig unsere Seelen erfüllen muß, nachdem wir so lange in Sorge und Herzeleid von einander geschieden gewesen sind.«

Sie lächelte ihn bei diesen Worten liebevoll und doch halb verschämt an, er aber verstand sie wohl und um sie auf andere Gedanken zu bringen, fragte er nur noch, wie es Helenen gehe und ob sie sich, wie wohl zu erwarten, mit ihrer alten Willfährigkeit in die neue Lage der Dinge gefunden habe.

»O,« erwiderte Irene nach einigem Zögern mit freudigem Ausblick, »Helenen geht es ebenfalls recht gut und ich habe in Wahrheit eine treue und aufrichtige Freundin in ihr gefunden. Natürlich hat sie sich mit Ergebung in Alles gefügt, was über uns ergangen ist, und sie ist sogar seit längerer Zeit viel heiterer geworden als sonst und giebt sich nicht mehr so oft ihren mich früher bisweilen beunruhigenden Grübeleien hin. Ich habe häufige und lange Gespräche mit ihr über alle unsere Verhältnisse geführt, habe die Vergangenheit und die Zukunft vor ihren Geist gestellt und sie hat sich mir dabei stets als das edle und treue Geschöpf erwiesen, für das ich sie vom ersten Augenblick an gehalten habe. So ist sie mir in Wahrheit eine fast unentbehrliche Freundin geworden

und – wenn meine Wünsche auch in Bezug auf ihre Person erfüllt werden, wovon ich jetzt noch nicht mit Ihnen reden will, so hoffe ich, soll sie mir erhalten bleiben, wenigstens soll sie nicht ganz aus dem Kreise verschwinden, den ich – eben in der Zukunft – um mich zu ziehen gedenke.«

Nach diesen Worten, die für Wolfgang Harder manches Räthselhafte enthielten, wozu er jedoch in wenigen Tagen den Schlüssel erhalten sollte, trat eine kurze Pause in ihrem Gespräch ein, die durch Benjamin unterbrochen wurde, der etwas hastig hereintrat und, als er sah, daß die Abendmahlzeit seiner Herrschaft längst beendet war, sagte:

»Gnädige Frau, Sie gestatten mir wohl eine gutgemeinte Bemerkung, aber ich finde es in diesem Zimmer, auf das den ganzen Tag die Sonne gebrannt hat, fast unerträglich schwül. Sie sollten einmal in's Freie hinauskommen und noch einen Augenblick die frische Luft genießen. So schön, wie der Sternenhimmel heute ist, haben wir ihn in der Rabenburg selten gesehen, und Sie lieben es ja so sehr, kurz vor Schlafengehen noch einen angenehmen Spaziergang zu machen. Ich habe dazu auch schon ein warmes Tuch für Sie mitgebracht und Sie werden gewiß Ihre Freude an der himmlischen Nacht haben, die draußen auf der ganzen Natur liegt.«

Dieser freundlichen Aufforderung konnte weder Irene noch Wolfgang Harder widerstehen und sie erhoben sich auf der Stelle, obgleich es schon sehr spät geworden und fast alle Bewohner des stillen Berghauses bereits zur

Ruhe gegangen waren. Nachdem aber Irene das ihr umgelegte Tuch dankend angenommen, begab sie sich mit dem Freunde in's Freie und in der That fanden sie die Aussage des alten Dieners in allen Punkten vollkommen bestätigt.

Es war eine lauwarne Nacht, die sie umfing, und der unermeßliche Sternenhimmel lag klar wie ein mit goldenen Blüthen besäeter Teppich auf der ruhig und sanft schlummernden Erde. Still war die Luft ringsum, kein Blättchen bewegte sich, keines lebendigen Geschöpfes Stimme ließ sich mehr vernehmen und die verschwiegene halbe Mondsichel thronte, die dämmerhelle Nacht mit ihrem zauberischen Licht beleuchtend, am weit ausgedehnten Horizont, als wolle sie dem glücklichen Paare nur noch eine gute Nacht sagen, bevor auch sie sich hinter den Bergen zur Ruhe begab. Gerade vor ihnen stand auch diesmal der große Bär, Wolfgang Harder's Lieblingsgestirn, und er deutete sogleich darauf hin, als er mit Irenen in's Freie trat.

»Ja,« sagte sie, »ich sehe ihn wohl und er ist mir auch diesmal treu. O, wie oft habe ich in stiller Nacht zu ihm emporgeblickt, als Sie fern waren, in Kampf und Streit, und wie lebhaft habe ich dabei an Sie gedacht, da ich ja wußte, daß auch Ihre Augen oft auf seinem schönen Glanze weilten. O, nun geben Sie mir Ihren Arm wie sonst und lassen Sie uns recht mit Bewußtsein die herrliche Stunde genießen und damit den schönen Tag schließen, der uns so unverhofft wieder zusammengeführt hat. O mein Gott, welche süße Ruhe herrscht um uns her und

welcher Friede ist mit einem Male auf die vor so kurzer Zeit noch so friedlose Welt herabgesunken! Ach, wie hat mein Herz geblutet, als der Krieg ausbrach und ich Sie aus meinem stillen Zimmer fort mit in denselben ziehen sah! Freilich, da wußten wir noch nicht, was er in seinem Gefolge haben würde, aber nun wissen wir es: das große Unglück war durchaus nöthig, um uns zu unserm größeren Glück zu verhelfen. Ach, wie kurzsichtig ist doch der Mensch und wir sollten wirklich das Zagen endlich lassen, wenn uns einmal eine trübselige Stunde heimsucht. Meinen Sie nicht auch?«

»Gewiß meine ich es, aber wer weiß immer, ob das Unglück zum Heil ausschlägt, und so sind des armen Menschen Befürchtungen doch oft auch gerechtfertigt, und unsere waren es damals gewiß. Gott allein hat unser Schicksal so glücklich gewandelt und was Gott in seinem unerforschlichen Rathschluß beschließt, können wir niemals vorhersehen.«

»Freilich nicht. Doch nun wollen wir uns nicht mehr mit der traurigen Vergangenheit beschäftigen und uns lieber der Gegenwart hingeben, die uns heute nur noch wenige Minuten zusammenhält. – Wissen Sie,« fuhr sie nach einer Weile fort, während sie langsam über den weichen grünen Moosteppich auf der Plattform vor dem stillen Hause dahinschritten, »daß ich Sie vorher recht genau betrachtet habe, als wir bei Tisch saßen?«

»O ja, ich habe es wohl bemerkt,« sagte Wolfgang Har-der, im Stillen lächelnd, »und Sie haben mich recht verändert gefunden, nicht wahr?«

»Aufrichtig, ja. Sie scheinen mir ein ganz anderer Mann geworden zu sein und doch sind Sie im Ganzen völlig unverändert. Sie sind viel kräftiger und stärker geworden, wie mich dünkt.«

»Dann haben Sie Recht und es ist das nur zu natürlich. Die Uebung macht den Meister, pflegt man zu sagen, und ich habe mich in Wahrheit ein wenig mehr als sonst geübt. Tag und Nacht unter freiem Himmel zu liegen, alle Stürme und Witterungswechsel ungeschützt über sich ergehen lassen zu müssen, seine Kräfte jeden Morgen von Neuem zu stählen und Hand und Fuß ohne Unterlaß zu regen, muß einem sonst gesunden Körper wohlthätig sein, wenn es auch bisweilen Mühe und Anstrengung genug gekostet hat.«

»Ich glaube es wohl. Aber Sie kamen mir, als ich Sie zuerst bei Licht sah, ganz anders vor als früher,« fügte sie liebevoll lächelnd hinzu, indem sie sich fester an seinen Arm schmiegte.

»Auch ich glaube das. Der Bart und das Haar stellt sich in anderer Weise dar und Sie haben das nicht wieder in mir gefunden, was ich war, als ich Sie verließ.«

»Ja, ich suchte immer in Ihnen den Geistlichen und ich konnte ihn nicht wieder finden.«

»Ah, ist es das? Nun ja! Der Geistliche ist in das Innere zurückgekehrt und äußerlich ist nur der gewöhnliche Mensch geblieben, der ich immer war.«

»Der gewöhnliche Mensch! Wie Sie das sagen! Ich bin in der That mit *diesem* gewöhnlichen Menschen zufrieden und, aufrichtig gesagt, Sie gefallen mir heute eben so wie

sonst, obgleich Sie sich eben anders darstellen. Aber ich werde mich auch darein bald gefunden haben und morgen werde ich es kaum noch wissen, wie das Bild des Mannes aussah, der mich vor einem Jahre verließ, und nun thut es mir leid, daß ich mir blos innerlich und nicht auch äußerlich ein Bild davon aufbewahrt habe.«

»Diesem Leide kann ich bald abhelfen,« versetzte Wolfgang Harder heiter. »Sie sollen ein Bild von mir haben, das mich als Geistlichen darstellt, wie ich damals war,« als ich von Ihnen schied. Ich besitze es jetzt und habe es in der bestimmten Ahnung anfertigen lassen, daß – ich einmal nicht mehr als solcher vor der Welt erscheinen würde.«

»O, wie dankbar bin ich Ihnen dafür! Das war ein vortrefflicher Gedanke, und mit diesem Dank will ich meinen heutigen Tag beschließen, denn Sie werden, nachdem Sie die vorige Nacht nicht geschlafen, wie Sie mir gesagt, dann in der Hitze so weit gereist sind und zum Schluß den beschwerlichen Bergweg zurückgelegt haben, müde sein.«

»Ich bin es auch, aber trotzdem bedürfte ich des Schlafes nicht, wenn ich Sie an meiner Seite habe.«

»O nein, sagen Sie das nicht. Wir wollen lieber Beide unsere Kräfte bis morgen aufsparen und dann mit neuer Lust den Tag von Neuem beginnen. Kommen Sie und lassen Sie uns unsere Zimmer aufsuchen.«

Sie führte ihn dem Hause entgegen, wo Benjamin schon ihrer harrte und bald hatten sie sich eine gute Nacht gewünscht und ihre Zimmer erreicht, um, wenn

nicht mit einander zu reden, doch von einander zu träumen, denn daß ihr beiderseitiges Bild von jetzt an unzerstörbar in ihren Herzen wohnte, und alle Gedanken des Einen sich mit dem Anderen beschäftigten, das wußten sie, obgleich sie es sich auch heute noch nicht gesagt, da die Freude des unverhofften Wiedersehens zu groß gewesen war, um ihr Inneres einander ganz aufzuschließen und das zur Sprache zu bringen, was allein noch nöthig war, um ihr Glück vollkommen zu machen.

NEUNTES CAPITEL. EINE FRAU VON ADEL.

Ja, nachdem unser Freund in der vergangenen Nacht vor innerer Unruhe und Freude kein Auge geschlossen, den Tag über bei großer Hitze gereist war und zuletzt einen beschwerlichen Fußmarsch zurückgelegt hatte, hätte er wohl ein Recht gehabt, müde zu sein, allein zum ruhigen, müßigen Liegen ohne Denken, geschweige denn zum Schlafen, war er auch in dieser Nacht nicht im Mindesten aufgelegt. Dazu pochte sein Herz zu ungestüm, dazu war es zu voll, zu selig, und der höchste Genuß für ihn war, nur immer von Neuem zu denken, daß er sie wiedergesehen, daß er sie wieder besaß, die im ganzen letzten Jahre seines Herzens, seiner Seele, seines Geistes einziges Ziel gewesen war.

So legte er sich denn auch jetzt noch nicht zur Ruhe, sondern, nachdem er es sich nur etwas bequem gemacht, ging er, alles neu Erlebte in die Erinnerung zurückrufend, nach allen Seiten überlegend, im Zimmer hin und her oder er stand am geöffneten Fenster, um nach

dem von goldenen Funken sprühenden Himmelszelt emporzublicken und Gott aus inbrünstiger Seele zu danken, daß er ihm diese glückliche, diese selige Nacht aufgespart. Nein, einen solchen Abend, wie er ihn heute erlebt, hatte er jetzt und hier noch nicht erwartet und nicht erwarten können und wir wissen es ja, daß, wie die Sorge den ermüdeten Körper und den bedrückten Geist oft nicht zur Ruhe kommen läßt, auch die Freude dasselbe thut, nur daß sie den Geist nicht trübe stimmt, vielmehr durch ihn und seine Heiterkeit auch auf den Körper ihren wohlthätigen Einfluß übt.

Während er aber so ruhelos in seinem Zimmer hin und her ging oder in die Pracht der lieblichen Sommernacht hinaussah, saß Irene eben so lebhaft beschäftigt am Schreibtisch und goß ihr übervolles Herz in einem langen Brief an Helene aus. Nachdem sie ihr erzählt, was ihr heute Wunderbares und Seltsames auf dem alten Zauberberge begegnet, theilte sie ihr ihren Wunsch mit, daß sie mit den Kindern und Herrn Striez ohne Zeitverlust dahin aufbrechen solle, und da der Hausmeister den Thurmberg schon früher einmal selber bestiegen, den Weg dahin also kannte, so konnte ja die Reise für sie und die Kinder keine besondere Schwierigkeit haben. Schließlich bat sie sie noch, sich von vornherein auf eine längere Abwesenheit von Hause gefaßt zu machen und deshalb Alles für sich und ihre Begleitung mitzubringen, was sie während einer größeren Reise bedürfen könnten.

Erst als sie diesen Brief zu Ende gebracht, der schon am nächsten Morgen in aller Frühe seinem Ziele zugesandt wurde, glaubte sie ihre heutige Pflicht ganz erfüllt zu haben und nun erst gehörte sie sich selbst an und gab sich ihren wonnigen Gedanken und Empfindungen hin. Als sie aber dann, lange nach Mitternacht, ihr Lager aufsuchte, konnte sie doch noch nicht einschlafen, denn es war zu viel, was ihr durch Kopf und Herz ging und sie konnte es beim besten Willen nicht so rasch bewältigen. Endlich jedoch kam ein kurzer, aber um so süßerer Schlummer über sie, und daß ein gütiger Traumgott sie besucht, bewies ihr das selige Erwachen, mit dem sie schon am frühen Morgen die wunderbar klaren Augen aufschlug. Wie, hatte schon jemals ein solcher Morgen in ihr Dasein geleuchtet? War die Sonne jemals so strahlend über den blauen Bergen in der Ferne aufgegangen und hatte eine so schöne Welt mit ihrem Glanz erfüllt? Nein, sie wenigstens konnte sich eines solchen Morgens nicht erinnern und so vermochte sie nur noch, ehe sie sich erhob, inbrünstig Gott für alle Segnungen zu danken, die er jetzt so reichlich über ihr Haupt gestreut, das so viele Jahre kummervoll unter eine schwer erträgliche Last gebeugt worden war.

Und mit welcher Hast und Freude kleidete sie sich an, um sich auf das Wiedersehen vorzubereiten, das ihr nun in wenigen Minuten abermals bevorstand und sie von jetzt an – vielleicht für immer – in ähnlicher Weise an jedem Morgen erwartete! Ach, und wie rosig und frisch sah sie aus, als sie sich nun im Spiegel beschaute und,

wie eine liebende Frau es zu thun pflegt, wenn sie ihrem theuersten Freunde nach langer Trennung bei vollem Tageslichte zum ersten Mal entgengetreten will, jeden einzelnen ihrer Züge prüfte. Denn es ist wunderbar, das Gefühl und Bewußtsein des Glücks verjüngt und verschönt das menschliche Antlitz, wie der Schmerz und die Trauer es unvermerkt altern macht.

In einer Viertelstunde befand sie sich schon im Frühstückszimmer allein, während die anderen Gäste noch ruhig weiter schliefen, und bald nach ihr, von Benjamin benachrichtigt, daß er bereits erwartet werde, erschien Wolfgang Harder, ein stolzes Lächeln auf seinem gebräunten Gesicht zeigend, als er ihr die Hand reichte und zum ersten Mal wieder auf dem lieben Thurmberge den Morgengruß bot. –

Wir wollen indeß die nächsten Tage, welche die beiden glücklichen Menschen in der völlig ungestörten Einsamkeit auf dem Berge in voller Behaglichkeit und in unangestastetem Frieden verlebten, hier nicht genauer zu schildern versuchen. Es genüge, zu erwähnen, daß sie fast den ganzen Tag beisammen waren und sich nur spät am Abend trennten, um sich von Neuem an den folgenden Morgen zu freuen, der immer wieder durch das herrlichste Wetter begünstigt wurde und die schöne große Gotteswelt rings umher in allen ihren Reizen zeigte, wie wir sie früher schon auf diesen Blättern beschrieben haben. In diesen drei Tagen, in denen sie nur das junge Ehepaar, Benjamin und Herrn Kilian, der sich ihnen als

der aufmerksamste Wirth erwies, von Zeit zu Zeit zu sehen bekamen, hatten sie Muße genug sich gegenseitig zu erzählen, wie ihnen das Leben während ihrer Trennung verflossen war, und daß dabei auch manches Ernstliche, ja Schmerzliche zur Sprache kam, liegt in der Natur der Sache und den Verhältnissen begründet, denen sie unterworfen gewesen waren.

Irene freilich hatte von Beiden am wenigsten zu berichten. Sie war ohne jede Unterbrechung mit Helene und den Kindern, mit Herrn Striez, Benjamin und den übrigen Hausdienern auf der Rabenburg allein gewesen und hatte die erste Zeit in namenlosem Bangen, die spätere oft mit trübem Leid, den letzten Abschnitt dagegen in freudiger Hoffnung zugebracht, ohne, mit Ausnahme des neuen jungen Geistlichen in Rabenbrück, viel von Besuchen von außen her gestört zu werden. Ihr köstlichster Zeitvertreib war die Abfassung ihrer zahllosen Briefe an Wolfgang Harder gewesen und ihr höchster Genuß, wenn in der letzten Zeit fast täglich einer der seinigen kam, der ihr von seinem Wohlergehen die treuste Kunde brachte.

Viel mehr dagegen hatte ihr der Freund zu erzählen, und daß sie seinen Berichten über alle einzelnen Vorfälle seines Kriegszuges, den er so ehrenvoll bestanden, ein aufmerksames Ohr schenkte und jedem seiner Worte mit athemloser Spannung folgte, war nur zu natürlich. Als er aber endlich damit fertig war, bat sie ihn mit schmeichelnder Stimme, ihr nun auch das so tapfer errungene Kreuz zu zeigen, und als er es herbeiholte und in ihre Hände legte, küßte sie es und heftete es dann selbst an

seine Brust, mit der herzlichen Bitte, es von nun an auch vor ihren und aller Menschen Augen zu tragen, und er versagte ihr dieselbe nicht, die ja in diesem Fall nur aus der so wohl berechtigten Eitelkeit eines liebenden Weibes entsprang.

So viel und lange sie sich aber auch in diesen Tagen über alle ihre Verhältnisse aussprachen und dabei einen genauen Einblick in den Umfang ihrer beiderseitigen äußeren Glücksgüter erhielten, so war doch über das, was zumeist ihr ganzes Innere erfüllte noch kein Wort gefallen. Mochte es sein, daß sie sich nur darum noch nicht gesagt, daß sie sich liebten, weil sie es im Stillen nur zu gewiß wußten, oder war noch ein anderer Grund vorhanden, der vielleicht in dem Zartgefühl Beider in Anbetracht des erst vor Kurzem erfolgten Todes des Grafen Brandhorst wurzelte, oder war ihnen etwa auch die Gelegenheit noch nicht günstig dazu gewesen, genug, bis jetzt war das eine süße Wort noch nicht gesprochen, was sie über ihre fernere Zukunft und deren Gestaltung aufgeklärt hätte, und doch war gewiß in Beiden der lebhafteste Wunsch vorhanden, daß es geschehen möge, noch ehe Helene mit den Kindern kam, wo sie dann weniger allein waren und sich nicht so wie jetzt mit ganzer Hingebung einander widmen konnten.

War es indeß der Zufall oder lag, wenigstens auf Wolfgang Harder's Seite, eine bestimmte Absicht dabei zu Grunde, gerade am letzten Tage, bevor man die Ankunft der Lieben aus der Rabenburg erwarten konnte, sollte dies Wort dennoch gesprochen werden und wir,

die wir es als unsere Aufgabe betrachtet, dem Leser die Entstehung der süßen Leidenschaft Beider, ihre Kämpfe und ihre Schmerzen, aber auch ihre unschuldigen Freuden zu schildern, dürfen es wohl unternehmen, denselben auch bei dieser ihrer längst ersehnten Unterhaltung einen theilnehmenden Zeugen sein zu lassen.

Es war am Donnerstag, den 29. Juni, und der Morgen war prachtvollen klarer denn je angebrochen. Ohne ein einziges Wölkchen zu zeigen, breitete sich der Himmel in seiner reinsten Bläue über den schönen Fleck des theuren Vaterlandes aus, auf dem Irene und Wolfgang Harder im Augenblick weilten, und die weite Welt, so bunt in allen Farben prangend, lag klar überschaulich vor ihren Augen. In tief bläulichen Massen hoben sich die zahllosen Berge, die den Thurmberg umschlossen, von dem viel lichter gefärbten Himmel ab und der Horizont war heute so groß und von jedem Nebelstreifen befreit, wie man ihn selten von einer so bedeutenden Höhe zu dieser Jahreszeit sieht. Die ganze Natur schien noch in süßem Schlummer zu liegen, wenigstens regte sich nichts in ihr. Lautlos standen die Tannen im weiten Kreise um das einsame Berghaus, lautlos ruhte der tiefer liegende grüne Wald unter dem warmen Strahl der Sommersonne. Nur ein frisch kühlendes Lüftchen, von Osten her heranziehend, fing sich allmählig an zu erheben, und da begannen die Nadeln der alten Tannen leise zu flüstern und zu rauschen, um jene liebliche Musik zu erzeugen, die ein die Natur liebendes Herz stets mit wonnigem Behagen erfüllt.

Irene und Wolfgang Harder hatten sich vorgenommen, heute einmal in aller Frühe einen recht weiten Spaziergang zu unternehmen, den Wald nach allen Richtungen zudurchstreifen und von den höchstgelegenen Punkten desselben aus die ganze Umgegend mit ihren Blicken zu durchforschen.

So waren sie denn schon um sieben Uhr Morgens, gleich nach dem Frühstück aufgebrochen, Beide zum Klettern im Bergwalde gerüstet, mit Bergstöcken versehen und innerlich zu einem recht tüchtigen Marsche aufgelegt. Benjamin, als er sie Arm in Arm, wie sie immer gingen, das Haus verlassen sah, schaute ihnen nach, bis sie hinter den nächsten Bäumen verschwunden waren, dann aber lächelte er still in sich hinein, nickte zufrieden und wollte sich eben in das Haus zurückbegeben, als er Herrn Kilian hinter sich stehen sah, der, bisher von ihm unbemerkt, auch ein stiller Beobachter des Paares gewesen zu sein schien.

»Herr Miller,« redete der Wirth ihn an, »Sie müssen mir meine Naseweisheit nicht übelnehmen, aber endlich können Sie mir doch wohl sagen, was ich schon lange zu wissen wünsche.«

»Was wollen Sie denn wissen, lieber Herr Kilian?« fragte Benjamin, der schon zu errathen glaubte, was er sogleich hören würde.

»Ja, sehen Sie mal, Sie wissen ja, wie lieb mir diese beiden Herrschaften sind, die da eben so traulich in den Wald gingen, aber Eins ist mir noch immer unbekannt und es drückt mir beinahe die Seele ab, bis ich es weiß.

Sind sie denn mit einander verwandt oder wollen sie es werden? Das, guter Herr Miller, können Sie mir doch gewiß jetzt anvertrauen.«

Benjamin lächelte schlau.

»Na,« sagte er, »Ihre Frage ist so naseweis gerade nicht, aber genau kann ich sie Ihnen auch nicht beantworten. Ich selbst und wir Alle, die wir die Frau Gräfin so herzlich lieben – denn Sie wissen ja jetzt, daß sie seit einem Jahr die Wittwe des im Felde gefallenen Grafen Brandhorst ist – wünschen sehr, daß diese beiden Herrschaften mit einander verwandt werden, aber bis jetzt sind sie es noch nicht; ich denke mir aber, daß sie nur den Ablauf des Trauerjahres abwarten wollen, das nun bald vorüber ist, um ihre – Verwandtschaft der ganzen Welt zu verkünden und dann werden Sie gewiß einer der Ersten sein, der es erfährt.«

»O, ich danke Ihnen für diesen Bericht,« erwiderte Herr Kilian außerordentlich vergnügt; »aber wie ist es denn, sie haben sich doch schon voriges Jahr hier getroffen?«

»Gewiß, das war jedoch ein reiner Zufall, mir können Sie es schon glauben, obgleich sie schon seit siebenzehn Jahren mit einander bekannt sind.«

»Seit siebenzehn Jahren? O, das ist eine lange Zeit. Aber die Frau Gräfin scheint in ihrem Witwenstande viel glücklicher zu sein, als sie es voriges Jahr war – oder habe ich mich darin geirrt?«

Benjamin machte ein bedenkliches Gesicht.

»Das sollten Sie eigentlich nicht sagen,« versetzte er nach längerem Besinnen, »aber da Sie es doch bemerkt haben, so will ich Ihnen vertrauen, daß Ihre Bemerkung eine richtige ist. Die Frau Gräfin war früher sehr unglücklich, und das war gewiß nicht ihre Schuld. So gönnen Sie ihr denn ihr jetziges endliches Glück und freuen Sie sich mit mir, daß es hoffentlich bald noch größer wird.«

»O, ich gönne es ihr ja von ganzem Herzen, und nun bin ich alle meine Sorgen über die beiden Herrschaften los, die mich oft gequält, namentlich als ich sie voriges Jahr am Ende ihres Aufenthalts bei mir so untröstlich und traurig sah.«

»Still! Sprechen Sie darüber lieber nicht; auch ich bemühe mich, die angstvollen Zeiten zu vergessen, die wir glücklicher Weise hinter uns haben und möchte nicht mehr daran erinnert werden. Wenn mich aber nicht Alles täuscht – und das sage ich Ihnen im höchsten Vertrauen – werden wir heute noch ein paar sehr glückliche Menschen im Hause haben, denn – denn mit einem solchen Gesicht wie vorher habe ich sie noch nie zusammen in den Wald gehen sehen.«

»Na, das soll ein Wort sein,« rief Herr Kilian freudig aus, »und es ist mir lieb, daß Sie mir das sagen. Dann will ich einmal gleich in die Küche gehen und nachsehen, ob wir ihnen auch einen guten Schmaus heute Mittag vorsetzen können; weiter kann ich als armer Wirth des Thurmberges ihnen nichts Gutes thun, aber das wenigstens soll nach Kräften geschehen.«

»Haben Sie auch recht guten Champagner, lieber Herr Kilian?« fragte Benjamin mit listig blinzelnden Augen, als der Wirth ihn schleunigst verlassen wollte. »Die Frau Gräfin trinkt ihn so gern und heute –«

»Seien Sie außer Sorge, Herr Miller, ich habe das Beste im Keller, was es giebt, denn auf solche Fälle muß ich in meiner Eremitage immer vorbereitet sein, es kommt dergleichen hier ja so oft vor. Geben Sie mir nur einen Wink, wenn es Zeit ist, dann soll er mit Windes Eile und eiskalt auf dem Tische stehen.«



Unterdessen waren die beiden Spaziergänger schon weit in den Wald vorgedrungen, waren bergauf und bergab gestiegen und hatten manchen schönen Zielpunkt erreicht, von wo sie die herrlichste Fernsicht genossen.

Aber es war seltsam – sonst so gesprächig und in lebhaftester Unterhaltung begriffen, waren sie heute auf dem ganzen Wege viel stiller gewesen und Jedes von ihnen schien mit ernstem Nachdenken beschäftigt zu sein. Sie merkten es auch Beide wohl, Keiner aber wollte den Anderen nach der Ursache fragen und so setzten sie ihren mitunter recht mühsamen Weg langsam fort, bis sie in eine stille, an einem tiefen Abhang gelegene und rings von einem Kranz alter Tannen umgebene Lichtung kamen, in deren Mitte, an ein dichtes Haselnußgebüsch sich lehrend, zwei kleine Steine neben einem großen erratischen Block lagen, die alle drei mit weichem Moos überzogen

waren und den lieblichsten Platz zum Sitzen boten, zumal sie von dem Gebüsch, hinter dem die Sonne stand, tief beschattet blieben.

»Wollen wir uns hier ein Weilchen ruhen?« fragte Wolfgang Harder und sah die etwas erhitzte Freundin mit seinem herzlichen Seelenblick an. »Eine schöne Aussicht bietet uns dieser Platz zwar nicht, aber dafür soll uns die gute Einsicht lohnen, die uns ja wohl auch hier zu Gebote stehen wird.«

»Ihr Wunsch ist immer auch mein Wunsch gewesen,« erwiderte Irene freundlich, »und so setzen wir uns. So. Und nun,« fuhr sie lächelnd fort, als sie sich Beide dicht neben einander auf den Steinen niedergelassen, »da Sie mir einen kleinen Einblick gewiß auch in Ihr Inneres gestatten, werden Sie mir zuerst vielleicht sagen können, warum Sie heute so wunderbar wortkarg und nachdenklich sind. Also rasch, bedenken Sie sich nicht lange und lassen Sie mich wissen, was in Ihrem Gehirn vorgeht, das mir weniger zu ruhen als vielmehr recht ämsig zu arbeiten scheint. Wollen Sie das?«

»O gewiß!« versetzte Wolfgang Harder, seinen Hut abnehmend und auf den Moost Teppich legend, um sich die perlenden Schweißtropfen von der Stirn zu trocknen. »Aber nicht allein in meinem Gehirn geht heute viel vor, auch in meinem Herzen, und da weiß ich doch nicht, ob ich auch das vor Ihnen entlasten darf.«

»Warum denn nicht? Gehirn und Herz arbeiten bei Männern, wie Sie einer sind, in der Regel gemeinsam,

und so lassen Sie mich denn diese Ihre heutige doppelte Arbeit kennen lernen.«

»Wohlan denn! Und so habe ich zuerst eine Frage auf dem Herzen, die ich nun schon über ein Jahr mit mir herum trage und die Sie mir einst in dem Walde der Rabenburg, wie mir scheint, nicht ganz der vollen Wahrheit gemäß beantwortet haben.«

»Was ist das für eine Frage?« fragte sie mit einiger Verwunderung und nun selbst in sichtbares Nachdenken verfallend. »Ich wüßte nicht, daß ich Ihnen jemals nicht die volle Wahrheit gesagt.«

»Wir wollen es gleich untersuchen,« erwiderte Wolfgang Harder lächelnd, »aber geben Sie mir dabei Ihre Hand, und wenn Sie nicht ganz die Wahrheit sprechen, werde ich es am Zucken Ihrer Nerven spüren, denn Sie wissen ja, ich bin ein scharfer Beobachter aller inneren menschlichen Regungen und an Ihnen vor Allen entgeht mir so leicht nichts.«

Sie zog ihre Handschuhe ab, die sie heute trug, und reichte ihm mit freundlichem Blick die schöne Hand hin, die er nun bis zum Ende des Gesprächs in der seinen behielt.

»Da haben Sie sie,« sagte sie mit leise bebender Stimme, »aber nun lassen Sie mich nicht länger warten; Sie haben mich recht neugierig auf diese Frage gemacht.«

»Gut, so frage ich Sie und gehe ohne alle Umschweife direct auf die Sache los. Warum haben Sie mich voriges Jahr, als Sie so plötzlich von diesem Berge schieden, so

ganz ohne jeden Abschied verlassen? Denn die vier schönen Verse, die Sie mir sandten –, und die mich auf allen meinen Wegen während des Krieges begleiteten, können doch kaum das gewesen sein, was Sie mir mit ein paar herzlichen Worten hätten sagen können.«

Sie senkte die Augen zu Boden, fast verwirrt, denn diese directe Frage hatte sie in der That nicht erwartet. Nach einer Weile aber erhob sie sie wieder, sah ihn mit einem unendlich liebevollen Blick an und sagte mit viel leiserer Stimme als vorher:

»Muß ich Ihnen das wirklich noch sagen? Ach, ich dünkte, ich hätte Ihnen schon damals, als Sie mir zum ersten Mal diese schwer zu beantwortende Frage vorlegten, gesagt: ich hätte geglaubt, daß durch einen so abschiedlosen Abschied der Schmerz der Trennung bei uns Beiden gemindert würde, aber da Sie damit nicht zufrieden zu sein scheinen, so will ich Ihnen *heute*« – sie betonte das Wort – »wo sich unsere Verhältnisse so ganz anders gestaltet haben, noch etwas mehr sagen, was Sie vielleicht oder hoffentlich ganz befriedigen wird. Mit einem Wort: ich hatte Sie damals schon – recht lieb gewonnen – das darf ich Ihnen ja wohl jetzt ehrlich bekennen, zumal Sie damit nichts Neues erfahren – und es hätte mir in meiner damaligen entsetzlichen Stimmung das Herz abgepreßt, Angesicht gegen Angesicht von Ihnen scheiden zu müssen, ohne Ihnen irgend einen Beweis davon liefern zu dürfen oder mich gar vor Ihren so scharfsichtigen Augen zu verrathen. Ach, ich *durfte* Ihnen ja damals nicht zeigen, was in mir vorging, ich war ja nicht freie

Herrin meines Schicksals wie jetzt, ich war von Banden umschlossen, die mein Herz nicht sprechen ließen, was es empfand, und darum sagte ich Ihnen nicht mit Worten Lebewohl, die vielleicht wider meinen Willen, wenn Ihr Auge bittend auf mir ruhte, anders gelautet hätten, als ich es mir vorgesetzt. Aus demselben Grunde auch verschwieg ich Ihnen meinen Stand und Namen. Sie hätten ja leicht, wenn Sie sie gewußt, durch irgend eine Frage nach meinen Verhältnissen, an irgend einen Ihnen zufällig Begegnenden gerichtet, der mich kannte, mehr von mir erfahren können, als Sie nach meinem Wunsche wissen sollten und dadurch einen Einblick in meine traurige Lage erhalten, deren ich mich, seltsam genug, in Ihren Augen schämte, die mich, die Schuldlose, wenigstens bedrückte. Wie gesagt, ich traute darin meinem eigenen Herzen nicht und um Ihnen alle Mittel und Wege abzuschneiden, mich wiederzufinden, was ich trotzdem mit allen Fasern meiner Seele wünschte und hoffte, und um einem eben mit tiefem Herzeleid überwundenen Kampfe in Zukunft aus dem Wege zu gehen, nahm ich auch geduldig den neuen Schmerz auf meine Seele und riß mich von Ihnen los, ohne Ihnen das Bekenntniß – und sei es auch nur durch einen Blick oder eine unwillkürliche Thräne – ablegen zu müssen, daß Sie mir werther geworden wären, als Sie es mir nach Lage der Dinge sein durften. – Sind Sie mit dieser ehrlichen Antwort nun endlich befriedigt, mein Freund?«

Sie sah ihn dabei mit einem innigen Blick von der Seite an; er aber faßte ihre Hand fester und sagte, leise den Kopf schüttelnd:

»Noch nicht so ganz wie Sie es glauben mögen, wenigstens hätte ich darüber noch eine Menge anderer Fragen zu thun, doch komme ich vielleicht ein andermal noch näher darauf zurück. Allein ich danke Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit und um sie auch von meiner Seite zu erwidern, so will ich mir sogleich einen Rath von Ihnen erbitten, der mich selbst betrifft und dessen Erwägung auch Sie klar und tief in mein Inneres schauen läßt, zumal dieser Ihr Rath für meine ganze fernere Lebenslaufbahn entscheidend sein soll, die ich also hiermit ehrlich in Ihre Hände lege.«

»Wie,« rief sie in neuer Verwunderung aus, »einen Rath verlangen Sie von mir, der über Ihre *ganze* fernere Lebenslaufbahn entscheiden soll? O, da bin ich doch neugierig, noch mehr als vorher. So sprechen Sie denn!«

Wolfgang Harder sah in ihr Ange, als ob er Muth und Kraft für die Fortsetzung seiner Rede daraus saugen wolle, dann sagte er in möglichst ruhigem Ton, obgleich ihm sein übervolles Herz gewaltig schlug:

»Ich habe Ihnen schon zweimal gesagt – ach! es war einmal in einer so schönen und dann in einer so schweren Stunde in der Rabenburg – daß einst die Stunde kommen würde, wo auch an mich die Nothwendigkeit herantreten könnte, die man bei so vielen Menschen für gefährlich, wenigstens für mißlich hält, an eine Aenderung meines Berufes denken zu müssen. Diese Stunde – und

das machte mich heute so nachdenklich – ist jetzt gekommen und diese Nothwendigkeit ist mit eiserner Strenge, die mir Geist und Herz zusammenschnürt, an mich herangetreten. Ja, es bleibt mir in der Lage, in welcher ich mich äußerlich und innerlich befinde, nichts Anderes übrig, als den in meiner Jugend mit so viel Lust und Liebe, ja mit Begeisterung ergriffenen Lebensberuf aufzugeben und einen anderen zu wählen.«

Er schwieg und blickte fest in ihr auf ihn gerichtetes Auge, als ob er darin die Wirkung seiner Rede lesen wolle. Sie sollte auch nicht ausbleiben, denn in ihren Augen schimmerte plötzlich eine Thräne, sie neigte das Antlitz still vor sich nieder und indem ihre Hand die seine fester preßte, sagte sie mit kaum hörbarer und aus ihrer tiefsten Brust kommenden Stimme:

»Fahren Sie fort! Welchen anderen Beruf wollen Sie wählen?«

»Das weiß ich selbst noch nicht so genau,« fuhr er ruhiger fort, denn er hatte einen stärkeren Sturm in ihrer Seele bei dieser Mittheilung vorausgesetzt. »Aber vielleicht können Sie mir rathen. Ich vertraue Ihnen meine ganze Zukunft darin an und – beweise Ihnen damit am deutlichsten, daß ich wirklich das Vertrauen zu Ihnen habe, welches Sie einst von mir erheischten. Und das ist eben der Rath, den Sie mir heute geben sollen.«

»Ach,« seufzte sie tief auf, »wie schön ist ein solches Vertrauen, aber wie schwer ist es auch, Ihnen den rechten Rath zu geben! Warum, sagen Sie mir zuerst, wollen Sie den schönen und erhabenen Stand eines Geistlichen

aufgeben, zu dem gerade Sie so viele Fähigkeiten und alle die Eigenschaften besitzen, die man bei so vielen Geistlichen vergeblich sucht?«

»Das kann ich Ihnen ganz genau sagen. Ich gebe ihn auf, ich muß ihn aufgeben, weil ich ein gewissenhaft seine Pflichten erfüllender Mann bleiben will, weil ich fühle, daß meine Anschauung von Gott, von Christus, von den heutigen dogmatischen Lehrsätzen weit von der Anschauung Derer abweicht, die gegenwärtig den Glauben der Welt und der Menschen nach ihrer engherzigen Einsicht stempeln und regieren zu können glauben, und weil ich es nach unendlichen inneren Kämpfen müde bin, alltäglich in einen neuen Lebenskampf einzutreten und mit der Ansicht der die Gewalt habenden Stimmführer in Conflict zu gerathen. Ich will fortan, nachdem ich so viel Kampf und Streit gesehen, nur Frieden haben, mit mir selber, mit allen Uebrigen. Für mich, das fühle ich, seitdem ich Sie vor wenigen Tagen wiedersah, giebt es jetzt nur *einen* Altar, an dem ich beten kann und mag, und dieser ist für mich der köstlichste, der reinste, der erhabenste, denn einen schöneren hat Gott selbst, der Schöpfer alles Guten, nicht errichten können.«

Sie senkte, als sie diese nur halb geflüsterten Worte hörte, das Haupt noch tiefer nieder, als wage sie nicht mehr, das in Thränen schwimmende Auge zu dem Redenden zu erheben, der mit diesen einfachen und aus seinem Herzen strömenden Worten ihre ganze Seele ergriffen hatte.

»Und welcher Altar ist das?« rang es sich endlich aus ihrer hochaufathmenden Brust los.

»Das ist das Herz eines Menschen,« sagte er sanft und mit unendlicher Innigkeit und Wärme eines Menschen, den ich – liebe.«

»Und wer ist dieser Mensch?«

»Es ist ein – Weib!«

»Und wie heißt dieses Weib?«

»Wenn ich es Ihnen nennen soll,« fuhr er leiser und wo möglich noch inniger fort, so sehen Sie mich an.«

Sie hob mit einiger Mühe ihr Gesicht zu ihm empor und Beider Augen feurige Strahlen flossen und haften so fest in einander, als ob sie zusammen verschmolzen wären. Dann aber plötzlich, als wäre das die einzige Sprache, die sie jetzt noch reden könnten, öffneten sich ihre Arme und sie sanken sich Herz an Herz und ihre Lippen preßten sich fest, diesmal mit klarerem Bewußtsein als neulich, lange, lange, aufeinander.

Als sie sich aber endlich von dem wunderbaren Stauen erholten, welches einen solchen, oft wie aus den Wolken herabfallenden Vorgang begleitet und sich mit einem Lächeln, das ihre ganze Seele enthüllte, anblickten, athmeten Beide tief auf und da sagte Wolfgang Harder mit einer Stimme, die mehr ein Jauchzen war:

»Irene! Also wirklich – wir lieben uns! O, ich wußte es ja schon lange, aber erst jetzt erhalte ich die Bestätigung davon. O süßes, liebes Kind, verzeihe mir, aber es ist mir nicht mehr möglich, Dich länger mit dem fremden

Sie anzureden. Das steife Wort will nicht mehr über meine Lippen, seitdem ich Dich an mein Herz geschlossen – kannst Du es ertragen, Dich jetzt schon von mir mit dem traulichen *Du* anreden zu hören?«

»Bester, theuerster Mann!« rief nun auch sie aufjauchzend aus und umschlang ihn von Neuem, »so laß das Sie doch auf ewig für uns begraben sein, es macht mich ja unendlich glücklich, mich von Dir ›meine Irene!‹ nennen zu hören. Sage es noch einmal, ich bitte – Dich!«

»Gott sei Dank!« rief er, »Du nennst mich auch so, *meine Irene*, und – dieser schwere Augenblick, der doch so namenlos süß ist, wäre also überstanden. Aber – was sinnst Du mit einem Mal, warum blickst Du mich so zagend an?«

»Ach,« flüsterte sie und legte ihren schönen Kopf fest an seine Brust, »das ist mir Alles so neu, so himmlisch neu, daß ich mich noch gar nicht fassen kann; aber verzeih' mir, wenn ich selbst in diesem köstlichen Augenblick noch einmal in die Vergangenheit zurückkehre und mir dabei etwas recht schwer auf das Herz fällt.«

»Schwer auf das Herz? Selbst jetzt noch? Was ist denn das?«

»Ach,« flüsterte sie, wie in sich hineinsprechend, »ich habe Dich doch so gern sprechen und auf der Kanzel predigen gehört – und das soll nun für mich nie – nie mehr wiederkehren?«

»O, ist es das, weiter nichts? Dann zage nicht. Ich werde fortan, so oft sich eine Gelegenheit dazu bietet, nur

für Dich allein predigen, aber anstatt auf der Kanzel zu stehen, werde ich dabei zu Deinen Füßen liegen.«

»Zu meinen Füßen?« rief sie lebhaft aus. »O nein, o nein, das würde Dir nicht ziemen, mein theurer Freund, denn anbeten, wie man das nennt, darfst Du mich nicht, dazu bin ich nicht geschaffen, denn ich bin nur ein Mensch und ein schwaches Weib, mit hundert Schwächen ausgestattet, die Du ja fast alle kennst.«

»O ja,« erwiderte Wolfgang Harder, mit seinem ganzen, eben erst errungenen Seelenglück froh anlächelnd, »darin hast Du Recht: ein Mensch und ein Weib bist Du nur, und Du magst auch schwach in manchem Punkt sein, aber wisse, meine Liebe, das ist gerade, wie ich Dir schon einmal gesagt, Deine Stärke, denn die Schwächen der Weiber lieben die Männer, darauf bauen sie zumeist das in den Himmel ragende Gebäude ihres Glücks, und ein Weib, welches nur Kraft und Stärke wäre, in dessen Antlitz schon der Wille oder die Neigung thronte, kraft ihrer Stärke den Mann, also die Welt beherrschen zu wollen, würde Niemanden zur Liebe zwingen oder gar begeistern können. Darum also laß mich getrost in herzlicher Liebe und Ergebenheit vor Dir, dem *schwachen*, das heißt dem *wahren* Weibe, meine Kniee beugen und wenn ich dann so vor Dir kniee oder zur Abwechslung auch an Deinem Herzen liege oder mit Dir, wie jetzt, Hand in Hand sitze, dann werde ich Dir eine Predigt halten, wie Du sie gern hörst, das heißt, ich werde Dir reden von Gottes Allmacht und Größe, von den Wundern seiner Schöpfung, die allein existiren und an denen Niemand zweifeln kann

und zumeist von den unbegreiflichen und doch süßesten Wundern, die er in des Menschen Herz gelegt hat, so daß sie in einander aufgehen und sich ergänzen, wie wir in einander aufgehen und uns ergänzen. Und Du wirst mir zur Belohnung etwas Anderes und eben so Schönes schenken, Du wirst mir Deine Hoffnung, Deinen Glauben einflößen, daß es ein Wiedersehen, nicht nur auf dieser Welt, sondern sogar auch nach dem Tode in einer besseren Welt giebt. Sieh, das glaubte ich, wie Du weißt, früher nicht, jetzt aber, durch den Umgang mit Dir belehrt und durch Deinen Glauben erhoben, glaube ich es schon mehr, besonders nachdem ich Dich nach geistigem Tode im glücklichen Leben wiedergefunden. Aber ach, glaube mir, diese bessere Welt, die so Viele erst nach dem Tode erwarten, existirt schon auf Erden, wenn die Menschen es nur begreifen und danach handeln wollten. Sie könnten sich dann schon die Erde zum Paradiese gestalten, wenn sie nur den festen Willen dazu hätten und ihren Egoismus bezwängen, der sie immer wieder davon zurückführt. Aber leider haben sie diesen Willen nur sehr selten und sie schlagen nur zu oft die falschen Wege ein, die sie stets in die Irre und niemals zu dem allgemein angestrebten Ziele leiten. Du aber, nicht wahr, Du willst mit mir Arm in Arm und Herz an Herz gedrückt, den rechten Weg einschlagen, um schon hier auf Erden mit mir gemeinsam zu dem Ziele des Glücks zu gelangen, nicht wahr?«

»Ja, geliebter Mann, das will und werde ich, mit Deiner Hülfe, und wir werden dann schon auf Erden so

glücklich sein, wie zwei Menschen es sein können, die lange Zeit, getrennt von einander, einen rauhen Pfad gewandelt, aber doch endlich zusammengetroffen, in den Hafen der Ruhe eingelaufen sind und die Palme des Friedens errungen haben.«

»Ja,« erwiderte er nach einer längeren Pause, nachdem er sie noch einmal innig an sein Herz gedrückt und geküßt, »das sind und haben wir, aber nun, nachdem ich meinen ferneren, recht eigentlichen Lebensberuf erkannt, Dich nämlich zu beglücken, so weit es mir möglich ist, laß mich noch ein anderes und recht ernstes Wort mit Dir sprechen. Sieh, Du sagst, Du habest viele Schwächen – glaubst Du denn, daß Du allein solche hast und daß ich keine habe? Nun, da will ich Dir gleich eine recht große nennen, und dieser wichtige Punkt muß sogleich zwischen uns erörtert und klar gemacht werden. Sieh – ich bin nur ein Mann von sogenannter bürgerlicher Herkunft, aber ich bin stolz auf dieses mein Bürgerthum und ich habe davon eine größere Meinung, als viele andere Leute. Denn, bedenke das wohl, von Hause aus hat es keinen sogenannten Adel auf der Welt gegeben; alle Menschen waren an Rang und Stand gleich, und aus diesem allgemeinen Bürgerstande, wenn ich mich so ausdrücken darf, ist erst der Adel, was jetzt die Welt darunter versteht, hervorgegangen, indem sich dieser oder jener seiner Vorfahren durch irgend eine geistige oder leibliche Macht und Kraft vor den Uebrigen ausgezeichnet hat. Der Adel also soll, nach dieser Tradition, vor allen übrigen Menschen sich auszeichnen und wenn er das thut, dann

will ich gern seine Berechtigung zu einem höheren Stande, zu einer besonderen Hervorragung vor den Uebrigen anerkennen. Thut er das aber nicht, ja, giebt er sich sogar einem schwelgerischen und unwürdigen Leben hin, bloß weil er der Meinung ist, sein durch Tradition überkommener Adel berechtere ihn dazu, mehr zu gelten und zu scheinen, als die übrigen Menschen, so erkenne ich seine besondere Hervorragung auf keine Weise an. Nun, Du bist in der jetzigen Welt eine sogenannte Adlige, sogar eine Gräfin, und hast die Vorurtheile Deines Standes so gut geerbt, wie jede Andere Deines Geschlechts – wird es Dir denn nun keine Mühe machen oder ein Opfer kosten, von Deiner hohen Stufe herunterzusteigen und Dich einem Manne zu gesellen, der so stolz auf sein Bürgerthum, das heißt auf die eigentliche Urquelle des ganzen Adels ist?«

»Wolfgang!« rief Irene erschreckt und drückte sich fast ängstlich an seine Brust, »wie kannst Du das von mir denken! Fühlst Du denn nicht und weißt Du denn nicht, daß mir der Mensch überhaupt nur nach seinem inneren, also seinem wahren Werthe etwas gilt? Hast Du denn nicht oft gesehen und gehört, wie ich über den Adel denke, unter dem ich erwachsen und groß geworden bin, unter dem ich aber auch gelitten und geblutet habe, wie nur eines Weibes Herz leiden und bluten kann? Ja, ich bin allerdings eine Frau von Adel, wie man sagt, aber dieser Adel hat mir von jeher *Viel* gekostet, er hat mich – unglücklich gemacht, und sollte ich da das Glück nicht mehr lieben, das mich an der Seite eines Mannes erwartet, der mehr inneren Werth, also auch mehr inneren Adel in sich trägt,

als viele, viele Männer, die sich *Herren* nennen und doch nur Sklaven ihrer Sinne, Sklaven ihrer Leidenschaften, Sklaven ihrer durch das Herkommen sich für berechtigt glaubenden, nur äußerlich sichtbaren Bildung sind? O, laß uns davon ein für alle Mal abrechen und nie wieder auch nur mit einem Gedanken darauf zurückkommen. Ich bin von dieser Minute an Dein – Dein für das ganze Leben, auf dieser und auf jener Welt, und da sollte ich noch denken, daß irgend ein anderer irdischer Gedanke Raum in mir haben könnte? Weißt Du nicht, daß ein Weib, wenn es liebt, wie ich Dich liebe, die ganze Welt um sich her vergißt? Und da sollte ich in dieser Welt noch an dem Schaum, dem Flitter haften bleiben, der nur Schein und keine Wirklichkeit ist? O, denke doch nicht so klein von mir, die ich Dich stets für so groß und edel hielt! Wenn Du mich liebst, wie und was ich bin, und ich Dich lieben darf, wie und was Du bist, dann sind wir vor Gott, dem ich allein die Herrschaft über uns Menschen zustehe, Beide ganz gleich und siehe – hier, in der jetzigen Minute begrabe ich für ewig – die *Gräfin* und niemals wird mich ein Gedanke heimsuchen, daß ich jemals einem Stande angehörte, der an und für sich erhaben sein mag oder dafür gelten will, der aber unendlich klein und winzig ist, wenn er nicht zugleich mit dem Edelmuth, der Herzensgröße, der wahren Bildung begabt und begnadet ist, die ein wahrhaft guter und edler Mensch auf Erden haben muß. – Damit habe ich Dir Alles über diesen Punkt gesagt, den Du erörtert haben wolltest, ein für alle Mal, aber ich will noch etwas Anderes daran knüpfen,

was Dir beweisen wird, wie aufmerksam ich Deine Blicke verfolgt, wie ich Deine innersten Gedanken errathen habe. Ja, Deine Blicke sind in diesen Tagen oft, vielleicht in stiller Verwunderung, über die schwarzen Kleider hingestreift, die man Trauerkleider nennt und die ich noch trage; aber habe Geduld, bald sollen sie verschwunden sein. Wenn Du morgen nach der Rabenburg gekommen wärest, wie Du erst wolltest, so würdest Du mich schon nicht mehr darin gefunden haben. Allein die Sitte unserer Tage verlangt das einmal so und wenn man es auch, ich will nicht sagen lächerlich, aber doch sonderbar finden muß, daß man um Jemanden ein ganzes Jahr trauern soll, der unserem Herzen wenig nahe gestanden hat, aber dafür um einen Verlorenen, der uns vielleicht Alles gewesen ist, unter Umständen keine Stunde ein schwarzes Kleid anlegen darf, so ist es doch einmal so in dieser seltsamen Welt und man würde Jemanden, der diese Sitte unterläßt, für kalt oder lieblos oder geradezu für ungesittet halten Ich habe daher schon Helenen den Auftrag gegeben, dafür zu sorgen, daß ich in wenigen Tagen in einem anderen Kleide vor Deinen Augen erscheinen kann, und sie wird meine Wünsche darin bereits erfüllt haben. Hier auf der Reise und später, wenn wir Dich, was Du wahrscheinlich wünschest, zuerst nach Berlin begleiten, um Dein kleines Kunstcabinet im Thiergarten zu besuchen und dort den Bund unserer Herzen durch eines Priesters Weihe zu schließen, begegnen wir ja Niemandem, der mich kennt, und sollte ich zufällig einem solchen begegnen, nun, so werde ich ja seinen Blick auch

ertragen können, in dem reinen Bewußtsein, daß ich vor der Welt lange genug getrauert und daß ich endlich mit Fug und Recht vor den Augen derselben so glücklich erscheinen darf, wie Du mich durch Deine Liebe und Deine herzliche Hingebung gemacht hast.«

Nachdem sie diese Worte gesprochen, sank sie ihm noch einmal in die Arme und hielt ihn lange und innig umschlungen, ohne daß er noch ein Wort zu sprechen versuchte, da er die Wahrheit dessen, was sie gesagt, mit seinem Herzen wie mit seinem Geist als vollgültig erkannt hatte. Dann aber, sich von seinem Arme lösend und ihn liebevoll anblickend, sagte sie plötzlich:

»Komm! Jetzt laß uns nach Hause gehen, wir haben das erste süße Glück in vollen Zügen geschlürft, denn wir haben unsere Herzen erleichtert und wissen, daß wir uns von jetzt an ganz gehören. Nun wollen wir zuerst noch einen Anderen glücklich machen. Benjamin hat längst eine Ahnung davon, wie es in unseren Herzen aussah, und ich irre mich gewiß nicht, wenn ich annehme, daß er schon lange den Wunsch gehegt, daß die Stunde, die jetzt eben geschlagen, bald schlagen möge. Er ist ein Treuer, Wackerer und hat mich in allen traurigen Lagen meines Lebens gesehen – jetzt soll er mich auch einmal in einer glücklichen sehen und das wird sein altes Herz erfreuen, ich kenne ihn.«

So standen sie denn auf und schritten Arm in Arm nach dem stillen Hause zurück, wo ja ihr Glück begonnen und nun endlich seine Bestätigung gefunden hatte.

Benjamin empfing sie auf der Schwelle und sein Auge leuchtete hoch auf, als er sie mit so strahlenden Gesichtern daher kommen sah. Bald hatte er im Zimmer Irenens das Neueste erfahren und da stand er und schaute auf die beiden Glücklichen mit großen und thränenenerfüllten Augen hin. Aber sprechen konnte er im ersten Augenblick nichts, erst als er sich gefaßt und seinen Glückwunsch abgestattet hatte, sagte er:

»Nun, so haben wir Beide heute Morgen doch Recht gehabt und es stand also wirklich auf Ihren Gesichtern geschrieben, daß wir bald ein glückliches Paar mehr hier in dem stillen Hause haben würden.«

»Welche Beide?« fragten Irene und Wolfgang Harder wie mit einer Stimme.

»Herr Kilian und ich,« lachte Benjamin herzlich auf, »denn er hat auch schon lange gemerkt, daß in Ihnen ein Brautpaar steckte und er hat es mir vorher in bester Laune anvertraut.«

Irene und Wolfgang Harder blickten sich lächelnd an, dann aber reichten sie dem alten treuen Manne die Hand und hörten mit Vergnügen an, daß man bereits von allen Seiten Sorge getragen, ihnen diesen Tag auch äußerlich in Freude und Frohsinn verfließen zu lassen.

ZEHNTES CAPITEL. WIE DIE TRÄUMERIN FÜR IMMER ERWACHT.

So war der 30. Juni herangekommen, der Tag, auf den sich Wolfgang Harder so herzlich gefreut hatte, und nun

war schon am Tage vorher über sein Schicksal endgültig entschieden und er war einer der glücklichsten Menschen unter der Sonne geworden. Dieses Glück sprach sich schon in seiner äußeren Erscheinung in einer Weise aus, die Jedermann auffallen mußte, denn nie hatte sein Auge in so strahlendem Glanz geleuchtet, nie war seine Miene so heiter und klar gewesen und in jeder seiner Bewegungen, wenn er stand oder ging, prägte sich das Bewußtsein aus, daß er nun endlich das Ziel erreicht, wozu er von Jugend an gestrebt: innere Beruhigung und innerer Frieden, und die hatte ihm allein Irene mit ihrer gränzenlosen Liebe gegeben.

An diesem Tage nun mußte nach ihrer Berechnung Helene mit den Kindern und Herrn Striez eintreffen, wenn sie nicht durch irgend ein unvorhergesehenes Hinderniß aufgehalten worden, was indeß nicht vorauszusetzen war. So gingen denn die beiden Liebenden schon am Morgen dieses Tages einen Theil des Berges hinunter, um die Lieben wo möglich zu erwarten, allein wenn ihre Sehnsucht nach ihnen sie auch lange auf den verschiedenen Bänken fesselte und ihnen die Zeit unter allerlei Mittheilung und kosendem Geplauder nicht lang wurde, so kehrten sie doch gegen Mittag nach dem Hause Herrn Kilian's zurück, ohne die sehnlichst Erwarteten getroffen zu haben.

Da, gerade als sie bei Tisch saßen, wo Benjamin sie mit noch größerer Aufmerksamkeit als sonst bediente, brachte ein Bote, vom Gasthaus ›Zum Thurmberg‹ gesendet, eine Depesche herauf, die der vorsichtige Hausmeister

der Rabenburg schon am frühen Morgen von einer unterwegs gelegenen Telegraphenstation abgeschickt, die aber jetzt erst an ihr fernes Ziel gelangt war.

Sie seien auf dem Wege nach dem Thurmberg, berichtete Herr Striez, und Alles sei voller Freude und befinde sich in bester Gesundheit. Man denke zur Mittagszeit im Städtchen am Fuße des Berges einzutreffen und gegen Abend werde man hoffentlich oben sein. Die Kinder wünschten auf Eseln den Berg hinaufzureiten und so werde er ihren Wunsch erfüllen und mit Fräulein von Winning dasselbe Transportmittel den steilen Weg hinauf wählen.

Als Irene und Wolfgang Harder diese Depesche zugleich lasen, nickten sie sich Beide vergnügt zu und nun stand es bestimmt fest, daß sie den heutigen Morgenweg noch einmal wiederholen, ihn aber nicht wieder vergeblich zurücklegen würden. Da man genau wußte, wann der aus der Heimath anlangende Eisenbahnzug auf der nächsten Station eintraf und so die Zeit berechnen konnte, wo die Reisenden das Städtchen am Fuß des Berges erreichen mußten, so war mit ziemlicher Sicherheit auch die Stunde zu bestimmen, in der man sie auf dem Berge erwarten durfte.

So begaben sich denn Beide um fünf Uhr wieder auf den Weg und, auf einer der letzten Bänke angelangt, nahmen sie Platz, um den kleinen lieben Zug herankommen zu sehen. Sie brauchten auch nicht gar lange zu warten, schon aus der Ferne machte sich das fröhliche Jauchzen

der Kinder bemerkbar, die so gern auf Eseln ritten und die also heute einen doppelten Festtag feierten.

Irenen sowohl wie Wolfgang Harder schlug das Herz vor freudiger Erwartung, als sie die lieben Stimmen wieder hörten und nicht lange dauerte es, als man den Zug um eine Felsecke biegen und vor die Augen der liebenden Mutter treten sah. Da flog sie ihnen denn mit ihrem Freunde zugleich mit offenen Armen entgegen und bald umschlang man, küßte sich und feierte ein frohes Wiedersehen. Alle vier neu Hinzukommende aber verließen auf eine Viertelstunde ihre keuchenden Lastthiere und setzten sich mit den ihrer Harrenden auf eine Bank, um sich zuerst vollständig zu begrüßen und sich wieder in das trauliche Beisammensein zu finden. An Wolfgang Harder's Herz aber lagen Hildegard und Ilse lange Zeit, denn ihre Freude war gränzenlos, den alten Freund so gesund und frisch in Gesellschaft der Mutter wiederzusehen

Eben so war die Freude des alten Herrn Striez sehr groß, und er, der meist so schweigsame Mann, ließ heute in einem Athem mehr Worte hören, als er sonst in vielen Tagen sprach und man merkte seiner lebhaften Miene an, daß sie ihm alle aus dem Herzen kamen, wenn er auch noch keine Ahnung hatte, in welchem neuen Verhältniß seine Herrin zu dem ehemaligen Geistlichen von Rabenbrück stand.

Auf die erste Begrüßung zwischen diesem und Helenen hatte jedoch Irene nicht ganz ohne Spannung geblickt. Sie wußte ja, wie theuer der ihr so liebe Mann

dem guten Mädchen war und daß sie sogar in einer bangen Stunde und in der Aufregung ihres Gemüths ihr das Bekenntniß abgelegt, daß kein Mensch auf der Welt ihr werther als Wolfgang Harder sein könne. Indessen, sie wußte auch, daß diese kleine Leidenschaft längst in Helenens Herzen eine andere und lindere Gestalt angenommen und daß das brave Mädchen von dem Verhältniß zwischen ihr selber und dem verehrten Mann unterrichtet war. Dennoch aber war sie über Beider erstes Zusammentreffen nicht ganz ohne Besorgniß, denn wenn ein weibliches Wesen einen Mann nach langer Trennung wieder sieht, für den es einst, wenn auch nur vorübergehend, eine zärtliche Neigung gefühlt, so treten oft Gemüthserschütterungen zu Tage, die für den so nahe beteiligten Zuschauer wie Irene in diesem Falle einer war, nicht immer die angenehmsten sind.

Allein sie war diesmal ganz ohne Noth besorgt gewesen. Wolfgang Harder näherte sich der kleinen zarten Gestalt, die, wie auch die Kinder, schon ihr Trauergewand abgelegt hatte und ganz in ihrer früheren Weise erschien, mit der herzlichsten Freundlichkeit und einer Unbefangenheit, die nur zu natürlich war, da er ja selbst keine Kunde von den Empfindungen hatte, die das liebe Mädchen einst gegen ihn gehegt, und Helene obgleich ihre Stimme bei der ersten Begrüßung eine große Rührung verrieth, war so besonnen und auch froh, wieder in seiner und der Gräfin Nähe zu sein, daß der gefürchtete Moment glücklich vorüberging und Niemandem die geringste Verlegenheit und Pein bereitete.

So setzte man denn endlich in frohester Weise langsam den Weg nach dem Berggipfel fort und trat in das freundliche Haus ein, wo Herr Kilian und Benjamin die neuen Gäste mit großer Herzlichkeit empfingen, die nun bald in die schon längst zu ihrer Aufnahme bereit gestellten Gemächer geführt wurden.

Als die ganze Gesellschaft sich aber erst ein Weilchen geruht, wurde Herr Striez zuerst in das Zimmer seiner Gebieterin beschieden und hier erfuhr er die für ihn so erfreuliche Nachricht, daß dieselbe sich wieder zu vermählen gedenke, und daß Herr Striez, ihr alter treuer Diener seit langer Zeit, ihrer neuen Wahl von ganzem Herzen beistimmte, bedarf wohl kaum einer Erwähnung, da er dem ehemaligen Geistlichen von Rabenbrück ja schon lange mit warmer Verehrung zugethan war.

Nach dieser ersten Unterredung aber fand eine viel längere zwischen Irene und der Erzieherin ihrer Kinder statt, und dabei schüttete die Erstere noch einmal das ganze gegenwärtige Glück ihres Herzens aus, wie sie es in ihrem letzten Briefe schon angedeutet hatte. Und wieder wie damals in der Rabenburg lag die sanfte Helene an ihrem Herzen und schluchzte laut ihre Freude und ihre Theilnahme an dem Glück der heißgeliebten Freundin aus. Ob sie dabei schon ganz das einst so rege Gefühl für den edlen Mann überwunden, wollen wir unerörtert lassen, wenigstens zeigte sie nicht, daß ihr Herz noch blutete, wie damals, als sie so unverhofft und ohne Abschied von ihm aus der Rabenburg scheiden mußte; und da vielleicht schon ein anderes sanftes Gefühl in ihrem Herzen

lebte, wie Irene zu hoffen und zu glauben einige Ursache hatte, so ging auch diese Unterhaltung zu Ende, ohne irgend Jemandem ein Weh bereitet zu haben, wovor Irene in ihrer jetzigen seligen Stimmung eine große Besorgniß gehegt.

Schon bevor die kleine Reisegesellschaft angelangt war, hatte Irene gegen Wolfgang Harder den Wunsch ausgesprochen, daß er noch an demselben Abend eine Gelegenheit aufsuchen möchte, mit Helene selbst über sein neues Verhältniß zu ihr zu reden und das hatte er ihr versprochen; und noch bevor man zu Tisch ging, bot sich diese Gelegenheit von selbst dar, da man sich vor der Thür des Hauses aufhielt und die Kinder nach ihrer früheren Gewohnheit munter umhersprangen und alle die Stellen herzlich begrüßten, die ihnen im vorigen Jahr einen Tummelplatz für ihre Spiele geboten.

Irene, dem Freunde einen rasch verstandenen Wink gebend, ging zu den Kindern und da eben auch Herr Striez aus dem Hause kam, um die frische Bergluft einzuschlüpfen, rief sie ihn zu sich und legte ihm einige Fragen über die Heimath vor, die er umständlich und sachgemäß beantwortete.

Diesen Zeitpunkt benutzte Wolfgang Harder sogleich und Helenen seinen Arm bietend, bat er sie, ihm nach der ersten Bank am Abhange zu folgen, wo er sie einmal prüfen wolle, wie er sagte, ob ihre Erinnerung an frühere Zeiten auch recht treu geblieben sei.

Arglos folgte ihm Helene nach der bezeichneten Bank und bald hatte der gewandte Mann sie in ein so lebhaftes Gespräch verflochten und ihre Gedanken so ganz und gar in die Vergangenheit geführt, daß sie sich ihm völlig hingab, ohne zu ahnen, daß noch ein anderer Gesprächsgegenstand dieser geschickten Einleitung folgen solle.

Als sie sich aber so einige Zeit angenehm unterhalten, ging Wolfgang Harder plötzlich von der Vergangenheit auf die Gegenwart über und so, das kindliche blaue Auge des kleinen Blondkopfs mit dem seinen festhaltend, sagte er mit seiner alten freundlichen Miene, die einen rosigen Schimmer über das liebliche Gesicht des guten Mädchens ergoß:

»Ja, liebe Helene, denn Sie so zu nennen, müssen Sie mir jetzt schon gestatten, wo die Freude so unvermutheten Wiedersehens auf diesem Zauberberge mich mit einer Traulichkeit ohne Gleichen erfüllt, so sitzen wir denn Beide wieder auf unserm alten Platz unter den Tannen und Sie können sich wohl denken, wie es mich überrascht und beglückt hat, so ganz unverhofft die Herrin der Rabenburg hier zu finden, die ich erst heute Abend in ihrem Schlosse wiederzusehen und zu begrüßen gedachte. Wir haben, seitdem wir von einander schieden, recht viele und große Schicksalsschläge zu überwinden gehabt, und Manches ist geschehen, was Keiner von uns erwarten konnte. Aber so geht es ja oft im seltsamen Menschenleben und wir können gewiß Gott danken, daß wir nicht größere Einbuße erlitten, ja daß wir so große

Siege errungen und eine ganz neue Welt um uns her haben erstehen sehen. – Auch die Rabenburg,« fuhr er nach kurzer Pause fort, »hat die Einwirkung eines mächtigen Schicksals erfahren und wir Alle, die wir in irgend einer Beziehung zu ihr stehen, empfinden das gewiß recht tief. Doch lassen Sie uns in diesem Augenblick nichts über die wichtigen Veränderungen erwähnen, die dadurch in den Verhältnissen derselben vorgegangen, wir werden ja noch Zeit und Gelegenheit genug finden, darauf zurückzukommen, wenn wir erst länger beisammen gewesen sind und uns in die neue Gegenwart gefunden haben. Ich wollte jetzt nur in *einer* Beziehung eine Frage an Sie richten, die sich freilich auch auf die Verhältnisse der Guts-herrschaft bezieht, mich aber mit zunächst betrifft oder wenigstens nahe berührt, da Sie sich wohl denken können, daß mir meine alte Gemeinde in Rabenbrück noch immer am Herzen liegt. Und eben von dieser Gemeinde und dem jetzigen geistlichen Vorstande derselben wollte ich mit Ihnen reden, da Sie doch schon näher mit demselben bekannt sind. Sie haben vorher, wie ich gehört, der Frau Gräfin so herzliche Grüße von dem neuen Geistlichen gebracht, der durch Gottes Fügung mein Nachfolger geworden ist. Mich interessirt es sehr, aus competentem Munde etwas Näheres über denselben zu vernehmen. Sagen Sie mir also ehrlich, was ist er für ein Mann und welchen Eindruck hat er auf Sie gemacht – ich meine nicht nur seine persönliche Erscheinung damit, von der ich allerdings auch etwas hören möchte, sondern auch die Art und Weise, wie er als Seelsorger und Prediger wirkt. Oder

können Sie mir darüber noch keine genügende Auskunft geben?«

Schon während Wolfgang Harder sprach, hatte er bemerkt, daß in den kindlichen Zügen der ihm aufmerksam zuhörenden Erzieherin sich eine gewisse Befangenheit kundgab, und zuletzt, als er von der persönlichen Erscheinung des jungen Geistlichen sprach, war ihr blühendes Gesicht tiefer erröthet und sie hatte nur mit Mühe die Augen gegen ihn aufschlagen können. Jetzt, als er schwieg, besann sie sich einige Zeit, dann aber, sich rasch sammelnd, sagte sie so ehrlich, wie sie in diesem Augenblick sein konnte:

»O ja, einige Auskunft kann ich Ihnen doch wohl über ihn geben, Herr Harder, obgleich mein Urtheil gewiß keinen Anspruch auf das eines competenten Richters machen kann. Herr Klostermann – so heißt der neue Geistliche – gefällt der Gemeinde – recht gut und wenn er auch nicht Ihre geistigen Gaben besitzt, kein so gewaltiger Redner und vielleicht auch kein so durch und durch gebildeter Gelehrter ist, wie Sie, so leistet er doch, was er leisten soll und was man von einem solchen Mann erwarten kann. In der Richtung seiner religiösen Ueberzeugung aber betritt er ganz und gar Ihre Spuren und das hat mich – ich gestehe Ihnen das offen – zumeist von Anfang an zu ihm hingezogen. Dem Namen nach kennt er Sie schon lange und er hat bereits Mancherlei von Ihnen reden gehört und deshalb sind Sie, vielleicht öfter als Sie es denken, der Gegenstand unserer Unterhaltung gewesen.«

»So,« erwiderte Wolfgang Harder mit heiterer Miene, »das freut mich. Aber wie ist denn seine äußere Erscheinung? Hat auch die Ihren Beifall errungen?«

Helene erröthete wieder lebhafter, versetzte aber sogleich:

»O, er ist ein recht liebenswürdiger und in geselliger Beziehung gewiß gebildeter Mann, der lange Zeit Erzieher in einem vornehmen Hause gewesen ist und sich die Manieren der feinen Welt angeeignet hat. Man rühmt ihn allgemein als brav und seinem Beruf mit warmem Herzen ergeben, und das ist ja das Beste, was man von einem Manne seines Standes sagen kann.«

»Ich danke Ihnen, liebe Helene. Das von Ihnen zu hören, ist mir unendlich angenehm, wie Sie sich wohl denken können, und ich freue mich recht sehr, nun bald auch seine persönliche Bekanntschaft zu machen. So haben wir doch die beste Aussicht, in der Rabenburg einen recht angenehmen Umgang und Verkehr zu finden, wenn wir, was wohl erst im September geschehen wird, auf einige Monate dahin zurückkehren.«

Er hielt plötzlich inne und sah die wiederum erröthende Helene ernst und bedächtig an. Indessen fuhr er sogleich fort:

»Doch, da habe ich mich eigentlich in etwas vor Ihnen verrathen. Meinen Sie nicht auch?«

»Worin denn, Herr Harder?« fragte Helene, bedeutsam lächelnd.

»Ich habe Ihnen eben gesagt: wenn *wir* nach der Rabenburg zurückkehren, und darin liegt, wie Sie selbst finden werden, schon die ganze Enthüllung des jetzt noch obwaltenden Geheimnisses. Doch, damit es auch von meiner Seite keines für Sie mehr ist, so will ich ganz offen zu Ihnen reden. Ohne Zweifel haben Sie bereits gehört, in welches Verhältniß ich selbst mit meiner Jugendfreundin Irene getreten bin, wie?«

»Ja,« sagte Helene mit einem ernstern und fast feierlichen Gesichtsausdruck, »ich weiß es bereits. Sie hat es mir nicht nur geschrieben, daß sie unendlich glücklich über ihr so zufälliges Zusammentreffen mit Ihnen hier oben sei, woraus ich sogleich schloß, daß bald eine innigere Verbindung zwischen Ihnen folgen würde, sondern sie hat es mir vorher auch auf der Stelle gesagt und ich habe dieses gränzenlose Glück aus ihrem ganzen Wesen entnehmen können.«

»So. Nun, und was haben Sie dazu gesagt?«

»Ich? Ich habe mich unendlich darüber gefreut, aber ich habe schon lange gewußt, daß es so kommen würde, wenn das einzige Hinderniß, welches zwischen Ihnen Beiden stand, durch Gottes Fügung einst gehoben werden sollte.«

»Wie? Das haben Sie gewußt? Wie ist das möglich?«

»Ganz gewiß wußte ich es. Ich kannte Ihre beiderseitige Neigung schon lange und habe im stillsten Vertrauen der Gräfin bereits im vorigen Jahre, noch ehe Sie in den Krieg zogen, gesagt, daß Sie Beide innerlich und äußerlich zusammengehörten, daß ich Sie Beide mir nicht

anders denken könne und nun bin ich selbst unendlich glücklich, daß meine geheime Prophezeiung eingetroffen und die edle Frau endlich einmal glücklich geworden ist, wie sie es so sehr verdient.«

Wolfgang Harder reichte der so offen Sprechenden mit warmer Rührung die Hand.

»Daß Sie es aufrichtig mit uns Beiden meinen, weiß ich,« sagte er, »Sie konnten nicht anders fühlen, da Sie ein so braves und wackeres Mädchen sind. Lassen Sie uns auch ferner gute Freunde bleiben, und was ich dazu beitragen kann, auch Ihnen ein recht erwünschtes Glück auf Erden zu bereiten, das soll gewiß geschehen.«

In diesem Augenblick, noch ehe Helene eine Antwort finden konnte, hörte man einen zarten Frauentritt auf dem steinigen Bergwege herabkommen und gleich darauf rief eine süße Stimme von oben her, während die Gestalt, zu der diese Stimme gehörte, noch hinter den Bäumen verborgen war:

»Darf ich näher kommen oder störe ich Eure Unterhaltung?«

»Nein, nein!« riefen alle Beide und auf der Stelle erhoben sie sich und eilten Irenen entgegen, die sie mit ihren Armen umschlossen und wie im Triumph auf die trauliche Bank führten, die sie so oft vereinigt gesehen und auf der sie so manche glückliche Stunde verplaudert hatten.

Es versteht sich von selbst, daß die kleine Gesellschaft, von keiner äußeren Störung beeinflusst, die nächsten Tage auf dem einsamen Thurmberge im harmlosesten Glück und in vollster Zufriedenheit und Behaglichkeit verlebte. Alles hatte sich auf demselben wieder so gestaltet, wie es in den glücklichsten Tagen des vorigen Jahres gewesen war. Die Kinder, sobald sie ihre Unterrichtsstunden überstanden, die auch hier regelmäßig eingehalten wurden und an denen sich auch zu ihrer ganz besonderen Freude Wolfgang Harder wieder betheiligte, spielten fröhlich und heiter bis zum Abend im Freien umher, meist in der Nähe der Erwachsenen weilend, die einen großen Theil des Tages im duftig frischen Walde oder auf einem weiteren Ausfluge in die benachbarten Berge zubrachten. Abends aber, wenn die Kinder zu Bett gingen, war Wolfgang Harder auch wieder bei ihnen und ganz wie sonst sprach er ihnen das liebe Gebet vor, das sie, wie alle Uebrigen, aus keinem Munde so gern hörten wie aus dem seinen.

Daß die beiden Hauptpersonen während dieser sorgenlosen und ihnen ganz gehörenden Tage vollkommen zufrieden waren und ihr neues Glück mit vollen Zügen genossen, bedarf keiner besonderen Erwähnung, aber auch Helene, die ihr Glück mit warmem Herzen theilte, fühlte sich im täglichen Umgang mit Beiden mit jedem Tage freier und leichter werden, und kein Fremder, der zufällig in ihre Nähe getreten wäre, hätte an dem traulichen, zwischen Irenen und ihr herrschenden Verhältniß

merken können, daß die Eine die Herrin und die Andere nur die Erzieherin deren Kinder sei, denn die innigste Freundschaft und das herzlichste Vertrauen, durch früheren Kummer und Trübsal gestählt, verband sie fest mit einander und nichts war mehr vorhanden, was in irgend einem Herzen nur den geringsten an frühere Zeiten erinnernden Schatten heraufbeschworen hätte.

Auch Herr Striez und Benjamin, die noch nie so viel Zeit für sich übrig behalten, amüsirten sich köstlich auf dem Berge, und manche Flasche Wein, womit Wolfgang Harder sie so reichlich beschenkte, tranken die beiden Alten, auf irgend einer schattigen Bank sitzend oder im kühlen Waldmoose liegend, gemeinschaftlich, um dabei so recht von Herzen und mit vollem Behagen über die so ganz und gar gewandelten Verhältnisse ihrer lieben Herrschaft zu plaudern.

Indessen, so glücklich Alle hier oben waren, so rückte doch zum größten Kummer Herrn Kilian's endlich der Tag der Trennung von ihm heran und diesmal sollte der allgemeine Störenfried das Wetter sein, das hier jeden Tag von vielen Augen beobachtet und in Bezug auf den ferneren Aufenthalt auf der Höhe von den Männern weidlich zu Rathe gezogen wurde. Denn als sie eines Morgens auswachten, fanden sie den Himmel ringsum mit trübem Gewölk umzogen und da das Barometer zugleich stark im Sinken begriffen war, so wurde der wetterkundige Herr Kilian befragt, was er denn selbst von diesen drohenden Anzeichen halte.

»Ach, meine Herrschaften,« sagte der gute Mann mit betrübter Miene, »alles Gute und Angenehme im Leben erreicht einmal sein Ende und so muß ich Ihnen zu meinem eigenen Leidwesen wirklich rathen, wenn Sie hier oben nicht einregnen wollen, sich ein anderes Asyl im Thale zu suchen, wo Sie nicht von den bösen Einflüssen des Unwetters so viel zu leiden haben wie bei mir. Wir haben zu lange gutes Wetter gehabt, und nun wird vielleicht, ja wahrscheinlich ein eben so langes schlechtes folgen. Heute regnet es nicht, morgen vielleicht auch noch nicht, aber was dann kommt, dafür stehe ich nicht.«

Das war denn genug gesagt und fünf Minuten später regten sich alle Hände, um die mitgebrachten Sachen zu packen und eiligst von den stets bereiten Trägern hinunter schaffen zu lassen, und abermals war die Scheidestunde vom Thurmberge gekommen, die aber diesmal nur für Herrn Kilian und die Seinigen eine schmerzliche war.

Schon Vormittags, nachdem man nur noch rasch ein Frühstück eingenommen, zog die kleine Gesellschaft thalwärts, eine gute Stunde weit von Herrn Kilian begleitet, der sich nur schwer von ihnen trennen konnte und ganz betrübt wieder nach seinem nun um so einsameren Hause emporstieg, jedoch als Scheidetrost das Versprechen erhalten hatte, daß man ihn nicht zum letzten Mal besucht habe und daß man sich seiner stets mit Herzlichkeit erinnern werde.

So lag denn das stille Haus auf der einsamen Höhe bald ganz von Gästen leer da und schon am nächsten Tage tosten die Winde darüber hin und ein dichtes undurchdringliches Nebelgewölk hatte das ganze weite Thal ausgefüllt, auf diese Weise alle Schönheiten und Reize verhüllend, auf denen so viele glückliche Augen so lange mit Entzücken geweiht.

In dem Städtchen am Fuß des Berges hielt sich die Gesellschaft aus der Rabenburg nicht lange auf. Eine Expresspost war bald bei der Hand und im scharfen Trabe liefen die Pferde mit den glücklichen Menschen, die nie eine solche Reise zusammen gemacht, der nächsten Eisenbahnstation zu, wo man gerade zur rechten Zeit ankam, um mit dem nächsten Eilzuge der Stadt zuzufliegen, die nur eine Stunde von der Rabenburg entfernt lag und wo man sich nur einen Tag aufhalten wollte, um dem endlichen Ziele der ganzen Reise, dem großen Berlin, zuzustreben.

In jener Stadt aber trennte sich auf kurze Zeit die Gesellschaft. Denn während Wolfgang Harder, der jetzt die Rabenburg noch nicht wieder besuchen wollte, daselbst zurückblieb, fuhren Irene mit den Kindern, Herrn Striez und Benjamin dahin ab, um sich, so rasch es ging, auf ihre größere Reise nach der Residenz vorzubereiten. Zuvor aber und sobald man die Stadt erreicht, hatte Irene Wolfgang Harder nach dem Bankierhause geführt, welches bisher ihre Vermögensverhältnisse geordnet und geleitet hatte, und ihn daselbst als den Mann vorgestellt, der künftig an ihre Stelle treten und über die Verwaltung

des Vermögens wachen werde. Als dann Irene nach der Rabenburg gefahren, hatte sie es ihrem Freunde überlassen, sich des Genaueren über ihre Verhältnisse zu unterrichten und das hatte derselbe mit eben so großem Eifer wie Hingebung in kurzer Zeit gethan. Alles, was er darüber sah und hörte, lautete viel günstiger, als er es eigentlich erwartet, und da namentlich die Pacht des großen Gutes in den besten Händen war und einen soliden Preis abwarf, so konnte er mit den Verhältnissen, die ihn künftig auf der Rabenburg erwarteten, zufrieden sein. Der verstorbene Graf hatte allerdings, besonders in den letzten Jahren, sehr viel verbraucht, allein das von der alten Tante Irenens ererbte Vermögen war doch so bedeutend gewesen, daß selbst ein leichtfertig und verschwenderisch lebender Mann, wie der Graf, es nicht hatte zerrütten können, wenn es ihm auch, in seiner letzten Lebenszeit sichtlich abnehmend, nicht wie im Anfang genügt hatte. Indessen floß ja nun zu dem Einkommen Irenens auch das Wolfgang Harder's hinzu, und das war ja ebenfalls so reichlich bemessen, daß Beide in dem bisherigen Ueberfluß fortleben konnten, ohne sich in der Befriedigung ihrer Bedürfnisse und Wünsche den geringsten Zwang aufzuerlegen.

Schon bald nach Tische hatte Wolfgang Harder alle seine Geldgeschäfte mit dem Bankierhause abgewickelt und nun erwartete er sehnsüchtig die Rückkehr seiner künftigen Familie, die auch endlich gegen Abend erfolgte. Bald darauf bestieg man, reichlich mit Koffern und Handgepäck beladen, wie das nun einmal unumgänglich

ist, wenn eine ganze Familie sich auf eine lange Reise begiebt, den Nachtschnellzug nach Berlin und schon am nächsten Morgen traf man zu guter Zeit in der schönen Villa im Thiergarten ein, nachdem das sie hütende alte Paar schon längst von der Ankunft seines Herrn und dessen Gäste unterrichtet war.

O, wie staunte nun Irene über das schöne, mitten in einem wohlgepflegten Garten gelegene Erbtheil, welches ihrem Freunde im vorigen Jahr so unerwartet zugefallen war und das sie bei Weitem reicher und wohnlicher ausgestattet fand, als sie es sich gedacht und ihr Freund in seiner Bescheidenheit es ihr beschrieben hatte. Mit dem größten Behagen bezog sie mit ihren Kindern und Helenen das geräumige untere Stockwerk des reizenden Hauses, dieselben Zimmer für sich erhaltend, die früher Wolfgang Harder's kunstliebende Tante bewohnt und mit einer Fülle von Gemälden und Statuen geschmückt hatte, wie man sie selten in einem Privathause finden mag. Wolfgang Harder dagegen bezog mit Benjamin das obere Stockwerk, auf diese Art schon jetzt eine Familie bildend, wie sich die treuen Hüter des Hauses keine glücklichere und fröhlichere hätten vorstellen können.

Für Irene aber begann sehr bald ein ganz neues und von ihr noch nie genossenes Leben sich zu entwickeln, denn Wolfgang Harder beeiferte sich, ihr in Bezug auf die Kunst in jederlei Form Genüsse zu bereiten, wie sie sie in dem Umfange noch nicht kennen gelernt; und hier war es, wo der Freund, als er ihre Freude darüber sah, die Idee faßte und aussprach, von jetzt an jeden Winter

einige Monate in der Residenz zuzubringen, was ihm ja durch den Besitz des Hauses, das er nun für immer zu behalten gedachte, so leicht gemacht wurde.

Eine ihrer ersten Fahrten aber, welche die beiden Glücklichen in die weitere Umgebung Berlins unternahmen, erstreckte sich nach dem bescheidenen Dörfchen, in dem sich Beide nun vor achtzehn Jahren zum ersten Mal gesehen und wo Irene eine so schöne Kinderzeit während ihrer ersten Erziehung verlebt hatte. Sie fanden daselbst, mit Ausnahme einiger neu erbauter Häuser fast gar nichts verändert und das alte Pfarrhaus sah noch gerade so aus, wie es ihr Gedächtniß in treuer Erinnerung bewahrte. Von dem jetzigen Pfarrer, der der unmittelbare Nachfolger dessen war, bei dem Irene gelebt, wurden sie auf das Herzlichste aufgenommen und gern ging er auf ihren Wunsch ein, den Irene zuerst ausgesprochen, sie in seiner kleinen Dorfkirche schon am letzten Tage des August trauen zu wollen.

Als sie diese ihre hauptsächliche Bitte für heute erfüllt sahen, begaben sie sich allein an die lieblichen Stätten, die ihrer Erinnerung heilig und wo sie vor so langer Zeit so harmlos glücklich gewesen waren. O, welche seltsamen Empfindungen beschlichen da ihre Herzen, als sie noch einmal auf dem grünen Hügel saßen, wo die beiden Mädchen damals so oft mit dem jungen Studenten gesessen und seinen zauberhaften Erzählungen mit stauender Bewunderung gelauscht hatten! Ach, jetzt lehnte die schöne Irene an des zu einem gediegenen Manne gereiften Geliebten Brust, fester denn jemals hielt sie ihn

mit ihren Armen umschlungen und tausendmal dankte sie mit zahllosen Freudenthränen Gott, daß er ihr Schicksal so gütig gewandelt und den Mann endlich an ihre Seite gesetzt, der ihr schon im zarten Kindesalter so theuer und werth geworden war.

Es war dies ein schöner und unvergeßlicher Tag in ihrem Leben und schwer nur trennten sie sich von dem einfachen Hügel und den ihn umgebenden Waldungen, die ihnen freilich, nachdem sie seit jenem unvergeßlichen Jahre so unendlich viel Schöneres gesehen, gar winzig erschienen, aber für ihre dankbaren Herzen doch immer das kleine Paradies ihrer Jugend geblieben waren. Mit erhobenen Herzen kehrten sie am Abend dieses Tages nach der lebensvollen Residenz zurück, wo das bunte Leben in fast stürmischen Wogen pulsirte, und erzählten Heleen, wie glücklich sie auch an diesem Tage gewesen, an dem sie ihrer Jugenderinnerung eine herzliche Thräne geweiht.

Indessen, wie den beiden Glücklichen die stillen Tage auf dem Thurmberge schnell verschwunden waren, so schwanden ihnen auch die genußreichen Wochen in der Residenz dahin und nur zu bald war der letzte August gekommen, an welchem sie wiederum, aber diesmal von allen ihren Lieben begleitet, nach dem kleinen Dorfe hinausfuhren, um ihre Hände von des Pfarrers segnender Hand für ewig vereinen zu lassen. Als Zeuge dieser feierlichen Handlung war auch Herr Striez aus der Rabenburg eingetroffen und er brachte zugleich die Nachricht

mit, daß ihre Ankunft daselbst schon am nächsten Tage sehnsüchtig erwartet werde.

Wie es zwischen dem liebenden Paare beschlossen war, verlief das kleine Fest in aller Stille und erst als sie in ihre freundliche Behausung im Thiergarten zurückgekehrt waren, genossen sie im engsten Familienkreise ein einfaches Mahl, an dem diesmal auch Herr Striez und Benjamin, wie die alten Hüter des Hauses Theil nahmen, denn so hatte es die Frau vom wahren Adel gewollt, die sich fortan nur in Mitte der Ihrigen wohl und glücklich fühlte. Am nächsten Morgen aber nahmen sie wieder Abschied von der städtischen Wohnung und eilten mit Flügelschnelle nach der Rabenburg zurück, wohin ihnen Herr Striez schon am Abend vorher vorangegangen war.



Es war ein großer Freudentag für die Bewohner der Rabenburg und des benachbarten Dorfes, als die der Herrschaft nach der Stadt entgegengesandten Wagen dieselbe endlich nach so langer Trennung wieder in die heimischen Mauern einführten. Herr Striez und der neue Geistliche in Rabenbrück hatten es sich nicht nehmen lassen, das ganze Schloß, vornämlich die Eingänge dazu und dann die Zimmer, welche die Neuvermählten fortan bewohnen sollten, mit den herrlichsten Blumen und Blattguirlanden reichlich zu schmücken. Auch waren im Schloßhofe die ganze Dienerschaft und die Bewohner des

Dorfes versammelt und Irene und Wolfgang Harder mußten es sich schon gefallen lassen, mit einer herzlichen Rede des jungen Geistlichen am Schloßportale begrüßt zu werden. So sah und hörte denn also der neue Schloßherr gleich im ersten Augenblick den ihm so gerühmten Mann und er konnte sich freudig gestehen, daß derselbe nicht nur seiner Erwartung entsprach, sondern sie in Betreff seiner äußeren Erscheinung und seines Leistungsvermögens sogar übertraf. Mit den freundlichsten Worten begrüßte er ihn und die ihn begleitenden Männer und es widerfuhr dem Küster wie dem Dorfschulzen zum ersten Mal die unverhoffte Ehre, nebst dem Geistlichen zur Tafel in der Rabenburg eingeladen zu werden.

Als Wolfgang Harder diese Einladung nach vorher eingeholter Beistimmung Irenens ausgesprochen, sah er Helenens Gesicht in einem Glanze strahlen, wie noch nie zuvor und aus ihrem ganzen Wesen und Benehmen schloß er zu seiner vollen Befriedigung, daß ihr die Nachbarschaft des Geistlichen bei Tisch ein großes Wohlbehagen bereitete.

Aber in welcher seltsamen und nie empfundenen Stimmung betrat er selbst als allgemein verehrter und geliebter Schloßherr seine alten Zimmer, die er sich ausdrücklich zu seinem ferneren Wohnort ausbedungen hatte! Sie waren ihm einmal lieb und werth geworden und meist nur angenehme Erinnerungen knüpften sich an seinen früheren Aufenthalt darin, zumal die Wendeltreppe in der Bibliothek ihn in so nahe Verbindung mit den Gemächern brachte, die Irene ebenfalls wieder bezog. Ach,

mit welchen bitteren Gefühlen, mit welchem tiefen Weh war er vor Jahresfrist aus denselben geschieden und nun waren endlich alle trüben Wolken verschwunden, die seinen Lebenshorizont noch vor so kurzer Zeit verdunkelt hatten. Wenn es noch ein ungetrübtes Glück auf dieser Erde für ihn gab, so hatte er es jetzt errungen und im Bewußtsein desselben gab er sich einer Freude hin, wie er sie noch nie im Leben empfunden hatte. Das sah man ihm nicht nur an, das sprach sich auch in jedem seiner Worte aus, und wenn dies Glück noch erhöht werden konnte, so geschah es dadurch, daß er allen Menschen, die ihn heute umgaben und ihm ihre herzlichen Glückwünsche in so einfacher Weise darbrachten, die Freude ansah, die sie selbst empfanden, daß gerade er der Herr der alten Rabenburg geworden war.

Nach Tische begleiteten Alle den scheidenden Geistlichen, den guten Küster und den biedereren Dorfschulzen nach Rabenbrück und hier wurde die Gutsherrschaft abermals mit tausend Beweisen warmer Ergebenheit und wahrhafter Freude von den Dorfbewohnern willkommen geheißen, die sich dicht um die geliebte Herrin und ihren edlen Lebensgefährten scharten und sie Beide mit Liebesworten überhäuften, wie sie an diesem Orte früher noch niemals gesprochen und gehört waren.



Es dämmerte bereits, als das neuvermählte Paar mit Helenen und den Kindern vom heute so lebhaft erregten

Dorf in das Schloß zurückkehrte und bald war die Zeit gekommen, wo die letzteren, die kaum eine Ahnung von der Bedeutung des Wechsels hatten, der jetzt mit ihnen vorgegangen war, zur Ruhe zu gehen pflegten. Auch heute wie sonst und ferner brachten die Eltern sie zu Bett, und wenn Wolfgang Harder diesmal sein Abendgebet mit ganz besonderem Nachdruck und der herzlichsten Innigkeit sprach, so kannten wenigstens die älteren Personen die Quelle, aus der diese Innigkeit floß. Als die Augen der Kleinen aber in süßem Schlummer zugefallen waren, verabschiedete sich auch Helene von den noch Wachenden und nun begaben sich Beide nach Irenens Zimmern, um den ersten Abend in der Heimath in traulichem Gespräch, in Dank gegen Gott, den Schöpfer alles Guten, und im Bewußtsein ihres völlig ungetrübten Glückes zuzubringen.

Es war zwar schon der erste September, aber selten wohl hatte ein Sommer einen schöneren und wärmeren Tag gehabt. Den mit weißen Federwölkchen bedeckten Himmel im Westen in ihre purpurnen und goldenen Farben hüllend und einen rosigen Glanz über die Erde verbreitend, war die Sonne hinter den blauen Bergen jenseits der Stadt längst untergegangen, aber ihr zauberhaftes Licht ruhte noch auf der ganzen Natur und hüllte Nahes und Fernes in einen seenhaften Schimmer ein. Lautlos sank diese Natur allmählig in ihren lieblichen Schlummer, kein störender Windhauch regte ein Blättchen weit umher und träumerische Stille herrschte ringsum, als feiere auch sie den bedeutungsvollen Tag mit, der

die Bewohner der alten Rabenburg in ihre friedliche Heimath zurückgeführt hatte. Allmählig auch traten die Myriaden glänzender Sterne aus ihrem bläulichen Luftmantel hervor und gossen ihr strahlendes Licht sanft über die grünen Felder und Wälder aus, die rings um das hehre Schloß gebreitet lagen und ihm zu jeder Zeit so viele und immer neue Reize verliehen.

Da trat aus ihrem hell erleuchteten Zimmer Irene mit Wolfgang Harder Arm in Arm auf die schöne Veranda hinaus, deren Pflanzen und Blumen ihre süßesten aromatischen Düfte aushauchten, als wollten auch sie den beiden Liebenden ihre Spenden darbringen, um sie womöglich noch mehr mit Glück und Freude zu berauschen.

Allein, das brauchten sie eigentlich nicht, denn freudig und glücklich genug waren Irene und ihr Freund, und wer sie jetzt hätte sehen können, würde den Beweis davon in deutlicher Schrift auf ihren strahlenden Gesichtern gelesen haben. So kamen sie also in's Freie heraus und ließen sich auf Irenens Lieblingsbank nieder, auf der sie gewöhnlich zu sitzen pflegte, wenn sie sich ihren stillen Gedanken hingab oder mit einer befreundeten Seele ein herzliches Zwiegespräch führen wollte.

Ihren Kopf an Wolfgang's Schulter gelehnt, wie sie so gern saß, und ihren Arm um seinen Leib schlingend, wie er den ihren schon lange fest umschlungen hielt, saßen sie geraume Zeit auf dieser Bank und blickten in trunke-ner Gefühlsstimmung wortlos in die ferne Weite hinüber, vielleicht Alles im Stillen bedenkend, was sie erlebt und erlitten, seitdem sie in ihrer Jugend auf jenem Dorf, das

ihnen so eben die göttlichste Weihe des Lebens gespendet, zusammengetroffen waren. Endlich aber, als sie ihren Gedanken lange genug Raum gelassen, wandte sich Irene zu ihrem Gatten hin, küßte seine Wange und sagte mit leiser, aber sein ganzes Herz ergreifender Stimme:

»Wolfgang! Wie süß und göttlich schön ist ein solcher Abend, wenn man ihn so verbringen kann, wie wir ihn jetzt verbringen! Ach, ich bin oft in meinem Leben eine Träumerin gescholten worden und ich glaube, man hat bisweilen Recht gehabt, wenn man mit diesem Wort auch einen anderen Sinn verband, als ich ihn verdienen mochte. Ja, in gewissem Sinne glaube ich wirklich solche Träumerin gewesen zu sein. Aber ach! ich hatte wohl Grund dazu, meine Gedanken in Träume und geheimnißvolle Wünsche zu kleiden, da die Wirklichkeit selbst mir so viel zu wünschen übrig ließ. Ja, das Leben hat mir oft Stoff und Gelegenheit zum Träumen geboten, und jedesmal, wenn ich daraus geweckt wurde, geschah es auf eine Weise, die bedeutungsvoll für mich war und entweder mit bitterem Schmerz tief in meine Seele schnitt oder mich wie auf unsichtbaren Windesflügeln im höchsten Glück in die Wolken riß, in denen ich meinen Schöpfer und die Quelle seiner Liebe und Güte suchte. Aber das Letztere war leider nur sehr selten der Fall und immer wieder fiel ich in meinen traumreichen bedenklichen Schlaf zurück. Erst im vorigen Sommer, als Deine Stimme wieder nach langer Zeit an mein Ohr schlug und Deine zauberischen Erzählungen mein Herz überflutheten, wachte ich einmal ganz auf und seit dieser Zeit erst lebe

ich eigentlich mit vollem Bewußtsein und weiß, daß es ein vollkommen schönes und süßes Leben schon auf der Erde giebt. O, halte mir dieses Bewußtsein fest und laß mich nicht wieder in geistigen Schlummer sinken, denn das Wachen mit solchem Bewußtsein ist süßer und schöner als Alles, was es auf Gottes weiter Erde giebt. Theurer Mann! Ich habe es nie mehr gefühlt als jetzt, daß ich Dich liebe, und diese Liebe wird so lange dauern, als der Athem meine Brust hebt und senkt. Das fühle ich, das weiß ich jetzt so bestimmt, als ob es mir Gott selbst gesagt, und ihm, das weißt Du ja, habe ich immer geglaubt. Hast denn aber auch Du endlich das Glück erreicht, welchem Du nachgestrebt von Jugend an und wirst Du an meiner Seite ferner glücklich sein, wenn Du siehst, wie glücklich ich durch Dich bin?«

Wolfgang, der das Ohr ihren Lippen schon lange leise zugeneigt, um jede Sylbe davon mit Wonne einzusaugen, drückte sie noch fester an sich, küßte ihre Wangen und Hände und sagte dann mit tiefer Empfindung:

»Irene, meine holde, süße Träumerin! Du fragst, ob ich an Deiner Seite glücklich bin und bleiben werde? Giebt es denn ein Wort in irgend einer Sprache, welches die ganze Bestätigung dieses Glückes aussprechen könnte? Ich wünschte, es gäbe eins, das für das meine keine Verneinung zuläßt, denn das einfache Ja! scheint mir der Bestätigung nicht genug zu enthalten. Ach, wisse und beherzige es: in den schrecklichen Todeskämpfen, die mein Auge gesehen und in denen ich Kopf, Hand und Fuß geregt,

um mitzuhelfen an dem großen Erfolge, den die Welt erlebt, war es nur ein Gedanke, der mich anfeuerte und ermuthigte, wenn ich wanken, und der mich wieder erhob, wenn mein blutendes Herz in Ermattung hinsinken wollte. Es war der Gedanke: »Irene hat Dich gesegnet, als Du von ihr gingst; stehe also fest, wanke nicht und gedulde Dich – es kommt vielleicht doch noch ein Tag, an dem Du ihr liebendes Auge siehst und von ihren Lippen hörst, daß sie Dich wirklich und in Wahrheit liebt!« Ach, meine theure, süße Freundin, jetzt mein Weib, also erst recht meine Geliebte, ich habe ausgehalten und geharrt, ich bin geduldig gewesen und muthig und vertrauensvoll geblieben, und siehe, der Augenblick ist gekommen, wo ich die Frucht davon genieße. Das hat allein Dein Segen vollbracht, denn er war von Gott in Dich übergeströmt und Du hast ihn nur in greifbarer Gestalt über mich ausgeschüttet.«

»Wolfgang!« erwiederte sie zärtlich und schmiegte sich immer näher an ihn, »Du hast mich ja auch gesegnet, weißt Du das nicht mehr? Ich gab Dir ja nur wieder, was Du mir gegeben, und glaubst Du, daß dieser Gedanke nicht auch mich erhoben, getröstet und beseligt hat?«

»Ich glaube es Dir – o, und ich glaube jetzt Alles mit Dir, was Du glaubst, denn was Du glaubst, ist und muß schön und eben so wahr sein, da Du selbst so schön und wahr bist und den Glauben an das Höchste und Beste in Deinem Herzen trägst.«

Sie drückte ihm die weiche Hand auf den Mund, so daß er nicht weiter sprechen konnte. Als sie sie aber endlich fortnahm, legte sie ihre Lippen an ihre Stelle und so mußte er wohl auch ferner schweigen. Aber dieses Schweigen schloß eine himmlische Seligkeit in sich ein und mit dieser Seligkeit war der Gedanke verbunden:

»Irene, die Träumerin, ist Dein; von jetzt an aber soll sie nicht mehr träumen, sondern an Deiner Brust, in Deinen Armen wachend bleiben, um das ganze irdische Glück zu fühlen, was Gott den Menschen verliehen hat, wenn er ihm einen anderen Menschen an die Seite gestellt, der ihn begreift und liebt, wie sie mich liebt und wie ich sie begreife und liebe. Großer, allmächtiger Gott, Dank sei Dir dafür aus meinem überströmenden Herzen dargebracht, denn ein größeres Glück, als ich jetzt in ihr und mit ihr besitze, kannst Du für Niemanden übrig haben. – Ich aber wünsche Allen ein ähnliches und dann – wird es viele Glückliche auf Erden geben!«